5413

AP
30
G34

Cornell University Library

BOUGHT WITH THE INCOME
FROM THE
SAGE ENDOWMENT FUND
THE GIFT OF
Henry W. Sage
1891

A.88500 31/1/96

CORNELL UNIVERSITY LIBRARY

3 1924 065 543 781

DATE DUE

OCT 12 1985 GW fine pd

GAYLORD

PRINTED IN U.S.A.

Die

Grenzboten

Zeitschrift

für

Politik, Litteratur und Kunst

54. Jahrgang

Drittes Vierteljahr

Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow
1895

A. 88500

54 (3)

Inhaltsverzeichnis

Jahrgang 1895. Drittes Vierteljahr

Politik, Volkswirtschaft, Rechtspflege. Heer- und Unterrichtswesen

Im Gedenkjahr. S. 201.
Beitrag eines deutschen Kolonisten zur Lösung der sozialen Frage. S. 249.
Der Zug nach dem Osten. S. 297.
Ist die jetzige preußische Regierung national? S. 393.
Brasilien. Von L. O. Brandt. S. 401.
Die Sozialreform und die Gemeinden. S. 540.

Zur Kenntnis der englischen Weltpolitik. 6. England in Südafrika. S. 7. — 7. Englands Stellung in Indien. S. 489.
Der Gouverneurwechsel in der Kapkolonie. S. 153.
Die Sozialdemokratie und die englischen Parlamentswahlen. Von R. Martin. S. 441.
Zum 20. September. S. 557.

Das Kapital von Karl Marx. S. 21. 126.
Der achte deutsche Handwerkertag. Von L. O. Brandt. S. 57.
Offizier-, Beamten- und Konsumvereine. S. 105.
Zum Währungskampfe. S. 585.

Ein schweizerisches Strafgesetzbuch. S. 1.
Zwei Vorrechte der Besitzenden im Rechtsverkehr. Von E. Josef. S. 505.

Allgemeine zweijährige Dienstzeit. S. 162. 207.
Englische Ausfälle gegen den deutschen Kriegsschiffbau. Von G. Wislicenus. S. 345.

Das medizinische Studium. Von E. Gystrow. S. 413.
Kirche und Schule. Von B. Hase. S. 458.
Pädagogische Universitätsseminare. S. 596.

Litteratur und Kunst

Friedrich Hebbel und Otto Ludwig. Von A. Bartels. 1. S. 32. — 2. S. 172. — 3. S. 370. — 4. S. 522.
Der ewige Jude und der Teufel in der jüngsten deutschen Poesie. S. 73.
Neue Novellen. S. 216.
Anselm von Feuerbach als politischer Schriftsteller. Von J. Gensel. S. 355.
Politische Anmerkungen zur italienischen Litteraturgeschichte. S. 546. 605.
Nicolaus Becker und sein Rheinlied. Von W. Ungewitter. S. 558.

Die kunsthistorische Gesellschaft für photographische Publikationen. Von R. Kautzsch. S. 84.
Die Genossenschaft Pan und die allermodernste Kunst. Von K. Lange. S. 179. 221.
Konrad Fiedler. Ein Lebensbild von H. Marbach. S. 268. 318.
Die große Berliner Kunstausstellung. Von A. Rosenberg. S. 428.

Verschiednes

Der deutsche Student am Ende des neunzehnten Jahrhunderts. S. 64.
Eiserne Brücken. S. 110.
Am heiligen Damm. S. 230.
Unser Irrenwesen. 2. Die Irrenpflege. S. 255.
Alte Leute. Von W. Berger. S. 278.
Die Ehre und der Zweikampf. S. 304.
Die Zunge. Eine Hundstagsbetrachtung. S. 384.
Wandlungen des Ich im Zeitenstrome. 8. Das Jahr 1870. S. 419. 463. 511.
Wie man sich verspricht. S. 473.
Im Zwischendeck. S. 572.

Erzählungen

Der erste Beste. Von O. Verbeck. 12. 13. S. 44. — 14. S. 88. — 15. 16. S. 136. — 17. S. 188. — 18. S. 237. — 19. S. 285.
Das Männle. S. 326.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Nützliche Feindschaften. S. 50. — Die Eröffnung des Nordostseekanals. S. 52. — Agrarische Erfolge. S. 99. — Rußland in Ostasien. S. 101. — Klassen und Parteien in England. S. 144. — Symbiose und Parasitismus. S. 146. — Die Zentralgenossenschaftskasse. S. 195. — Das frühere Kurhessen. S. 197. — Ein Brief Gustav Freytags aus der Kriegszeit. S. 241. — Deutsche Schriften über Ostasien. S. 243. — E. T. A. Hoffmann als Musiker. S. 290.

— Gastfreundlicher Willkomm. S. 336. — Das sozialdemokratische Agrarprogramm. S. 338. — Zur Kolonialpolitik. S. 341. — Strafkolonien oder Gefängnisse? S. 342. — Bädernachrichten. S. 344. — Ein Schritt vorwärts. S. 388. — Studirte Bediente. S. 391. — Meineidsprozesse. S. 437. — Die Zeichen des cubanischen Aufstandes. S. 479. — Cohn und Rosenberg. S. 481. — Zur Strafrechtspflege. S. 484. — Das Berliner Lutherdenkmal. S. 484. — Bebels und Liebknechts Dummheit. S. 528. — Wen trifft die Schuld? S. 531. — Russische Arbeiter. S. 533. — Solon. S. 534. — Ein neues Programm. S. 582. — Parteipolitik und unabhängige Kritik. S. 622. — Kriegserinnerungen. S. 625. — Probeweise und kommissarisch. S. 626. — Die Sedanfeier in Straßburg. S. 627.

Besprochne Bücher

(Die mit * bezeichneten Bücher sind in größern Aufsätzen behandelt worden)

*K. Marx, Das Kapital. S. 21. 126.
O. de Terra, Soziale Verkehrspolitik. S. 55.
J. Lehr und K. Frankenstein, Produktion und Konsumtion in der Volkswirtschaft. S. 56
*Th. Ziegler, Der deutsche Student. S. 64.
K. von Rohrscheidt, Satans Erlösung. S. 74.
J. Seeber, Der ewige Jude. S. 77.
M. Haushofer, Der ewige Jude. S. 77.
J. Lepsius, Ahasver, der ewige Jude. S. 77.
B. von Andrejanoff, Weltgericht. S. 81.
E. Eggert, Der letzte Prophet. S. 82.
R. Lothar, Das hohe Lied. S. 83.
G. Warnecke, Seemanns Wandbilder. S. 102.
P. Natorp, Platos Staat und die Idee der Sozialpädagogik. S. 104.
K. Fischer, Geschichte der neuern Philosophie. S. 149.
Meyers Reisebücher: Die deutschen Alpen. S. 152.
*Pan. S. 179. 221.
O. Bähr, Das frühere Kurhessen. S. 197.
Meyers Schweiz. S. 200.
K. Telmann, Trinacria. S. 217.
W. Jensen, Chiemgaunovellen. S. 218.
R. Lindau, Schweigen. S. 219.
E. Ewert, Tolle Novellen. S. 220.
M. von Brandt, Die Zukunft Ostasiens. S. 245.
M. von Brandt, Aus dem Lande des Zopfes. S. 245.
R. Jannasch, Die Erschließung Chinas. S. 245.
v. Richthofen, Der Friede von Schimonoseki. S. 246.
C. Spielmann, Der neue Mongolensturm. S. 246.
Müller, Der Krieg zwischen China und Japan. S. 247.
M. Buchner, Chinesen und Japaner. S. 247.
Unter chinesischer Flagge. S. 247.
B. Suphan, Hans Sachs. S. 248.
G. Ellinger, E. T. A. Hoffmann. S. 291.
K. Weizsäcker, Das Neue Testament. S. 292.
A. Baumgartner, Das Râmâyana. S. 294.
R. Hodermann, Geschichte des Gothaischen Hoftheaters 1775 bis 1779. S. 294.
O. Kern, Schleiermacher und die Romantik. S. 295.
G. List, Pipara, die Germanin im Cäsarenpurpur. S. 296.
P. v. Fischer, Betrachtungen eines in Deutschland reisenden Deutschen. S. 391.
*R. Meringer und K. Mayer, Versprechen und Verlesen. S. 474.
J. L. A. Koch, Das Nervenleben der Menschen. S. 486.
M. E. Backhaus, Litterarische Essais. S. 487.
A. W. Ernst, Litterarische Charakterbilder. S. 488.
H. Landwehr, Die Kirchenpolitik Friedrich Wilhelms. S. 335.
F. Kern, Kleine Schriften. S. 536.
W. Launhardt, Mark, Rubel und Rupie. S. 629.
O. Heyn, Die Erfolglosigkeit einer Hebung des Silberpreises. S. 630.
Ph. Kalkmann, Englands Übergang zur Goldwährung. S. 631.
G. Wiebe, Geschichte der Preisrevolution. S. 631.
E. Michael, Führer für Pilzfreunde. S. 631.

Ein ſchweizeriſches Strafgeſetzbuch

Wir haben im vorigen Jahre (Heft 25) den von Profeſſor Karl Stooß in Bern im Auftrage des ſchweizeriſchen Bundesrats bearbeiteten allgemeinen Teil des Entwurfs eines ſchweizeriſchen Strafgeſetzbuchs beſprochen. Inzwiſchen iſt dieſe Arbeit im Eidgenöſſiſchen Juſtizdepartement durch Sachverſtändige begutachtet und faſt in allen weſentlichen Teilen gutgeheißen worden. Im Anſchluß an unſre frühere Beſprechung ſei nur hervorgehoben, daß auf die Verwahrung rückfälliger Verbrecher nicht bloß nach wiederholten Zuchthausſtrafen, ſondern allgemein ſchon nach zehn Freiheitsſtrafen (wegen Verbrechen gegen Leib und Leben, gegen das Vermögen, gegen Treue und Glauben, gegen die geſchlechtliche Sittlichkeit und Freiheit oder wegen gemeingefährlicher Verbrechen) erkannt werden ſoll. Zur Begründung wird der Fall einer gewiſſen Anna Pfiſter herangezogen, deren Strafregiſter bis zu ihrer Unterbringung in einer Arbeitsanſtalt auf nicht weniger als 111 Freiheitsſtrafen gediehen war. Stooß bezeichnet dieſes Beiſpiel ausdrücklich als typiſch und keineswegs vereinzelt. Der allgemeine Teil iſt nun in der aus jenen Beratungen hervorgegangnen Faſſung, die in zahlreichen Einzelheiten zugleich Verbeſſerungen aufweiſt, von neuem veröffentlicht und um den Vorentwurf des geſamten beſondern Teils bereichert worden. Der Geſetzestext iſt in deutſcher und franzöſiſcher Sprache gegeben, dem Entwurf iſt wieder eine knappe Begründung beigefügt.

Auch dieſem beſondern Teile gebührt das Lob, das wir ſchon der erſten Arbeit zu zollen hatten: in Sprache und Inhalt mit den Bedürfniſſen des Volkslebens enge Fühlung zu halten. Die Einfachheit der Begriffsbeſtimmung wirkt auf den an das einheimiſche Strafgeſetz gewöhnten deutſchen Juriſten oft geradezu verblüffend. Man meint überall, es müſſe etwas fehlen. Erſt wenn man der Sache auf den Grund geht, zeigt ſich, daß die klaren, von

Stooß entworfnen, vom Ballast der Schulbegriffe befreiten Thatbestände doch alle wesentlichen Merkmale der einzelnen strafbaren Handlungen erschöpfen, während sie es dem Richter fast unmöglich machen, durch Spaltung und Züchtung jener Begriffe auf juristische Reinkulturen zu einer Gesetzesanwendung zu kommen, die dem gesunden Rechtsgefühl unverständlich bleibt. So ist nach dem Stooßschen Entwurfe des Diebstahls schuldig: wer jemand eine Sache nimmt, um sich oder einen andern damit unrechtmäßig zu bereichern. Nach der Begründung wird damit bezweckt, ausdrücklich von dem Begriffe des Diebstahls die Fälle auszuschließen, wo eine wertlose Sache entwendet wird, wo eine Sache gegen den vollen Geldwert oder gegen eine gleichwertige Sache umgetauscht wird, wo nur ein Akt der Selbsthilfe vorliegt, wo eine Sache im Interesse, aber gegen den Willen des Eigentümers verbraucht (z. B. sein Vieh besser gefüttert) wird, endlich wo eine Sache nicht der Bereicherung wegen, sondern zu einem andern Zweck entwendet wird, z. B. um dem Eigentümer einen Schabernack zu spielen, oder um die Sache zum Verdruß des Eigentümers zu zerstören.

Man vergleiche damit, daß das Reichsgericht (Entscheidungen Bd. 25, S. 172) folgenden Fall als Diebstahl bestraft hat: Der Angeklagte hatte als Steinsetzer einige Zeit bei dem Steinsetzmeister Sch. in N. gearbeitet. Aus diesem Verhältnis ergab sich für ihn bei der Lohnzahlung laut Berechnung des Arbeitgebers ein Betrag von 19 Mark 27 Pfennigen. Diesen Betrag hatte Sch. abgesondert auf dem Tische, auf dem sich noch ein Haufen ihm gehöriger Goldstücke befand, aufgezählt; er verweigerte aber, seine Hand darüber haltend, die Auszahlung mit der Aufforderung, K. möge zuvor seine Altersversorgungsquittungskarte wegen des Einklebens der Marken herbeiholen. Statt dem nachzukommen, griff K. mit den Worten: „Bist wohl dumm“ in den erwähnten Haufen mit Goldstücken, nahm davon ein Zwanzigmarkstück weg und entfernte sich damit in eine nahe Restauration, in der er bald darauf auf Antrag des Sch. polizeilich festgenommen wurde. „Auf dem Boden dieser Thatsachen,“ sagt das Reichsgericht, „konnte die Vorinstanz rechtlich bedenkenfrei dazu gelangen, alle Thatbestandsmerkmale des Diebstahls für gegeben zu erachten.“ Stooß macht die Bemerkung: „Der Kriminalist ist in dieser Frage nicht vollkommen unbefangen, weil er durch die Doktrin beeinflußt wird. Daher suchte der Verfasser bei Personen, die sich ein natürliches Rechtsgefühl bewahrt haben, zu ermitteln, ob sie diese Fälle als Diebstahl ansehen, und sie erklärten in jedem Falle ohne Besinnen [wie wohl die Mehrzahl unsrer Leser auch zu dem reichsgerichtlichen Falle erklären dürften]: Nein, das ist nicht Diebstahl.“ So hat auch der Entwurf die theoretisch sehr leicht zu ziehende, im einzelnen Falle aber manchmal fast unauffindbare Grenze zwischen Mord und Todschlag: Handeln mit oder ohne Überlegung, aufgegeben. Er kennt nur das Verbrechen der vorsätzlichen Tötung und zeichnet es im Strafmaße aus nach unten bei

leidenschaftlicher Aufwallung, nach oben bis zu lebenslänglichem Zuchthaus (die Todesstrafe ist ihm unbekannt) je nach der Niederträchtigkeit der Beweggründe, der Begehungsart oder des Zwecks der Tötung.

Es ist hier nicht der Ort, auf die einzelnen strafbaren Handlungen näher einzugehen, obwohl sie Stooß einschließlich der Strafbestimmungen gegen den Wucher, die Dynamitverbrechen, die Nahrungsmittelfälschungen, den unlautern Wettbewerb, sowie einschließlich der sogenannten Lex Heintze und der polizeilichen Übertretungen nur in 162 kurzgefaßten Artikeln (gegen 291 Paragraphen allein des deutschen Strafgesetzbuchs) behandelt. Bloß auf einzelne Vergehen, die wegen ihrer Beziehungen zum politischen Leben auch bei uns allgemeineres Interesse haben, wollen wir noch etwas näher eingehen. Da die zunehmende Verfeinerung der politischen Sitten in Deutschland auch den Zweikampf als Verkehrsform für den politischen Meinungsaustausch, wenigstens innerhalb des Kreises der berufnen Vorkämpfer für Religion, Sitte und Ordnung, mit sich zu bringen scheint, so sei vorausgeschickt, daß Stooß den Zweikampf nur mit Gefängnis (Festungsstrafe ist dem Entwurf überhaupt unbekannt) von drei Monaten bis zu fünf Jahren bedroht. Dagegen läßt er Geldstrafe von hundert bis zehntausend Franken zu, wenn sich die Kämpfenden, wie bei den sogenannten Schlägermensuren, durch geeignete Vorkehrungen gegen Lebensgefahr schützen.

Der Artikel 93 des Stooßschen Entwurfs hat den zweifelhaften Vorzug genossen, von den Verfassern der verflossenen Umsturzvorlage als Eideshelfer herangezogen zu werden. Er lautet in seinem ersten Absatz: „Wer einen Teil der Bevölkerung böswillig gegen einen andern Teil der Bevölkerung aufhetzt und damit den bürgerlichen Frieden gefährdet oder stört, wird mit Gefängnis oder Geldstrafe bis zu fünftausend Franken bestraft. Fordert der Thäter öffentlich zu Gewalt auf, so kann auf Zuchthaus bis zu fünf Jahren erkannt werden.“ Dieser Wortlaut ist in der That bedenklich. Wenn ein Bevölkerungsteil, der sich einem andern gegenüber im Staate zurückgesetzt glaubt, sagen wir der Berufsstand der Landwirte, der Handwerker, der ländlichen oder industriellen Lohnarbeiter, eine bessere Berücksichtigung seiner Interessen erreichen will, so wird sich seine „Agitation“ mit Notwendigkeit gegen andre, vermeintlich bevorzugte Bevölkerungsteile, sagen wir gegen die Industrie überhaupt, oder gegen die Großindustrie, den Großhandel, den Großgrundbesitz, die Börse, die Juden u. s. w. richten müssen. Wird diese Agitation auch nur einigermaßen leidenschaftlich geführt, und Agitation ohne Leidenschaft ist keine Agitation, so werden die davon betroffnen außerordentlich leicht geneigt sein, darin ein „böswilliges Aufhetzen“ zu erblicken und eine „Gefährdung oder Störung des bürgerlichen Friedens,“ d. h. des behaglichen Bewußtseins, daß ihnen ihre befriedigende Lage nicht streitig gemacht werden dürfe. Käme aber bei der „öffentlichen Aufforderung zur Gewalt“ eine Gesetzesauslegung hinzu,

wie sie das Reichsgericht zu § 130 unsers Strafgesetzbuchs gebilligt hat, z. B. es sei die Erregung einer naheliegenden Gefahr nicht notwendig, möge die Gefahr auch eine noch so entfernte sein (Entscheidungen Bd. 15, S. 116), der Anreiz könne auch nur für einen künftig sich darbietenden günstigen Anlaß berechnet sein (Entscheidungen Bd. 17, S. 309), oder gar: es genüge, „eine zu Gewaltthätigkeiten geneigte Stimmung hervorzurufen oder zu verstärken, die, unbestimmt wann und auf welchen Anlaß hin, früher oder später den öffentlichen Frieden unter den Bevölkerungsklassen erschüttern kann" (Urteil des 3. Strafsenats vom 7. Januar 1895), so würde nach dem Stooßschen Vorschlag ein temperamentvoller Schweizer Bürger auch bei Verfolgung sehr berechtigter Interessen sogar das Zuchthaus mit dem Ärmel streifen können. Diese Gefahr ist in einem demokratischen Staatswesen deshalb schwerlich geringer, weil die Richter, wie in der Schweiz geschieht, teils unmittelbar vom Volke, teils von den repräsentativen Körperschaften, immer aber nur auf bestimmte Zeit und nicht auf Lebenszeit gewählt werden. Denn natürlich werden sie eben deshalb aus der Mitte der jeweilig herrschenden politischen Partei hervorgehen und eben deshalb in politischen Prozessen leicht noch befangner sein als selbst büreaukratische Richter. Immerhin beruft sich Stooß nicht mit Unrecht darauf, daß die Schweiz an der Freiheit der Meinungsäußerung in Wort und Schrift festhalte, das Versammlungs- und Vereinsrecht gewährleiste und gerade deshalb nicht dulden dürfe, daß jemand diese Freiheit mißbrauche, um den öffentlichen Frieden zu gefährden und zu stören. Sein Entwurf läßt es denn auch in einem besondern Abschnitt: „Verbrechen gegen die Ausübung politischer Rechte" nicht an strengen Strafbestimmungen fehlen, die ihrem Wortlaute nach auch etwaige Übergriffe der Beamten treffen. Er bedroht ferner ganz allgemein den Beamten mit Gefängnis, der „die ihm anvertraute Gewalt wissentlich mißbraucht" (Artikel 176), und ermächtigt den Richter, einen Thäter, der sich durch ein Verbrechen des Amtes, das er bekleidet, unwürdig gemacht hat, des Amtes zu entsetzen und ihn für mindestens fünf Jahre zu einem Amte nicht wählbar zu erklären (Artikel 30). Einem Staate, der so starke Schutzwehren gegen den Mißbrauch der Amtsgewalt errichtet, darf man vielleicht das Recht zugestehen, auch mit den Maßregeln gegen den Mißbrauch der allgemeinen bürgerlichen Freiheit etwas weiter zu gehen.

Die Behandlung der „Verbrechen gegen die Ehre" ähnelt der deutschen in der Unterscheidung zwischen übler Nachrede und einfacher Beleidigung. Doch kennt Stooß an Stelle der Beleidigung nur die „Beschimpfung durch Wort und That," freilich ohne eine nähere Bestimmung ihres Begriffs zu versuchen, wie ja auch der deutsche Gesetzgeber bei der Beleidigung darauf verzichtet hat. Der Verleumder, der planmäßig darauf ausgeht, den guten Ruf einer Person zu untergraben, wird sogar mit Zuchthaus bedroht. Dagegen wird auch der Richter ermächtigt, wenn es sich um gutgläubige und nicht öffentliche Nach-

rede handelt und wenn die Nachrede förmlich als unwahr zurückgezogen wird, den Thäter ganz von Strafe zu befreien, indem er zugleich dem Verletzten über die Rücknahme der ehrenrührigen Behauptung eine Urkunde ausstellt. Auch der Entwurf läßt den Wahrheitsbeweis zu. Sind aber jemand strafbare Handlungen nachgeredet worden, und ist ein gerichtliches Verfahren ausführbar, so soll der Beweis nur durch besondres Strafurteil geführt werden dürfen, eine Bestimmung, die die Beseitigung des staatsanwaltlichen Anklagemonopols zur notwendigen Voraussetzung hat. Mit Recht ist der Wahrheitsbeweis über Vorgänge des ehelichen oder des Familienlebens ein für allemal ausgeschlossen. Trotz des gelungnen Wahrheitsbeweises bleibt der Thäter wegen Beschimpfung strafbar, wenn er „ohne begründete Veranlassung, insbesondre aus Gehässigkeit, Neid, Rachsucht, Schadenfreude gehandelt hatte." Wie man sieht, ist also die „Wahrnehmung berechtigter Interessen" für sich allein kein Schutz gegen Bestrafung, wenn die Wahrheit der übeln Nachrede nicht bewiesen werden kann.

Auch die Beschimpfung des Bundesrats oder der Regierung eines Kantons soll nur auf Antrag strafbar sein. Dieselben Organe sollen aber auch wegen Beschimpfung des Schweizervolks oder des Volks eines Kantons Strafantrag stellen können. Um nicht zur Heuchelei zu erziehen, und da es niemand verargt werden könne, wenn er die schlechte Sache mit einem richtigen und selbst einem zu scharfen Ausdrucke bezeichne, soll der Beschimpfende von Strafe befreit werden dürfen, wenn der Verletzte durch sein ungebührliches oder strafbares Verhalten zu der Beschimpfung unmittelbar Anlaß gegeben hat. Endlich weist der Entwurf geringe Thätlichkeiten, die keine Körperverletzung zur Folge haben, und bloße Scheltworte, sofern das Verhalten des Beleidigten den Thäter nicht entschuldigt, den Übertretungen zu und bedroht sie nicht härter als mit Haft bis zu acht Tagen oder Buße bis zu 1000 Franken.

Ganz ohne „groben Unfugsparagraphen" kommt leider auch Stooß nicht aus. Immerhin dürfte es schwer fallen, den Boykott, das Verteilen sozialdemokratischer Wahlflugblätter oder antisemitischer Schmähschriften oder liebloſe Preßurteile über die Trunksucht toter Referendare — dies die jüngste Maienblüte der modernen deutschen Rechtsprechung auf dem dankbaren Gebiete des groben Unfugs — unter den von Stooß vorgeschlagnen Thatbestand zu bringen. Er lautet in Artikel 196, nachdem im ersten Satze die Störung der öffentlichen Ruhe durch Lärm oder Geschrei bedroht worden ist: „Wer die Bevölkerung oder Teile derselben durch falsche Gerüchte, Alarmzeichen oder ähnliche Handlungen beunruhigt oder ängstigt, wird mit Haft (von drei Tagen bis zu drei Monaten) oder mit Buße bis 3000 Franken bestraft." Freilich verfällt Stooß an andrer Stelle (Artikel 205) in einen für einen so vorsichtigen Gesetzgeber fast unbegreiflichen Übergriff des Strafgesetzes in das Gebiet der Sitte, indem er in einer geradezu uferlosen Bestimmung mit Buße

bis zu 1000 Franken oder mit Haft bis zu einem Monat bedroht: „wer außerdem (nämlich außer durch Trunkenheit) den öffentlichen Anstand durch sittenloses oder rohes Betragen grob verletzt.“ Denkt man sich diese Strafbestimmung auf das Gebiet der politischen Tageskämpfe angewendet, dann Gnade Gott dem freien Schweizer Bürger, der vor einen prüden oder auch nur besonders feinfühligen Richter, vielleicht zugleich einem politischen Gegner gestellt wird. Wir bemerken ausdrücklich, daß diese Anstandsverletzungen mit dem geschlechtlichen Anstand nichts zu thun haben, daß vielmehr dessen öffentliche grobe Verletzung in einem besondern Artikel (112) unter Strafe gestellt ist.

Ein schöner Vorzug des Stooßschen Entwurfs ist, daß er die Gesichtspunkte, die man heute als die sozialen zu bezeichnen pflegt, auch auf dem Gebiete des Strafrechts zur Geltung bringt, den Schutz des wirtschaftlich Schwachen in Lebenslagen, in denen er sich, wie die Erfahrung lehrt, weder aus eigner Kraft noch im Verein mit seinesgleichen zu schützen vermag. Stooß bedroht den Wucher und ebenso die Ausbeutung durch Börsenspiel, neben der Verpflichtung zur Rückerstattung des zuviel Bezognen und des Spielgewinns, mit Geldstrafen bis zu 30000 und 20000 Franken oder mit Zuchthaus, den Wucher stets mindestens mit dem Zehnfachen des erlangten übermäßigen Vorteils. Von besondrer Bedeutung sind aber Artikel 65 mit folgendem Wortlaut: „Wer die körperlichen oder geistigen Kräfte einer minderjährigen oder einer Frauensperson, die ihm als Arbeiter, Lehrling, Dienstbote, Zögling oder Pflegling unterstellt ist, aus Eigennutz, Selbstsucht oder Bosheit derart überanstrengt, daß ihre Gesundheit dadurch Schaden leidet oder ernstlich gefährdet ist, wird mit Gefängnis oder Geldstrafe bis zu 10000 Franken bestraft. Wird die Gesundheit der Person zerstört, und konnte der Schuldige dies voraussehen, so ist die Strafe Zuchthaus bis zu fünf Jahren. Ist die Überanstrengung durch frevelhafte Gleichgiltigkeit verschuldet, so ist auf Geldstrafe bis zu fünftausend Franken zu erkennen,“ und Artikel 102: „Wer die Unerfahrenheit, das Vertrauen, die Not oder die Abhängigkeit eines minderjährigen Mädchens arglistig mißbraucht, um sie zur Unzucht zu verführen, wird — und zwar auch ohne Strafantrag — mit Gefängnis nicht unter einem Monat bestraft. War die Frauensperson noch nicht sechzehn Jahre alt, so ist die Strafe Gefängnis nicht unter sechs Monaten.“ Wir sind zweifelhaft, ob die Ausbeutung durch Börsenspiel eine so strenge Ahndung durch den Strafrichter, ja ob sie überhaupt strafrechtliche Ahndung fordert. Denn auch das Opfer wird fast in allen solchen Fällen der Vorwurf schnöder Gewinnsucht treffen, und Stooß spricht ihm ja bereits den zivilrechtlichen Anspruch auf Rückerstattung des Spielverlustes zu. Auch läßt sich gegen die oben wörtlich wiedergegebnen Bestimmungen einwenden, daß sie auch die Faulheit, Bosheit und Aufsässigkeit des einen oder des andern Schützlings zu begünstigen geeignet sind. Immerhin weht der Geist gerade dieser Strafbestimmungen aus einer Richtung, in der

in Deutschland leider nun schon seit vier Jahren beinahe völlige Windstille herrscht. Ja es sollte uns nicht wundern, wenn gerade diese Vorschläge den Verfasser des Entwurfs, trotz seines Artikel 93, bei den Hamburger Nachrichten oder bei dem Freiherrn von Stumm in den Geruch brächten, ein verkappter Sozialdemokrat zu sein.

Wir sind weit davon entfernt, für Deutschland schon heute einer Reform unsers Strafgesetzbuchs das Wort zu reden. Unser Strafgesetzbuch ist nicht so schlecht, daß, eine vernünftige Handhabung vorausgesetzt, eine große Nation unter ihm nicht im Schutze eines vollkommen gesicherten Rechtsfriedens und zugleich eines leidlichen Maßes von bürgerlicher Freiheit leben könnte. Ganz gewiß sind gerade die neuesten gesetzgeberischen Versuche auf strafrechtlichem Gebiete nichts weniger als einladend, schon jetzt zu einer Reform im großen Stile zu schreiten. Wenn aber einst die Zeit gekommen sein wird — und der unselige Hang der deutschen Strafrechtsprechung zu der von der Wissenschaft des Strafrechts einmütig verpönten extensiven Gesetzesauslegung wird das Herannahen dieser Zeit beschleunigen —, so wird der Schweizer Entwurf, als Ganzes betrachtet, das Verdienst behaupten, neuen und doch zugleich uralten, wahrhaft gesunden und gerechten Anschauungen auf einem so wichtigen Gebiete in mustergiltiger Weise Bahn gebrochen zu haben.

Zur Kenntnis der englischen Weltpolitik

6. England in Südafrika

Südafrika hat nicht die Größe und Selbständigkeit Australiens und Kanadas. Man kann es höchstens mit einer politischen Halbinsel vergleichen, die im Westen von deutschem und im Osten von kapholländischem Gebiet umfaßt ist. Aber diese Halbinsel ist ein kleiner Teil eines größern Ganzen, in dem sie eine durch aufgeschlossene Lage an der See, durch Ackerboden, Erzreichtum und gemäßigtes Klima ausgezeichnete Stellung einnimmt. Solange das geschichtliche Gesetz in Geltung bleibt, und tief begründet ist es, daß die Tropenländer von den Ländern der gemäßigten Zonen aus wirtschaftlich ausgebeutet, in der Kultur beeinflußt und politisch geleitet werden, wird Südafrika gegenüber dem übrigen Afrika die Stellung beanspruchen, die Nordamerika gegen Mittel- und Südamerika, allerdings unter viel günstigern Verhältnissen, und das südliche gegen

das nördliche Australien bereits behauptet. Die Art, wie sich Südafrika gleichwie im Fluge die großen Gebiete nördlich bis zum Tanganyika angeeignet hat, deutet darauf hin, daß es diese Gunst seiner Lage ganz versteht, und die Versuche, hinter Deutschostafrika herum eine Verbindung mit den Nilländern herzustellen, und die Hetzereien gegen die Buren und gegen Portugal machen bereits den Eindruck von Anläufen zu einer panafrikanischen Politik, für die freilich die geschichtlichen und völkerkundlichen Bedingungen einstweilen noch nicht so gegeben sind, wie die „Reichspolitiker" an der Themse und am Kap wünschen und zum Teil vielleicht glauben. Südafrika hat vor allem nicht eine so rein englische Geschichte wie Australien oder der ganze Westen von Kanada. Vor hundert Jahren kolonisirte hier nur Holland. Holländisch, mit eingesprengten Deutschen und Franzosen, war die Bevölkerung, die sich mit der Waffe in der Hand den Engländern widersetzte, als sie in den napoleonischen Kriegen das Kap besetzten, dessen Wert für die Besitzer Indiens schon damals so sehr außer Zweifel stand, daß sie es 1815 dem Oranier nicht zurückerstatteten, der es 1795 auf Zeit unter ihren Schutz gestellt hatte. Die Abneigung der weißen Bevölkerung gegen die Engländer erwiderten diese mit empörendem Mißbrauch der Gewalt, die sie in den Händen hatten. Sie spielten die von der Natur zum Dienen geschaffnen Hottentotten und Kaffern gegen ihre holländischen Herren aus, hoben ihre Sklaverei auf, die nur eine häusliche und mit der westindischen nicht zu vergleichen war, und bemaßen die Entschädigungen so unbillig und knüpften sie an so demütigende Bedingungen, daß viele Buren ihre Sklaven ohne weiteres freiließen und ins Innere, über die englische Sphäre hinauszogen. Das war der Anfang der Treks, die die Buren nach Natal, dem Oranjefreistaat und Transvaal, ja bis in die Gebiete der Portugiesen (Humpata im Binnenlande von Mossamedes) und in das deutsche Schutzgebiet (Grootfontein) geführt und die bunte politische Gliederung des heutigen Südafrika geschafft haben. Die Engländer trieben sie immer weiter. Sie gaben den Farbigen die Freizügigkeit, die, zu ihrem Heile, die Buren ihnen versagt hatten, und schufen dadurch ein zuchtloses, halbnomadisches Proletariat, das diesen, die einsam auf ihren Höfen wohnten, bedrohlich wurde. Selbsthilfe gegen die Belästigungen der Farbigen wurde unmöglich. In Europa wurden zu derselben Zeit die Buren als eine zurückgebliebne, eigensinnige, hartherzige Bevölkerung verschrieen. Die englische Reiselitteratur und Tagesschriftstellerei hat ihr möglichstes gethan, um diese Auffassung zu befestigen. Und wie es nirgends auf der Welt eine von Engländern aufgestellte Thorheit gegeben hat, die nicht ein dummer (wenn auch gelehrter) Deutscher nachgebetet hätte, so ist es auch hier gewesen. Unser Urteil über unsre Blutsverwandten machte sich von dem englischen Vorurteil abhängig! In England haben erst die Niederlagen, die die verachteten Buren den Engländern 1881 beibrachten, als diese von Natal aus nach dem Transvaal vor-

bringen wollten, einer richtigern Auffassung von dem Wesen dieser vortrefflichen, loyalen, freiheitsliebenden Kolonisten Bahn gebrochen. In Deutschland hat man sie leider erst zu derselben Zeit etwas näher zu beachten begonnen, und erst jetzt, wo es nach menschlichem Ermessen zu spät ist, begreift man, was sie für eine großgedachte deutsche Kolonialpolitik hätten sein können.

Der Bur spricht in seinem Namen seine Eigentümlichkeit vollständig aus. Er will der Bauer im Lande sein, unabhängig auf seiner eignen Scholle, die womöglich so groß sein soll, daß er sich mit keinem Nachbar nahe berührt, unumschränkter Herr seines Hauses und seiner Diener, nur seinem Gewissen verantwortlich, über sich niemand anerkennend als den Gott seiner Väter, an dem er mit immer gleichem, strengem Glauben hält. So ist er sich selbst genug, ein echter Aristokrat, der alles hat, was er braucht, und seine Unabhängigkeit zu verlieren fürchten würde, wenn er nach anderm strebte. Ungleich seinem niederdeutschen Vorfahren zeigte er wenig Neigung zum Handel. Man findet auffallend wenig holländische Namen unter den großen Firmen der Kapstadt oder Port Elizabeths. Den jeden Engländer unablässig treibenden Wunsch, „seine Lage zu verbessern," verachtet er. Daher auch sein Festhalten am Lande, das er vortrefflich kultivirt, ohne gern Neuerungen einzuführen. Es ist in dem, was er Vaterlandsliebe nennt, mehr als gewöhnlicher Patriotismus. Er denkt nicht daran, sein Land zu verlassen, während der Engländer Geld macht und dann abzieht.

Wer erkennt hier nicht die Charakterzüge des deutschen Bauern von der Elbe bis zu den Alpen? Leider fehlen auch nicht die Schwächen und Fehler. Ich nenne nur die in der politischen Geschichte der südafrikanischen Buren so oft wirksam gewesene Schwerfälligkeit und Kurzsichtigkeit. Wie lange hat es gedauert, bis sich die beiden auf einander angewiesenen Burenfreistaaten, der Oranjestaat und die Südafrikanische Republik, aneinanderschlossen! Wieviel bauernhaftes Mißtrauen war da zu besiegen! Erst 1889 geschah der Zusammenschluß. Der Mangel weitblickender, den Verhandlungen mit England und andern europäischen Mächten gewachsener Staatsmänner hat die Entwicklung beider Gemeinwesen gehemmt. Ein einziger unfähiger Mann wie Burgers hat der Südafrikanischen Republik innen und außen großen Schaden gebracht. Wenn wir Deutschen uns vorwerfen müssen, daß wir nicht früh genug die politische Bedeutung der Buren für unsre afrikanische Stellung erkannt haben, so dürfen wir doch auch nicht verschweigen, wie engherzig ablehnend, oft geradezu gehässig sich die Kapholländer gegen die deutschen Einwandrer verhielten, wie wenig von dort aus geschah, die Teilnahme Deutschlands zu erwecken.

Die heutige Stellung Englands zu Südafrika bietet dem Beobachter der Politik und der öffentlichen Meinung des Inselvolks viel Interessantes und Lehrreiches. Der ermattenden Teilnahme für afrikanische Dinge ist eine fast

leidenschaftliche Erregung gefolgt. Ein Eckstein soll in den Bau des südafrikanischen Reichs eingesetzt werden, das vor zehn Jahren selbst den englischen Staatsmännern zur Last war. Es giebt Leute, die behaupten, wenn Deutschland damals gewollt hätte, würde es feil gewesen sein. Ich glaube das nicht. Aber Südafrika war damals wirtschaftlich gesunken, die Einwanderung und Kapitalanlagen hatten den tiefsten Punkt erreicht, und die für England nicht ehrenvolle Lösung des Konflikts mit der Südafrikanischen Republik hatte einen Stachel hinterlassen, der übrigens heute noch ebenso festsitzt, und an den man auch denken muß, wenn man die Politik Englands in Südafrika verstehen will. In England ist Südafrika als die am schwierigsten zu regierende Kolonie bezeichnet worden, „das Grab des guten Rufs" der Staatsmänner, die sie leiten sollten, und die in der Regel in Ungnade heimgekehrt sind. Der erste Grund liegt in dem geschichtlich gewordnen Verhältnis der beiden einander in Abneigung gegenüberstehenden germanischen Stämme. Sie haben einander in einer hundertjährigen Berührung nicht verstehen lernen können. Bis vor wenigen Jahren stand eigentlich ganz Südafrika im Schatten des Vorurteils. Zu den beliebtesten Gegenständen, an denen der Globetrotter seine witzelnde Kritik übt, gehört sogar jetzt noch die Kapstadt, die ihm nicht genügend anglisirt oder vielmehr amerikanisirt ist. Es liegt zuviel Geschichte in diesen massiven, stillen, in sich gekehrten Steinhäusern aus der holländischen Zeit. Wie kann eine Stadt dieses erst zu seiner verheißenen Größe ringenden Afrikas geschichtlich sein wollen? Nur die langweilige Gleichförmigkeit und Breite der neuesten australischen Städte scheint ihm hierher zu passen. So ärgert auch den englischen Politiker der Anspruch der Kapholländer, etwas andres zu sein als der Angelsachse, der derselbe in Europa, Amerika oder Australien ist, er wird ungeduldig, er fühlt aus irgend einem nicht genauer zu bestimmenden Grunde seine Überlegenheit bedroht, ohne deren Gefühl ihm das Leben schal ist. Der Bur ist der alte Herr, der Engländer der neue. Wenn nach einem Besitzwechsel der alte Herr nicht gleich abdanken will, muß er dem neuen immer unbequem werden, zumal wenn er nicht völlig den Anschein meidet, daß er auf den Wiedereintritt in seinen Besitz hofft. Die holländische Familie hat in Südafrika durchschnittlich doppelt soviel Kinder als die englische, und der Holländer hat sich nicht bloß körperlich, sondern auch seelisch in Afrika akklimatisirt. Der Holländer, dessen Ahnen vor sechs oder acht Generationen eingewandert sind, hat das aristokratische Gefühl, das man überall in ältern Kolonien, z. B. in Neuengland oder im hugenottischen Südkarolina, noch stärker entwickelt findet als in den alten Ländern, außerdem ist fast jede ihrer Familien in ganz Südafrika verwandt, befreundet, kurz heimisch oder richtiger beheimatet. Der Engländer fühlt das mit einem gewissen Neid, und dieses Gefühl ist ihm fatal. Er ist eben nicht so daran gewöhnt wie wir. Dazu kommt nun seit dem Transvaalkriege das Gefühl der Niederlagen. Die

Namen Langs Neck, Ingogo und Majuba Hill sind nie vergessen worden. Wenn man sie auch hätte vergessen wollen, wie war es möglich, da die vorher so zurückhaltenden, fast scheuen Buren plötzlich den Kopf höher zu tragen anfingen? Die Engländer erklären die Hinnahme der drei Niederlagen ohne Versuch, die Scharte auszuwetzen, mit dem Telegramm, das Gladstone gleich nach dem Gefecht auf dem Majuba Hill an den Gouverneur des Kaps sandte: „Wir haben den Buren Unrecht gethan. Machen Sie Frieden.“ Damit enthüllen sie unwillkürlich die Hauptursache ihrer eignen Unzufriedenheit mit den Dingen in Südafrika: sie wissen, daß das Unrecht gegen die Buren nicht bloß in Transvaal begangen wurde, sondern es hat sich von der ersten Annexion an vergrößert und wird fortdauernd Unfrieden gebären. Die Buren sind, bis im Jahre 1852 im Sand River-Vertrag die Unabhängigkeit der über den Oranjefluß hinausgewanderten anerkannt wurde, schlechter als die Kaffern behandelt worden. Wie ihnen Natal und später noch das Diamantengebiet abgenommen wurden, ist empörend zu lesen. Heute wagt kein Engländer die Schlechtigkeiten zu verteidigen, die an ihnen begangen wurden. Man lese ihre Darstellung in dem südafrikanischen Kapitel von Anthony Froudes Oceana (1886), das dem eignen Volke ein förmliches Sündenregister aufrollt.

In der nichtenglischen germanischen Welt sind diese holländisch-englischen Mißverständnisse immer mit tiefer Teilnahme verfolgt worden. Man ahnte etwas bedeutenderes in den Zusammenstößen der Niederdeutschen mit den Kelto-Angelsachen. In der Zahl von höchstens 200000 Buren, die man zwischen dem Kap und dem Limpopo zählt, konnte kein Grund liegen, auch selbst dem Verlauf der Kämpfe an der Transvaalgrenze 1881 soviel Beachtung zu schenken. Aber hier messen die Vertreter der zwei größten germanischen Familien ihre Kräfte auf kolonisatorischem Gebiet. Wer möchte es für unmöglich erklären, daß sich diese Wettkämpfe in größerm Raume wiederholten? Es ist nicht bloß interessant, es ist nützlich, zu sehen, wie sich der einzige deutsche Stamm bewährt hat, der berufen wurde, an der großen Arbeit der Gewinnung der außereuropäischen Erdteile für die Kultur selbständig teilzunehmen. Er hat thatsächlich eine gesündere Politik und Wirtschaft in Südafrika gemacht als die Engländer, und nur eins, aber etwas Großes hat ihm gefehlt: der Anschluß an eine große Macht, der den Blick für die großen Aussichten und Gefahren der südafrikanischen Entfaltung geöffnet und die Einseitigkeit und den trägen Gang einer binnenländisch-bauernhaften Entwicklung nicht zugelassen hätte. Ohne Deutschlands Verfall, dessen tiefster Punkt unglücklicherweise mit dem Beginn der holländischen Kolonisation in Südafrika um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts zusammentrifft, wäre dieser Anschluß von selbst gekommen. Haben doch zahlreiche einzelne deutsche Auswanderer, Missionare, Soldaten, Gelehrte, dieses holländische Afrika ausbauen helfen. Es will uns auch heute nicht in den Sinn, die Notwendigkeit des Cecil Rhodesschen Grund-

satzes zuzugeben, daß die Zukunft des Einflusses der Holländer in Südafrika in der Englands aufgehen müsse. Wir mögen den richtigen Augenblick verpaßt haben; aber wir haben doch Fuß gefaßt in Südafrika, und aus den bloßen Sympathien, die in den ersten achtziger Jahren dem Präsidenten Krüger einen so warmen Empfang in Berlin verschafften, ist seitdem eine selbstverständliche Interessengemeinschaft geworden.

Als Besitzer von Südwestafrika, einer Kolonie, die anderthalbmal so groß als Deutschland und viel reicher an Hilfsquellen ist, als man allgemein glaubt, und die einst tausenden von deutschen Auswandrern eine Heimat bieten wird, haben auch wir Deutschen uns jeder Hemmung und Störung durch England zu versehen und müssen uns klar machen, daß jeder Schritt, den England an unsrer Grenze und in den Burenrepubliken thut, immer mit dem Hintergedanken gemacht wird, daß Südafrika englisch werden müsse. Kaum hatte neulich der Transvaalpräsident Krüger ein paar freundliche Worte über Deutschland am Geburtstag unsers Kaisers gesagt, als ein früherer Kollege von Rhodes, Herr Merriman, in einer politischen Rede in Craddock sich gemüßigt sah, zu verkünden, daß trotz aller innern Zwiste die Südafrikaner sehr bald ein einig Volk von Brüdern sein würden. „Wir können unsre Zwistigkeiten selbst ordnen. Wir haben nichts gegen die Ausländer, wenn aber Frankreich oder Deutschland die Absicht bekunden sollten, sich in unsre Händel zu mischen, so gewinnt die Sache ein andres Ansehen.“ Eine auswärtige Macht in die Zwistigkeiten der Buren und Engländer hineinziehen zu wollen, sei frevelhaft. Deutschland ist aber in Südafrika gar keine auswärtige Macht, es beherrscht dieselben Hottentotten, Buschmänner und Neger im Westen wie die Kapkolonie im Osten und ist schon durch die geographische Lage seines Gebiets zwischen englischem und portugiesischem ein natürlicher Verbündeter der Buren, die wir, trotz amtlich-ängstlicher Bedenken, gern in größerer Zahl auf unserm Boden sich ansiedeln sehen möchten.

Die Engländer behandeln mit bewußter Geringschätzung die Portugiesen in Südafrika als eine Größe, mit der man nicht zu rechnen braucht. Aber die portugiesischen Gebiete umfassen von der Delagoabai bis zur Grenze Deutsch-Ostafrikas auf einem Raum, der fast der doppelte Deutschlands ist, so bedeutende Punkte wie die Delagoabai, die Mündungen des Limpopo, Sambesi und Rovuma und gehen landeinwärts bis zum Nyassasee und keilförmig in das englische Sambesigebiet hinein. Es sind fruchtbare und zum Teil goldreiche Stufenländer mit gesunden Höhenlandschaften. Politisch sind sie das Bindeglied zwischen Deutsch-Ostafrika und den Burenstaaten, und in Deutschland erkennt man diesen Wert. Wir sind die natürlichen Freunde und Beschützer der Portugiesen wie der Buren in Süd- und Ostafrika.

Der Gegensatz zwischen den beiden germanischen Völkern in Südafrika erhält aber noch mehr Schärfe, als ihm kraft seiner Entwicklung eigen ist,

aus dem dunkeln Hintergrund einer überwältigenden Masse von Negern, Hottentotten und Mischlingen heraus, die ungefähr drei Vierteile der ganzen Bevölkerung bilden. Hier liegt die zweite Schwierigkeit der südafrikanischen Politik, die immer größer werden und diesen germanischen Bruderzwist immer weiter zurückdrängen und die weder die Politik des Schlichs noch des Faustschlags beseitigen wird. In Nordamerika und Australien ist es gelungen, die Ureinwohner und Urbesitzer des Landes sachte verschwinden zu lassen. Hinter dem allerdings immer durchsichtiger gewordnen Vorhange von menschenfreundlichen Phrasen, Missionsthätigkeit und amtlicher Aufsicht sind die Indianer, Australier, Tasmanier und Maori überall dort zurückgegangen, wo man sie nicht brauchen kann, vom Meer ins Innere, von den Ebnen in die Berge, vom fruchtbaren Land in die Wüste, oft unter blutigen Kämpfen, meist begleitet und geleitet von Verträgen, die sie in ihrer Unwissenheit abgeschlossen haben, ohne zu wissen, was darin stand. Es wäre aber dem Branntwein und der Syphilis, der Überredung und der Gewalt nicht in dem Maße gelungen, wie auf Tasmanien, wo sie ganz, oder auf der Südinsel Neuseelands, wo sie bis auf kümmerliche Reste verschwunden sind, wenn nicht in der Rasse, der diese Völker angehören — Mongolenverwandte sind sie alle —, eine innere Schwäche läge, die sie zu tausenden in Influenzaepidemien hinsterben ließ, und die sie auch seelisch herabstimmt und ihre Willens- und Widerstandskraft lähmt. Das ist der Zug von Melancholie in der Physiognomie der Rothaut, von dem seit langem geredet wird.*) Welche weltgeschichtliche Bedeutung er hat, lernt man erst in Afrika durch den Gegensatz des Negers, der nicht verschwindet, der sich unverwüstlich heiter durch Trunk, Laster und Elend hindurchschlägt, den Weißen ruhig über sich herrschen läßt und sich in allen Wechselfällen unaufhörlich weiter vermehrt. In einem neuern Bericht über das Schiregebiet zwischen dem Nyassasee und dem Sambesi wird mitgeteilt, daß sich die neu eingewanderten Neger, die sich vor den Sklavenräubern zurückgezogen hatten, unter dem britischen Schutz in wenigen Jahren verzehnfacht hätten. Man kann gegenwärtig gegen sechs Millionen Menschen in dem großen Dreieck südlich vom Sambesi annehmen, von denen nur etwa der zwölfte Teil Weiße sind. In der Kapkolonie, die die stärkste und älteste weiße Bevölkerung hat, standen 1891 377000 Weißen 848000 Neger und 301000 andre Farbige gegenüber, von der Gesamtbevölkerung der Südafrikanischen Republik, die 1890 auf 679000 geschätzt wurde, waren 18 Prozent Weiße, von der auf 208000 angegebnen des Oranjefreistaats 40 Prozent, wobei ein auffallend starkes Wachstum der Farbigen hier wie für die Kapkolonie angegeben wird. In Natal zählte man 1891 43000 Weiße, 33000 asiatische Kuli und 459000 Neger.

*) Erst dieser Tage meldeten die kanadischen Blätter den Abschluß der Zählung im kanadischen Nordwestterritorium, wo zwar durch die Einwanderung der Weißen die Bevölkerung seit 1891 um etwa 20000 gestiegen, die indianische aber zugleich um 8 Prozent zurückgegangen sei.

In neuerworbnen Gebieten endlich verschwindet die weiße Bevölkerung gar in der farbigen, wie denn im Sululande 1889 auf 139000 Neger 527 Weiße gezählt oder geschätzt wurden.

Angesichts solcher Zahlen, die durch die immer klarer erkannte starke natürliche Vermehrung der Neger erst ihre rechte Bedeutung erhalten, erscheint die englische Politik der Begünstigung der Eingebornen, die so lange gegen die Buren durchgeführt wurde, ohne aber die fast regelmäßig wiederkehrenden blutigen Kaffern-, Sulu- und Basutokriege überflüssig zu machen, in einem seltsamen Lichte. Es kommt die Zeit, wo sie aufgegeben werden muß. Diese Zeit ist um so sicherer zu erwarten, als die Mission eine viel weniger tiefgehende Besserung der Lebenslage und der Grundsätze dieser Leute herbeigeführt hat, als man einst glaubte. Die Mehrheit hängt dem alten heidnischen Aberglauben an, arbeitet ungern und trägt immer mehr zur Entstehung eines lästigen, oft schon recht frechen Proletariats bei, das mit der Zeit gefährlich werden kann. In Südafrika, wo die Weißen mitten in der überquellenden Masse der Neger wohnen, sieht man die Dinge längst anders an als in London. Dort glaubt man nicht an die Wirksamkeit so kleiner Mittelchen, wie der Anregung der Kaffern zur Arbeit durch Erleichterung der Verwandlung des Stammes- in Einzelbesitz (Gesetz der Kapkolonie von 1894 — also Rückschritt vom Kommunismus!), dort sieht man nicht die politische Gleichberechtigung in der Ferne auftauchen, sondern legt vielmehr (Wahlgesetz von Natal 1894) sogar den Indern und Chinesen Schwierigkeiten bei der Ausübung des Wahlrechts in den Weg. Man nähert sich unmerklich, gesteht aber gerade das nicht gern ein, der gesündern und im Grunde menschlichern Auffassung der Holländer, die den Farbigen die dienende Stelle unter den Weißen anwiesen, dabei aber für ihre religiöse Erziehung und Gesittung sorgten. Heute noch leugnet das Kapministerium mit Entrüstung, daß es dem Betschuanenhäuptling Khama den Branntwein aufzwinge, dessen Einfuhr er, ein alter Freund der Missionare, verboten hat. Jeder weiß aber, daß bei den niedrigen Zöllen der Kapkolonie der Branntwein ein Haupthandelsartikel im Innern ist, den auch in Khamas Land die wandernden Händler unter dem Schutze der Beamten einführen. Die Greuel des Matabelekrieges sind nach Erhebungen durch den Governor der Kapkolonie, der sie geduldet hatte, als nicht vorgekommen bezeichnet worden. Als gleich nach der Nachricht von Lobengulas Tod (Februar 1894), der neuerdings wieder angezweifelt wird, auch schon die Vorbereitungen zur Organisation des Matabelelandes getroffen wurden, die Cecil Rhodes so beeilte, daß sie praktisch ins Werk gesetzt waren, ehe sie die Zustimmung der Reichsregierung gefunden hatten, hieß es in allen Berichten, die Rechte der Eingebornen seien reichlich gesichert. Wer aber die Verhandlungen gelesen hat, die im englischen Parlament hauptsächlich auf Anregung Labouchères über die Anfänge des Matabelekrieges geführt worden sind, und über die gemeine, wortbrüchige Grausamkeit seiner

Führung, der weiß, was diese Phrasen bedeuten. Cecil Rhodes und der Administrator Jameson, gegen die sich die Anklagen gerichtet hatten, haben sich durch ihre eigne Aussage entlastet, d. h. sie haben geleugnet, was im Parlament gegen sie vorgebracht worden ist, und die öffentliche Meinung, sonst feile Dirne, jetzt Richterin, hat sie freigesprochen, d. h. man hat die unangenehmen Dinge beiseite geschoben. Auch wir brauchen nicht weiter dabei zu verweilen. Die Grenzboten haben in den Aufsätzen „Die Maske ab" (1894 II, S. 337) und „Nochmals die englische Heuchelei" (III, S. 472) die Angelegenheit eingehend besprochen. Rhodes, der neben vielen unsympathischen Eigenschaften die sympathische hat, keinen Orden anzunehmen, wurde Member of her Majesty's Privy Council, und Jameson bekam den Bathorden. Jetzt, wo die armenischen Greuel zu ganz durchsichtig politischen Zwecken von englischen Staatsmännern ausgebeutet werden, muß die Auszeichnung der Urheber der Matabelegreuel besonders betont werden.

Von welchen Grundsätzen auch die Eingebornenpolitik in Südafrika geleitet sein mag, darüber, daß die jetzige Greater-Britain-Politik mit ihrem rücksichtslosen Vordrängen dort notwendig auf einen Rassenkampf hinsteuert, kann keiner von ihren Förderern im Zweifel sein. Die traditionelle Politik freundschaftlicher Beziehungen zu den Eingebornen ist nicht vereinbar mit der Wegnahme ihres Bodens und der Einführung von Tausenden von zuchtlosen Minenarbeitern. Humanität und englische Kolonisationsmethode gehen eben nur in Worten zusammen.

Die Britisch-Südafrikanische Gesellschaft giebt als ihren Ruhmestitel an, daß sie ein Land „so groß wie Mitteleuropa" für England gewonnen habe. Für sich hat sie zugleich den Landverkauf und die Minenrechte nicht bloß in diesem Gebiet, sondern auch im nördlichen Betschuanenland (Khamaland) und in einem kleinen Teil von Nyassaland gesichert. Das entspricht einem der geflügelten Worte von Rhodes: Die Engländer sind praktisch, sie lieben die Expansion, aber in Verbindung mit dem Geschäft. Es liegt aber doch etwas bedenkliches in dieser sehr engen Verbindung von Politik und Geschäft, die den leitenden Minister einer wichtigen Kolonie zugleich zum Gründer und Vorstand einer auf Expansion und Geschäft bedachten Gesellschaft macht. Als dem Aufruf zum Matabelefeldzug auch zugleich die Versprechungen von Landanteilen beigefügt waren, empfanden altmodische Politiker diese Verbindung als recht unbehaglich. In der großen, begeisterten Generalversammlung der Britisch-Südafrikanischen Gesellschaft, die im Februar d. J. in London gehalten wurde, pries Rhodes wie ein Landagent sein Rhodesia an, dessen Boden ein Paradies für Bauern sei, noch wichtiger aber durch seine Mineralization: „Für Ihre zwei Millionen Pfund haben Sie alles Gold zwischen Mafeking und dem Tanganyika." Auf Rhodes Empfehlung ist im verflossenen März derselbe Hercules Robinson zum Gouverneur der Kapkolonie und High Com-

missioner für Südafrika ernannt worden, der 1884 das Übereinkommen mit Transvaal fertig gebracht und seitdem eine große Rolle als Teilnehmer in allen möglichen südafrikanischen Finanzgeschäften gespielt hat. Es ist die Besieglung des gegenwärtigen Zustandes, wo Rhodes mit den Geldmännern der übermächtigen De Beers Compagnie und der Britisch-Südafrikanischen Gesellschaft die innere und äußere Politik Südafrikas macht, die, wie selbst die Times gesteht, aus sicherer Entfernung etwas Großartiges hat, in der Nähe aber sehr gefährlich aussieht. Sie öffnet der Korruption alle Pforten und opfert das angeblich heiß ersehnte Wohlergehen der Eingebornen der skrupellosen Geldmacherei.

Wir wollen uns nicht verhehlen, daß auch für die beiden südafrikanischen Freistaaten darin eine große Gefahr liegt; ihre Stärke war einst die puritanische Einfachheit. Heute liefert Südafrika ein Fünftel der Goldausbeute der Erde, seine Goldgewinnung hat sich in den letzten sieben Jahren versiebenfacht. Über die Häfen der südafrikanischen Zollvereinigung wurden 1894 für 140 Millionen Mark Gold, 63 Millionen Diamanten und 63 Millionen andrer Produkte ausgeführt. Transvaal ist das goldreichste unter den jetzt bearbeiteten Gebieten. Die Minen von Witwatersrand, die noch nicht neun Jahre aufgeschlossen sind, haben bereits für eine halbe Milliarde Mark Gold geliefert. Neun Zehnteile der gegenwärtig auf 150 Millionen Mark im Jahre geschätzten südafrikanischen Goldproduktion stammen von dort. Hoffentlich wird dieser Goldsegen vor allem die wirtschaftliche Selbständigkeit der beiden Freistaaten immer mehr stärken. Es ist um so dringender zu wünschen, als auch hier das Gold schon zersetzend zu wirken und den Segen der alten Einfachheit des Kolonistenlebens zu vereiteln beginnt. Es ist nicht sehr hoffnungsvoll, daß sich der Präsident, die Vertreter und die Beamten der Republik Gehalte außer Verhältnis zu der allgemeinen wirtschaftlichen Lage und den alten Lebensgewohnheiten zugelegt haben. Die überwiegende Menge des Kapitals und der geschulten Arbeitskräfte auf den Transvaalgoldfeldern ist aber englisch.

Das englische System, durch eine große, weitschauende Verkehrspolitik die Fäden politischer Netze in aller Stille zu spinnen und zu knüpfen, ist von den Buren unter der vorsichtigen Leitung Krügers früh erkannt und bekämpft worden. Sie haben sich bis aufs äußerste gegen die Hereinführung der Linien vom Kap und besonders von Natal her gewehrt, die Transvaal dem englischen System anschließen sollten, dagegen den Bau der Delagoabahn mit allen Mitteln gefördert, da hier ein über den schmalen portugiesischen Streifen führender, dem englischen Einfluß entzogner Weg zum Meere gegeben war. Erst als diese Linie gesichert war, die durch die einst chronische, übrigens wieder echt bauernhafte Geldnot im Burenland leider sehr verzögert worden war, deren portugiesischen Anteil sie aber jetzt mit ihrem neuen Golde kaufen wollen, durften auch die Engländer ihre längst bis zur Transvaalgrenze gebaute Linie

bis Johannisburg fortsetzen, das in erstaunlich kurzer Zeit schon 1893 erreicht worden ist. Man weiß, wie lange die zähen Bemühungen Englands dauern, die Delagoabai zu gewinnen, deren Bedeutung ja auch Deutschland durch die Ausdehnung der Fahrten der subventionirten Dampfer bis dahin und die Schaffung eines Vizekonsulats in Lourenço Marquez anerkannt hat. Seitdem es aber England gelungen ist, durch die raschen Vorstöße gegen die Matabele und die Entwicklung des Sambesilandes die Südafrikanische Republik von Norden und Osten her zu umfassen und sich durch den im Mai 1891 Portugal abgezwungnen Vertrag den freien Zugang von der Küste nach Maschonaland zu sichern, hat diese schöne Bucht viel von ihrem politischen Wert verloren, und die dieses Jahr bevorstehende Eröffnung der Delagoabahn ist nicht mehr das wichtige Ereignis, das sie gewesen wäre, wenn statt der Engländer die Buren vom Limpopo an den Sambesi vorgedrungen wären, oder wenn sich Deutschland von der Südwestküste Afrikas nach dem Innern ausgebreitet hätte, ehe es England gelungen war, den breiten Streifen seines Betschuanenprotektorats zwischen Deutsche und Buren zu legen. Die finanzielle Ohnmacht Portugals wird England, wenn man es gewähren läßt, auch zum Besitzer der aus seinen binnenländischen Besitzungen am Sambesi und Nyassa zum Meere führenden Wege machen, die dadurch die schwache Souveränität Portugals in diesem wertvollen Gebiet einfach zerschneiden werden.

Der zweite Trumpf in dieser Politik, die die Herrschaft durch wirtschaftliche Mittel sachte gewinnt, ist der Zollverein. Dr. Jameson nannte in einem Vortrag in London, dem der Prinz von Wales beiwohnte, am 28. Januar 1895 das künftige Britisch-Südafrika ein Verkehrsgebiet „fast so groß wie Europa," d. h. wenn die Angliederung des Oranjefreistaats und der Südafrikanischen Republik erreicht sein werde, die er voreilig als bevorstehend bezeichnete. Für den südafrikanischen Zollverein, sagte er, ist die Kapkolonie und der Oranjefreistaat, sowie die 50000 Einwanderer vom Kap und aus England in Transvaal; gegen ihn sind entschieden die 15000 Buren (? 24000 Wehrpflichtige sind 1892 gezählt worden) der Südafrikanischen Republik, und gleichgiltig ist Natal. Nach unsrer Kenntnis ist der Oranjefreistaat nicht so sicher, nur in der Südhälfte ist er an das englische Verkehrsgebiet gebunden. Die Südafrikanische Republik aber, die im Begriff ist, sich den freien Weg zum Meere zu bahnen, den sie sich hoffentlich noch verbreitern wird, dürfte um so weniger geneigt sein, sich dieser Vereinigung anzuschließen, als diese ausgesprochen „imperialistische" Ziele verfolgt. Getreu seiner Politik, in England die Großbriten für sich zu interessiren und in Afrika mit den Sonderbestrebungen zu liebäugeln und aus beiden Quellen Macht und Einfluß zu ziehen, hat Rhodes den Plan entworfen, den Finanztarif der Kapkolonie und ihrer Neben-

*) Der Oranjefreistaat hat am 15. Juni d. J. zunächst nur beschlossen, eine vorberatende Zollkonferenz zu beschicken.

länder in freihändlerischem Sinne zu entwickeln. Es sollte der Anfang einer Bewegung sein, den Freihandel zu „einem Grundgesetz des britischen Reichs“ zu machen. Deswegen hatte er schon bei den Verhandlungen zwischen dem Reiche und der Britisch-Südafrikanischen Gesellschaft eine Klausel angeboten, daß in dem neuen Gebiet englische Waren nie einen höhern Zoll sollten zahlen müssen als in dem jetzigen südafrikanischen Zollverein. Im Kap-Parlament erklärte er das damit, es sei doch vollständig sicher, daß sich die Kolonien und Staaten südlich vom Sambesi vereinigen würden, und mit diesem Angebot habe er die Zusicherung geben wollen, daß das vereinigte Südafrika bereit sei, diese Zollvergünstigung für englische Waren für immer zu garantiren. Die Reichsregierung lehnte aber die großmütige Klausel ab. Ebenso der jetzt verstorbne kanadische Premierminister Sir John Thompson, dem Rhodes vorschlug, die Kapkolonie und Kanada sollten sich die freie Einfuhr bestimmter Artikel gegenseitig zusichern. In beiden Fällen würde ein für die internationalen Beziehungen des englischen Reichs verhängnisvoller Schritt geschehen sein, dessen Folgen englische Staatsmänner mit der äußersten Vorsicht zu erwägen haben. Der Zollabschluß der ungeheuern Gebiete des englischen Weltreichs gegen alle nichtenglischen Länder der Erde wäre nach unsrer Überzeugung der Nagel zum Sarge dieses Reiches.

Man kann nun nicht wissen, ob der Minister der Kapkolonie solche und ähnliche Pläne selbst ernsthaft nimmt. Rhodes gehört zu jenen schwer zu beurteilenden englischen Staatsmännern, die donquichotisch schillern. Es könnte sein, daß er sich so imperialistisch geberdet, bloß um Kapital und Auswanderer heranzuziehen. Seine häufigen und zur Übertreibung neigenden Reden, die Sicherheit seiner Überzeugungen, die an fixe Ideen streift in allem, was Imperialismus betrifft, besonders aber der oft wiederholte Grundsatz seiner Politik: „Freihandel mit dem Reich, mit dem Vorbehalt, gegen fremde Länder so zu handeln, wie die Umstände gebieten,“ — müssen einem englischen, aber auch einem kanadischen oder australischen Realpolitiker thöricht vorkommen. Aber Deutschland muß den Mann einstweilen ernst nehmen; er hat Einfluß, Geld und Thatkraft. Es muß aber auch nie den Maßstab vergessen, mit dem hier zu messen ist. Die weiße Bevölkerung, auf die allein diese großsprecherische Imperial Policy sich stützen kann, war 1891 etwa der des Großherzogtums Oldenburg zu vergleichen, und alle Gold- und Diamantenfunde und die amtliche und private Anpreisung des Ackerbodens von Rhodesia hatten die Zahl der englischen Auswanderer nach allen Teilen Südafrikas 1894 doch erst auf 13000, d. h. den achten Teil der nach den Vereinigten Staaten auswandernden gehoben. Bewahrheitet sich die Vorhersage, daß die Ansiedlung weißer Landbauer in Rhodesia bis etwa hundert englische Meilen an den Sambesi möglich sei, daß sich also das „afrikanische Australien“ so weit ausbreiten könne, dann hat es mit der Anfüllung dieser Gebiete mit englischen Auswanderern

gute Wege. Für Deutschland eröffnen sich, wenn es auch nur einen Teil seiner Auswanderung und seines Kapitals nach Transvaal und den Nachbargebieten leitete, um so günstigere Aussichten. Nur muß man die Angelegenheit nicht rein politisch anfassen, wie ein Teil unsrer Zeitungen geneigt ist. Die Vorderseite dieses Problems ist überhaupt wirtschaftlich, und wirtschaftlich ist es anzufassen. Warum haben unsre Landsleute die Ausbeutung der Goldlager des Transvaal fast ganz in englische Hände fallen lassen? Warum sind sie nicht in größerer Zahl schon früher eingewandert? Mit durchschnittlich 390 Auswanderern, wie sie aus Deutschland in dem Jahrzehnt 1884/93 nach Afrika gingen, kann auch die geschickteste Politik nichts anfangen. Ob nicht die beiden Regierungen, die deutsche und die der Südafrikanischen Republik etwas hätten thun können, diese Zahl zu erhöhen? Es war möglich, und es ist noch möglich. Aber wir berühren hier den wunden Punkt der Bismarckischen Kolonialpolitik, die für den notwendigen Zusammenhang der Kolonial- und Auswanderungsfrage keinen Sinn hatte, und wir können nur sagen, daß wir besseres von der nächsten Zukunft erwarten. Das Staatsvermögen der Republik, besteht aus großenteils noch unvermessenen Staatsländereien im Betrage von etwa 25 Millionen Kapmorgen. Warum kolonisirt man diesen herrlichen Raum nicht planmäßig? Früher hat man ihn deutschen Einwanderern nicht gönnen wollen, vielleicht sieht man ein, daß es keinen bessern Schutz gegen die Überschwemmung mit englischen Goldgräbern geben könnte, als eine handfeste, stammverwandte Bauernbevölkerung.

Die nächste Zukunft der Beziehungen zwischen dem Burenfreistaat und dem überwältigend groß gewordnen englischen Südafrika steht noch unter dem Einfluß der Expansion in den letzten zehn Jahren, deren Ausläufer die Swasiland- und Tongalandfrage sind. In den Verträgen von 1881 und 1884 mit der Südafrikanischen Republik hatte sich England das Schutzrecht über eine Anzahl von kleinen Häuptlingen Betschuanas westlich vom Transvaalgebiet vorbehalten. Als die Buren in diese Gebiete, sei es mit Recht oder mit Unrecht, vordrangen und in Stellaland einen vergänglichen Ableger ihrer Republik gründeten, entsandte England einen Offizier mit kleiner Truppenmacht, den General Charles Warren, der die Gebiete für England in Anspruch nahm. Das war der erste Schritt zur Ausbreitung nach Norden, dem nun, als sich Deutschland in Südwestafrika festgesetzt hatte, weitere folgten: das Protektorat über Betschuanaland und die östliche Kalahari 1885 und die Schaffung der Kronkolonie Betschuanaland südlich vom Molopofluß, 1888 das Vorrücken bis zum Sambesi, 1889 die Erteilung eines Charter an die Britische Südafrikanische Gesellschaft, die nun alles weitere übernahm und durchführte. Durch den Matabelekrieg, dessen Rechnung wie die eines andern Geschäfts mit 2,2 Millionen Mark der vierten Jahresversammlung der Britisch-Südafrikanischen Gesellschaft vorgelegt und sehr mäßig befunden wurde, ist der

englische Besitz in Südafrika so gewachsen, daß er nun auch im Norden die Burengebiete umringt und nur noch kleine Ländchen zwischen ihnen und der Küste freiläßt, von denen das eine, das Swasiland (etwa von der Größe Württembergs), den Buren durch Landerwerb ohnehin schon gehörte, als nach langen Verhandlungen die Südafrikanische Republik es jüngst übernahm. Das Übereinkommen wegen dieses Swasilandes zwischen der Südafrikanischen Republik und England enthält die oben erwähnte Klausel über Eisenbahnen, bestimmt die Gleichberechtigung der englischen und der holländischen Sprache und die Erteilung des Stimmrechts an alle Weißen des Swasilandes und verbietet die Erhebung höherer Zölle, als sie in der Südafrikanischen Republik oder im Kapzollverein erhoben werden, sowie den Verkauf geistiger Getränke an die Schwarzen. Daß sich die Leute in Pretoria zu diesen Einräumungen herbeigelassen haben, bezeichnet zur Genüge die Schwierigkeit der Lage der Burenrepubliken. Übrigens ist die Übernahme durch die Transvaalregierung durch zwei Offiziere mit kleiner Eskorte geschehen, ganz friedlich und ohne das in den englischen Blättern fast aufreizend verkündete Blutvergießen. Etwas andres ist es mit dem meisten östlich an der Küste gelegnen Tongaland, dem letzten Rest des 1887 von England annektirten Sululandes. Dies war in der ersten Jugendzeit unsrer Kolonialpolitik auch dem deutschen Reiche angeboten, aber kurzsichtig abgelehnt worden, obwohl es mindestens als Äquivalent gegen die Walfischbai und ähnliches vorübergehenden Wert hätte haben können. Vorüber! 1891 fiel durch den englisch-portugiesischen Vertrag auch dieser Küstenstrich in das englische Einflußgebiet. Aber die Buren haben sich, ebenso wie im Swasilande, dort Rechte gesichert, die 1890 von England bedingt anerkannt worden sind. Daher nun die kräftigen Proteste diesesmal auch vonseiten des lange passiv gewesenen Oranjefreistaats gegen die Annexion von Tongaland, durch dessen Gebiet der Südafrikanischen Republik drei Landstreifen in dem ersten Swasilandvertrage von 1890 zuerkannt worden waren, zwei für Eisenbahnlinien zur Küste, einer zur Schifffahrt auf dem Pongolo. Allerdings hat dieser Vertrag an die Überlassung verschiedne Bedingungen geknüpft, vorzüglich die Zollvereinigung der Südafrikanischen Republik mit den englischen Kolonien in Südafrika. An diesen Vertrag mochte Lord Salisbury denken, als er letzten Winter im Oberhause die lehrreichen Worte sprach: „Selbst die Regierung von Transvaal, so feindlich sie uns gesinnt war, findet allmählich den Druck der Thätigkeit der Engländer rings umher so stark, daß sie langsam nachgiebt, und wir zweifeln nicht, daß durch freundliche und friedliche, wenn auch unwiderstehliche Mittel Transvaal gezwungen werden wird, sich der Konföderation anzuschließen, die eigentlich schon fertig ist.“ —

Angesichts der thatsächlichen Schwierigkeiten, die das englische Weltreich umgeben, macht es den Eindruck einer krampfhaften Begeisterung, die sich selbst

Mut einspricht, wenn der große Aufschwung des Reichsgedankens in Südafrika mit den dunkeln Tagen verglichen wird, wo Little England an der Tagesordnung war. Ein Aufschwung ist nicht zu leugnen, aber doch nur hervorgebracht durch das Auftreten neuer Wettbewerber um Kolonien und durch stärkere Widerstände, wie sie sonst nicht zu überwinden waren. Mit wie wenig begnügt sich diese patriotische Begeisterung! Ein Salisbury spricht im Parlament von den glänzenden Erfolgen des leitenden Ministers der Kapkolonie, und die Times meint, kein Ereignis in der neuern Geschichte Englands habe mehr dazu beigetragen, in den Massen der Engländer the old Imperial spirit zu wecken, als die erstaunlichen Erfolge von Rhodes und Genossen in Südafrika. Auf der Internationalen Konferenz im Sommer 1894 in Ottawa, wo übrigens Natal nicht vertreten war, rief die Schilderung dieser Errungenschaften den lautesten Beifall hervor. Es herrschte eine wahrhaft begeisterte Stimmung darüber. Worüber? Es sind doch von England schon andre, größere, bessere Gebiete gewonnen worden, ohne daß soviel Lärm geschlagen wurde. Das Geheimnis liegt in der Eigentümlichkeit des südafrikanischen Problems, unauflöslich verknüpft zu sein mit der Stellung der Burenfreistaaten, Deutschlands und Portugals in Afrika und zur englischen Reichspolitik. Die dort erreichten Erfolge werden als Kraftproben angesehen, deren Wert um so höher angeschlagen wird, als sie auf einem Boden angestellt worden sind, der schwere Niederlagen der englischen Politik gesehen hat.

Nun wohlan, auch für uns ist hier Gelegenheit, Kraftproben abzulegen. Für uns bedeuten diese Burengebiete mit dem dazu gehörigen Küstenlande, ein mit Deutschland an Größe vergleichbarer Raum, sehr viel, eine letzte große Möglichkeit. Ihr Aufgehen in dem englischen Kolonialreich wäre die Verlegung des letzten Weges zu einer politisch selbständigen deutschen Ackerbaukolonie in einem Lande gemäßigten Klimas. Wird uns England diesen Weg verlegen? Wenn Deutschland Ernst zeigt, nie!

Das Kapital von Karl Marx

er Dogmatiker der deutschen Sozialdemokratie ist am 7. März 1883 gestorben. Nach seinem Tode veranstaltete sein Freund Friedrich Engels zwei neue Ausgaben des ersten Buches des „Kapitals“ und arbeitete dann nach dem undruckfertig hinterlassenen Handschriftenmaterial das zweite und dritte Buch aus; das zweite ist 1885, das dritte im vorigen Jahre erschienen. Das epochemachende Werk liegt also jetzt vollendet vor, und ein abschließendes Urteil

darüber abzugeben ist sowohl möglich, als auch Pflicht. Wir wollen uns dieser Pflicht entledigen, so gut es in dem engen Rahmen eines Zeitschriftenaufsatzes geht, indem wir zunächst die im ersten Bande entwickelten Hauptgrundlehren, dann ein paar wichtige Stellen des dritten Bandes beleuchten.

Die erste Grundlehre Marxens ist seine Theorie des Tauschwerts. Schon Smith und Ricardo hatten die Ansicht ausgesprochen, daß es die in den Waren steckende Arbeit sei, was ihnen einen größern oder geringern Tauschwert verleihe. Marx hat diese Ansicht sehr scharfsinnig durchgearbeitet und zur Grundlage des ganzen Systems gemacht. Wir stellen die Hauptsätze des ersten Kapitels, das davon handelt, zusammen. „Die Nützlichkeit eines Dinges macht es zum Gebrauchswert. Aber diese Nützlichkeit schwebt nicht in der Luft. Durch die Eigenschaften des Warenkörpers bedingt, existirt sie nicht ohne diese. . . . Der Gebrauchswert verwirklicht sich nur im Gebrauch oder der Konsumtion. Gebrauchswerte bilden den stofflichen Inhalt des Reichtums, welches immer seine gesellschaftliche Form sei. In der von uns zu betrachtenden Gesellschaftsform bilden sie zugleich die stofflichen Träger des Tauschwerts. Der Tauschwert erscheint zunächst als das quantitative Verhältnis, die Proportion, worin sich Gebrauchswerte einer Art gegen Gebrauchswerte andrer Art austauschen, ein Verhältnis, das beständig mit Zeit und Ort wechselt. . . . Nehmen wir zwei Waren, z. B. Weizen und Eisen. Welches immer ihr Austauschverhältnis sei, es ist stets darstellbar in einer Gleichung, worin ein gegebnes Quantum Weizen irgend einem Quantum Eisen gleichgesetzt wird, z. B. 1 Quarter Weizen = a Zentner Eisen. Was besagt diese Gleichung? Daß ein Gemeinsames von derselben Größe in zwei verschiednen Dingen existirt, in 1 Quarter Weizen und ebenfalls in a Zentnern Eisen. Beide sind also gleich einem dritten, das an und für sich weder das eine noch das andre ist. Jedes der beiden, soweit es Tauschwert [ist], muß also auf dieses dritte reduzirbar sein. Ein einfaches geometrisches Beispiel veranschauliche dies. Um den Flächeninhalt aller geradlinigen Figuren zu bestimmen und zu vergleichen, löst man sie in Dreiecke auf. Das Dreieck selbst reduzirt man auf einen von seiner sichtbaren Figur ganz verschiednen Ausdruck — das halbe Produkt seiner Grundlinie mit seiner Höhe. Ebenso sind die Tauschwerte zu reduziren auf ein Gemeinsames, wovon sie ein Mehr oder Minder darstellen. Das Gemeinsame kann nicht eine geometrische, physikalische, chemische oder sonstige natürliche Eigenschaft der Waren sein. Die körperlichen Eigenschaften kommen überhaupt nur in Betracht, soweit selbe sie nutzbar machen, also zu Gebrauchswerten. Andrerseits aber ist es gerade die Abstraktion von ihren Gebrauchswerten, was das Austauschverhältnis der Waren augenscheinlich charakterisirt. Innerhalb desselben gilt ein Gebrauchswert gerade so viel wie jeder andre, wenn er nur in gehöriger Proportion vorhanden ist."

„Sieht man nun vom Gebrauchswert der Warenkörper ab, so bleibt ihnen nur noch eine Eigenschaft, die von Arbeitsprodukten.“ Aber nicht die besondre Art der Arbeit kommt für den Tauschwert in Betracht, etwa daß die Ware ein Produkt der Tischlerarbeit oder der Spinnarbeit ist, sondern nur, daß überhaupt menschliche Arbeit drin steckt, „Verausgabung menschlicher Arbeitskraft ohne Rücksicht auf die Form ihrer Verausgabung. . . . Ein Gebrauchswert oder Gut hat also nur Wert, weil abstrakt menschliche Arbeit in ihm vergegenständlicht oder materialisirt ist. Wie nun die Größe seines Wertes messen? Durch das Quantum der in ihm enthaltenen wertbildenden Substanz, der Arbeit. Die Quantität der Arbeit selbst mißt sich an ihrer Zeitdauer, wie Stunde, Tag u. s. w. Es könnte demnach scheinen, daß, je fauler oder ungeschickter ein Mann [ist], desto wertvoller seine Ware [wäre], weil er desto mehr Zeit zu ihrer Verfertigung braucht. Die Arbeit jedoch, welche die Substanz der Werte bildet, ist gleiche menschliche Arbeit, Verausgabung derselben menschlichen Arbeitskraft. Die gesamte Arbeitskraft der Gesellschaft, die sich in den Werten der Warenwelt darstellt, gilt hier als eine und dieselbe menschliche Arbeitskraft, obgleich sie aus zahllosen individuellen Arbeitskräften besteht. Jede dieser individuellen Arbeitskräfte ist dieselbe menschliche Arbeitskraft wie die andre, soweit sie den Charakter einer gesellschaftlichen Durchschnittsarbeitskraft besitzt und als solche wirkt, also in der Produktion einer Ware auch nur die im Durchschnitt notwendige oder gesellschaftlich notwendige Arbeitszeit braucht. Gesellschaftlich notwendige Arbeitszeit ist Arbeitszeit, erheischt, um irgend einen Gebrauchswert mit den vorhandnen gesellschaftlich-normalen Produktionsbedingungen und dem gesellschaftlichen Durchschnittsgrad von Geschick und Intensität der Arbeit darzustellen. Nach der Einführung des Dampfwebstuhls in England z. B. genügte vielleicht halb so viel Arbeit als vorher, um ein gegebnes Quantum Garn in Gewebe zu verwandeln. Der englische Handweber brauchte zu dieser Verwandlung in der That nach wie vor dieselbe Arbeitszeit, aber das Produkt seiner individuellen Arbeitsstunde stellte jetzt nur noch eine halbe gesellschaftliche Arbeitsstunde dar und fiel daher auf die Hälfte seines frühern Wertes. . . . Ein Ding kann Gebrauchswert sein, ohne Wert zu sein. Es ist dies der Fall, wenn sein Nutzen für den Menschen nicht durch Arbeit vermittelt ist. So Luft, jungfräulicher Boden, natürliche Wiesen, wildwachsendes Holz. Ein Ding kann nützlich und Produkt menschlicher Arbeit sein, ohne Ware zu sein. Wer durch sein Produkt sein eignes Bedürfnis befriedigt, schafft zwar Gebrauchswert, aber nicht Ware. Um Ware zu produziren, muß er nicht nur Gebrauchswert produziren, sondern Gebrauchswert für andre, gesellschaftlichen Gebrauchswert. [Hierzu bemerkt Engels: nicht für andre schlechthin. Der mittelalterliche Bauer produzirte das Zinskorn für den Feudalherrn, das Zehntkorn für den Pfaffen. Aber weder Zinskorn noch Zehntkorn wurden dadurch

Ware, daß sie für andre produzirt waren. Um Ware zu werden, muß das Produkt dem andern, dem es als Gebrauchswert dient, durch den Austausch übertragen werden.] Endlich kann kein Ding Wert sein, ohne Gebrauchsgegenstand zu sein. Ist es nutzlos, so ist auch die in ihm enthaltene Arbeit nutzlos, zählt nicht als Arbeit und bildet daher keinen Wert."

Mit diesen Sätzen und allen nachfolgenden weitern Ausführungen hat freilich Marx das Rätsel des Warenwerts nicht gelöst. Rätselhaft wird diese Erscheinung immer bleiben, weil unzählige zusammenwirkende Ursachen einen unentwirrbaren Knäuel aus ihr machen. Aber einen der wichtigsten, ja den für unsre Zeit allerwichtigsten Faden hat er aus diesem Knäuel herausgewickelt und seine gesonderte Betrachtung möglich gemacht. Der Fehler seiner Theorie besteht nur darin, daß alle andern zur Preisbestimmung (Preis ist der Geldausdruck für den Warenwert) mitwirkenden Ursachen (Naturbedingungen, Geschmack, Mode, gesellschaftlicher Zwang, Staatseinrichtungen, Religion — man denke an die katholischen Kirchengeräte und Devotionalien! — kurzum die subjektiven oder psychologischen Bestimmungsgründe) beiseite geschoben werden, daß der Tauschwert als Wert schlechthin behandelt wird, während ihm doch Marx selbst den Gebrauchswert ausdrücklich voranstellt, und daß der vergebliche Versuch gemacht wird, Seltenheitswerte (wie den des Diamanten) auf die Arbeit zurückzuführen, und qualifizirte Arbeit als ein Vielfaches einfacher Art darzustellen, also die Qualität in Quantität aufzulösen. Unzulänglich, wie sie Böhm-Bawerk nennt, ist sie also, aber wir können nicht zugeben, daß die Grenznutzentheorie, die von diesem Gelehrten und vielen andern — auch im Handwörterbuch der Staatswissenschaften — vertreten wird, in höherm Grade genüge. Diese neueste Werttheorie wird folgendermaßen begründet: Wenn jemand fünf Metzen Korn hat und davon eine Metze zur notdürftigen Ernährung, eine weitere zur reichlichern Ernährung, eine dritte zur Fütterung von Nutztieren, eine vierte zum Branntweinbrennen und eine fünfte zur Fütterung von Luxustieren verwenden kann, so schätzt er seinen ganzen Vorrat nach dieser letzten, mindestwichtigen Verwendungsart. Hätte er bloß vier Metzen, so würde er keine Luxustiere halten, hätte er bloß drei, keinen Branntwein brennen u. s. w. Jede Verminderung des Vorrats erhöht den Wert. „Bei der Schätzung eines Exemplars oder einer bestimmten Teilmenge aus einer größern Gütermenge bestimmt sich der subjektive Wert der Gutseinheit nach dem Nutzen, den die letzte verfügbare Teilquantität uns gewährt oder, wie wir es kurz ausdrücken, nach dem Grenznutzen." Das ist richtig, aber doch nur ein neuer Ausdruck für die triviale Wahrheit, daß jeder seine Güter desto weniger schätzt, je mehr er davon hat. Und diese selbstverständliche Wahrheit in einer neuen Form ausgesprochen zu haben ist kein großes Verdienst, denn es trägt zur Lösung der wirtschaftlichen Fragen und Schwierigkeiten nichts bei. Wie ein isolirter Wirt je nach seinem Reichtum seine eignen

Güter schätzt, darauf kommt der Gesellschaft nichts an, sondern wie die Waren auf dem Markte geschätzt werden. Diese Schätzung hängt nun allerdings teilweise von subjektiven Erwägungen des Geschmacks, der Mode, der Standesgemäßheit ab, aber für gewisse Massengüter, z. B. die Nahrungsmittel, ist, wie auch Böhm-Bawerk hervorhebt, die Notwendigkeit der Anschaffung ein für allemal und ganz allgemein gegeben, hier hängt also bei gleichbleibender Nachfrage die Schätzung ganz allein vom Angebot, also von der Menge der verkäuflichen Waren ab, und diese wiederum hängt ab von der Menge und Produktivität der aufgewendeten Arbeit. Keine Liebe zum Idyllischen, kein Zwang der Gesetzgebung vermöchte die Spinnmaschinen durch das Spinnrad zu verdrängen und dem Garn den Wert wiederzugeben, den es haben müßte, wenn das Spinnen mit dem Rade wieder möglich werden sollte. Ebenso kann die Handweberei nur noch von Virtuosen der Hungerkunst betrieben werden, weil es unmöglich ist, den Geweben wieder einen Marktwert zu verschaffen, der dem Handweber das Satteſſen möglich machen würde. Und die vielbeklagte Billigkeit des Getreides rührt bekanntlich daher, daß große Flächen jungfräulichen Bodens unter den Pflug genommen worden sind, die weniger Arbeit erfordern als alter Kulturboden. Auch die sonstigen höhern Produktionskosten des deutschen Ackerbaues lassen sich in Arbeit auflösen. So z. B. bedarf jungfräulicher Boden keiner Düngung. Wo Düngung nötig, unmittelbar beim Acker aber Naturdünger vorhanden ist, da muß schon Arbeit angewendet werden, um ihn aufs Feld zu fahren und auszubreiten. Muß aber gar Kunstdünger oder ausländischer Dünger angewendet werden, so steckt eine Masse Fabrik-, Transport- und kaufmännischer Arbeit darin. Böhm-Bawerk schreibt im Handwörterbuch. „Insbesondre widerstreitet der Marxischen Werttheorie die zweifellose Erfahrung, daß der Tauschwert solcher Produkte, deren Erzeugung auf mehr oder weniger zeitraubenden Umwegen oder, was in andern Worten dasselbe sagt, mittels einer mehr oder weniger lange dauernden Investition von Kapital erfolgt, thatsächlich nicht im Verhältnis zu der aufgewendeten Arbeit allein steht, sondern auch und zwar sehr wesentlich durch die Rücksicht auf die Größe und Dauer der Kapitalinvestition mit beeinflußt wird.“ Allerdings gehört der Kapitalzins, ebenso wie die Grundrente, der Eingangszoll und andre Staatseinrichtungen zu den preisbildenden Mächten, die Marx vorläufig beiseite geschoben hat, um sie später in einen andern Zusammenhang mit seiner Theorie zu setzen. Man darf aber nicht unbeachtet lassen, daß die wirtschaftliche Entwicklung augenscheinlich darauf ausgeht, solche störende Einwirkungen zu überwinden und die Arbeitswerttheorie immer reiner zu verwirklichen. Die Gerber lassen die Häute nicht mehr jahrelang in der Lohe liegen, die langsame Naturbleiche weicht der Schnellbleiche, und der Häuserbau dauert kaum noch so viele Monate als früher Jahre.

Höchst merkwürdig sind die Mißverständnisse des scharfsinnigsten unter

den Kritikern der Marxischen Werttheorie, Karl Knies. Wir wollen nur zwei hervorheben. S. 121 seines vortrefflichen Buches: „Das Geld“ schreibt er: „Wer wie Marx anerkennt, daß der Gebrauchswert des wild gewachsenen Holzes, des Grases auf den natürlichen Wiesen, des jungfräulichen Bodens ohne Mitwirkung menschlicher Arbeit vorhanden ist, der darf nicht erklären, die menschliche Arbeit sei die maßgebende und ausschließliche Grundlage des Tauschwertes.“ Gerade der darf nicht bloß, sondern muß, das ist doch sonnenklar! Jene ohne Menschenarbeit gewordnen Güter haben ja gar keinen Tauschwert, und eben daraus erkennt man, daß aller Tauschwert, wenn nicht ausschließlich, so doch hauptsächlich aus der Arbeit entspringt. Unokkupirter Boden und Urwaldholz gelten keinen Pfennig. Das Urwaldholz muß sogar erst, wenigstens stellenweise, durch Feuer vernichtet werden, wenn man dem Boden und dadurch dem noch stehengebliebnen Holze Wert verschaffen will. Aus dem benachbarten Walde holt sich dann der Ansiedler Holz, soviel er braucht, ohne dafür zu bezahlen. Überläßt er einen Stamm, den er geholt hat, einem Nachbar, der vielleicht wegen andrer dringender Arbeiten keine Zeit hat, selbst Holz zu fällen und herbeizuschaffen, so läßt er sich dafür allerdings bezahlen. Aber was läßt er sich bezahlen? Seine Arbeit! Genauer: seine Arbeitszeit, z. B. drei Tagewerke, wenn er mit zwei Söhnen oder Knechten einen Tag lang gearbeitet hat. Was bezahlen wir in den wildgewachsenen Beeren, die Frauen und Kinder zu Markte bringen? Die Arbeit des Sammelns, und zwar die Arbeitsstunden. Stehen die Beeren so dicht, daß rasch ein Töpfchen voll wird, und liegt der Beerenschlag nahe am Ort, so ist die Ware natürlich billiger, als wenn jemand einen ganzen Tag braucht, um ein Tellerchen voll zu sammeln. Gartenbeeren sind teurer, weil Gärtnerarbeit, außerdem freilich auch noch Grundrente in ihnen steckt. Bekanntlich wird dieser natürliche Zusammenhang vielfach durch das Grundeigentum verdeckt. Schenkt der Staat einen vorher herrenlosen Wald einem Privatbesitzer, dann läßt sich dieser für die Erlaubnis bezahlen, die man nachsuchen muß, wenn man Holz schlagen oder Früchte sammeln will, und diese „Grundrente“ erhöht den Preis über den Arbeitslohn. Realisirt kann sie erst werden, wenn kein freies Land, kein freier Wald mehr vorhanden ist; solange es noch solchen giebt, fällt es natürlich niemand ein, einem Grundbesitzer Tribut zu zahlen. Wüchse die Produktivität der Arbeit und mit ihr die Güterfülle ins unendliche, so wäre aller Warenwert gleich Null. Dadurch würden wir aber, die Zugänglichkeit der Güter vorausgesetzt, nicht arm, sondern unendlich reich, während ein Volk dann bettelarm wäre, wenn z. B. eine anständige Wohnung für alle Volksgenossen einen so unerschwinglichen Wert hätte, wie heute für die Vagabunden. Es ist sonderbar, daß sich die Nationalökonomen so heftig gegen die Arbeitswerttheorie sträuben, da doch schon lange vor Marx alle Welt über die Entwertung der Menschenarbeit durch die Maschine klagt.

Zwei Seiten weiter heißt es bei Knies in einer Anmerkung: „In der bürgerlichen Gesellschaft herrscht die fictio juris, daß jeder Mensch als Warenverkäufer [nein! als Warenkäufer schreibt Marx S. 2. Anm. 5] eine encyklopädische Warenkenntnis besitze," so muß bemerkt werden, wie es eine viel größere Fiktion ist, daß jeder Mensch als Warenkäufer eine entsprechende Kenntnis der zur Produktion der Ware gesellschaftlich notwendigen einfachen Arbeitszeit habe." Aber wozu wäre denn diese Kenntnis nötig? Der Käufer bietet wenig, wenn der Markt überfüllt, und muß viel bieten, wenn er leer ist. Daß er heute gewöhnlich überfüllt ist, bewirkt die gesteigerte Produktivität der Arbeit. Dieses aber zu wissen, hat der Käufer so wenig nötig, wie er z. B. beim Kirschenkaufen zu wissen braucht, daß Lucullus den Kirschbaum aus Kleinasien nach Italien gebracht hat.

Machen wir uns nun die Bedeutung des von Marx aufgedeckten Zusammenhangs zwischen Tauschwert und Arbeit und des Umstandes klar, daß heute nur noch ausnahmsweise für den Gebrauch, fast allgemein für den Tausch produzirt wird, die Güter vorher Marktwaren sein müssen, ehe sie Gebrauchsgüter werden können. Nehmen wir an, die Arbeitsverfassung wäre seit den Zeiten des Odysseus dieselbe geblieben, die Technik aber so fortgeschritten, wie sie es wirklich ist; dann wären die Früchte dieses Fortschritts der Menschheit vollständig zu gute gekommen, ohne daß solche Übel wie Handelskrisen oder Nöte der Landwirtschaft oder Arbeiterelend daraus entstanden wären. Der Früchte wären nicht alle in gleichem Maße teilhaft geworden, die Herren in größerm als die Knechte, aber bis zum letzten Knechte wären sie gedrungen, und irgend welche Übelstände, wenigstens Übelstände wirtschaftlicher Art, hätten nimmermehr daraus entstehen können. Wäre Getreide und Vieh genug dagewesen, alle Gutsangehörigen ausreichend zu ernähren, und der Vorrat über das Bedürfnis hinaus gewachsen, so hätte sich ein Teil der Sklaven auf den Anbau von Wein, Obst und Gemüse verlegt, zuerst für den Herrentisch, bis auch diese feinern Erzeugnisse bei weiterer Produktivität für alle hingereicht hätten. Wäre für Wohnung und Kleidung gesorgt, aber noch gewerbliche Arbeitskraft übrig gewesen, so hätte man Geräte für die Bequemlichkeit, dann Gegenstände für den Luxus hergestellt. Hätte dann die Maschinentechnik die Produktivität noch weiter gesteigert, sodaß alle wünschenswerten Dinge in sechs täglichen Arbeitsstunden hätten angefertigt werden können, so würde eben nicht länger gearbeitet worden sein, und die Sklaven hätten den Rest des Tages mit studiren oder turnen oder spielen oder schlafen zubringen können. Von einer Mehrarbeit hätte der Herr, der ja, wie vorausgesetzt wird, mit allem wünschenswerten überreichlich versehen gewesen wäre, keinen Vorteil gehabt, und die Leute aus reiner Bosheit zu plagen, wäre eine unnatürliche Verschrobenheit, die nur ausnahmsweise vorkommen kann.

Ganz anders steht die Sache heute. Alles arbeiten nützt an und für sich

den Arbeitenden gar nichts. Der Leinwandfabrikant kann samt seinen Arbeitern verhungern, wenn ihm niemand die Leinwand abkauft. Nur der Landwirt befindet sich in einer etwas bessern und nicht ganz so närrischen Lage, aber der Landwirte werden heute im Verhältnis zu den übrigen Arbeitenden immer weniger. Und die Steigerung der Produktion gebiert mehr Verlegenheiten als Segensfrüchte. Um in den Besitz von Gebrauchsgütern zu kommen, muß jeder die Waren verkaufen, die er selbst produzirt. Das Maß der Güter aber, die er sich verschaffen kann, steigt um so höher, je weniger Tauschwert die Waren haben, die er kaufen muß, und je mehr die, die er selbst verkauft. Daraus entsteht ein Interessenkonflikt zwischen jedem einzelnen und allen übrigen, und zwar ein doppelter. Erstens haben alle Verkäufer einer bestimmten Ware, z. B. von Tuch, das Interesse, daß Tuch möglichst teuer und die Gesamtheit aller übrigen Waren möglichst billig sei. Zweitens aber hat jeder einzelne Tuchverkäufer das höchste Interesse daran, daß er sein Tuch billiger verkaufen könne als alle seine Konkurrenten. Jeder will also alle Waren mit Ausnahme seines eignen Fabrikats billig machen, d. h. die Produktivität der darauf verwendeten Arbeit steigern. Gleichzeitig aber will er seine Ware hoch im Preise halten, was nur dadurch geschehen kann, daß entweder denen, die sich darauf verlegen wollen, der Zugang gesperrt, oder der technische Fortschritt in diesem Arbeitszweige gehemmt wird. Und zu diesem Widerspruch tritt der zweite, daß jeder einzelne Fabrikant eines bestimmten Gewerbszweiges diese Hemmung des technischen Fortschritts bloß für seine Konkurrenten wünscht, während er in seiner eignen Fabrik den Fortschritt aufs höchste steigern möchte. Alle Unternehmer zusammen aber treten in feindlichen Gegensatz zu den Lohnarbeitern, weil ihr Profit in dem Grade wächst, als der Arbeitslohn kleiner wird, oder vielmehr wachsen würde, wenn nicht — und das setzt dem Unsinn die Krone auf — die Absatzstockungen eben hauptsächlich durch die Verkürzung des Arbeitslohns hervorgerufen würden. Und je höher der technische Fortschritt steigt, desto mehr verschärft sich dieser allseitige Interessengegensatz, desto erbitterter entbrennt dieser Konkurrenz- und Klassenkampf, der zur Benutzung der unedelsten Waffen zwingt, aus den ehrlichsten Menschen Betrüger, aus den sanftmütigsten gierige Wölfe, aus den gutmütigsten hartherzige „Ausbeuter“ macht. In der alten Gutswirtschaft bestand ursprünglich allerdings auch ein Interessenkonflikt, der zwischen dem Herrn und den Sklaven, indem der Herr desto mehr Güter und Bequemlichkeiten genoß, je härter die Sklaven arbeiteten und je kärger sie gehalten wurden. Allein dieser Gegensatz milderte sich mit fortschreitender Technik beständig und würde zuguterletzt, wenn der Herr ohne Beschwerung der Sklaven alles wünschenswerte gehabt und die Güterfülle für alle hingereicht hätte, weggefallen sein. Unsre auf den Warentausch gegründete Wirtschaftsordnung aber hindert die Erzeugung der notwendigen Gütermenge und erzeugt jenen Zustand, der, wie schon Carlyle sagte, als das Werk eines

bösen Zauberers erscheint, wo die Leinwandweber keine Hemden auf dem Rücken haben, weil die Fabrikanten zu viel unverkäufliche Leinwand haben.

Das ist es nun, was Marx meint, wenn er die Ware einen Fetisch nennt: ein unheimliches, unbegreifliches Wesen, das uns beherrscht, „ein vertracktes Ding voll metaphysischer Spitzfindigkeit." Ein Tisch z. B., sagt er, ist ein ganz gewöhnliches Ding. „Aber sobald er als Ware auftritt, verwandelt er sich in ein sinnliches übersinnliches Ding, steht nicht mehr mit seinen Füßen auf dem Boden, sondern stellt sich allen andern Waren gegenüber auf den Kopf und entwickelt aus seinem Holzkopf Grillen, viel wunderlicher, als wenn er aus freien Stücken zu tanzen begänne." So haben wir die Herrschaft über den Produktionsprozeß verloren. Wenn früher bei der Produktion viele Menschen von einem beherrscht wurden, so lag darin nichts verwunderliches; die Menschen sind nun einmal so, daß die einen mehr zum herrschen, die andern mehr zum dienen taugen; die Dinge blieben den Menschen unterthan: produzirt wurde, was der Herr und seine Leute brauchten, und was er anzubauen oder anzufertigen befahl. Heute werden alle Menschen von der Ware, diesem leblosen Dinge beherrscht und stehen dem Produktionsprozeß, der sie bald umherschleudert bald als unnützen Bodensatz liegen läßt, rat- und hilflos gegenüber. So erwächst aus der Erkenntnis dieses von Marx — nicht von ihm allein, aber von ihm ganz besonders klar und vollständig — aufgedeckten Zusammenhanges die Aufgabe für die heutige Gesellschaft, die verlorne Herrschaft über den Produktionsprozeß wiederzugewinnen. Nach Marx soll das durch die kommunistische Gesellschaftsordnung geschehen. Wir weisen diese Lösung ab. Wir würden den „Himmel auf Erden," wenn er hergestellt werden könnte, nicht für ein erstrebenswertes Ideal ansehen, weil wir glauben, daß der Mensch des beständigen Ringens mit Hindernissen zur Erfüllung seiner Bestimmung bedarf. Und wir erblicken die Aufgabe nur darin, der überwiegenden Mehrzahl der Menschen, zunächst unsrer Volksgenossen, durch Grundbesitz das Dasein in dem Maße zu sichern, daß sie nicht mehr ganz und gar, sondern nur noch mit einem Teile ihres Einkommens von den unberechenbaren Verwicklungen des Produktions- und Tauschprozesses abhängig wären, und daß der Zustand völliger Abhängigkeit nicht mehr wie heute allgemein wäre, sondern nur noch als persönliches Unglück vorkäme.

Die übrigen Marxischen Grundlehren können wir kurz abfertigen, weil sie schon öfter in den Grenzboten besprochen worden sind. An den Begriff des Wertes schließt sich der des Mehrwerts. Da aller Warenwert aus der Arbeit fließt, setzt der Arbeiter durch seine Arbeit den Materialien Wert zu. Fürs erste muß er, damit der Produktionsprozeß im Gange bleiben könne, so viel zusetzen, daß dadurch die Kosten seines eignen Unterhalts gedeckt werden. Das geschieht vielleicht durch sechsstündige Arbeit. Aber das genügt dem Fabrikanten nicht. Der Umstand, daß sich der Arbeiter dem Willen des Fabrikanten fügen

muß, wenn er überhaupt Arbeit haben will, setzt diesen in Stand, eine zwölfstündige Arbeitszeit zu erzwingen und sich das Produkt der zweiten sechs Stunden als Mehrwert anzueignen. Dieser Mehrwert ist nun freilich noch kein Reingewinn, denn er hat ihn mit dem Kapitalisten, der ihm Geld leiht, mit dem Kaufmann, der seine Fabrikate vertreibt, und mit dem Grundrentner zu teilen. Die Thatsachen sind unbestreitbar, aber Marx sündigt dadurch, daß er um dieser Thatsachen willen, die sich doch nun einmal nicht ändern lassen, solange die Produktionsordnung so bleibt, wie sie ist, den Unternehmer einen Ausbeuter schilt. Zwar sagt er selbst ausdrücklich, daß dieser Zustand ein ohne alle bewußte Absicht der Beteiligten gewordnes Ergebnis eines geschichtlichen Prozesses sei, aber er gießt doch bei jeder Gelegenheit grimmen gehässigen Spott über diese unglückliche Klasse der „Ausbeuter" aus. Es giebt welche, die es sind, und die verdienen Tadel. An und für sich aber sind sie es nicht, sondern geistige Mitarbeiter in dem arbeitsteiligen Produktionsprozeß, die ihren Lebensunterhalt und die Mittel zur Fortführung ihres Unternehmens auf keine andre Weise erlangen können, als daß sie ihren Arbeitern nicht das ganze Arbeitsprodukt lassen, das ja auch gar nicht einmal das ausschließliche Produkt der Thätigkeit dieser Arbeiter ist, da die Erbauer der Maschinen, deren sie sich bedienen, die Ingenieure und tausenderlei Arbeiter, die sich gar nicht alle ermitteln lassen, ihren Anteil daran haben.*)

Kapitalistisch nennt Marx diese unsre heutige Produktionsordnung. Unter Kapital aber versteht er Grundstücke, Arbeitswerkzeuge, Materialien (oder in solchen angelegtes Geld) und Arbeitslöhne, die von einem Unternehmer dazu verwendet werden, aus Arbeitern Mehrwert herauszuschlagen. In diesem Punkte nun stimmen wir Knies bei, der sich darüber in dem oben angeführten Buche ungefähr folgendermaßen ausläßt. Während für gewöhnlich bei Begriffsbestimmungen der Gegenstand, den man definiren will, feststeht, und die Meinungen höchstens darüber auseinandergehen, welche Merkmale des Gegenstandes in die Erklärung aufzunehmen seien, haben bei dem Worte Kapital die Erklärer ganz verschiedne Gegenstände im Sinn. So gut wie andre, hat nun auch Marx das Recht, unter Kapital zu verstehen, was er will, aber wenn er die Erklärungen andrer Unsinn nennt, dann haben diese andern auch das Recht, die seine Unsinn zu nennen. Wir unsrerseits nennen, abweichend von Marx, die Gesamtheit der Arbeitsmittel auch dann Kapital, wenn sie sich, wie das Grundstück des Kleinbauern, im Besitz und Eigentum des Arbeitenden befinden. Aber aus jenem von Knies richtig beschriebnen Zustande folgt die Regel, daß, wenn sich zwei über das Kapital unterhalten wollen, jeder von beiden vorher genau

*) Einseitigkeit gegen Einseitigkeit! „Der Fabrikherr allein, schreibt H. von Sybel (Die Begründung des deutschen Reichs VII, 126), ist durch seine geistige, während des ganzen Verlaufs unausgesetzte Arbeit der Schöpfer der Mehrwerte, die demnach von Rechts wegen ihm allein zufallen."

angeben muß, was er darunter versteht, weil sie sonst bei einander vorbeisprechen.

Unter Kapital versteht also Marx eigentlich nur den Kapitalbesitz des größern Unternehmers, der Lohnarbeiter beschäftigt. Der „Akkumulation" dieses Kapitals hat er die letzten Kapitel des ersten Buches gewidmet. Sie handeln hauptsächlich von der Akkumulation des englischen Kapitals und sind sehr nützlich zu lesen. Wir haben sie seinerzeit benutzt und insbesondre den Punkt hervorgehoben, daß die Pächteraustreibungen und der großartige, durch enclosures vollzogne Landraub, also die gewaltsame Trennung des gemeinen Mannes von der ihn nährenden Scholle, eine der wichtigsten Vorbedingungen für die Aufhäufung des industriellen Kapitals Englands gewesen sind. Wenn jedoch Marx erwartet, daß dieser Akkumulationsprozeß auf die Spitze getrieben werden und das gesamte Volksvermögen zuletzt in den Händen weniger zusammenfließen werde, sodaß es für die Völker ein leichtes sein werde, die Expropriateure zu expropriiren, und zwar nicht bloß in England, sondern überall, da England der Typus sei, nach dem der Entwicklungsprozeß aller Völker verlaufe, so stimmen wir ihm, wie unsre Leser wissen, darin nicht bei, ein solcher Radikalismus kommt in der Wirklichkeit nicht vor; wohl aber ist es nützlich, wenn der Theoretiker die letzten Folgerungen zieht, weil eben dadurch die Praktiker bewogen werden, ihnen vorzubeugen.

Marxens Radikalismus ist ein Erbstück Hegels. Nur hat er, wie er sich ausdrückt, die Welt, die Hegel auf den Kopf gestellt habe, wieder auf ihre Füße gestellt. „Für Hegel, schreibt er im Vorwort zur zweiten Auflage, ist der Denkprozeß, den er sogar unter dem Namen Idee in ein selbständiges Subjekt verwandelt, der Demiurg des Wirklichen, das nur seine äußere Erscheinung bildet. Bei mir ist umgekehrt das Ideelle nichts andres als das im Menschenkopf umgesetzte und übersetzte Materielle." Demnach sind alle Staatsformen Produkte und alle Religionen nichts als Spiegelbilder wirtschaftlicher Zustände. Mit dieser materialistischen Geschichtskonstruktion, die zu den von der deutschen Sozialdemokratie am eifrigsten bearbeiteten Dogmen der neuen Religion gehört, haben sich ja die Grenzboten auch schon gelegentlich auseinandergesetzt.

(Schluß folgt)

Friedrich Hebbel und Otto Ludwig

Von Adolf Bartels

1

Am 25. Februar dieſes Jahres war der dreißigſte Todestag Otto Ludwigs, am nächſten 13. Dezember vor zweiunddreißig Jahren iſt Friedrich Hebbel geſtorben — das Menſchenalter nach dem Tode der beiden großen nachklaſſiſchen deutſchen Dramatiker hat ſich vollendet, und es iſt Zeit, zu fragen, was ſie ihrem Volke inzwiſchen geworden ſind. Nicht das, was ſie ihm hätten werden ſollen, würde man auf dieſe Frage entgegnen müſſen, wenn nicht in den letzten Jahren doch zahlreiche Anzeichen hervorgetreten wären, daß die Schätzung der beiden Dichter in weitern Kreiſen Boden gewonnen hat, wenn ſich nicht gerade jetzt an manchen Orten ein lebhaftes Beſtreben zeigte, Hebbel und Ludwig zu ihrem Rechte zu verhelfen. Als die Dichter ſtarben, herrſchte in Deutſchland die Münchner Schule, die für die beiden „Kraftdramatiker“ nicht das geringſte übrig haben konnte. Dann kamen die großen politiſchen Ereigniſſe, die die Einigung Deutſchlands herbeiführten und die Litteratur ohne weiteres im öffentlichen Intereſſe zurücktreten ließen. Im neuen Reich aber erblühte nicht nur nicht, wie man gehofft hatte, eine neue große Dichtung, es wurde nicht einmal wieder gut gemacht, was das vorangehende Jahrzehnt an den bedeutendſten dramatiſchen Talenten der Zeit geſündigt hatte: das deutſche Theater fiel in die Knechtſchaft des franzöſiſchen Sittendramas und ſeiner ſeichten und aufdringlichen deutſchen Nachahmer, der Gartenlaubenroman und das Feuilleton machten ſich breit, und ſelbſt begabte und höher ſtrebende Dichter flüchteten ſich auf das Gebiet des archäologiſchen Romans und der Vagantenlyrik, die doch noch eine Art von Poeſie ermöglichten. Das Ende war flachſter Konventionalismus und immer größere Feuilletoniſtenkeckheit, gegen die ſich dann die „Revolution“ des Naturalismus erhob. Sie zog ihre Kraft aus dem Auslande, wurde trotz aller Programme plan- und ziellos unternommen und war reich an Brutalitäten und Dummheiten. Aber als einige wirkliche Talente auftauchten, neigte ſich der Sieg auf die Seite der Jungen. Und heute fängt man an zu erkennen, daß, was man unreif und unklar erſtrebte, zum

großen Teil schon früher in der deutschen Litteratur vorhanden war, und daß ein vernünftiges Anknüpfen an das Vorhandne nicht nur den größten Teil des Kampfes, sondern auch die zeitweilig vollständige Abhängigkeit vom Auslande überflüssig gemacht hätte. Wo sind Ibsens „Maria Magdalene“ und „Erbförster,“ wo ist Zolas „Zwischen Himmel und Erde“? Gewiß, stofflich neu, sehr reich und mannichfaltig sind die modernen Franzosen, Norweger und Russen, und auch von ihrer Behandlung der Stoffe kann man wohl lernen, aber was ihre Dichtung, soweit sie diesen Namen verdient, berechtigtes, fruchtbares Neues bringt, in seinem besten Teil hatten wir das schon früher, und wir hatten es als wahre Kunst. Das beginnt man neuerdings auch allgemeiner einzusehen, es werden Stimmen laut, die das Wiederaufnehmen der Wege, die die einsamern Dichter vor 1870 gingen, empfehlen, die vor allem die Eroberung Hebbels und Ludwigs für die deutsche Bühne verlangen.

Friedrich Hebbel und Otto Ludwig, der Dithmarse und der Thüringer, zwei Dichtergestalten, die die gewöhnliche litteraturgeschichtliche Klassifizirung ohne weiteres zusammenstellt, die aber ganz gewiß bei aller Ähnlichkeit in Lebens- und Dichterschicksalen homines sui generis und von einander in der Hauptsache völlig unabhängig sind — es dürfte sich lohnen, sie einmal genauer mit einander zu vergleichen, ja Ähnlichkeit und Unähnlichkeit fordern sogar zu einer Vergleichung auf, die von der sonst bei Vergleichungen häufigen Willkür weit entfernt bliebe. Das Material ist gegenwärtig vorhanden; denn nachdem bereits im Jahre 1878 die umfangreiche Biographie Hebbels von Emil Kuh erschienen und in den letzten Jahren seine Tagebücher und sein Briefwechsel herausgegeben worden waren, ist im Jahre 1891 auch eine Biographie Otto Ludwigs von Adolf Stern herausgekommen, die, obwohl nicht so ausführlich wie Kuhs Werk, doch der Eigenart dieses Dichterlebens voll entspricht und namentlich in der Darstellung der Entwicklungsgeschichte Ludwigs als mustergiltig angesehen werden kann, und gleichzeitig hat die erste Ausgabe der gesammelten Schriften Otto Ludwigs durch Adolf Stern und Erich Schmidt mit ihrer Mitteilung noch unbekannter Dramen, dramatischer Fragmente, Novellen und Gedichte des Dichters, sowie der Shakespearestudien in erweiterter Form auch den Blick in die Dichterwerkstatt des Thüringer Dramatikers vollständig eröffnet. Eine Vergleichung Hebbels und Ludwigs, der Menschen und der Dichter, muß aber, abgesehen von den übereinstimmenden Charakterzügen und Zeitumständen, darum besonders fruchtbar sein, weil beide es vielleicht am entschlossensten von allen deutschen Dichtern mit einem reinen Dichterleben gewagt, ihre ganze Kraft auf das Hervorbringen wahrhaft dichterischer Werke gesammelt und mehr als die meisten deutschen Dichter, Goethe und Schiller ausgenommen, über ihre Kunst bis ins einzelste hinein nachgedacht haben. Es wäre also nicht ausgeschlossen, daß sich bei einer tief eingehenden Vergleichung der beiden allerlei für die „psychologische“ Ästhetik ergäbe, die

aus dem Wesen und der Art des Schaffens der Dichter die Maßstäbe für die Beurteilung des Kunstwerks und zugleich Licht über die Kunst selbst zu gewinnen sucht; nur gehörte zu einer solchen ein Buch, und darum werden wir uns hier doch mit einer Vergleichung in großen Zügen begnügen müssen.

Zunächst wären da die beiden Dichter nach Heimat und Abstammung zu betrachten. Rein germanischer Rasse sind sie beide, aber sie gehören verschiednen deutschen Stämmen an: Hebbel ist Niedersachse, Otto Ludwig Thüringer. Man kann sich kaum einen größern Gegensatz denken als beider Heimat, die dithmarsische Marsch und des Thüringer Waldland: die Marsch völlig eben, ohne fließendes Wasser, baumlos, nur die meist langgestreckten Ortschaften von ziemlich dichten Baumpflanzungen durchsetzt, im Herbste den wilden Weststürmen, im Winter den scharfen Ostwinden preisgegeben, dafür freilich in dem hier spät erscheinenden Frühling ein weites grünes Meer, im Sommer ein goldnes Kornfeld, das reich belebte Weiden unterbrechen, nicht ferne, hinter dem mächtigen Deich die Nordsee, das „graue" Meer, mit ihrem hier fast stets ganz einsamen Strande; Thüringen, die anmutigste deutsche Waldlandschaft, sanft gerundete Bergkuppen, schöne Thäler, von rauschenden Flüssen und murmelnden Bächen durchströmt, zahlreiche lebhafte kleine Städte, meist nicht ohne geschichtliche Erinnerungen, wie die dicht zusammengebauten Dörfer von reichen Obstpflanzungen in hübschen Berggärten umgeben — wahrlich, selbst eine Alpenlandschaft steht nicht in so vollem Gegensatze zur Marsch, denn die hat doch stellenweise wieder die grandiose Öde wie diese, und nicht mit Unrecht bringt man die ästhetischen Eindrücke der Riesenberge und des Meeres zusammen. Wie es sich von selbst versteht, haben beide Dichter aus ihrer Heimat das landschaftliche Auge mitgebracht: Otto Ludwig fand die Umgebung Leipzigs, die doch nicht ohne intimere Reize ist, abscheulich, und Hebbel schrieb als Heidelberger Student in sein Tagebuch: „Im allgemeinen ist die Heidelberger Gegend, dem letzten Punkte des Begriffs nach, trist, wenigstens für mich; denn statt der himmelanstrebenden Berge, die früher die Phantasie auftürmte, drängte sie mir Zwerge entgegen. Eine Ebne, selbst die dithmarsische, hat etwas unendliches." Der Ausspruch ist auch für den Menschen und Dichter im ganzen charakteristisch, aber zunächst muß er doch auf sein Verhältnis zur Heimat bezogen werden. Ich gehe nicht soweit, zu behaupten, daß der Einfluß der heimischen Landschaft, den Hebbel zweiundzwanzig Jahre, Ludwig dreißig Jahre auf sich wirken lassen mußte, den Dichtercharakter der beiden wesentlich bestimmt habe, aber das unterliegt für mich keinem Zweifel, daß das Großartige und Herbe in Hebbel, das Warme, Innige und Frische in Ludwig in einem Zusammenhang mit der Natur ihrer Heimat steht. Zum großen Teil haben sie die genannten Eigenschaften freilich nicht unmittelbar, durch empfangne Eindrücke, sondern eben als Erben ihres Volkstums erhalten, auf das die Natur der Heimat seit Jahrhunderten eingewirkt hatte.

Doch erklärt man bekanntlich eine Rasse auch wieder keineswegs vollständig durch die Einwirkungen der Naturumgebung, wie sie denn auch dann noch nicht völlig in ihrem Wesen verständlich ist, wenn man ihre Geschichte hinzuzieht; es bleibt ein dunkler Rest, den man wohl mit den Worten „das Geheimnis des Blutes“ umschreibt. Aber Natur und Geschichte sind doch wichtige Faktoren, die nicht bloß bei dem ganzen Volksstamm, sondern auch bei dem Einzelnen zur Erklärung seiner Art dienen können und müssen. Hebbel darf nun nicht einfach als Niedersachse aufgefaßt werden, er ist Dithmarse, und das bedeutet beinahe soviel wie ein potenzirter Niedersachse. Man hat die Dithmarsen, die Bewohner des Landstrichs an der Nordsee zwischen Elbe- und Eidermündung, westlich von dem eben fertig gewordnen Nordostseekanal, früher vielfach für Friesen gehalten, aber das war falsch; die Dithmarsen sind einer der drei nordalbingischen Sachsenstämme, und was sich von Friesen im Lande findet, ist später eingewandert, auch hauptsächlich nur in die Marsch. Meldorf aber, woher Friedrich Hebbels Vater stammte, und wo die Familie Hebbel in kleinen Verhältnissen heute noch fortlebt, liegt auf einer Geesthalbinsel, war lange vor der Frieseneinwandrung Hauptort des Landes und hängt noch heute mehr mit der Geest als mit der Marsch zusammen; auch weist der Dichter wie seine Familie den sächsischen Typus auf. Schleswig-Holstein bildet jedoch auch ethnographisch augenscheinlich den Übergang Deutschlands zum skandinavischen Norden, seine Volksstämme haben unzweifelhaft schon allerlei Nordisches in ihrem Wesen (was einem nicht entgeht, wenn man z. B. Storms Novellen mit dänischen und norwegischen Dichtungen vergleicht), und besonders bei den Dithmarsen hängt das eng mit dem Altgermanischen, von Urzeiten her im Stamme bewahrten zusammen. Hier ist die christlich-mittelalterliche Kultur später und unvollständiger eingedrungen als anderswo in Deutschland, hat die Herrschaft der Hierarchie und des Lehnswesens nie zu begründen, Seeraub, Blutrache, Eideshilfe und andre barbarische Sitten und Gewohnheiten bis zum Anbruch der neuen Zeit nicht auszurotten vermocht. Fest auf alter, in zahllosen Kämpfen mit habgierigen Feinden und dem grimmen Meer gewonnener und bewahrter Volksfreiheit und -tüchtigkeit begründet, hat die Bauernrepublik der Dithmarsen bis über die Reformationszeit hinaus bestanden, große Siegestage gesehen und ist dann ruhmvoll untergegangen. Erst seitdem ist Dithmarsen ganz allmählich in den Kreis der allgemeinen deutschen Kultur eingetreten und noch bis in die Mitte unsers Jahrhunderts ein verlorner Winkel deutschen Landes gewesen, wie man das aus Klaus Groths wenig bekannter, aber sehr schätzenswerter plattdeutscher Prosa deutlich ersehen kann. Aber der Volkseigenart und Volkskraft ist das zu gute gekommen, und den oft hochfahrenden, aber nicht unbegründeten Stolz und den Trotz der Dithmarsen, ihre nordische Phantasie, ihren Ernst und ihre Strenge, ihre Schwerfälligkeit und ihre Neigung zur Grübelei wie ihre jäh ausbrechende Leiden-

schaft hat ihr größter Dichter mitbekommen, Hebbel, wie ihre gut niedersächsische Schlichtheit, Innigkeit, Gemütlichkeit, ihren Humor und ihren Sinn für die enge Wirklichkeit, das Kleinleben, ihr zweiter, Klaus Groth. Jedes dithmarsische Nest weist übrigens, nebenbei bemerkt, seine „Berühmtheit" auf, ein Beweis für die Tüchtigkeit des Volksstammes: hat Heide, die jetzige Hauptstadt, Klaus Groth, so hat Meldorf den Hainbunddichter Boie und halb und halb Barthold Georg Niebuhr, der hier zwar nicht geboren, aber doch groß wurde, Wesselburen Hebbel, Lunden den Satiriker Rachel aus Opitzens Schule und Marne den Theologen Klaus Harms und den Germanisten Müllenhoff. Alle diese Städtchen liegen durchweg nur zwei Meilen von einander.

Verhältnismäßig glücklicher angelegt als der niedersächsische ist der thüringische Volksstamm. Er ist unbedingt viel lebenslustiger und liebenswürdiger, seine Phantasie ist beweglicher, farbenreicher, naturfrischer und -freudiger, sein Gemüt von Haus aus poetischer gestimmt, dabei ist die Heimatsliebe nicht weniger tief und innig. Das alte Holsatia (Frisia) non cantat paßt zwar gerade auf Dithmarsen nicht, denn es hatte zur Zeit seiner Freiheit eine Fülle eigner, meist historischer Volkslieder, aber die Musik- und Gesangliebe der Thüringer und ihre Anlage für diese Künste findet bekanntlich in Deutschland nicht ihresgleichen. Thüringen hatte auch stets im Mittelpunkte deutscher Kultur gelegen, seine Geschichte ist für bestimmte Perioden, vor allem für das Reformationszeitalter, geradezu die deutsche Geschichte, und wenn auch sein Volkstum in den Zeiten der Kleinstaaterei vielfach unter schwerem Druck gelitten hatte, es hatte doch an geistiger Beweglichkeit gewonnen und sich, wie Stern treffend hervorhebt, eine gewisse Anspruchslosigkeit angewöhnt, die die Lebenslust hin und wieder nur um so fröhlicher hervorbrechen ließ. Doch fehlt bei aller Liebenswürdigkeit dem thüringischen Volksstamm keineswegs der männliche Ernst, wenn er auch selten die herbe nordische Form annimmt, und ebenso wenig die Tiefe. Neben der höfischen und städtischen Kultur blieb in dem Lande eben auch immer ein großes Stück ungebrochner Waldnatur bestehen. Otto Ludwig gehörte, wie Johann Sebastian Bach, zu den durchaus ernsten und tiefen thüringischen Naturen, doch hatte er einem Hebbel gegenüber eine Reihe menschlich-liebenswürdiger Eigenschaften, die seine Persönlichkeit wie seine Werke jedem, der nicht bis zum Tiefsten dringt, sympathischer machen, als die des Dithmarsen.

Auch der Familienabstammung wie den Jugendschicksalen nach steht Ludwig in mancher Beziehung glücklicher da als Hebbel. Zwar muß man wohl annehmen, daß Ludwig sein Nervenleiden, das ihn schon früh plagte, ihn während seines ganzen Lebens nicht verließ und verhältnismäßig früh ins Grab zog, von seinen Eltern ererbt hatte, während die Eltern Hebbels, soviel man weiß, gesunde Menschen waren und ihr früher Tod wohl eher auf aufreibende Arbeit und Sorge, als auf angeborne schwächliche Körperbeschaffenheit zurückzuführen

ist. (Dafür spricht auch das hohe Alter, das Hebbels jüngerer, 1889 gestorbener Bruder erreichte, obwohl er dem Schnaps nicht abgeneigt war.) Aber Ludwig war ein Patrizierſohn, Hebbel ein Proletarierkind. Von väterlicher und mütterlicher Seite entstammte Otto Ludwig (geboren am 12. Februar 1813) angesehenen Familien, sein Vater war Syndikus der damals hildburghausischen, später meiningischen Stadt Eisfeld, seine Mutter eine Tochter der ersten Kaufmannsfamilie der Stadt; Hebbels (geboren am 18. März 1813) Vater war ein tagelöhnender Maurer, der nur wenige Jahre ein eignes Häuschen besaß, dann aber sein Leben in einer der traurigen kleinstädtischen Mietwohnungen jener Zeit verbringen mußte, die meist nur aus einem niedrigen Zimmer mit zwei „eingemachten“ Bettstellen (Alkoven) und einer Küche bestanden, die zugleich Vorflur war, und aus der der Torfdunst kaum wich. Man findet sie einzeln wohl noch jetzt. Dagegen halte man die Umgebung, in der Otto Ludwig aufwuchs: das stattliche Vaterhaus, den großen Berggarten mit dem prächtigen Gartenhause, das der Lieblingsaufenthalt des jungen Dichters wurde, später das Haus des als reich geltenden Oheims, des Kaufmanns Otto! Zwar an Sorge fehlte es auch in dem Hause des Syndikus nicht: der Vater wurde ungerecht angeklagt und verlor einen großen Teil seines Vermögens, er wie seine Frau war kränklich, und als der Vater starb, war Otto erst zwölf Jahre alt, aber schon soweit gereift, daß er dem Teuern lange vorher die Todesgedanken vom Gesicht hatte ablesen können. Aber was will das alles gegen die Jugend Hebbels besagen, der gelegentlich kein Hemd auf dem Leibe hatte und in der Hauptsache mit Kaffee und Brot großgezogen, auch von seinem Vater nicht geliebt wurde, jedes Jahr fürchten mußte, zum Bauer in den Dienst gejagt zu werden, und dann zum Maurerhandwerk gezwungen werden sollte, der außerdem auch die Stellung des Armen in der Kleinstadt früh auszukosten hatte und, da er eben eine feinorganisirte Natur war, viel mehr darunter litt als andre? Als Hebbels Vater starb, konnte der damals vierzehnjährige Sohn gewissermaßen aufatmen, so sehr ihn auch der Tod ergriff, so trübselig die Lage im elterlichen Hause war, da man den Sarg des Ernährers mit den vorhandnen Winterkartoffeln bezahlen mußte. Not hat Otto Ludwig in seiner Jugend nie kennen gelernt, Hebbel hat stets unter ihrem Bann gestanden, noch weit über seine Jugend hinaus. Er war freilich der Lieblingssohn seiner Mutter, aber was konnte die arme Frau mehr für ihn thun, als ihn vor dem Schlimmsten, eben dem Bauerndienst, bewahren, der ihn sicher umgebracht hätte? Otto Ludwig ist stets von ängstlicher, vielleicht zu ängstlicher Sorgfalt umgeben gewesen. Eine glückliche Kindheit haben sie freilich beide nicht gehabt; schon früh sind schmerzliche Erfahrungen an sie herangetreten, und sie haben von ihnen ihrer Natur nach nur zu starke Eindrücke empfangen.

Die kleinstädtische Umgebung, in der Hebbel und Ludwig groß wurden,

weist trotz aller Verschiedenheit der Gegend und des Volksstammes doch wieder manches Übereinstimmende auf. Wesselburen, der dithmarsische Marktflecken, ist zwar etwas kleiner und ländlicher als die thüringische Stadt, aber er hat doch, da er in reicher Gegend liegt und der Verkehrsmittelpunkt von etwa zehn Dörfern ist, ein verhältnismäßig reiches und volkstümliches Leben. Zu Hebbels Zeit waren auch noch die geschichtlichen Erinnerungen lebendig im dithmarsischen Volke, und in gewisser Beziehung bot dem jungen Hebbel der „Nationalstolz" Ersatz für das Standesgefühl, das Ludwig haben konnte. Naturfreuden gewährte die Marsch natürlich weniger als das Thüringer Land, doch hat Hebbel sein Leben lang die Erinnerung an das Gärtchen beim väterlichen Hause, in dem er während seiner frühesten Kinderjahre spielen durfte, treu bewahrt (seinem Birnbaum und seiner morschen Ziehbrunnenumwandung auch in der „Maria Magdalene" einen Platz geschenkt), sodaß ein bescheidnes Gegenstück zu der grünen Herrlichkeit des Ludwigschen Gartens in Hebbels Leben vorhanden ist. Seltene Wanderungen an den Nordseestrand, der etwa eine Stunde von Wesselburen entfernt ist, und natürlich viel knabenhaftes Herumtreiben in der nähern Umgebung des Ortes, die nichts bemerkenswertes bietet — damit sind die Hebbelschen Naturfreuden erschöpft. Man findet denn auch in Hebbels Dichtung nicht allzu viel der Natur oder gar einer bestimmten Natur entnommne Züge, nicht den starken Erdgeruch, der der Mehrzahl von Otto Ludwigs Erzählungen und seinem bürgerlichen Drama anhaftet, dafür aber wieder vielfach sehr treu die Luft der Kleinstadt, so in der „Maria Magdalene" und im „Schnock," auch das Spezifisch-Hamburgische in „Mutter und Kind" nicht übel getroffen — Hamburg ist eben die natürliche Hauptstadt all der Länder an der Unterelbe. Immerhin konnte das kleine Wesselburen für die Entwicklung eines Dichters manches bieten, nur eine bessere Lehranstalt hätte es noch haben müssen; es gab dort aber nur eine zweiklassige Volksschule (Elementar- und „Rektor"klasse), die bei der großen Mehrzahl ihrer Schüler auf die Erziehung zu leidlich vollständiger Beherrschung des Hochdeutschen verzichten mußte. Der damalige Rektor, ein seminaristisch gebildeter Lehrer, hat sich um Hebbel, seinen besten Schüler, sehr verdient gemacht, konnte aber doch nicht mehr geben, als er selbst hatte, und das war nicht allzu viel. Nun hätten die Pastoren des Ortes einspringen sollen; die Herren haben auch Hebbels ungewöhnliche Begabung gekannt, sich aber nicht bewogen gefühlt, etwas für ihn zu thun, obwohl es ihnen nicht schwer gewesen wäre, den Knaben für eine der höhern Klassen des Gymnasiums vorzubereiten und später in Meldorf, wo sich Dithmarsens alte Gelehrtenschule befindet, unterzubringen. So geriet Hebbel in die Schreiberlaufbahn hinein, wie damals die meisten begabten Jungen aus dem Volke, und mußte das zunächst noch als Glück ansehen. Otto Ludwig war unendlich viel besser daran, hatte zunächst gebildete Eltern, bis zum elften Jahre einen Privatlehrer, kam dann auf die Eisfelder

Stadtschule, eine Lateinschule niedern Ranges, wie es scheint, und genoß dabei einen vorzüglichen Musikunterricht, dem er, da seine Neigungen nach der Richtung der Musik gingen, sich warm hingeben konnte, während Hebbel auf dazu noch heimlich zu haltende Lektüre angewiesen war. Und nicht einmal Bücher gab es in dem weltentlegnen Wesselburen oder doch nur in verschwindend kleiner Anzahl; Goethes „Faust" z. B. war dort noch um 1830 nur in einem einzigen Exemplar vorhanden.

Dennoch ist auch Ludwig wie Hebbel Autodidakt geworden und geblieben, und der autodidaktische Bildungsgang beider ist von höchster Bedeutung. Ich gehöre nicht zu denen, die eine gute humanistische Bildung unterschätzen, und glaube, daß sie für einen Teil der Jugend unsers Volks noch auf lange die geeignetste bleiben wird, aber thöricht ist es, anzunehmen, daß sich jeder bedeutende Geist an den Alten bilden müsse, daß es ohne Gymnasium und Universität überhaupt keine Bildung gebe. Mag man an Hebbel wie an Ludwig auch einzelne Schwächen des Autodidaktentums mit einigem Scharfsinn nachweisen können, jedenfalls beweisen die Tagebücher und Briefe Hebbels, daß er im Beginn seines dritten Jahrzehnts fast ohne jede Schule eine Höhe der geistigen Entwicklung erreicht hatte, wie sie alle Schul- und Universitätsweisheit bei normal angelegten Jünglingen gleichen Alters nicht hervorzubringen vermag. Was ihm aber damals etwa noch an positivem Wissen fehlte, das hat der Dichter im Laufe seines Lebens ohne große Mühe nachgeholt. Dasselbe kann man für Ludwig aus seinen Leipziger Briefen nachweisen. Ich will mit diesen Ausführungen natürlich nichts gegen die höhern Lehranstalten sagen, ich will nur der Überschätzung des Wertes der gelehrten Bildung für die Entwicklung des Dichters entgegenarbeiten, die u. a. zu solchen Behauptungen führt, wie der, daß der Schauspieler Shakespeare die unter seinem Namen gehenden Dramen nicht geschrieben haben könne, weil er dazu nicht „gebildet" genug gewesen sei. In Wirklichkeit erwirbt sich der Dichter die ihm zur Selbstkultur und zum Schaffen nötige Bildung, das Wissen eingeschlossen, ohne daß es gerade eines Schulmeisters bedürfte; denn er hat die Organe, die Welt und die Wissenschaft, soweit sie in den Gesichtskreis der Kunst fallen, aufzufassen, mitbekommen, und ist er ein wirkliches Talent, so hat er auch die nötige Energie, diese Organe durch fleißige Benutzung auszubilden, d. h. zu lernen. So blieb Goethe sein ganzes Leben hindurch ein unermüdlich Lernender. Man kann freilich nicht verlangen, daß der Dichter gerade Latein und Griechisch und die ganze formale Seite der Wissenschaft für das Wichtigste halte, aber was er braucht, dessen wird er sich auch bemächtigen und jedenfalls den wesentlichen Dingen nahe genug, oft viel näher kommen als die eigentlichen Fachleute. Wer Hebbels und Ludwigs Bildungsgang kennt, der wird auch über den Shakespeares keinen Augenblick mehr im Unklaren und vielleicht sogar geneigt sein, für den Dichter mit spezifisch-dramatischer Begabung den autodidak-

tischen Bildungsgang für den natürlichen zu erklären; finden wir ihn doch auch bei Kleist und selbst bei Schiller, der nicht eigentlich humanistisch gebildet war, und dem die Lateiner und Griechen sein Leben lang Mühe machten. Hebbel hat bis zu seinem zweiundzwanzigsten Jahre in Wesselburen als Schreiber gelebt, niemals von einem geistig oder nur der Bildung nach Höherstehenden irgend welche Förderung erfahren, dagegen die spärlichen Bücher, die ihm in die Hände fielen, natürlich nicht bloß gelesen, sondern durchlebt. In der Heimat sowohl wie in Hamburg versuchte er dann noch Lateinisch zu lernen, brachte es aber nicht weit und erhielt eine vom Rektor des Hamburger Johanneums erbetne Bescheinigung seiner geistigen Reife nicht. So zog er auf die Universität nach Heidelberg, aber weder hier, noch später in München hat er, von spärlichen juristischen Anfängen abgesehen, eine Fachwissenschaft getrieben, wohl manche Vorlesungen gehört, aber nichts studirt. Ludwig hat zweimal eine Zeit lang ein Gymnasium besucht, aber mit zweifelhaftem Erfolg, ist dann Kaufmannslehrling gewesen, hat unendliche Zeit auf seine Musik verwandt und selbst viel komponirt — sein Studium war wie das Hebbels Lektüre, namentlich Dichterlektüre, und durch diese und die eigne unabhängige Geistesarbeit sind beide frühzeitig etwas geworden. Ludwig war insofern wieder glücklicher als Hebbel, als er noch sehr jung die deutschen Klassiker und Romantiker, auch Shakespeare kennen lernte; Hebbel hat in Wesselburen nur einzelnes aus Goethe und Shakespeare (Kuh läßt das letztere sogar noch unentschieden, aber ich weiß bestimmt, daß Hebbel wenigstens den „Julius Cäsar" gelesen und mit Anmerkungen versehen hat) kennen gelernt, aber dann freilich später nach Kräften nachgeholt. Beide begegneten sich in einer Vorliebe für E. T. A. Hoffmann, dessen „Fräulein von Scuderi" Ludwig bekanntlich später zum Drama gestaltete. Auch Tieck war beiden wert, beide haben ihm ihre Produktionen zur Begutachtung vorgelegt, und ihre Abneigung gegen das junge Deutschland mag auf dessen Verhalten gegen den verehrten Meister mit zurückzuführen sein. Bekannt ist, daß Otto Ludwig zuerst auf den Musiker zustrebte, er wurde fast dreißig Jahre alt, ehe er seinen wahren Beruf erkannte; Hebbel wußte von vornherein, daß er zum Dichter bestimmt sei, und schon in Wesselburen gelangen ihm einige seiner schönsten lyrischen Gedichte.

Aber die geistige Entwicklung der beiden Dichter hat uns schon etwas zu weit in ihr Leben hineingeführt, es sind noch einige Schicksale nachzuholen. Bei Hebbel wie bei Ludwig sind die Jünglingsjahre die trübsten des ganzen Lebens gewesen, eine Fülle düsterer Eindrücke haben sie aus diesen mit auf den Weg genommen. Hebbel war acht Jahre lang Schreiber auf der Wesselburner Kirchspielvogtei und wurde als solcher nicht besser behandelt als ein Bedienter, ja es kamen gewisse Mißhandlungen seines innern Menschen vor, die er völlig eigentlich nie überwunden hat. Dann brachte auch sein Beruf als solcher eine Reihe trauriger Eindrücke und mißlicher Erfahrungen

mit sich. Der Kirchspielvogt hatte in Dithmarsen nämlich außer der Verwaltung auch die niedere Gerichtsbarkeit, und da die Arbeitslast zunächst auf dem Schreiber ruhte, so hatte dieser nur zuviel Gelegenheit, die weniger erfreulichen Seiten der Menschennatur kennen zu lernen. Man merkt denn auch dem spätern Dramatiker sowohl diese Kenntnis wie eine gewisse praktisch-juristische Schulung an. Die letzten Jahre in Wesselburen mit ihrem vergeblichen Ringen, von der Sklaverei des Schreiberdienstes frei zu werden und doch noch zum Studium zu gelangen, kann man sich bei der damals schon erreichten Reife Hebbels und seinem nicht eben glücklichen Naturell gar nicht düster genug ausmalen. Außerordentlich niederdrückend hat auf Hebbel aber auch die Hamburger Freitischexistenz eingewirkt, die ihm die wohlmeinende Amalie Schoppe, ihrer Zeit eine vielgelesene Schriftstellerin, verschafft hatte, und selbstverständlich war eine Studentenzeit, die eine Kette aller möglichen Entbehrungen darstellt, nicht imstande, diese Eindrücke wieder zu verwischen. Während dieser ganzen Periode und noch, nachdem er 1839 sein Hamburger Litteratenleben begonnen hatte, hielt ihn weiter nichts aufrecht als das auch hin und wieder erschütterte Vertrauen auf seine noch unerprobte Dichterkraft. Seine Mutter war während seines Münchner Aufenthalts gestorben, sein bester Freund Rousseau gleichfalls, und das einzige menschliche Verhältnis, das ihn noch mit der Welt verknüpfte, sollte im Laufe seiner Entwicklung gleich verhängnis- und schuldvoll werden.

Auch Otto Ludwig verlor als Jüngling, noch früher als Hebbel, seine Mutter, wie dieser schien er auf höhere Bildung verzichten zu müssen, doch hatte er wenigstens seine Musik, die ihm auch seine ersten kleinen Erfolge brachte und ihm das Meiningische Stipendium verschaffte. Der Einblick in das schaurige Familienleben seines Onkels Otto bot für Ludwig sicher nicht weniger Trübes und Niederdrückendes als Hebbels Schreiberpraxis, berührte ihn menschlich wohl noch näher. Mit Hebbels Studienzeit dann ist Otto Ludwigs erster Leipziger Aufenthalt, der ihn als Schüler Mendelssohns fördern sollte, aber keinen einzigen unmittelbaren Erfolg hatte, an Trostlosigkeit sehr wohl zu vergleichen, nur daß Hebbels Prüfungszeit länger dauerte und er nicht wie Ludwig die doch auch beglückende Sehnsucht nach einem Heimatsidyll, das in Wirklichkeit da war und nicht allzu fern lag, in der Seele trug. Etwas wie die Hebbelsche Winterreise zu Fuß von München nach Hamburg hat schwerlich ein andrer deutscher Dichter durchgemacht. Beiden Dichtern eigentümlich ist es wieder, daß sich gerade in ihren schwersten Zeiten ihr Widerspruch gegen die damals die Litteratur beherrschende und also Erfolg versprechende Richtung des jungen Deutschlands energisch regte. Hebbel faßte den Gedanken, einen Band Kritiken, namentlich über die gerühmten Produktionen der modernen Litteratur, zusammenzustellen und herauszugeben. So lange diese Gesellen oben wären, äußerte er, sei für ihn an kein Aufkommen zu denken; er glaube ihnen

doch an dichterischen Kräften überlegen und an polemischen Talenten gleich zu sein; die gute Sache sei auf seiner Seite, und der Unwille über die jämmerlichen Halbheiten in Deutschland allgemeiner, als die Journale, die von ihnen beherrscht und großenteils selbst geschrieben würden, ahnen ließen. Und Ludwig schrieb einige Jahre später an seinen Freund Schaller: „Im allgemeinen hat mich der Ton, der jetzt in der Schriftstellerwelt herrscht, verletzt, dieses von aller Pietät verlassene Wesen! Jeder Gelbschnabel will dem Dichter vorschreiben, wie er dichten soll, und hat er den Mut, er selbst zu sein, so entgeht er den schlechtesten Persönlichkeiten nicht. Wer mag da seine Kräfte, sein Leben, sein Glück, seine Gesundheit riskiren. Thue dir selbst genug, das ist das wahre innere Gesetz, dem wir möglichst nachkommen sollen. Und hat man es nach Kräften gethan, nicht Gesundheit, nicht irdisches Wohl zu hoch geachtet, sie auf dem Altar zu opfern, so kommen Menschen, die selbst nichts produziren, als Kritik in einer zuckerwasserverschwemmten, charakterlosen Prosa, die ich nur einen Ohren- und Sinnenkitzel ohne tiefern Sinn, ja ohne praktischen Wert nennen kann, denn man bringts nicht so weit, nur herauszulesen, was sie wohl mögen gewollt haben — und gießen ihr Gift darüber hin. Und das Publikum hat einen Geschmack daran gefunden, sich auf diesen Oberflächen zu wiegen in der Meinung, es denke, und wer weiß, wie tief, die produktiven Autoren über die Achsel anzusehen und sich zu freuen, wenn sie recht gemein heruntergerissen werden. Das ist das junge Deutschland. Lies ihre Schriften, es ist unmöglich, sich einen Begriff von dieser Tigergrube zu machen." Das Spiel des Schicksals führte dann beide Dichter in den Anfängen ihrer Laufbahn zu zwei jungdeutschen Größen in nähere Beziehungen, Hebbel zu Gutzkow, Ludwig zu Laube.

Nicht allein dadurch jedoch haben Hebbels Hamburger Aufenthalt von 1839 bis 1843 und Ludwigs Heimkehr nach Thüringen wie sein zweiter Leipziger Aufenthalt (1840 bis 1843) nähere Berührungspunkte; beide haben in dieser Zeit auch das erfahren, was alle bedeutenden Menschen, ehe sie das, was sie versprechen, halten können, durchmachen müssen: sie sind von denen, die auf die Entfaltung des Genius nie warten können, und für die der Erfolg alles ist, die aber zugleich auch jene Entfaltung fürchten und für den Erfolg schon den Neid, ja den Haß bereit haben, in der hergebrachten Weise mißhandelt worden. Bei Hebbel kam noch das Verhältnis zu Elise Lensing, dieses unentwirrbare Netz von Schuld und Unglück hinzu, um ihn der Welt als Verlornen hinzustellen; Otto Ludwig hielt sich von sittlichen Schwächen frei, aber sein Thüringer Idyll ward ihm doch mannigfach gestört, und durch das Familienleben seines Onkels kam er doch mit ähnlichen Verhältnissen in Berührung wie die, in denen Hebbel verstrickt war. Es wäre Thorheit, hier den einen Dichter gegen den andern auszuspielen, Ludwig war ohne Zweifel die maßvollere Natur, aber was Hebbel in seiner heißern Leidenschaft sündigte, er

hat es sicher schwer gebüßt und, was noch mehr sagen will, später auch nach Kräften gesühnt. Der Zug seelischen Leidens, der in Hebbels Dichterphysiognomie unverkennbar und eigentlich kaum wieder aus ihr verschwunden ist, er schreibt sich ja wohl aus dieser Zeit; Ludwig hat ihn nicht, so sehr er auch gelitten hat, dafür aber auch nicht die eigentümliche Gewalt Hebbels. Aus der schwülen und leidvollen Hamburger Atmosphäre erwuchsen Hebbel seine ersten großen Dramen, „Judith“ und „Genoveva,“ und machten ihn mit einem Schlage berühmt; Ludwig hatte noch ein volles Jahrzehnt zu ringen, ehe er mit einem reifen Werk vor die Welt treten konnte. Doch blieb er auf dem geraden Wege, in Leipzig wie später in Dresden und Umgebung, sein Leben weist keine dunkle Episode wie die zwischen Hebbel und Elise Lensing, keinen vollständigen Bruch mit der Vergangenheit auf, wie er nach Hebbels Stipendienreise durch Frankreich und Italien in Wien mit der Vermählung und Niederlassung des Dichters dort eintrat. Ludwigs Liebesgeschichte und Heirat wurden wieder zum Idyll, während Hebbel eine Tragödie durchlebte. Man thut nicht gut, die Helden der Tragödie mit dem Maß der konventionellen Moral zu messen.

Hier kann ich die Vergleichung des Lebensweges der beiden Dichter abschließen; denn was nun noch folgt, ist die Periode der Produktion und des Kampfes um die Anerkennung, den jeder bedeutende Dichter durchzumachen hat, und der Siege und Niederlagen, Wunden und Lorbeern bringt, die Lorbeern oft zu spät. Daß Hebbel stets mehr im Vordertreffen der Litteratur stand und viel heftiger bekämpft wurde als Ludwig, auch wohl ungeduldiger und reizbarer war als dieser, ist ziemlich allgemein bekannt. Beide Dichter waren im übrigen zu einer ernsten, ja strengen Lebensführung geneigt, überhaupt konservativer Natur, ohne viel persönliche Bedürfnisse; beide sind musterhafte Ehegatten gewesen und haben in ihrer Häuslichkeit ihr Glück gefunden, nur daß diesmal die des Dithmarsen die behaglicher und reicher ausgestattete war, eine Entschädigung für die unendlichen Entbehrungen der Jugend und des ersten Mannesalters. Im besten Mannesalter schon kam dann die Krankheit, die Ludwigs Schaffen störte, fast lähmte, während Hebbel, weniger geplagt, bis zuletzt die volle Produktionskraft bewahrte, dafür aber einige Jahre früher abgerufen wurde. In seiner Ganzheit übersehen, ist beider Leben nichts weniger als von Glück begünstigt, doch haben es beide mannhaft getragen, und Hebbel hat sogar die Sonne der spätern Jahre als vollen Ersatz für die düstre Jugend angenommen.

Götter, öffnet die Hände nicht mehr, ich würde erschrecken,
Denn ihr gabt mir genug, hebt sie nur schirmend empor!

so lautet eins seiner Distichen.

Der erſte Beſte

Erzählung von Otto Verbeck

(Fortſetzung)

12

Wenn nur der Anfang nicht gar ſo ſchwer wäre! Wenn man nur ſchon den Anfang überwunden hätte! Margarete ſtand ratlos mit feſt zuſammengefalteten Händen in ihrem Zimmer und ſah ſich um, als könne ſie von den Wänden ableſen, was zu thun ſei.

Das Frühſtück zwiſchen ihr und Mamſelling war ziemlich ſtill und eintönig verlaufen. Nachdem ſich das Altchen über Margaretens Wiederherſtellung vergewiſſert hatte, war das Geſpräch nicht über Äußerlichkeiten hinausgediehen. Beide waren verlegen geweſen: die eine, weil ſie nicht wußte, wovon ſie reden ſolle, um die junge Herrin zu unterhalten, da der Fritz nicht da war, und „da es ja gar und gar nichts gab, was ſie gefreut hätte“; die andre, weil ſie den Faden nicht fand, an dem ſie ſich hätte weiterſpinnen können. Zu ſagen hätte ſie dann ja genug gehabt. Nur wie beginnen? Sie konnte doch unmöglich anfangen: Liebes Mamſelling, ich habe das bisher ganz verkehrt gemacht, ich will mich beſſern, ich will mich nützlich machen, helfen Sie mir. So durfte ſie als Hausfrau doch nicht ſprechen, ohne ſich etwas zu vergeben. Denn wenn auch dieſes Mamſelling faſt ſeit einem Menſchenalter auf ihrem Poſten ſtand — eine Untergebne war und blieb ſie doch. Wollte ja auch nichts andres ſein, trotz des gemütlichen Tones, in dem ſie mit Fritz und Hans verkehrte. Eine Dienerin, die in ihrer Treue an längſtvergangne Zeiten gemahnte, die zugleich die beſte Freundin ihres Mannes war, aber immer doch eine Dienerin. Und ſich der auf Gnade und Ungnade mit allen Selbſtvorwürfen überantworten? Deren Kritik herausfordern? Deren Belehrung erbitten? O nein!

Aber wie denn? Waren die klugen, grauen Augen, die ſo manchmal vom untern Tiſchende her forſchend auf ihr geruht hatten, nicht ſchon längſt ſelbſt mit ihrem Urteil fertig? Hatten die das Margretchen nicht ſchon längſt durchſchaut? Würden die etwa heute erſtaunt blinzeln, wenn ſie daherkäme und ſagte: Ich ſehe nämlich ein, und ſo weiter? Würden die nicht am Ende in all ihrer klugen Güte blinken und winken: Wohl, wohl, aber wir haben ja noch Zeit? Und war dies in Treuen ergraute Haar, waren dieſe in un-

ermüdlichem Dienst verarbeiteten Hände nicht ehrwürdig genug, den jungen Kopf davor zu beugen? Mensch gegen Mensch gehalten, wer von ihnen beiden stand wohl auf der höhern Stufe? Doch wohl der, der am meisten seine Pflicht gethan hatte; doch wohl der, der trotzdem nichts größeres bedeuten wollte als sein Amt. Doch wohl nicht dieses Margretchen, das bis zur Stunde nichts gewesen war als eine niedliche, wehmütige Puppe mit Schlafaugen. Und wenn sie nun etwas mehr werden wollte, so gab es doch am Ende wohl keine bessere Lehrmeisterin als das brave, kluge Mamselling mit den falschen Akkusativen, als die beste und treueste Freundin ihres Mannes. Und taugte ihr denn nicht auch ein bischen Demut für alles das, was sie bis heute an Fritz versäumt hatte? Ohne Opfer durfte sie doch wohl ihr Glück nicht zu erlangen hoffen.

Noch ein kleines Weilchen stand Margarete, wand die Hände um einander und schluckte an ihrem Hochmut. Dann gab sie sich selbst einen Ruck und ging schnell hinüber in die Küche.

Stine saß am Fenster und schälte Kartoffeln, wie an dem Tage, als Fritz mit ihr durchs Haus gegangen war. Mamselling klappte gerade die Bratröhre zu und wandte nun ihr ofenheißes, erstauntes Gesicht dem seltnen Gast entgegen.

Margarete hatte seit jener offiziellen Einführung am ersten, bösen Tag kaum mehr einen Fuß über die Küchenschwelle gesetzt. Sie war, nun auch des Mädchens wegen, aufs neue bitterlich verlegen um den „Anfang."

Liebes Mamselling, sagte sie dunkel errötend, nur um etwas zu sprechen, wäre es Ihnen wohl einerlei, wenn Sie mir zu heute Abend nur eine einfache Suppe machten? Ich bin noch nicht wieder ganz wohl.

Aber gewiß, gewiß, Frau Hellborn, antwortete Mamselling, immer noch verwundert. Dazu kam sie in die Küche? Das hätte ja auch bis Mittag noch Zeit gehabt. Und Mittags wollte sie wohl gar nichts essen. Sie folgte dem verlegnen Blick Margaretens, der zwischen ihr und Stine hin und her ging. Nu? dachte sie, was giebt das woll?

Stine, sagte sie dann, nachdem sie in den geschälten Kartoffeln herumgerührt hatte, lat dat nu sin, sünd all naug. Sett di man buten hen mit dat Arwtenpahlen. Ick bruk di hier nu nich wider.

Das Mädchen nahm Gemüsekorb und Schüssel und trollte sich. Margarete sah ihr nach bis zur Hofthür; dann wandte sie sich zu Mamselling zurück, die gar nicht that, als wenn sie irgend etwas besondres erwartete, sondern ganz unbekümmert in ihren Beschäftigungen fortfuhr. Margarete nahm gleichsam einen Anlauf; sie trat rasch auf das Altchen zu.

Liebes Mamselling, sagte sie beklommen, aber tapfer, ich hätte eine Bitte, das heißt, ich wollte sagen — ich finde — vor Mamsellings erstaunten Augen vergingen ihr nun doch die Worte. Das merkte die, und indem sie das Holzbrett mit den erst halb hergerichteten Kapaunen heranzog, sagte sie: Immer los erzählen Sie man, Frau Hellborn. Ich mach derweil die Hühnervögel hier fertig; die können nämlich nich mehr warten, sie möchten im Ofen, zu heut Mittag, wissen Sie?

Damit hantirte sie vor sich hin, als wenn niemand da wäre. Margarete, indem sie den flinken Händen zusah, fuhr nach einem tiefen Atemzug hastig, halblaut fort:

Ich habe eingesehen, daß ich es bisher ganz verkehrt gemacht habe,

liebes Mamselling, ich habe mich um nichts bekümmert in meinem Haushalt, anstatt zu lernen, es war mir vor allem bange, ich hatte zu nichts Mut, wissen Sie. Ich hätte mich gleich überwinden müssen, aber es ging nicht. Ich kann Ihnen nicht erklären, wie meine Gedanken waren, liebes Mamselling, aber froh waren sie nicht. Und ich ließ mich ganz niederdrücken. Aber ich sehe nun ein, daß das unrecht war und ich möchte es gern jetzt anders machen — wenn Sie mir dabei behilflich sein wollten —

Hab ich dich, sagte Mamselling vergnügt und zog die Hand aus dem aufgespaltenen Leib des „Hühnervogels." Nämlich die Galle, fuhr sie gemütlich fort, als Margarete betroffen schwieg. Wenn man die raus hat, ohne daß sie reißt — Sie wissen doch —

Margarete lächelte.

Ich verstehe schon, sagte sie lächelnd und legte der Alten die Hand auf die Schulter. Sie Gutes, Treues. Wollen Sie mir also beistehen? Kann ich zu Ihnen in die Lehre kommen? Ich möchte so gern meinem Mann — die Stimme versagte ihr.

Wenn Sie dem andern Vogel da mal beim Wickel nehmen möchten, Frau Hellborn, sagte Mamselling ganz trocken, ohne die Miene zu verziehen, nur mit etwas rotem Gesicht. Ich kuck eben nach das Feuer.

Damit lief sie eilig zum Herd. Hinter Margaretens Rücken aber holte sie lautlos tief Atem, nickte seelenvergnügt vor sich hin und that mit der Faust einen lustigen Hieb durch die Luft.

Margarete hatte sofort die ihr zugewiesene Beschäftigung übernommen. Sie war gleichsam mit einem Ruck aus dem Bereich der ängstlichen Fragen um Wie? und Wann? in die Praxis hineingeschoben worden.

Einträchtig standen dann die beiden Frauen neben einander am Küchentisch und plauderten von häuslichen Dingen, als wären sie das von altersher so gewohnt gewesen. Errötend vor Beschämung empfand Margarete die taktvolle Art, mit der diese „Dienerin" ihre Geständnisse und Bitten aufgenommen und beantwortet hatte. Sie sah das braungebrannte, frische Altweibergesichtchen von der Seite an; die Dankbarkeit stieg ihr warm vom Herzen hinauf. Wie leicht machte ihr das gute Ding den schweren Anfang! Plötzlich faßte sie sie mit dem Arm um den Nacken — die nasse, klebrige Hand mußte sie dabei in die Luft halten — und zog den weißhaarigen Kopf ein wenig an sich.

Ollsching, das vergeß ich Ihnen nicht.

Ollsching hör ich gerne, schnurrte Mamselling behaglich, that aber nicht dergleichen, als hätte sie die Fortsetzung bemerkt, sondern fragte gleich: Sagen Sie mal, Frau Hellborn, wie hieß doch die ausländische Reisgeschichte, die unser Herr bei Ihnen in Berlin gegessen hat. Bei die Hühner fällts mir wieder ein. Er schwärmte doch so furchtbar davon.

Risotto? fragte Margarete eifrig.

Richtig. Das möcht uns heute passen. Aber ich kanns nich. Wenn Sies ihm nich machen, kriegt ers nich.

O, ich wills wohl machen. Glauben Sie, daß es ihn freuen wird?

Na — sagte Mamselling nur, aber so ausdrucksvoll, daß Margarete in herzliches Lachen ausbrechen mußte.

Stine, die mit den Erbsen zurückkam, riß Mund und Nase auf, als sie die „Fru" noch in der Küche und gar mitten in der Arbeit fand. Was sollte

daraus werden? Da ging ja wohl die Welt unter. Mamselling schien aber nichts dergleichen zu befürchten. Mit dem heitersten Gleichmut, als ob das schon seit zehn Jahren so ihm Gange wäre, plauderte und hantirte sie da mit der Herrin zusammen. Nu, da konnte es die Stine ja auch beim Achselzucken bewenden lassen. —

Kurz vor zwölf kam Fritz heim.

Auf dem Flur traf er mit Hans und den Jünglingen zusammen, die gerade hinausgingen, um sich zu Tische „menschlich" zu machen.

Die Begrüßung zwischen den Brüdern war weniger harmlos als sonst. Eine fremde, strenge Falte zog Fritzens Augenbrauen zusammen.

Tag, Alter, sagte Hans etwas beklommen und kam die eben erstiegenen Stufen wieder hinunter. Der gestrige böse Abend lag ihm noch in den Gliedern. Er schüttelte des Bruders Hand länger und kräftiger als gewöhnlich. — Na? Alles nach Wunsch?

Hm, machte Fritz. — Hast du — er deutete mit dem Kopf nach Margaretens Zimmer.

Gewiß, versicherte der andre halblaut, eifrig. Er horchte einen Augenblick nach oben, wo sich die Tritte der beiden jungen Leute über die Stiege hin verloren. — Sie war sehr lieb, fuhr er dann eben so leise fort. Es ist alles in Ordnung. Mach nur du nun auch wieder dein altes Gesicht.

Wills versuchen, brummte Fritz.

In der geöffneten Küchenthür erschien jetzt Margarete. Sie hatte eilig hinaufgewollt, sich umzuziehen, und stand nun unerwarteterweise den Brüdern gegenüber, die sie nicht hatte kommen hören. Ihr heißes Gesichtchen wurde noch röter, und völlig verwirrt blieb sie auf der Schwelle stehen. Aber gleich hatte sie sich gefaßt. Nichts merken lassen, dachte sie schnell, gar nicht so thun, als wenn irgend ein Abschnitt oder so —

Guten Tag, Fritz, guten Tag, Hans, sagte sie ruhig und freundlich und gab beiden die Hand.

Fritz betrachtete sie erstaunt.

Du siehst ja so heiß aus, Kind — er strich ihr leicht über die Wange. Du glühst förmlich. Was hast du gemacht?

Margarete lächelte verlegen.

Nichts besondres. Ich habe nur gerade mit Mamselling — aber wie ist es denn mit deinem Pferdekauf geworden? Hast du sie bekommen? Sind sie schön? Sind sie schon da?

Ja, sie sind schön, antwortete Fritz mechanisch, indem er sie unverwandt betrachtete. Sie kommen heute Nachmittag — sag mir nur —

Margarete legte ihm schnell eine Hand auf den Arm; eine leichte, zaghafte Hand, aber sie unterbrach ihn damit doch.

Wollt ihr euch aber nicht beide erst ein bischen schön machen? fragte sie mit schüchternem, sehr lieblichem Lächeln. Nach deinen Stiefeln zu urteilen, Hans, kommst du geradenwegs aus der Lehmkuhle.

Komm ich auch. Wetter nochmal, ja — er betrachtete lachend die getrocknete Kruste, die seine hohen Schmierstiefel verzierte. Ich wollte ja auch gerade — also hopp!

In langen Sätzen sprang er die Stufen hinauf.

Fritz folgte ihm, langsam, zögernd. Er hatte noch etwas fragen wollen, aber vor Margaretens scheu bittendem Blick doch wieder die Lippen geschlossen.

Sie war unten stehen geblieben und sah ihm nach. Kurz vor der Treppenbiegung blickte er zurück. Sie errötete.

Wenn du dich ein bischen beeiltest, sagte sie dann hastig, wie um ihr Verweilen zu erklären. Ich wollte mich dann auch noch — ich war noch nicht dazu gekommen —

Verlegen knüllte sie die Küchenschürze zusammen, die große, neue Schürze, die sie heute zum erstenmal „an" hatte, die noch nicht einmal gewaschen war.

Aber gewiß, nickte er hinunter, ich beeile mich.

Oben angelangt, ging er jedoch noch nicht gleich ins Zimmer, sondern lehnte sich übers Geländer und sah nach ihr, die immer noch auf demselben Fleck stand, den Schürzensaum in den ruhig gewordnen Händen. Sie blickte jetzte gerade vor sich hin, mit einem stillen, ernsthaften, offnen Blick. Irgend ein Geräusch erweckte sie aber aus dem schnell gesponnenen Traum, und langsam wandte sie sich zur Küchenthür zurück.

13

Bei Tisch herrschte eine verwunderliche, ungewohnte Stimmung. Margaretens bisher so teilnahmeloses, immer stummer gewordnes Gesicht schien gleichsam aus einer Erstarrung erwacht zu sein. In ihren nun nicht mehr vom Herdfeuer angeglühten Wangen ging und kam die Farbe; in ihren Augen schimmerte ein feuchter Glanz. Ein ganz leises Beben rann zuweilen um ihre Lippen; es schien allemal mit einem tieferen, schweren Atemzug heraufgeflattert zu sein.

Fritz, heute fast stumm, saß und schaute und horchte. Er horchte auf den neuen Klang in der Stimme seiner Frau, während sie halblaut und zutraulich mit Hans plauderte. Besonders mit Hans. Vor einer wirklichen Unterhaltung mit Fritz scheute sie verlegen zurück. Sie fürchtete sich vor dem Plaudern, wo so viel zu sagen gewesen wäre. Und dann auch: zeigen, nicht sagen; beweisen, nicht versprechen, fuhr es durch sie hin. Die Gedanken flatterten ihr noch wie aufgescheuchte Vögel durch den Kopf.

Mit Hans konnte sie da noch am harmlosesten reden. Nicht, daß sie auffallend gesprächig gewesen wäre. Sie saß sogar minutenlang stumm und nachdenklich da; aber eine andre als sonst. In dem Gesicht von gestern hatten die Augen trüb und ohne Hoffnung über ein weites Wasser geblickt. In dem von heute sahen sie landeinwärts, einem sonnenbeschienenen Ziel entgegen.

Fritz sah diesem schimmernden Fernblick nach, und eine schwere, warme Welle schlug ihm übers Herz. Es war etwas in dieser kleinen Grete lebendig geworden, was bisher in tiefem Schlaf gelegen hatte. Wer anders konnte es geweckt haben, als der Schlagetot da drüben, der Hans, mit seiner Keule gestern? O du Kerl! Er warf einen guten, warmen Blick auf den Bruder. Wenn das gut ausgeht, dann soll dir deine Frechheit tausendmal verziehen sein.

Hans war natürlich sehr beglückt über Margaretens Zuthulichkeit. Er sah darin einen Beweis ihrer Vergebung, der ihm in seines zornigen Fritzen Gegenwart doppelt wichtig und willkommen war. Seine ursprüngliche, sprühende Munterkeit wachte wieder auf; sie war ihm in letzter Zeit bedenklich abhanden gekommen. Mamselling guckte vom untern Tischende her mit ihren klugen, grauen Augen von einem zum andern und schmunzelte unmerklich. Rademacher hatte schon mehrmals während der ungewohnten Lebhaftigkeit des Gesprächs — bisher war ja die Tischunterhaltung nur mühselig und trocken

gefristet worden — erstaunt aufgehorcht. Ein Wörtchen dreinzuwerfen war ihm noch nicht geglückt; man kümmerte sich zu wenig um ihn. Er versuchte eine verstohlene Grimasse zu seinem Kollegen Schneider hinüber. Aber der that nicht, als ob er etwas merkte, sondern „futterte" so still in sich hinein wie gewöhnlich. Erst als Margarete auf eine drastische Bemerkung Hansens unwillkürlich auflachte, warf er einen langen, schrägen, erstaunten Blick nach der jungen Frau hinüber.

Fritz errötete vor Freude über dieses halblaute, zwitschernde Lachen; es gab ihm förmlich einen Ruck. Am liebsten hätte er die kleine Hand, die da neben ihm auf dem Tisch lag, genommen und gedrückt und geküßt. Aber: nicht erschrecken, dachte er gleich, nicht verscheuchen; warten.

Die „ausländische Reisgeschichte" nahm jetzt das allgemeine Interesse in Anspruch.

Risotto? sagte Fritz erstaunt. Hallo, Mamselling!

Die Alte warf einen lustigen Blick zu Margarete hinüber, die ihr mit den Augen winkte.

Immer los, zwinkern Sie man, Frau Hellborn, sagte sie, da mach ich mir nichts aus. Fremde Federn und fremde Kälber — das lieb ich nich. Ich hab ihm nämlich gar nich gemacht, Herr Hellborn, sondern unsre Frau. Ich hab ihr drum gebeten, und ich hab zugeluckt; denn mit das Beschreiben is das nichts. Sehen muß man, wies gemacht wird. Nu belern ich mich auch.

Das machen Sie famos, Ollsching, rief Fritz lächelnd und klappte den Deckel von seinem Bierglas auf. Ich trinke einen Riesenschluck auf Ihr Wohl.

Während er das Glas am Munde hatte, nahm er nun aber doch Margaretens Hand und drückte sie. Sie ließ es still geschehen, ohne sich zu rühren, ohne ihn anzusehen. Ihre Wangen waren wieder rosenfarb. Liebe Hand, dachte sie, liebe warme feste Hand! Sie dankte es ihm im stillen, daß er sie da vor den andern nicht lobte um eine Sache, die sich ja eigentlich ganz von selbst verstand.

Mamselling wollte dich etwas fragen, sagte sie gleich darauf. Etwas wegen der Bleß.

Was ist den los mit dem braven Vieh?

Sie läßt sich einfach nich melken, Herr Hellborn. Ich hab das Kalb wieder ran lassen müssen, bloß, daß sie uns nich kaput geht. Ich krieg keine von die Dirns mehr runter unter den Racker; sie fürchten sich alle. So was von Stoßen und Treten hab ich noch nie gesehen. Mir hat sie heut früh auch eins versetzt, ich spürs noch.

I, da werd ich mir das Dings doch mal betrachten müssen.

Das wär mir lieb. Ich kann da nich mit fertig werden. Das Undirt is zu wild. Die Knechts, die sind natürlich immer gleich mit dem Knüppel bei der Hand; das is ihre ganze Hilfe. Aber mit Hauen is da nichts zu machen; das leid ich auch nich.

Recht haben Sie, Mamselling. Lassen Sie nur, heute beim Abendmelken bin ich dabei. Das Kalb haben Sie doch wieder hinausbringen lassen?

Versteht sich.

Was kann denn das sein mit der Kuh? fragte Margarete.

Ach, das ist nur, sie kennt den Rummel noch nicht. Eine Kuh, weißt du, die zum erstenmal gekalbt hat, muß das Melken erst gewohnt werden. Ohne einige Verwunderung ihrerseits geht das natürlich nicht ab. Meistens

aber ist die Sache bald erledigt. Nur die temperamentvollern Thiere machen etwas länger Unbequemlichkeiten, brauchen auch mehr Zeit, bis sie das Heimweh nach dem weggenommenen Kalb überwunden haben.

Die armen Dinger! Nimmt man sie ihnen denn bald weg?

Je nachdem. Wie mans „in der Mode hat." So lange man das Kalb bei der Mutter läßt, muß man auf den Milchertrag verzichten. Auf der andern Seite: je länger man es bei ihr läßt, desto besser wird es als Schlachtvieh, versteht sich. Unsre bleiben gewöhnlich zwei bis drei Wochen bei der Alten; dann werden sie noch bis zu sechs Wochen abgesondert von der Mutter im Stall gefüttert, mit frischer Milch aus dem Eimer und etwas Heu. Schließlich kommen sie dann hinaus in die Koppel.

Und dann?

Werden sie entweder nach und nach zum Schlachten verkauft oder wachsen heran, um sich weiter nützlich zu machen. Besonders schöne Exemplare werden zur Zucht bestimmt. So eins ist der kleine schwarze Stier von der Bleß. — Haben Sie sich jetzt über seinen Mangel an Symmetrie beruhigt, Rademacher?

Zu Befehl. Habe mich sogar besonders mit ihm angefreundet.

Na, sehen Sie. — Die Bleß also hat ein sehr feuriges Temperament, weißt du, und denkt, sie braucht sich das nicht gefallen zu lassen, das Melken. Es gilt nun, ihr klar zu machen, daß wir davon mehr verstehen als sie. Mit Grobheit richtet man da natürlich nichts aus, wie Mamselling sehr richtig bemerkt hat. Man muß ihr auf andre Weise beikommen.

Aber wie? fragte Margarete, ganz bei der Sache.

Kann ich jetzt noch nicht wissen, Kind; muß ich erst sehen. Man kann ja doch nicht ein Tier wie das andre behandeln. Auch die Kühe haben ihre Individualität.

(Fortsetzung folgt)

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Nützliche Feindschaften. Seitdem Protestanten und Katholiken einander nicht mehr gegenseitig in Masse abschlachten, stiftet die feindliche Konkurrenz der beiden Konfessionen mehr Nutzen als Schaden. Auch in der Alexianerangelegenheit hat sie dem Gemeinwesen einen wichtigen Dienst erwiesen. Die Klagen über Übelstände in der Behandlung der Irren und im Entmündigungsverfahren sind jahrelang bei den Behörden und beim angesehenern Teile der Presse unbeachtet geblieben. Jetzt auf einmal, da es sich um eine klösterliche Anstalt handelt, haben wir eine lebhafte, von der Presse geleitete Volksbewegung, eine sensationelle Verhandlung im preußischen Abgeordnetenhause, die feierliche Versicherung des zuständigen Ministers, daß Wandel geschafft werden solle, und die gar nicht zu verachtende Beihilfe des Kladderadatsch. Wir sind weit entfernt davon, den Sachverständigen: Ärzten und Juristen (oder ist Juristen und Ärzten die richtige Rangordnung?) vorgreifen zu

wollen, von denen einer auch in den Grenzboten das Wort ergriffen und noch nicht zu Ende gesprochen hat. Wir gestehen bereitwillig zu, daß der Sachverständige dem nichtsachverständigen Publikum gegenüber immer Recht haben wird; aber es kann den Sachverständigen nicht gleichgiltig sein, wenn sich im Volke allgemeines Mißtrauen gegen sie einnistet, und zu dessen Beseitigung ist es doch eben notwendig, die Fälle, auf die sich das Mißtrauen stützt, öffentlich zu erörtern. Wie tiefe Wurzeln dieses Mißtrauen schon geschlagen hat, beweist der naive Titel einer der Broschüren, in denen die Leidensgeschichten von Leuten erzählt werden, die behaupten, bei gesunden Sinnen ins Irrenhaus gesperrt und dort schlecht behandelt worden zu sein. „Vier Jahre unschuldig in württembergischen Irrenanstalten. Geheime Vehme und moderne Bastille.“ Im Schwabenländle scheint also das Volk der Ansicht zu sein, daß die Irren von der Behörde als Verbrecher behandelt und die Irrenanstalten dazu benutzt werden, unbequeme Personen, denen man nicht den Prozeß machen kann, auf die Seite zu schaffen. Diese Auffassung tritt auch in andern Wendungen des Verfassers hervor, eines Bauers namens Kuhnle, der behauptet, er sei als Gegner des neugewählten Schultheißen verfolgt worden. Er hat seiner eignen Geschichte noch einen Abriß der Geschichten von dreizehn andern Württembergern beigefügt, die „unschuldig“ als Narren eingesperrt worden sein sollen, und gebraucht bei dem einen die Redensart, er sei „nach Amerika begnadigt worden.“ Es komme nämlich in Württemberg vor, daß die Behörden einem solchen „Narren“ sagen: „Du, hör mal, wenn du nach Amerika willst, so wollen wir dir gern dazu behilflich sein, aber hier im Reiche können wir dich nicht frei herumlaufen lassen, weil du uns Verlegenheiten bereiten würdest.“ Ohne Zweifel ist das alles entweder Einbildung oder Verleumdung. Vielleicht haben die Leute solchen Unsinn aus englischen Romanen aufgeschnappt, die dergleichen Geschichten erzählen. In England mag so etwas wohl vorkommen. Äußert doch die Schlesische Zeitung, ein Blatt, das es stets mit den Behörden und mit den Fachmännern hält, in einem sehr vorsichtigen und maßvollen Artikel über die Angelegenheit: „Prinzipiell lassen sich gegen rein private Irrenanstalten die schwersten Bedenken geltend machen. Das englische Parlament hat wiederholt Gelegenheit gehabt, sich mit dem lichtscheuen Treiben in solchen Anstalten zu befassen. Bei vielen Prozessen, in denen es sich um Erbschleicherei handelte, haben derartige Anstalten eine entsetzliche Rolle gespielt.“ Jedenfalls ist das Versprechen des Kultusministers, daß gegen leichtfertige oder mißbräuchliche Einsperrung in Irrenhäuser neue Kautelen geschaffen werden sollen, vom Volke mit Dank aufgenommen worden.

In vielen Fällen mögen die Sachverständigen aus Gewissenhaftigkeit zu ängstlich sein und es mit der Entfernung der Irren aus ihren Familien zu eilig haben. Dem Schreiber dieses sind fünf Fälle bekannt, wo unzweifelhaft Irre, die auch von jedem Laien als solche erkannt wurden, daheim blieben, ohne daß ein Unglück daraus entstanden wäre. In zwei Fällen haben die irren Personen, es waren Frauen, ihre Berufspflichten ununterbrochen weiter erfüllt, und die eine, die einmal sogar tobsüchtig wurde, ist jahrelang, obwohl fortwährend mit fixen Ideen behaftet, in unermüdlicher Arbeit die Wohlthäterin ihrer armen Verwandten gewesen; es wäre ein großes Unglück für viele gewesen, wenn man sie eingesperrt hätte, und sie selbst würde sich bei ihrem energischen Charakter das Leben genommen haben, wofern man sie nicht gefesselt hätte; in diesem Falle aber wäre sie gewiß vollends verrückt geworden.

Auch die Schwierigkeiten der Irrenbehandlung sind ein Erzeugnis des modernen Lebens und des unheimlichen Menschengedränges. Die Konkurrenzhetze

macht unzählige halb und ganz verrückt, die Familien können in ihren engen Mietwohnungen eine solche unglückliche Person nicht bei sich behalten, und den ohnehin überlasteten Behörden kann man kaum einen Vorwurf daraus machen, wenn sie sich mit den vielen eigentlichen Narren, die zu den uneigentlichen, mit denen sie gewöhnlich zu thun haben, noch hinzukommen, keinen Rat mehr wissen. Kurella erhebt in Nr. 38 der Sozialen Praxis gegen die preußischen Provinzialbehörden den Vorwurf, daß sie es sich allzu bequem machten. Ehedem hatten sie nur die Befugnis, sich der hilfsbedürftigen Irren anzunehmen, von dieser Befugnis aber hätten sie, wie der Minister Herrfurth ironisch bemerkt habe, nur in allzu bescheidnem Maße Gebrauch gemacht; nachdem ihnen durch das Gesetz vom 11. Juli 1891 die Pflicht auferlegt worden ist, für die mittellosen Irren Sorge zu tragen, entledigten sie sich dieser Pflicht in den meisten Fällen durch Geldbewilligungen an geistliche Anstalten, um die sie sich dann weiter nicht zu kümmern brauchten. Wie gesagt, wir plädiren auf mildernde Umstände für die überlasteten Behörden, namentlich für den Herrn Kultusminister, dem die übermenschliche Last aufgebürdet ist, nicht allein das Kirchenwesen und so viel tausend Schulen zu überwachen, sondern auch noch die Behandlung der kranken Menschen und des kranken — Rindviehs.*)

Die Verhandlung des Abgeordnetenhauses vom 25. Juni hat übrigens eine Anzahl höchst erfreulicher und verheißungsvoller Äußerungen zu Tage gefördert, die wir registriren, und an die wir seinerzeit erinnern wollen, wenn die guten Vorsätze, die darin liegen, wieder vergessen werden sollten. Der Interpellant sprach seine Verwunderung darüber aus, daß statt der Alexianerbrüder Herr Mellage auf die Anklagebank gesetzt worden sei. Über solche Verwechslungen haben wir uns schon öfter gewundert; nun, da ein angesehener Nationalliberaler im Abgeordnetenhause die Aufmerksamkeit darauf gelenkt hat, werden wohl keine mehr vorkommen. Der Herr Kultusminister rief aus: „Was uns helfen kann, ist allein die offne Wahrheit; mit Vertuschen wird nichts erreicht!“ Also wird man es auch uns in Zukunft nicht mehr übelnehmen, wenn wir uns am Vertuschen nicht beteiligen mögen. Derselbe Herr bekannte, daß bei der alljährlichen amtlichen Revision Mariabergs stets alles in schönster Ordnung gefunden worden sei, daß aber trotzdem die Gerichtsverhandlung Zustände aufgedeckt habe, „die jeden, der Mitgefühl hat, tief betrüben müssen.“ So wird man denn in Zukunft nicht mehr unwillig darüber sein, wenn manchmal das Publikum fortfährt, Übelstände an Orten zu sehen, wo amtliche Revisoren keine gefunden haben. Der Herr Justizminister endlich bezeichnete das Ergebnis der berühmten Gerichtsverhandlung als einen „Triumph der Öffentlichkeit des Verfahrens.“ Möchte diese Wertschätzung der Öffentlichkeit nicht bloß eine vorübergehende edelmütige Wallung gewesen sein! Möchte sich in den maßgebenden Kreisen die englische Auffassung Bahn brechen, daß die tollsten Gerichtsskandale nicht so viel Unheil anrichten können wie das Mißtrauen in die Rechtspflege, das aus der Heimlichkeit des Verfahrens mit Notwendigkeit entspringt!

Die Eröffnung des Nordostseekanals. Das neue deutsche Reich hat noch nicht oft solche Festtage gesehen wie die hinter uns liegenden. Gewiß machte

*) Als das landwirtschaftliche Ministerium in Preußen eben erst eingerichtet worden war, wurde sein Vertreter im Abgeordnetenhause einmal wegen der Klauenseuche interpellirt. Er erwiderte: wir haben bloß das gesunde Rindvieh, das kranke gehört ins Kultusministerium.

die Grundsteinlegung zum Kanal am 3. Juni 1887, die letzte nationale Feier, an der Kaiser Wilhelm I. teilnahm, bedeutenden Eindruck; aber soviel Glanz und Herrlichkeit wie die Schlußfeier, die Krönung des vollendeten Werkes, bot der feierliche Beginn doch nicht auf. Fast alle deutschen Fürsten, fürstliche Vertreter des Auslandes, das diplomatische Korps, Admirale mit den Schiffen fast aller Nationen, unzählige deutsche und fremde Offiziere und Würdenträger aller Art, dazu die deutschen und preußischen Volksvertreter und gewaltige Massen Zuschauer von nah und fern als Mitwirkende und Feiernde, der schönste Teil der größten deutschen Handelsstadt und später das Ufer des herrlichsten deutschen Hafens als Festort und im ganzen das schönste Festwetter — da mußte wohl eine Fülle glänzender Schauspiele und denkwürdiger Augenblicke, viel feierliche Stimmung und bewundernder Volksjubel zusammenkommen. Hamburg, die alte Hansestadt, die den größten Gewinn aus dem Kanalbau zu ziehen hofft, Kiel, das kühnaufstrebende, das nicht bloß Kriegshafen, sondern auch ein großer Handelsplatz sein möchte, hatten das reichste Festgewand angelegt, und die Bevölkerung beider war so patriotisch erregt, wie es der phlegmatische Grundcharakter des niedersächsischen Stammes nur irgend zuläßt. Aber auch die kleinern Orte am Kanal waren aufs beste herausgeputzt, und Tausende „frommer" Holsten und trotziger Dithmarsen standen zu beiden Ufern der neuen Meerstraße und jubelten dem vorüberfahrenden deutschen Kaiser zu, dem ersten regierenden Fürsten, der nach den Dänenkönigen Friedrich VI. und Christian VIII. in diesen sonst so weltfernen Gegenden des westlichen Nordalbingiens erschien. Holstein hat zwar unter Wilhelm I. einmal ein Kaisermanöver gehabt, aber Dithmarschens Grenze hat nie eines Kaisers Fuß berührt.

Der Glanzpunkt des Hamburger Festtags war das Festmahl in dem eben vollendeten hochtürmigen Rathause der Elbstadt, dessen großer Saal zu diesem Zwecke vorläufig in Stand gesetzt worden war. Farbenleuchtende Gemälde, Bilder des alten Hamburgs, einer alten und einer modernen Marine, Helgolands und des Kanals, schmückten mit zahlreichen Wappenschildern die Wände, prächtige Blumen und blitzendes Geschirr die Tafeln, an deren längster der Kaiser mit den Fürsten und auserwählten Würdenträgern, im ganzen vierundsechzig Personen, Platz nahm. Ein glänzenderes Bild als das, das sich von den Tribünen hier dem Auge des Zuschauers darbot, bekommt ein Sterblicher wohl selten zu sehen; Heeres-, Marine- und die reichen, wenn auch nicht immer geschmackvollen konsularischen Uniformen und die alte spanische Tracht, die die Hamburger Ratsherren zu Ehren des Tages angelegt hatten, ergaben zusammen eine berückende Farbenmischung. Nachdem die Musik verklungen war, drang die scharfaccentuirende norddeutsche Stimme des ersten Bürgermeisters von Hamburg, des Dr. Lehmann, durch den Saal, darauf die rasche, jedes Wort eigentümlich kurz und energisch abschneidende des Kaisers. Die Rede machte großen Eindruck, vor allem die den Friedenscharakter des Werkes betonenden Sätze. Die Blicke der Berichterstatter verschlangen den Kaiser förmlich. Auch die Ruhe und die patrizische Würde des Bürgermeisters — sein Name ist freilich nicht sehr patrizisch — machte Eindruck, und so wollen wir es ihm verzeihen, daß er sich an diesem Orte und zu dieser Stunde des berühmten „voll und ganz" bediente, als Zeitcharakteristikum durfte es ja eigentlich auch nicht fehlen.

Das Alsterfest verregnete im ganzen, und doch konnte ein poetisch angelegtes Gemüt auch bei ihm in Stimmungen schwelgen. Die neugeschaffne Insel in der Binnenalster verdirbt zwar bei Tage den Eindruck dieses Sees mitten in der Stadt, da ja die Möglichkeit, das Auge an diesem Orte frei über eine größere glitzernde Wasserfläche hinschweifen zu lassen, eben die Schönheit ergiebt. Anders bei Abend-

beleuchtung und gar bei reicher Illumination. Es war ein entzückender Anblick, als die Pavillons und der mächtige Leuchturm auf der Insel bei der Ankunft des Kaisers plötzlich in elektrischem Lichte erstrahlten und zugleich die ersten Raketen aufzischten, während auch das Uferviereck mit der Lombardsbrücke und den bis aufs Dach mit Menschen besetzten Prachtbauten in den mannichfachsten Farbentönen erleuchtet war, die elektrischen Kugellampen bleich durch die dunkeln Bäume blickten und die Lichter auf den zahlreichen, reichgeschmückten Alsterbooten sich im Wasser wiederspiegelten. Vom Wetter ungestört blieb die Elbuferbeleuchtung, die sich flußabwärts bis über Blankenese hinaus hinzog. Hamburg, Altona und die kleinern Elborte hatten ihr möglichstes gethan, und es bot einen unvergleichlichen Reiz, auf der dunkeln Elbe, dem Kaiserschiff folgend, die wechselnden Bilder in wechselnder Beleuchtung zu betrachten. Das mächtigste Feuer hatten die armen Finkenwärder Fischer entzündet, gewaltige Haufen Teertonnen, deren Glut den Himmel weithin erhellte.

Die Fahrt des Kaisers durch den Kanal, der sich ja durch Landschaften sehr verschiednen Gepräges hinzieht, zuerst durch fette Marsch, dann durch das Höhenland der Geest, durch Heide, Moor und auch durch Seen, wird auch manches hübsche Bild geboten haben, meist volksfestartigen Charakters, da man aus meilenweiter Entfernung zum Ufer zusammengeströmt war und vielfach Erfrischungs-, ja Tanzzelte aufgeschlagen hatte. Als die „Hohenzollern" in den Kieler Busen einfuhr, begrüßte sie gewaltiger Geschützdonner. Es war das schönste Sommerwetter, das Ostseewasser so frisch grün wie je, und jede der Höhen an der Föhrde von geputzten Menschenscharen, der Busen selbst von den 89 stattlichen deutschen und fremden Panzerschiffen und einer Unmenge kleiner Dampfer und Boote belebt. In noch höherm Grade war das am nächsten Tage der Fall, wo die feierliche Schlußsteinlegung stattfand. Ein solches Schauspiel am Meere hat Deutschland noch nie gesehen; klassisch gebildet, wie man ist, mußte man an die isthmischen Spiele oder etwas derartiges denken, so wunderbar war die Zusammenstimmung zwischen dem von der glänzendsten Gesellschaft belebten Festplatze und dem sonnbeschienenen belebten Meere. Man hätte „Thalatta, Thalatta!" ausrufen oder eine Pindarische Ode deklamiren mögen. An dem schönsten, seewärts gelegnen der beiden Leuchttürme an der Holtenauer Kanalmündung lag der Festplatz im engern Sinne mit dem Schlußstein, der der Grundstein eines Denkmals Kaiser Wilhelms I. werden soll, links davon befand sich der Aufgang von der See, rechts das Kaiserzelt, an einen gewaltigen, flaggengeschmückten Mastbaum angelehnt; vorne und hinten standen stolze Garde- und Marinetruppen mit ihren Musikkapellen, in der Mitte die Fürsten und Herren; dann aber erblickte man, die ganze Landzunge zwischen Kanal und Busen grandios abschließend, das gewaltige Rund drei hoher Tribünen, menschengefüllt, einer antiken Arena vergleichbar, ferner schöne grüne Anlagen in der Nähe und villenbesäumte Hügel in der Ferne — ein einziges Bild, zu bunt vielleicht, um gemalt zu werden, aber bei goldnem Sonnenschein das Auge wahrhaft entzückend. Die feierliche Handlung mit ihrem Urkundeverlesen, ihren Hammerschlägen, ihren historischen Märschen und ihrem Gewehrpräsentiren dauerte nicht allzu lange, und von reicher malerischer Wirkung war es dann auch, als das zum Teil militärische Publikum, von den Tribünen herabströmend, den Platz neugierig überschwemmte.

An dem Kaiserdiner in dem in der Form eines alten Linienschiffs erbauten Kaiserzelte haben von gewöhnlichen Sterblichen nur wenige teilgenommen, doch war die grandiose Flottenbeleuchtung am Abend wieder ein Schauspiel für jedermann

und übertraf durch den Wetteifer aller Nationen alles, was man je an Feuerwerken gesehen hatte. Das Flottenmanöver, zu dem die Kaiserin und die Fürsten auf dem „Hohenzollern" hinausfuhren, während der Kaiser an Bord des „Kurfürsten Friedrich Wilhelm" kommandirte, schloß die Reihe der Festlichkeiten.

Man kann wohl mit Sicherheit annehmen, daß die Kieler Festlichkeiten überall imponirend gewirkt haben, um so imponirender, wenn man ihren Hintergrund, die Vollendung eines großen Kulturwerkes, im Auge behält und sich zugleich vergegenwärtigt, daß sie auf einem Boden vor sich gingen, wo vor kaum mehr als einem Menschenalter noch der Danebrog wehte. Können wir das Ansehen des Reiches durch solche Feste erhalten und vermehren, so soll uns auch die größte darauf verwendete Summe nicht gereuen, und wer Gelegenheit gehabt hat, die fremden Berichterstatter während der Feier zu beobachten, wird die Wirkung der Festtage nicht unterschätzen. Die Vorbedingungen aller frohen Feste sind freilich saure Wochen.

Im Mittelpunkte aller Festlichkeiten stand, auch dem fernerstehenden erkennbar, die Person des Kaisers, und die Zurufe, die ihm überall erschallten, klangen selbst in dem sozialdemokratisch wählenden Hamburg voll und herzlich. Das Volk aber kam, dem Willen des Kaisers gemäß, an den Festtagen auch nicht zu kurz; genügte für den Binnenländer doch schon der Anblick des mit Panzerkolossen übersäten Kieler Busens, um einen Eindruck fürs ganze Leben mit hinwegzunehmen.

Litteratur

Soziale Verkehrspolitik von Otto de Terra, Eisenbahndirektor in Frankfurt a. M. Berlin, Karl Heymann, 1895

Der Verfasser dieses interessanten Schriftchens ist ein Fachmann, der an die Verwaltung der in unsrer Zeit so hochwichtigen und großartig wirkenden Verkehrsanstalten die Anforderung stellt, daß sie sich nach sozialpolitischen Zwecken richte und durch Förderung des Mittelstandes dem drohenden Umsturz vorbeuge. Von diesem Gesichtspunkte aus bezeichnet er es als die Aufgabe der Verkehrsmittel, jede künstliche Begünstigung der Großbetriebe, wodurch deren natürliches Übergewicht über die Kleinbetriebe noch verstärkt wird, zu meiden und diese nach Kräften zu fördern. Im einzelnen weist er nach, wie zur Zeit die Großbetriebe noch vielfach durch den Eisenbahntarif und das Postpaketporto begünstigt werden. Es ist selbstverständlich, daß er sich von seinem Standpunkte aus nicht für den Betrieb der Verkehrsanstalten durch Privatpersonen erklären kann. Keineswegs aber fordert er, daß sie der Staat als freies Genußgut allen unentgeltlich zur Verfügung stelle (in welchem Falle die Kosten aus den Steuern bestritten werden müßten) oder sich nur eine die Kosten deckende Gebühr zahlen lasse; vielmehr hat sie der Staat nach dem privatwirtschaftlichen Grundsatze zu verwalten, daß ein möglichst hoher Reingewinn zu erzielen sei. Denn da diese Einrichtungen den Wohlhabenden in höherm Grade zu gute kommen als den Armen, so würde „eine gemeinwirtschaftliche Verwaltung,

die von der Erzielung eines Reingewinns absähe, wesentlich dazu beitragen, die Verteilung des Einkommens der Bevölkerung zu Ungunsten der großen Massen zu verschieben." In den Erörterungen über die Personenbeförderung wird u. a. nachgewiesen, wie wenig nachahmenswert der österreichisch-ungarische Zonentarif sei, und die Abschaffung der vierten Wagenklasse im Interesse der Milderung der Klassengegensätze empfohlen. Auch eine gewisse berühmte Frage, die der Reichspostmeister nicht gut hören kann, wird beantwortet, und zwar sehr radikal dahin, daß Post und Eisenbahn unter einer Leitung vereinigt werden müßten. Die Urteile des Verfassers über die Bedeutung und die angebliche Begünstigung der Wasserstraßen werden auf vielen Seiten lebhaften Widerspruch hervorrufen. „Auf den Staatsbahnen, heißt es u. a., die Tarife hoch zu halten und mit Anwendung ungeheurer Mittel auf Staatskosten Wasserstraßen herzustellen, die die Frachten der Staatsbahnen unterbieten und ihnen den Verkehr wegnehmen, ist ein ähnlicher Widersinn, wie er uns in dem jetzigen Verhältnis der Post zu den Eisenbahnen entgegengetreten ist." Im allgemeinen aber wird man den hier aufgestellten Grundsätzen beipflichten und wünschen müssen, daß sich zukünftige Reformen des Verkehrswesens nach de Terras Programm vollziehen.

Produktion und Konsumtion in der Volkswirtschaft. Aus dem Nachlaß von Dr. Julius Lehr in München herausgegeben und vollendet von Dr. Kuno Frankenstein, Dozenten an der Humboldtakademie in Berlin. Leipzig, C. L. Hirschfeld, 1895

Das Buch erscheint als der vierte Band der ersten Abteilung des von uns in Nr. 2 angezeigten Hand- und Lehrbuchs der Staatswissenschaften und bildet mit desselben Verfassers „Grundbegriffen und Grundlagen der Volkswirtschaft" zusammen ein brauchbares Kompendium der theoretischen Nationalökonomie. Der sozialdemokratischen Kritik der heutigen wirtschaftlichen Zustände wird das Buch überall gerecht, verwirft aber gleich uns den Kommunismus. Die Schlußsätze lauten: „Ohne Individualität des Konsums würde das Leben dem Dasein in einem Zuchthause gleichen. Ob unter einem solchen Zustande viele das Leben überhaupt für lebenswert halten würden, scheint sehr zweifelhaft. Die Übelstände, die die Absatzkrisen seither für die arbeitenden Klassen [bloß für diese?] mit sich gebracht haben, werden sich durch eine gesunde Sozialpolitik im wesentlichen beseitigen lassen. Es liegt daher kein Grund vor, mit unsrer heutigen Staats- und Gesellschaftsordnung zu brechen." In der Statistik des Fleischverbrauchs in England auf Seite 227 kommt ein Druckfehler vor: als Summe von 83,5 und 41,0 wird 224,5 statt 124,5 angegeben.

Wir bitten unsre Leser, während der Ferienzeit in den Bädern, Kurorten und Sommerfrischen die Grenzboten zu verlangen, wo sie nicht in den Lesezimmern aufliegen. Wir werden Monatsabonnements einrichten, wo sie gewünscht werden.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Der achte deutſche Handwerkertag

Vor kurzem ging durch die Zeitungen die Nachricht, daß es der Kaiſer abgelehnt habe, eine Abordnung der Handwerker zu empfangen, die ihm über ihre Wünſche und Hoffnungen berichten wollte. Es muß das befremden, da der Kaiſer den achten Handwerkertag ſympathiſch begrüßt hatte, und da andre derartige Abordnungen, z. B. die des „Bundes der Landwirte," empfangen worden ſind. Die Gründe der Ablehnung liegen, das iſt wohl klar, in dem Verlaufe des letzten Handwerkertags, der die Haltung der Regierung gegenüber den Beſtrebungen des Handwerks mit einer bis dahin unerhörten Heftigkeit kritiſirt und ſeine Forderungen mit Erregung und Schärfe zum Ausdruck gebracht hat. Tiefe Erregung war das charakteriſtiſche Zeichen aller Verhandlungen jener Tage.

Wenn aber die Handwerker mit dem Vorgehen der Regierung nicht einverſtanden ſind, ſo ſind ſie ſehr im Rechte, denn wäre auf ſeiten der Regierung auch nur das geringſte Entgegenkommen zu bemerken geweſen, die Bewegung würde nie die Formen angenommen haben, über die man jetzt am grünen Tiſch erſtaunt iſt. Hätte die Regierung die einzelnen Forderungen der Handwerker ernſt geprüft, die richtigen anerkannt und die falſchen beſtimmt zurückgewieſen, ſo würde die Bewegung auch nicht ſo blind und einſeitig geworden ſein, wie ſie es heute thatſächlich iſt. Man hat aber den Handwerkern mit leeren Redensarten und Verſprechungen, die in einer Form gemacht wurden, daß man ſofort wußte, ſie würden nicht gehalten werden, den Mund zu ſtopfen verſucht. Daß die Regierung den Handwerkern nicht helfen *will*, weil ſie ihnen mit der Erfüllung ihrer Hauptforderung, der des Befähigungsnachweiſes, nicht helfen *kann*, iſt klar. Warum wird das nicht offen und ehrlich ausgeſprochen?

Die Erregung, mit der auf dem letzten Handwerkertage wieder die alten, bekannten Forderungen der Handwerker ausgesprochen worden sind, macht die Versammlung bemerkenswert, fordert aber auch zu einer kritischen Betrachtung auf, und gerade wir, die wir jederzeit für den Schutz der produktiven Arbeit eingetreten sind, wollen mit dieser Kritik nicht zurückhalten.

Einer der Abgeordneten ging scharf gegen die Gewerbeordnung von 1869 vor, forderte die Zwangsinnung, den Befähigungsnachweis und Beseitigung der übergroßen Konkurrenz durch ein Verbot überflüssiger Maschinen. Schon diese Ausführungen enthielten gerade genug Übertreibungen.

Als das Zeitalter der Maschine begann, glaubte man zunächst, daß eine Zeit ungeahnter Entwicklung und grenzenlosen Glücks für die ganze Menschheit angebrochen sei. Nun, diese ungeahnte Entwicklung ist in der That gekommen, aber das Glück, das man hoffte, ist ausgeblieben. Ist daran die Erfindung und Anwendung der Maschine schuld? Nein und abermals nein. Es ist eine Verblendung, heute die Zurückdämmung des Maschinenwesens zu fordern und einer Entwicklung Einhalt thun zu wollen, die ungeheuer segensreich gewesen ist, und deren Schäden nur aus der mangelhaften Organisation unsrer Wirtschaft stammen. Außerdem: wie soll man es anfangen, die notwendigen von den überflüssigen Maschinen zu scheiden?

Was hat denn nun die liberale Gesetzgebung mit dieser Entwicklung zu thun? Daß die Produktion von den Fesseln, die den alten Handwerksbetrieb banden, befreit werden mußte, wird niemand leugnen wollen. Der schwere Fehler, der mit der Einführung der Gewerbefreiheit gemacht wurde, bestand darin, daß man nicht nur die unnötigen und schädlichen Beschränkungen, sondern alle beseitigte auf Grund der falschesten Theorie, die jemals die Menschen beherrscht hat, nämlich der von der Notwendigkeit des freien Spiels der Kräfte. Statt zu entwickeln, zerstörte man. Aber soweit das Handwerk lebensunfähig geworden ist durch das Aufblühen der Maschinenindustrie, hat die Gewerbefreiheit keine Schuld an seiner schlimmen Lage. Der Kampf zwischen dem Großbetriebe und dem handwerksmäßigen wäre ausgefochten worden, auch wenn die Gewerbefreiheit nicht in dieser Form bestanden hätte. Keine Macht der Welt kann es verhindern, daß das Handwerk überall da untergeht, wo der Großbetrieb fähig ist, Ware von derselben Güte wie die, die bisher das Handwerk erzeugt hat, mit der größern Leistungsfähigkeit der Maschine herzustellen. Daher ist auch eine ganze Reihe von Handwerkszweigen schon verschwunden, ganz stillschweigend untergegangen. Der technisch vollkommnere und leistungsfähigere Betrieb schlägt mit Naturnotwendigkeit den unvollkommnern. Im Verkehrswesen war es ebenso. Der Verfasser dieses Aufsatzes lebt in einer Stadt am Fuße des Thüringer Waldes, wo eine alte, ehemals reichbelebte Handelsstraße vorüberführt, die Leipzig mit Nürnberg verband. Hier und in der Umgegend gab es früher Fuhrleute, die dreißig Paar Pferde im Stalle stehen hatten. Diese ganze blühende Verkehrs-

vermittlung war mit einem Schlage zu Grunde gerichtet, als die Eisenbahnen gebaut wurden und den Verkehr an sich rissen. Heute ist die ganze Handelsstraße verödet. Mag uns auch das Herz dabei bluten, es ist nicht zu ändern, daß bei solchen Umwälzungen ganze Gruppen von Existenzen geradezu vernichtet werden oder doch in der alten Weise nicht fortbestehen können.

Bei dem Handwerk steht die Sache so: Wir sind in einer Übergangsperiode, in der das Handwerk noch nicht geschlagen ist, und der Großbetrieb noch nicht überall gesiegt hat. Welche Handwerkszweige ihm wahrscheinlich zum Opfer fallen werden, läßt sich auch heute noch nicht sagen, daher hat der Handwerkertag ganz Unrecht, wenn er sich heftig dagegen erklärte, daß die Regierung mit Erhebungen über die Lage des Handwerks die Zeit vertrödle. Diese Erhebungen sind notwendig, um ein klares Bild dieser Lage zu erhalten,*) und sie bieten des Interessanten und Wissenswerten genug. Der Verfasser dieses Aufsatzes hat bei der Untersuchung mitgewirkt, die der „Verein für Sozialpolitik" über diese Dinge angestellt hat, und er muß sagen, daß sie nicht überflüssig gewesen ist, sondern über eine ganze Anzahl wichtiger Fragen, auch über die nach der Stellung des Großbetriebs zum Handwerk erst Klarheit geschafft hat. Etwas andres ist es, wenn das Handwerk verlangt, daß nicht alle Bemühungen zu seinen Gunsten aufgegeben werden. Da eben noch nicht ausgemacht ist, wie weit das Handwerk vom Großbetriebe geschlagen wird, so hat die Regierung die Pflicht, da einzugreifen, wo bewiesen ist, daß ein Notstand vorliegt, dem auf gesetzlichem Wege sofort abgeholfen werden kann. Es ist und bleibt unverständlich, warum gegen den ungeheuerlichen Bauschwindel, gegen die Schäden der Konkursordnung, gegen die Wanderlager, gegen den unlautern Wettbewerb, gegen das Submissionswesen nicht schon längst eingeschritten worden ist, und warum man nicht schon längst einen ernsten Versuch gemacht hat, dem Handwerker die Kreditbeschaffung zu erleichtern. Hier liegt überall das Übel offen zu Tage, und die Mittel sind da, ihm abzuhelfen, aber es hat sich bisher keine Hand gerührt. Was das Submissionswesen anlangt, so ist mir erst in diesen Tagen ein krasses Beispiel davon mitgeteilt worden. In Mitteldeutschland sind die Lose ein Bahnbaues vergeben worden. Für eines von ihnen war ein höchstes Gebot von anderthalb Millionen Mark und ein niedrigstes von 692000 Mark abgegeben worden! Man denke, welch kolossaler Unterschied! Von Sachverständigen ist mir versichert worden, daß die Arbeit für etwa 900000 Mark übernommen werden könne. Ist der Unternehmer, der das niedrigste Gebot abgegeben hat, kautions-

*) Ein solches ist nur durch eine längere Reihe solcher Erhebungen zu erlangen, die in regelmäßigen Zwischenräumen veranstaltet werden müssen, und vor allen Dingen durch eingehende gewerbegeschichtliche Forschungen, namentlich auf Grund städtischer Innungsakten. Dazu gehört aber Zeit. D. R.

fähig, so erhält er den Zuschlag, obwohl die Bauverwaltung genau weiß, daß er die Arbeit zu diesem Preise nicht ausführen kann, sondern zu Grunde gerichtet wird. Man könnte ja nun sagen, wenn der Unternehmer nicht rechnen kann, so soll er auch die Folgen tragen; aber richtiger müßte doch der Hauptsatz lauten: so soll ihm der Staat keine Arbeit übertragen.

Der Handwerkertag hat sich auch gegen die Konsumvereine, die Beamten- und Offiziersvereine gewendet. Der Anfangssatz der angenommnen Resolution lautet: „Der achte allgemeine deutsche Handwerkertag verurteilt die Konsumvereine als einen Über(!)griff nackter Selbstsucht in(!) die Existenz und das Recht des Nächsten; er sieht in ihnen den Keim zur völligen Zerstörung unsrer gegenwärtigen Gesellschaftsordnung und [zur] Untergrabung der Monarchie infolge ihrer sozialistisch-kommunistischen Tendenz.“ So spricht blindwütiger Haß, aber nicht eine vernünftige Kritik. Man kann über die Konsumvereine verschiedner Ansicht sein, aber eine solche Macht bilden sie in unserm wirtschaftlichen Leben nicht, daß man sich so dagegen ereifern müßte, und die Behauptung über ihre Tendenz enthält zwar ein klein wenig Wahrheit, aber auch nur ein klein wenig. Aber sind denn die Produzenten allein auf der Welt, and haben nicht auch die Konsumenten gewisse Rechte? Man kann es volkswirtschaftlich nur für wünschenswert halten, wenn die Spesen des Zwischenhandels, die doch wohl der Konsument zu tragen hat, etwas vermindert werden.

Im Anschluß an diese Frage wurde der von Kölner Handwerkern gestellte Antrag beraten, die Filialen zu beschränken und zur Gewerbesteuer heranzuziehen. Zur Begründung wurde angeführt, daß eine Kölner Brotfabrik mit neunzig Filialen bestehe, von denen nicht eine einzige Gewerbesteuer zahle, da ihre Einnahmen nicht die Summe von 1500 Mark erreichten. Bei diesem Antrage ist die erste Hälfte wieder undurchführbar, die zweite natürlich dagegen berechtigt.

Die Hauptforderungen der Handwerker waren auch diesmal die der Zwangsinnung und des Befähigungsnachweises. Wenn man den Befähigungsnachweis einführen will, so ist jedenfalls nötig, wie man es jetzt verlangt, einen klaren Unterschied zwischen den Begriffen Handwerk und Fabrik festzustellen, denn sonst entsteht eine heillose Verwirrung, wie man sie im österreichischen Gewerbeleben studiren kann. Ob aber zwischen Handwerks- und Fabrikbetrieb ein klarer Unterschied möglich ist, ist doch sehr die Frage. Von dem Befähigungsnachweis erwarte ich nicht den Erfolg, von dem die Meister träumen. Er ist gewiß insofern nützlich, als die Erlaubnis, Lehrlinge auszubilden, nur auf einen solchen Nachweis hin erteilt werden soll, aber an dem Verhältnis des Handwerks zum Großbetrieb ändert er nichts, und das ist doch der Kernpunkt der Sache. Greifen wir ein Handwerk heraus, das dem Untergange geweiht ist: das Schuhmacherhandwerk. Es wird ruinirt von der Schuhfabrik. Wie

soll das der Befähigungsnachweis verhindern, durch den der Betrieb der Fabrik gar nicht getroffen wird? Das ist mit dem besten Willen nicht einzusehen.

Zu dem Thema „Gefängnisarbeit" waren folgende Resolutionen beantragt worden (wir übersetzen sie wieder aus dem oft schwer verständlichen Deutsch des Handwerkertags in die Sprache dieser Blätter):

1. Daß die Zuchthaus- und Gefängnisarbeit derart beschränkt werde, daß man sie nur für die Bedürfnisse der Staatsverwaltungen, insbesondre für die Anfertigung der Militärarbeiten nutzbar mache, oder daß wenigstens die in den Gefängnissen hergestellten Arbeiten unter Ausschluß der Maschinen nach den ortsüblichen Preisen bezahlt würden.

2. Daß die Militärwerkstätten aufgehoben und die Gefangnen mit der Herstellung von Halbfabrikaten unter Ausschluß der Maschinen oder mit der Ausführung von Kulturarbeiten beschäftigt würden.

In diesen Anträgen sind verschiedne Auffassungen über die Militärwerkstätten vertreten; im ersten Antrage sollen sie beibehalten und nur auf die Gefängnisse beschränkt werden, im zweiten wird für die vollständige Aufhebung gesprochen, und zwar offenbar deshalb, weil man in ihnen eine Beschränkung des freien Gewerbebetriebes sieht, eine Meinung, die ein Hamburger Delegirter noch zu dem besondern Antrage formulirt hat: „Der achte Handwerkertag sieht immer mehr in den von seiten der Reichs- und Kommunalbehörden eingerichteten Regiebetrieben eine arge Schädigung des selbständigen Handwerks" u. s. w. Die Bekämpfung der Gefängnisarbeit ist alt, und doch findet man bei der Beurteilung dieser Verhältnisse noch immer nicht die rechte Einsicht. Die Gefängnisarbeit wird nach andern Gesichtspunkten betrieben als die freie Arbeit; der industrielle Betrieb hat sich hierbei den eigentlichen Zielen der Anstalt unterzuordnen, denn er ist nicht Selbstzweck, sondern dient nur dazu, die Kosten der Gefangenhaltung zu verringern (und damit die Steuerlast für alle zu erleichtern) und die Menschlichkeit zu wahren, indem man den Gefangnen durch Arbeit vor den Qualen eines erzwungnen Müssigseins bewahrt. Man hat dem Regieverfahren meist das Unternehmerverfahren vorgezogen aus guten Gründen, vor allem, weil die technische und kaufmännische Leitung in der Hand von Beamten keine guten Erfolge hatte. Daß nun die Unternehmer durchaus nicht unter so glänzenden Bedingungen arbeiten, wie die Handwerker und Industriellen behaupten, ergiebt sich leicht aus der Eigentümlichkeit der Anstalten. Wir wollen das hier nicht auseinandersetzen, sondern nur mit einigen Zahlen beweisen, daß die Furcht vor der Gefängnisarbeit übertrieben ist.

Zunächst ist die Zahl der Sträflinge im Verhältnis zu der freien arbeitenden Bevölkerung zu beachten; 1882/83 standen in Preußen 3650526 freien Gewerbtreibenden 30000 Sträflinge gegenüber. Dieses Verhältnis verschiebt sich noch bedeutend, wenn man erwägt, daß (in Preußen) zwei Sträflinge in

Bezug auf Leistungsfähigkeit einem Arbeiter gleich gesetzt werden; ferner geht von der Zahl der arbeitenden Sträflinge der ganze Krankenbestand ab, der nicht außer acht zu lassen ist, denn die preußische Statistik bezeichnete 1884/85 von 17638 Zuchthausgefangnen als beschränkt arbeitsfähig 7 Prozent, als dauernd arbeitsunfähig 0,3 Prozent, als vorübergehend arbeitsunfähig 1,4 Prozent. Was die geleistete Arbeit anlangt, so schätzte man 1880 in den Vereinigten Staaten im freien Betriebe gewonnene gewerbliche Produkte auf 5369579191 Dollar, den Ertrag der Gefängnisproduktion auf 28753999 Dollar (= 0,54 Prozent der freien Produktion). Nach Nicollet beträgt die Gefängnisproduktion in Frankreich $^1/_{850}$ der freien. Ebenso übertriebne Vorstellungen herrschen über die Verbreitung der Maschinenarbeit. In Preußen wendet man sie nur in 14 Anstalten, bei einer Arbeiterzahl von 399 Köpfen, also nur bei 2,3 Prozent der industriell beschäftigten Gefangnen an. Nach alledem kann von einer allgemeinen preisdrückenden Einwirkung der Gefängnisproduktion keine Rede sein. Zuzugeben ist sie nur für einzelne Gewerbszweige und für den Absatz an einzelnen Orten. Daß die Gefängnisarbeit reformbedürftig ist, unterliegt keinem Zweifel und wird auch von maßgebender Seite anerkannt. Die richtigen Wege aber zu finden, ist nicht so einfach. Ob der Vorschlag, nur Halbfabrikate anfertigen zu lassen, durchführbar ist, weiß ich nicht; der zweite Vorschlag, die Militärwerkstätten in die Gefängnisse zu verlegen, ist wertlos, da ja damit an der allgemeinen Lage nichts geändert werden würde; der letzte endlich, von Sträflingen nur Kulturarbeiten ausführen zu lassen, klingt zwar bestechend, aber die technischen Schwierigkeiten sind hier groß: die Entfernung der Gefängnisse vom Arbeitsorte, die Schwierigkeit, die Gefangnen zu beaufsichtigen, den Zweck der Strafe nicht aus dem Auge zu verlieren u. s. w. Außerdem muß man doch auch fragen: wird dadurch nicht unsre Landbevölkerung zum Teil benachteiligt werden? Die Form des Antrags: Beschäftigung der Gefangnen mit der Anfertigung von Halbfabrikaten oder mit Kulturarbeiten, ist ohnehin falsch, denn im Winter wird man unbedingt zu industriellen Arbeiten greifen müssen.

Meine Bemerkungen haben bisher an Dinge angeknüpft, über die der Handwerkertag verhandelt hat; nicht minder interessant scheint mir aber etwas zu sein, wovon nicht gesprochen worden ist. Der gesamte Handwerkerstand zeigt — das kann nicht bestritten werden — eine ziemlich große Indolenz, und das ist ja nicht wunderbar, da eine dauernd schlechte Lage eben ein gutes Teil der Thatkraft des Mannes vernichtet und Fatalisten erzeugt. Daß also die Energie geschwächt ist, ist begreiflich, nicht aber der Grad der Schwächung und vor allem nicht der Mangel an Selbsterkenntnis. Die heutige Innungsorganisation ist nicht gut, aber auch nicht so schlecht, daß thatkräftige Männer gar nichts mit ihr anfangen könnten. Der vollständige Mißerfolg, den man mit freien Innungen gehabt hat, kann nur auf Rechnung der Meister gesetzt werden. Hierfür drei Belege. Man hat sich auf dem Handwerkertage über

die Lehrlingsfrage vollständig ausgeschwiegen, obwohl jeder zugestehen muß, daß sie zu den wichtigsten Dingen gehört, die dort überhaupt beraten werden können. Hier ist ein Punkt, wo man den Handwerksmeistern eine Vorlesung über „nackte Selbstsucht" halten könnte. Die Regelung der Lehrlingsfrage ist bisher nur deshalb nicht gelungen, weil die Meister wohl die Arbeitskraft des Lehrlings ausbeuten — einen andern Ausdruck giebt es dafür nicht —, aber von einer Erziehung des Jungen zum künftigen Meister und charakterfesten Menschen nichts wissen wollen. Die Nutzlosigkeit des Fortbildungsschulunterrichts ist allgemein anerkannt, da er am Abend nach angestrengter Arbeit erteilt wird. Die Sonntagsschule wird ganz mit Recht verworfen. Also bleibt nichts übrig, als dem Lehrjungen mindestens zwei volle halbe Tage zur Verfügung zu stellen, d. h. Nachmittage und Abende, damit Geist und Körper vor dem Unterrichte geruht haben und Zeit zur Anfertigung von Schularbeiten bleibt. Sind die Meister dazu nicht bereit, so zeigen sie, daß ihnen wohl an ihrer Person, aber nicht an dem Gedeihen des Handwerks gelegen ist.

Andre den Innungen zugewiesene Aufgaben sind die Regelung des Herbergswesens und die Errichtung von Fachschulen, zu deren Kosten sogar nach dem Gesetze von 1887 auch die Nichtinnungsmeister und ihre Gesellen herangezogen werden können. Hat das Handwerk irgend nennenswerte Anstrengungen gemacht, diesen Forderungen gerecht zu werden? Nein. Die Vernachlässigung dieser Mittel, sich selbst zu helfen, hat es denn auch zu stande gebracht, daß ein Teil unsrer Handwerker in Bezug auf allgemeine und vor allem auf gewerbliche Bildung nicht auf der Höhe der Zeit steht. Es muß das offen ausgesprochen werden, da man von denen, die die Hilfe des Staats beanspruchen, fordern kann, daß sie zunächst an ihrem Teile dazuthun, ihre Lage zu bessern.

Endlich ist es auffällig, daß man auf die Organisation von Rohstoffkaufgenossenschaften und Verkaufsgenossenschaften so wenig Wert legt. Auch hier ist ein Feld der Selbsthilfe, das Früchte tragen würde, wenn man es nur gehörig bearbeitete. Anfänge sind ja vorhanden; so giebt es z. B. in Berlin eine Verkaufsstelle vereinigter Tischler. Mit solchen Veranstaltungen, sollte man meinen, könnte namentlich dem Bazarunwesen entgegengewirkt werden.

L. O. Brandt

Der deutsche Student am Ende des neunzehnten Jahrhunderts

er die Jugend hat, der hat die Zukunft — dieses bekannte, jüngst auch vom Fürsten Bismarck gebrauchte Wort hat in einer Zeit des Gährens und Werdens, wie es die unsrige ist, in einer Zeit, wo alte Ideale stürzen und neue in dämmerhaften Umrissen nur erst von wenigen erkannt werden, eine besondre Bedeutung. Und aus demselben Munde, der dem deutschen Volke in den letzten Monaten so manche goldne Wahrheit verkündet hat, haben wir am 8. April die Mahnung vernommen, daß die Zukunft jedes Landes auf der Minderheit der Gebildeten beruhe, die es enthalte. Dieser Satz, der dort, wo man von einer weitern Demokratisirung unsrer Anschauungen und Einrichtungen das Heil erwartet, verstimmt haben wird, legt allen denen, die sich zu den Gebildeten zählen, Pflichten auf, die um so schwerer und dringender werden, je mehr die politische Verfassung dem Verlangen nach demokratischer Gleichberechtigung entgegenkommt, während sich doch zugleich auf andern Gebieten, in Bildung und Besitz, zwischen der Minderheit des Volkes und der großen Masse eine fast unüberbrückbare Kluft aufthut.

Nun ist es eine bekannte Thatsache, daß sich verhältnismäßig nur wenige Menschen in vorgerückten Jahren dazu verstehen, von dem Inventar der Überzeugungen, die mit ihnen aufgewachsen sind, etwas preiszugeben, um es durch neue Gedanken, zumal durch solche, die ihnen Entbehrungen oder Pflichten auflegen würden, zu ersetzen. Daß ein Kamel durch ein Nadelöhr gehe, ist heute nicht leichter als vor zweitausend Jahren, und weil dem so ist, haben es Männer, die für ihre pflicht- und entsagungpredigenden Ideen die Zukunft haben wollen, neuerdings unternommen, die begeisterungsfähige Jugend, vor allem die studirende, für sich zu gewinnen.*)

*) Von den Flugschriften an die deutschen Studenten, die im Verlag von Vandenhoeck und Ruprecht in Göttingen erscheinen, sind uns bis jetzt drei bekannt geworden: Manneswürde und Mädchenehre, von Direktor H. Th. Bauer; Das akademische Studium und der Kampf um die Weltanschauung, von Professor Dr. M. Reischle, und Der Student im Verkehr mit den verschiednen Volkskreisen, von Pfarrer Friedrich Naumann.

Auch aus andern Gründen hat sich die öffentliche Meinung in der letzten Zeit wiederholt mit der studirenden Jugend beschäftigt. Wir wollen hier nicht den Schatten der seligen Umsturzvorlage heraufbeschwören, aber etwas Gutes hat sie doch gebracht, insofern die Beschuldigungen, die im Reichstag gegen eine Anzahl deutscher Professoren erhoben wurden, einen der Angegriffnen, Professor Theobald Ziegler in Straßburg, veranlaßt haben, die Vorlesungen, die er vergangnen Winter über die deutschen Studenten der Gegenwart gehalten hat, zu veröffentlichen.*) Dieser Entschluß wird allen, die im Sinne Bismarcks auf die deutsche Jugend hoffen und sein Wort von der verantwortungsvollen Stellung der gebildeten Minderheit beherzigen, ungeteilte Freude bereiten. Denn mit einem Freimut, der es begreiflich macht, daß in dem Straßburger Hörsaal mitunter ein Scharren des Mißfallens seine Ausführungen begleitete, sagt Ziegler der studirenden Jugend die Wahrheit, und er sagt sie in so packender, geistsprühender Weise, wie wir es — von ihm gewöhnt sind. Daß dabei auch für die Eltern und einige andre Nichtstudenten ab und zu eine Wahrheit abfällt, erhöht den Wert des Buches.

Der deutsche Student am Ende des neunzehnten Jahrhunderts — verdient der wirklich außer der Beachtung, die ihm in den Fliegenden Blättern geschenkt wird, Gegenstand der öffentlichen Aufmerksamkeit zu werden? Und selbst wenn man diese Frage bejaht, bleibt es auch dann nicht etwas seltsames, daß ein Professor diesem Gegenstande siebzehn Vorlesungen widmet? Ungewöhnlich ist das Vorgehen Zieglers auf jeden Fall, und er gesteht selbst, daß ihm nach der Ankündigung seiner Vorlesungen mehr als einmal die Frage vorgelegt worden sei, was er denn eigentlich damit bezwecke. Auf diese und ähnliche Fragen giebt er in der einleitenden Vorlesung folgende Antwort: „Wir leben in einer Übergangszeit. Vielleicht niemals ist es am Ende einer Periode einem Geschlecht so klar gewesen wie uns heute, daß das kommende Jahrhundert einen ganz andern Charakter haben werde, ja haben müsse, als das eben zu Ende gehende.... So gährt und brodelt es rings um uns her und reißt uns alle in seinen Strudel mit hinein; und schwerer als je ist es daher auch für den Einzelnen, in diesem Chaos, wo alles fließt, einen festen Fuß und Halt zu fassen, schwer auch für den guten Menschen, in seinem dunkeln Drange sich des rechten Weges wohl bewußt zu bleiben, schwer für den Werdenden, zu wissen, was er werden soll, und zu werden, was er werden will. Selten aber war es vor allem je so schwer wie heute, ein Charakter zu werden und ein charaktervoller Mensch zu sein und zu bleiben. Das alles trifft den deutschen Studenten in erster Linie und mit voller Wucht. Wir Ältern wurzeln noch mehr oder weniger fest im neunzehnten Jahrhundert und

*) Theobald Ziegler, Der deutsche Student am Ende des neunzehnten Jahrhunderts. Stuttgart, Göschen.

seinen Anschauungen, und wohl uns, wenn wir das Neue, das im Anzug ist, wenigstens noch verstehen! Sie dagegen wachsen aus diesem neunzehnten Jahrhundert heraus in ein neues hinein, dessen Träger Sie sein müssen: wir sehen den Übergang, Sie sind er selbst."

Weil es nun in solchen Zeiten des allgemeinen Schwankens mehr noch als sonst darauf ankommt, zu prüfen, welche Dinge der Erhaltung wert und welche zum Untergange reif sind, so bespricht Ziegler alles, was den Studenten angeht und bewegt, das Höchste wie das Gemeinste, das ganz Äußerliche wie das Innerliche, seine Ideale wie seinen „Wechsel," seine Politik, seine Religion und seine Ehre, seine Vorlesungen, wie er sie besucht, und wie er sie schwänzt, sein Kommersiren und Pauken, kurz sein ganzes Leben und Streben.

Dieser fast unübersehbare Stoff teilt sich wie von selbst in zwei Abschnitte, das akademische Leben und das akademische Studium, wovon dem einen elf, dem andern fünf Vorlesungen gewidmet sind. Die erste behandelt die akademische Freiheit. „Frei ist der Bursch" — so heißt es zwar im Liede; aber haben die heutigen Studenten noch ein Recht, so zu singen? Wie ein Märchen klingt heute, wo der Student in allen Rechtsstreitigkeiten unter das ordentliche Gericht gestellt ist, die Kunde von jenen Zeiten, wo man es für notwendig hielt, zu bestimmen, daß der, der einen Nachtwächter töte, so behandelt werden solle, als ob er einen andern Menschen getötet hätte. Wenn sich aber hie und da noch einige Vorrechte bis auf die Gegenwart erhalten haben, wie z. B. in Preußen die Bestimmung, daß ein Student eine Freiheitsstrafe bis zu zwei Wochen im Universitätskarzer absitzen darf, so wird sich selbst eine derartige Ausnahmestellung auf die Dauer nicht halten lassen. Und doch bleibt auch dann, wenn diese letzten spärlichen Reste dem nivellirenden Zuge des modernen Lebens zum Opfer gefallen sind, die wahre akademische Freiheit bestehen. Denn nicht in jenen Äußerlichkeiten, nicht in dem Recht, etwas zu thun, was andern gleichaltrigen Jünglingen durch Strafgesetz und Polizeiverordnungen verboten ist, erblickt Ziegler das Wesen der akademischen Freiheit, sondern in Dingen, die niemals ein Strafrichter vor sein Forum ziehen wird. Das erste und wichtigste sei die Lernfreiheit, von der man freilich schon spottend gesagt habe, daß sie im Grunde nichts andres sei als die Freiheit, nicht zu lernen, sondern zu faulenzen, deren Zweck aber offenbar der sei, daß es für den Jüngling darauf ankomme, lernen zu *wollen*, nachdem er als Knabe dazu angehalten worden sei, lernen zu *müssen*. Was Pestalozzi so schön von Gertrud und ihren Kindern sage: sie spinnen so eifrig, wie kaum eine Tagelöhnerin spinnt, aber ihre Seelen tagelöhnern nicht — diesen hohen und freien Geist der Arbeit eigne man sich in der Regel noch nicht auf der Schule an, sondern „in der demokratischen Luft schrankenloser Freiheit und Ungebundenheit. Und deswegen giebt man dem Studenten diese Freiheit, die

er freilich auch dazu mißbrauchen kann, nichts zu thun, giebt ihm das Recht zu wählen, wobei er freilich auch kläglich daneben greifen kann, die Freiheit, seine Arbeit selbständig zu gestalten, wobei er auch gründlich zerfahren oder jämmerlich einseitig werden kann. Aber abusus non tollit usum: die richtig verstandne und richtig gebrauchte Lernfreiheit hat sich im großen und ganzen doch bewährt."

Sodann besteht die akademische Freiheit in einer gewissen Ungebundenheit gegenüber der Sitte. Auch hier ist der Knabe noch unfrei. In der Familie und auf der Schulbank ist seine Tugend vor allem die des Gehorsams; nicht er gestaltet sich sein Leben, sondern andre thun es für ihn. Was er zu thun oder zu lassen hat, wird ihm vorgeschrieben, und so lebt er im allgemeinen bis zum Abiturientenexamen gleichsam als Unterthan eines Staats, dessen Verfassungsform man, wenn es gut geht, die des aufgeklärten Despotismus, freilich mitunter auch die eines recht unaufgeklärten, nennen könnte. Als akademischer Bürger dagegen erhält er das Recht der Selbstbestimmung, er wird frei, aber nicht etwa vom Sittengesetz, sondern von der Sitte. Denn sittlich sein heißt mit Bewußtsein thun, was die Sitte gebietet, oder aber ihr entgegentreten, wo sie veraltet und unvernünftig, mit einem Wort zur Unsitte geworden ist. Man mag sagen, was man will: die öffentliche Meinung bindet auch heute noch die Menschen an Sitten, die längst zu inhaltlosen, ja zweckwidrigen Formen erstarrt sind. Und darum erklärt es Ziegler für einen Segen und für eine Notwendigkeit, daß der Mensch einmal eine Periode durchmache, wo er gleichsam darauf gestoßen wird, sich auf die Berechtigung der Sitte und auf seine Stellung zu ihr zu besinnen. Ohne Zweifel geschieht das am besten in einer Zeit, wo der Mensch auch thatsächlich in gewissem Sinne von der Sitte losgebunden ist und die Bannsprüche der öffentlichen Meinung nicht zu fürchten braucht. „Es giebt auch in dieser Welt der Sitte und sogenannten sittlichen Anschauung gar vieles, was wert ist, daß es untergehe und in Trümmer geschlagen werde. Der Student kann das nicht besorgen, dazu ist er noch zu jung, aber daß er einmal den Versuch macht, ohne diesen Respekt vor dem Geltenden auszukommen, daß er sich mit dem Mut erfüllt, wo es nötig ist, sich darüber hinwegzusetzen, das ist sein gutes Recht und liegt im Interesse des sittlichen Fortschritts. Der Philister ist der ewige Rücksichtnehmer, der Student der absolut Rücksichtslose, nicht um es zu bleiben, sondern um sich einmal zu tauchen und gesund zu baden in dem Geiste robuster Rücksichtslosigkeit, um sich salben zu lassen mit einem Tropfen revolutionären Öls, das jeder wahrhaft sittliche Mensch in sich haben muß."

Mit diesen Sätzen will Ziegler keineswegs der Rüpelhaftigkeit das Wort reden; auch ihm würde der junge Mann, der mit dem Hut auf dem Kopfe in sein Zimmer träte, mißfallen; dennoch ist ihm der Jüngling, der linkisch oder als derber Naturbursche auftritt, im allgemeinen lieber als der aalglatte

junge Herr, der sich wie ein siegesgewisser Kommis oder ein angehender Diplomat benimmt und den Verdacht nahe legt, daß er ein Hohlkopf oder ein Streber sei und sich beugen werde, wo immer „die Gewalt sich regt."

Am Schluß der Auseinandersetzung über die akademische Freiheit kommt Ziegler auf die studentische Kleidung, die Farben und den Frack zu sprechen, Dinge, denen er mit gemischten Empfindungen gegenübersteht. Während er gegen die bunten Mützen und Bänder, einen Rest der alten Neigung, sich durch irgend etwas Auffallendes oder Flottes von andern jungen Leuten zu unterscheiden, nichts einwenden will, wünscht er den Frack, als das traurige Wahrzeichen männlichen Ungeschmacks, von der Universität, ja selbst aus dem Examen verbannt; noch mehr aber klagt er darüber, daß auch Studenten auf die Gigerltracht hineingefallen sind, jene „häßliche Zuhältertracht, die die physische, intellektuelle und moralische Impotenz so schamlos zur Schau trägt."

Von der vierten bis zur siebenten Vorlesung wird die akademische Ehre und ihr Verhältnis zu einigen sehr heikeln Dingen behandelt. Was ist die Ehre? Auf diese Frage giebt Ziegler eine Antwort, mit der sich Sudermanns Graf Trast einverstanden erklären könnte: sie habe etwas Aristokratisches an sich, etwas von Kastengeist und Standesvorurteil, und könne mit der Sittlichkeit, die im Gegensatz dazu demokratische Züge habe, schwer zusammenstoßen. Auch Graf Trast giebt als das Wesen der sogenannten Ehre an, daß nur wenige, ein Häuflein Halbgötter, sie haben dürfe, und daß es thatsächlich so viele Sorten von „Ehre" gebe wie gesellschaftliche Kreise und Schichten. Man kann über die Art und Weise, wie sich der ehemalige Küraſſierleutnant und jetzige Kaffeekönig über den Ehrbegriff seiner frühern Standesgenossen lustig macht, verschiedner Meinung sein, aber wenn er betont, daß man an die Stelle der Ehre die Pflicht setzen solle, so läßt sich dagegen nichts einwenden. Denn es läßt sich nicht leugnen, daß die meisten Ehrencodices Dinge für erlaubt erklären oder wenigstens dulden, die der Pflicht schnurstracks zuwiderlaufen. Das gilt auch von dem studentischen Ehrenkodex, der drei sehr häßliche und verderbliche Fehler: zu faulenzen, zu trinken und über seine Verhältnisse zu leben, nicht verbietet.

Hinsichtlich der Faulheit ist allerdings zu beachten, daß ein Student, der die Kollegien schwänzt oder seine Bücher vernachlässigt, deshalb noch nicht als faul bezeichnet werden darf, weil er bei aller Gleichgiltigkeit gegenüber seinem Fach doch ein Mensch von Bildungsstreben sein kann. Der „reinen Faulheit" begegnet man nach Zieglers Wahrnehmungen unter der akademischen Jugend verhältnismäßig selten; wo sie auftrete, werde man sie in der Regel als die Nebenerscheinung zweier andern Laster, der Trunksucht und der Ausschweifung, erkennen. Ob die „reine Faulheit" wirklich unter der Studentenschaft nicht eine größere Zahl Verehrer hat, als Ziegler anzunehmen scheint, ist eine Frage, die wir nicht so ohne weiteres verneinen möchten; hier sei nur darauf hinge-

wiesen, daß die Spezies der sogenannten „reinen Faulheit" auch noch auf einem andern Boden wuchert und gedeiht. Wir denken an die vielen Musensöhne, denen es vor allem darauf ankommt, „Studenten" zu sein, aber nicht zu studiren, denen der Komment mit dem, was drum und dran hängt, der Inbegriff aller Weisheit ist, und die — wir wollen es zum Entsetzen der Väter und Mütter herausſagen — in den feinsten Korps am zahlreichsten vertreten sind.

Nun zum Trinken. Ziegler führt aus, wie dieses altgermanische Laster, das uns schon zu Tacitus Zeiten bei andern Völkern einen wenig feinen Ruf verschafft habe, in der Gegenwart allmählich aus einem allgemeinen ein gemeines geworden sei, gegen das man auf der ganzen Linie, d. h. in allen Ständen und Schichten, einen regelrechten Kampf eröffnen müsse. Zwar die völlige Enthaltsamkeit werde nur für den zur Pflicht, der seiner nicht mächtig sei, für die übrigen aber gehöre sie in das Kapitel der evangelischen Ratschläge, denn daß man zusammen trinke, wenn man sich zusammen freue, sei eine psychologisch begründete Sitte. Für schlechthin bedenklich und verwerflich seien dagegen zwei andre Erscheinungen zu erklären: erstens, daß jetzt sogar die Herren Tertianer und Sekundaner anfangen, in regelrechter Weise zu kommersiren, und zweitens, daß auf den Universitäten die Veranstaltungen des zwangsmäßigen Trinkens noch immer in der Mode sind. In dem ersten liegt ein schwerer Vorwurf, nicht für die Schule, sondern für die Eltern, die zu gleichgiltig oder zu schwächlich sind, dem Treiben ihrer Söhne im rechten Augenblick entgegenzutreten, das zweite aber erniedrigt das Trinken zum Saufen. Auch den Frühschoppen erklärt Ziegler für eine üble Unsitte, denn das Bier mache nach Bismarck ohne Frage faul, und darum sei es vom Übel, anders als gelegentlich, etwa in festlicher Nachstimmung, zum Frühschoppen zu wandeln.

Der dritte dunkle Punkt, worüber sich der studentische Ehrenkodex ausschweigt, liegt darin, daß manche Studenten über ihre Verhältnisse leben, eine Gewohnheit, der man bekanntlich auch sonst oft begegnet. Schon die Bestimmung mancher Verbindungen, daß jedes Mitglied einen „Wechsel" von bestimmter Höhe haben muß, ist als ein Ausfluß des Zeitgeistes, der die Personen nach ihrem Geldsack schätzt, verwerflich. Als Rechtfertigung dieser Bestimmung führt man bekanntlich an, daß sie das Schuldenmachen verhüte. Aber schlimmer noch als die, die Schulden machen, um es den reichern Genossen nachzuthun, sind die andern, die von zu Hause das nötige Geld zur Befriedigung ihrer „Ansprüche" erhalten, und dann, ohne zu bedenken, daß sich Eltern und Geschwister vielleicht manches vom Munde abdarben, schwelgen und prassen und sich Dinge erlauben, die sich sonst kein wackrer Mensch aus dem Mittelstande gestatten würde. „Alles haben müssen, was andre haben, das ist die rohe und äußerliche Auffassung der Standesehre, die sich mehr als billig auch in

studentischen Kreisen findet, und der die falsche Meinung zu Grunde liegt, daß Armut eine Schande sei. Man will nicht arm scheinen, daher nimmt man den Schein des Reichseins an, und diesem falschen Schein bringt man das Glück und das Behagen der Seinigen zum Opfer." Im Zusammenhange damit unterzieht Ziegler die Art, wie heute an den meisten Universitäten das Stipendienwesen gehandhabt wird, einer Prüfung, die das wenig erfreuliche Ergebnis liefert, daß die gegenwärtige Art der Stipendienverteilung in vielen Fällen zu einem unfeinen Empfinden in Geldsachen verleitet. Während es doch eine Ehrenforderung aller anständigen Menschen sei, sich nichts schenken zu lassen, sondern durch eine Leistung zu verdienen, was man von einem andern annimmt, nehme es die Mehrheit der Stipendienempfänger damit durchaus nicht genau. Das Gefühl, eine Gegenleistung zu übernehmen, werde bei dem heutigen Verfahren völlig abgestumpft, überdies wirke die Geringfügigkeit der meisten Stipendien geradezu demoralisirend, weil ein Zuschuß von vierzig bis fünfzig Mark für die meisten wohl nur eine Versuchung zum Verjubeln enthalte. Um dem vorzubeugen, empfiehlt Ziegler zwei Änderungen. Zunächst solle man die kleinen Stipendien gänzlich beseitigen und weniger als 150 bis 200 Mark im Semester überhaupt nicht vergeben; sodann aber sei die Gewährung eines Stipendiums in jedem Falle davon abhängig zu machen, daß der Bewerber als Probe seines Fleißes eine Arbeit über ein freigewähltes Thema vorlege. Durch diese beiden Maßregeln werde man einerseits alle Unwürdigen und auch die, die eines Stipendiums nicht bedürfen, von der Bewerbung abschrecken, andrerseits für die Würdigen und Bedürftigen die Möglichkeit einer wirklichen Unterstützung gewinnen.

Noch schlimmer als durch diese drei Klippen aber glaubt Ziegler die akademische Ehre durch das Laster der Prostitution gefährdet, das allerdings durch den sogenannten Keuschheitsparagraphen mancher Verbindungen als unvereinbar mit der Ehre eines „honorigen" Studenten gebrandmarkt wird. Wenn auch nur annähernd zuträfe, was Ziegler annimmt, daß nämlich in dem Schlamm und Schmutz, der an diesem Punkte unsers Volkslebens lagert, Jahr für Jahr etwa dreitausend Studenten herumpatschen, so stünde es schlimm, und wir würden ein gutes Teil der Hoffnungen, die wir auf die Zukunft unsers Volkes setzen, endgiltig begraben müssen. Doch scheint hier der Teufel der Statistik dem Verfasser einen kleinen Streich gespielt zu haben. Er sagt: „Aus dem Material einer 600 bis 700 Mitglieder umfassenden studentischen Krankenkasse in Berlin ist ermittelt worden, daß in zwei Semestern 25 Prozent, d. h. ein Viertel der dieser Kasse angehörigen Studenten geschlechtskrank waren! Wäre nun auch der Schluß von der besonders versuchungsreichen Großstadt und von einem vielleicht eben deshalb aufgesuchten Krankenkassenverein auf alle deutschen Studenten ein zu rascher — er ist zur Schande der deutschen Studentenschaft öffentlich gezogen worden —, so wäre es schon genug, wenn

es statt 25 nur 12 oder 10 Prozent wären, denn auch dann wären es immer noch reichlich dreitausend Studenten, die jährlich geschlechtskrank werden; die Zahl derer, die an der Prostitution überhaupt beteiligt sind, wäre natürlich noch viel größer." Ziegler sieht hier wohl zu schwarz. Wir glauben nach allem, was wir gesehen und gehört haben, daß der deutschen Studentenschaft ein Unrecht zugefügt wird, wenn man die schlimmen Erfahrungen, die man bei einem vermutlich ad hoc gegründeten Kassenverein in Berlin gemacht hat, zu Schlüssen auf die übrigen verwertet. Darin steckt eben der Fehler der Rechnung, und wenn das in einer Hinsicht tröstlich ist, so möge es auf der andern Seite doch dazu führen, daß künftighin die Väter dem Verlangen ihrer Söhne, schon im ersten Semester eine große Universität zu beziehen, etwas mehr Widerstand leisten.

Eine weitere Vorlesung ist dem Duell und der Mensur gewidmet. Hier begegnen wir dem jedenfalls überraschenden Vorschlag, man solle ruhig erklären, daß studentische Kampfspiele erlaubt seien und öffentlich, d. h. coram corpore academico, abgehalten werden dürften. Daß dadurch unsre Jugend an solchen blutrünstigen und nicht gerade ästhetischen Spielen übermäßig Gefallen finden werde, sei schwerlich zu befürchten, vielmehr hätten die Behörden durch ihre Verbote und Strafen die Sache nur reizvoll gemacht, und diesem Umstande sei es zuzuschreiben, daß die Studenten diesen Spielen eine gewisse Wichtigkeit beilegten, die sie in Wirklichkeit gar nicht hätten. „Das Leben bietet so viele Gelegenheiten, moralischen Mut zu zeigen, daß ich den, der noch als Philister mit einem Schmiß renommirt, stets in dem Verdacht habe, daß er jene Gelegenheiten habe ungenützt vorübergehen lassen; der Schmiß heißt dann nichts andres als: ich armseliger Tropf habe wenigstens einmal in meinem Leben ein bischen physischen Mut gezeigt!"

Seine Harmlosigkeit verliert natürlich dieser Fechtsport nicht nur, wenn er sich die Alleinherrschaft über alle andern anmaßen möchte und gewissermaßen zwangsweise geübt werden soll, sondern vor allem auch dann, wenn statt des wangenritzenden Schlägers eine gefährliche Waffe gewählt wird, wenn die Mensur ins Duell ausartet. Dieses erscheint in allen Fällen ohne weiteres als ein ungeeignetes und verwerfliches Mittel zur Schlichtung studentischer Streitigkeiten und zur Wiederherstellung gekränkter Ehre. Bald schlage man diese Ehre zu hoch an, indem man an ihre kleinste Verletzung das Allerhöchste, ein hoffnungsvolles Leben, setze, bald zu niedrig, indem man Ehrenfragen auf dem Wege des Spiels zum Austrag bringen wolle. Und vor allem, ein moralischer Feigling bleibe erbärmlich, auch wenn er zeige, daß er fechten könne! Seitdem man weiß, daß aus diesen Kämpfen oft genug das Unrecht als Sieger hervorgeht, seit kein Mensch mehr an ein Gottesurteil im Zweikampf glaubt, hat diese Art, für seine gekränkte Ehre einzutreten, keinen Sinn mehr. Wenn man trotzdem in gewissen Ständen an diesem Vorurteil festhält,

ja das, was das Strafgesetz verbietet, auf Umwegen zur Pflicht macht, so ist das eine Unwahrheit, die das Rechtsgefühl des Volkes in grober Weise beleidigt und erschüttert.

Auch in den folgenden Vorlesungen, die die studentischen Verbindungen, das Einjährigfreiwilligenjahr und das Verhältnis des Studenten zu politischen und sozialen Fragen behandeln, ist manches, was ernste Beachtung verdient. Wir heben davon nur einige Sätze hervor, die sich auf das Verhalten des Studenten zu den politischen Parteien beziehen. Zum Verständnis dieser Sätze sei jedoch daran erinnert, daß Ziegler gleich vielen andern an den Bestand der meisten gegenwärtigen Parteien nicht mehr glaubt und ihnen, wie er selbst sagt, keine Thräne nachweinen wird, wenn sie eines Tages das Zeitliche segnen. „Die Partei ist niemals das Ganze, hat also auch niemals ganz Recht, jeder haftet eine Einseitigkeit, ein Halbes und Endliches an, und daher darf sich der Student keiner Partei gefangen geben, sondern er soll sie mindestens theoretisch alle der Reihe nach entweder durchlaufen und durchmachen oder sich skeptisch zum Parteileben überhaupt stellen. Er soll also nicht konservativ oder freisinnig oder nationalliberal sein, sondern er soll an jeder dieser Richtungen neben dem Berechtigten auch das Mangelhafte erkennen. Dann geht er später als freier Mann in die Partei, die ihm am meisten zusagt, und wird auch in ihr kein verknöcherter Parteimensch und nicht politisch intolerant und fanatisch werden. Das alles wird zugleich zur Gesundung unsers öffentlichen Lebens beitragen: wir brauchen Männer, die über ihren Parteien stehen, um von innen heraus reinigend und mäßigend auf diese zu wirken."

Ähnlich ist die Antwort, die Ziegler auf die in der jüngsten Zeit mehrfach und leidenschaftlich erörterte Frage giebt, ob und wie weit sich der Student mit der sogenannten sozialen Frage beschäftigen solle. Ohne die Vorschläge, die er bei dieser Gelegenheit macht, im einzelnen zu prüfen, müssen wir doch sagen, daß er uns hie und da etwas zu weit zu gehen scheint, und daß bei der Befolgung seiner Ratschläge die Fachstudien zu Gunsten der sozialen Bestrebungen etwas zu kurz kommen würden. Unsre Auffassung hat natürlich mit den Erwägungen, die von dem Freiherrn von Stumm gegen die sozialen Neigungen der studirenden Jugend ins Feld geführt werden, nichts zu schaffen; aber daß sich aus den Reihen der Universitätslehrer sehr gewichtige und unverdächtige Stimmen erhoben haben, die zur Besonnenheit mahnten, giebt doch zu denken.

In dem zweiten Abschnitt seines Buches, in den Vorlesungen über das akademische Studium, macht Ziegler, der in diesem Zusammenhang namentlich die Aufgabe der Universität, das Verhältnis des Professors zum Studenten, die Honorarfrage, die Seminarübungen, die Ferien und Examina bespricht, eine solche Menge trefflicher Bemerkungen und Vorschläge, daß wir uns vorbehalten, gelegentlich in einem besondern Aufsatze darauf zurückzukommen. Hoffentlich

tragen die Proben, die wir hier mitgeteilt haben, dazu bei, dem Buche eine recht große Zahl von Freunden zu erwerben. Kein Student und kein Vater, der einen Sohn zur Universität schickt, sollte es ungelesen lassen.

Der ewige Jude und der Teufel
in der jüngsten deutschen Poesie

Unser deutsches Volksbuch vom Doktor Faust und von seinem Bündnis mit dem Teufel und die düstre Erzählung vom ewigen Juden sind bekanntlich kurz nach einander (1587 und 1602) erschienen, und ein verwandter Zug der schaffenden Phantasie wie der aufnehmenden Empfänglichkeit hat seitdem Satan und Ahasver immer wieder nahe zu einander gerückt. In allen Gärungsperioden des Geistes und des Geschmacks treten die Fragen, die Stimmungen, die Empfindungen, die in den Teufelsmythen und den Legenden vom ewigen Juden verkörpert worden sind und werden sollen, aufs neue in den Vordergrund. Als in der Sturm- und Drangperiode unsrer Litteratur das Idyll nach Rousseauschem Maß überhand zu nehmen begann, als man sich in der ersten Freude am Charakteristischen, am Naiven und Volksmäßigen mit Alltagsbildern und einfachen Gestalten fast überbot, als es gelegentlich den Anschein gewann, als würde sich alle poetische Weltdarstellung in die Intimitäten des deutschen Familiendaseins verlieren, da klammerte sich der halb unbewußte Widerstand poetischer Talente gern an mächtigere Vorstellungen, an den tiefern Lebensgehalt in den alten Überlieferungen vom Teufel und vom ewigen Juden. Schubart beschwor Ahasver aus den Klüften des Karmel, Goethe, der Maler Müller und Klinger sahen zugleich Faust und seinen höllischen Genossen, der gewaltige Jugendentwurf Goethes rang sich, in der Gestaltung wachsend, über alle Dichtungen der Zeit empor. So wie in den letzten zwanziger Jahren die stärkere Wirkung Lord Byrons auf unsre poetische Litteratur anhebt, sehen wir auch die alten Sagengestalten wieder auftauchen, die dem modernen Geist und Geschmack am besten ermöglichen, seine Empfindungen, Triebe und Gedanken zu verkörpern. Und eben jetzt wieder, wo offenbar eine Reaktion gegen die wüste Plattheit des reinen oder vielmehr des schmutzigen Naturalismus erwacht, wo man der Elendsschilderung und der photographisch treuen Wiedergabe alles Widrigen müde wird, wo das Bedürfnis einzelner poetischer Naturen

erwacht, sich über die Eindrücke des Fabriksaals und der Kneipe zu erheben, wandeln abermals Satanas und Ahasver in verschiedenartigen Kostümen über die Szene. Das „dunkle Gefühl eines ungeheuern Weltganzen," wie es Goethe nennt, der Gestaltungsdrang, der über die Schranken der Alltäglichkeit hinaus will, das Bedürfnis, elementare Mächte des Daseins frei von der Wucht kleinlicher Realität zu verkörpern, die Lust, weit ausgreifende Reflexionen, die in der einfachen Menschengestalt nicht Raum haben, doch in Gestalten zu konzentriren, die geheime Sehnsucht, zum Uranfang der Dinge zurückzukehren, daneben ein Zug der Mystik und Symbolik, der auch sein Recht haben will, das alles und manches sonst noch wirkt zusammen und macht unsern Dichtern Mut, fleißig den Teufel und den ewigen Juden zu beschwören. Der Teufel mag sich so wunderlich geberden, wie er will, es kann ihm keiner beweisen, daß er absurd und unmöglich sei, der ewige Jude aber muß in neunzehnhundert Jahren rastloser Wanderung so viel erlebt haben, daß es dem nüchternsten Kritiker wohl vergehen soll, an irgend einer Situation und Erfahrung dieses mit der christlichen Menschheit ergrauten Schusters von Jerusalem herumzumäkeln; es giebt nichts, was ihm nicht angesonnen und aufgeladen werden könnte. Wenn es die Milieutheorie den Dichtern sauer macht, Menschen darzustellen, die nicht Spezialisten eines Berufs, eines Kunstgewerbes, einer neu aufstrebenden Wissenschaft, Genossen eines antisemitischen oder sozialdemokratischen Klubs sind, um so willkommner müssen die dunkeln Helden sein, aus denen man alles machen und die man alles sagen lassen darf.

Wenn wir nicht ausschließlich bei Satan und Ahasver verweilen, sondern ein paar getreue Nachbarn mit zur Gesellschaft laden, so hat sich in letzter Zeit eine ganz stattliche Zahl von Dichtungen gesammelt, die dem eben charakterisirten und einem verwandten Drange entstammen. Es geht alles in der Welt natürlich zu, und je schwärzer die Hölle der gegenwärtig bestehenden Gesellschaft und je blauer der sozialdemokratische Zukunftshimmel gemalt wird, um so näher liegt es, lieber gleich wieder die echte alte Hölle und den echten alten Himmel zu suchen und zu malen. Ein wenig verändert haben sie sich natürlich seit der Zeit, wo Klopstock und seine Getreuen in beiden so gut Bescheid wußten. Aber ein Klopstocksches Motiv ist es doch, was uns in der Dichtung Satans Erlösung in sechs Gesängen von Kurt von Rohrscheidt (Leipzig, A. G. Liebeskind, 1894) begegnet. Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts zitterten alle fühlenden Herzen für Abbadona, den reuigen Teufel, der gern die Herrlichkeiten des Himmels wiedergewonnen hätte, und von dem es doch so lange unentschieden blieb, ob Vergebung und Erlösung auch für ihn möglich sei. Als der Messiasdichter auf dem Züricher See fuhr und reihum die Mädchen küßte, baten die Empfindsamen um Gnade für den gefallnen Engel. In Rohrscheidts Dichtung wird Satan gleichsam wider Willen erlöst. Er hat sich freilich nicht darnach verhalten und verhält sich

anfänglich auch während seines diesmaligen Erdengangs nicht darnach, daß er die Erlösung verdiente. Aber der moderne Dichter geht davon aus, daß der Gedanke der ewigen Verdammnis, der Unmöglichkeit, sich in einer oder der andern Weise vom Fluch zu befreien, für ein wohlgeschaffnes Gemüt schlechthin unerträglich sei. Rohrscheidt müßte an der Güte Gottes zweifeln, wenn sie zu ewger Nacht verdammen kann, was einst im Licht gewandelt ist, und hat dann die Vision, daß sich Satan, tückischer und trotziger denn je, zu einem neuen Anlauf rüstet, um der Erde, deren Menschen neuerdings so trefflich eingeteufelt sind, vollends Herr zu werden. Da erscheint aber dem alten bösen Feind ein Engel Gottes und verkündet ihm, daß er vom Throne des Vaters und der Herrlichkeit des Lichts verbannt bleiben werde,

bis dereinst
Ein Menschenkind, das du verführt in Not,
Auf dessen Haupt du Leid auf Leid gehäuft,
Das du unsäglich elend hast gemacht,
Dich dennoch liebt mit reiner Menschenliebe.
Geschieht dies einst, dann ist dir dies bestimmt:
Verlieren wirst du die Unsterblichkeit,
Die ehemals floß von meinem Sein in deines,
Zum Menschen wirst du und zum Sterblichen.
Kurz ist bemessen dieses Lebens Zeit,
Und wenn du lernst ein Mensch als Mensch zu fühlen,
Wenn du den Quell der Reinheit, der, versiegt
In Satans Brust, im Menschenherzen wieder
Ersteht zu neuem Leben, lässest strömen
Frei durch dein Selbst,

dann werde Satan wieder wie vordem Gottes Kind sein. Begreiflich, daß dem Höllenfürsten zu Mute ist wie einem entarteten Prinzen, dem soeben die Aussicht eröffnet worden ist, daß er als Riemer- oder Wagnerlehrling mit der Zeit noch ein ganz braver Geselle werden könne. Wie aber ein prinzlicher Galgenstrick dabei immer noch die zunächst winkende Liebschaft mit der Meisterstochter ganz annehmbar finden wird, so macht sich auch der Teufel auf den Weg, um vorerst einmal ein gutes und schönes Menschenkind zu verführen. Das gelingt ihm auch in kurzer Zeit; Schön Else fällt dem Unwiderstehlichen in die Arme, und Satan fährt lachend ab, hinterläßt Else ein Töchterlein und den Stachel der Sorge und des bekümmerten Argwohns im Herzen, der sich mit den ablaufenden Tagen und Jahren immer tiefer bohrt. Während Else sich härmt, ihr Kind heranwächst und mit der Kraft seines Gebets dem Ahnherrn, der durch frevlerischen Trotz eine Art Ahasver geworden ist, zur Seligkeit des längst ersehnten Todes verhilft, stürmt Satan weiter in die Welt hinaus und in der Welt umher und facht all das höllische Feuer an, von dem wir umlodert und bedroht sind. Je hoffnungsloser die Erfüllung des

Genußdurstes unsrer Tage scheint, um so zündender und heißer steigt die Lohe des Verlangens auf, „bis daß Begierde keine Thaten scheut, sofern(?) sie nur genießt.“ Die Erde ist entgöttert, hoher Sinn und ehrlicher Ernst verschwunden,

Als groß erscheint nur, wer mit eitelm Prunke
Die Augen blendet und mit Sinnenlust
Den Gaumen stachelt; was nur tüchtig ist,
Nur wahrhaft, nichts als gut, verfällt dem Spotte,
Am wirklich Großen rüttelt laut der Hohn.

Man sollte nun meinen, daß der höllische Feind, nachdem er die Welt glücklich so weit gebracht hat, keine schäferlichen Anwandlungen mehr verspüren würde. Aber er fühlt sich wirklich von geheimem Sehnen nach dem Städtchen erfaßt, wo sich ihm zuerst „gleich große Lieb und Schwachheit“ offenbart hat. Da wird der Ratschluß des Herrn an ihm erfüllt, Else, die ihm treu geblieben ist und nichts besseres begehrt, als ihn wieder in ihre Arme zu schließen, begrüßt den vermeintlich wiederkehrenden mit ungeminderter Liebe, Satan fühlt sich überwältigt, Menschenschwäche zieht in seine Brust, das stolze Flammenleuchten seines Blicks erlischt, er stürzt, Else fluchend, davon, ruft umsonst nach den alten Genossen seiner Nacht, fühlt sich verurteilt, als Mensch zu leben, und erfährt auch gleich ein Stück menschliches Schicksal, indem er in die Hände der Räuber fällt, die ihn, da er kein Gold bei sich trägt, bis auf den Tod mißhandeln. Wieder ist es Else, die ihn findet und pflegt, in Satans Herzen erwacht menschliche Empfindung, mit Menschenaugen sieht er jetzt sein höllisches Thun und Lassen an, und mit Menschensinn begreift er, daß er zwar, was er gethan hat, nicht zum Guten zu wandeln, aber doch dem Guten noch zu dienen vermag. Das Gute ist sein Anschluß an die konservative Partei, er erlebt die große Revolution, die er in seiner satanischen Periode vorbereitet hat, und tritt jetzt unter Haufen führerlosen und ratlosen Volkes, ruft sie auf „zum Kampf um ihre Habe und für den edeln königlichen Leib,“ besiegt und zerschmettert die Rebellen und fährt dann in seinem abgeschiednen Thal fort zum Segen des Landes, in dem er wohnt und sich, sehr mit Widerstreben, verheiratet hat, Gutes zu thun. Er scheint ein großer Ingenieur geworden zu sein, er „bricht des Berges Bann und läßt Kanäle graben durch das Land,“ jedenfalls wird im Feuer der Arbeit sein Herz lauter und rein und kann dem schließlich hereinbrechenden Weltgericht, wenn auch mit Zagen, doch mit Hoffnung entgegensehen. Da sich Gottes Gnade groß und weit genug erweist, dem geläuterten Satan zu vergeben, so ist es natürlich, daß auch alle Verdammten der Hölle und alle teuflischen Genossen Satans, die seit dem Verschwinden ihres Meisters erbärmlich zusammengekauert in der Hölle sitzen, gleichfalls begnadigt werden.

Gewiß wäre es höchst unrecht, dem Dichter, dem eine tiefe und ernste Anschauung und echtes Talent nicht abgesprochen werden dürfen, ironisch zu begegnen. Gleichwohl erwehrt man sich, dem Übermaß von Mitleid und namentlich der Wendung gegenüber, daß der Teufel, nachdem er mit seinem höllischen Blasebalg die unheilige Glut des Radikalismus geschürt hat, nun unter den Konservativen zum Retter von Thron und Altar wird, nur schwer der Satire. Es giebt ein altes, kühnes spanisches Stück „Der Teufel als Prediger" (von Lope de Vega oder Belmonte), in dem nach göttlichem Ratschluß der höllische Feind als Fray Diablo das Geld für ein Franziskanerkloster zusammenpredigen und einen verzagten Abt samt seinen Mönchen zum Gottvertrauen zurückführen muß, aber nach Martin Luthers Wort „kein Dank davon haben" soll. Darin liegt wahrlich mehr als in der schwächlichen Wendung, nach der in Rohrscheidts Gedicht der Teufel als königstreuer Held für seine demokratischen Sünden büßt. Gleichwohl schließt das Gedicht einen Zug zum poetisch Großen und zahlreiche echte Schönheiten ein. Trotz der unvermeidlichen Nachklänge aus Dante, Milton und Klopstock fehlt es nicht an poetischen Wendungen, die dem Dichter gehören, die Schilderung des letzten Tages der Menschheit vor dem Weltgericht oder die Erzählung von Wolfs Jugendfreveln mit den eingeflochtenen Liedern (in der Episode „Der Tod des Sünders") reichen aus, Rohrscheidt ein wirkliches, hoffentlich entwicklungsfähiges Talent zuzusprechen.

Dem reuigen Teufel schließt sich der lebenssatte oder mit dem Teufel verbündete Ahasver an. Zum Beweis, daß diese Sagengestalt gleichsam nur eine Hülle geworden ist, die jeder Schaffende mit einem beliebigen Inhalt füllen kann, liegen aus jüngster Zeit drei Gestaltungen des Stoffes vor, eine epische: Der ewige Jude von Joseph Seeber (Freiburg i. Br., 1895), und zwei dramatische, eine Trilogie Der ewige Jude, dramatisches Gedicht in drei Teilen von Max Haushofer (Leipzig, A. G. Liebeskind, 1894), und Ahasver, der ewige Jude, Mysterium in drei Aufzügen und einem Vorspiel von Johannes Lepsius (Leipzig, Akademische Buchhandlung, 1895). Die Entstehung der beiden Dichtungen von Seeber und Haushofer mag ein paar Jahre zurückliegen, da sie schon in dritter und zweiter Auflage erschienen sind.

Die Dichtung von Seeber greift zwei Jahrtausende zurück und wie viele Jahrhunderte voraus, können wir nicht erraten. Ahasver erscheint hier als der siegreiche Feldherr eines Judenreichs, dem die Weltherrschaft gehört, und das die Millionenstadt, die Weltstadt Jerusalem zum Mittelpunkte hat. Das Volk Israel hat endlich sein Ziel erreicht, die Güter der Erde an sich gerissen, die übrigen Völker unter die Füße getreten, es schwelgt in Genüssen und vor allem in Rache für jahrhundertelang erlittene Unbill. Der längst gehoffte Messias, nach altjüdischem Glauben ein gewaltiger weltlicher König und ein

Prophet zugleich, herrscht als Sotér über das Reich, sendet seine Boten in alle Welt, ordnet eine grimmige Christenverfolgung an und zwingt die Menschen, die leben wollen, das Zeichen des Antichrists auf der Stirn zu tragen. Ahasver, in dem die Jahrtausende, die er seit der Kreuzigung durchlebt hat, die Energie des Christenhasses und den hochmütigen Dünkel des auserwählten Volkes nicht getilgt haben, gerät mit König Sotér zuerst in Zwist, wie dieser nicht ausschließlich der Judenmessias, sondern der neue Gott aller Völker sein will. Der Tempel, der auf der Stätte des alten wieder aufgerichtet worden ist, soll nicht der Tempel Jehovas, sondern der Tempel Sotérs sein. Da flammt Ahasvers Zorn gegen den Frevler am alten Gott auf: Sotér läßt den ewigen Juden blenden. Dieser wird dann in seiner Hilflosigkeit von einem Häuflein der verfolgten und niedergehetzten Christen aufgefunden, und der Papst, der an der Spitze dieser Schar steht, heißt diese Auffindung als ein besondres Glück willkommen und erblickt in Ahasver einen Saulus, der zum Paulus werden soll. Als der geblendete Ahasver zuerst entdeckt, daß er sich bei Christen befindet, schäumt er noch einmal wild empor, erklärt, er sei der ewig neugeborne, jahrtausendealte Haß des Judentums gegen die ganze andre Welt, sei der Mörder des Nazareners, sei der Mann, der alle Welt von altersher bis zum Riesenkampfe gegen die christliche Kirche gehetzt habe. Er erwartet, seines Fluches vergessend, vom Hasse der Christen den Tod, der Papst antwortet ihm nur, daß er nicht sterben werde, ehe sein Auge das Heil der Völker geschaut und der Weihebronn der Taufe sühnend seinen Scheitel genetzt habe. Und in der That kommt es so, der ewige Jude, der durch ein Wunder das vom Antichrist geraubte Augenlicht zurückerhält, führt die Reste der Seinen in den Schoß der christlichen Kirche, tritt wirklich als Paulus dem Königgott Sotér gegenüber und ruft ihm zu:

Wohlan, du Wurm, der sich zum Gotte bläht,
Wenn du bereit zum Kampfe mit der Allmacht,
So steig empor, wie Christi heilge Zeugen,
Erheb zum Himmel dich vor aller Augen
Und nimm Besitz vom Thron, dann will ich selbst,
Dann soll dies Volk die Kniee vor dir beugen!

Der Antichrist vermißt sich, sich zum Himmel zu erheben und dann als Richter wiederzukehren. Bei diesem Unterfangen wird er auf Ahasvers des neuen Christen brünstiges Gebet vom Herrn und seinen himmlischen Heerscharen zerschmettertt, die Erde erbebt, die Pracht Jerusalems fällt in Trümmer, die Blitze dringen als wohlgezielte Treffer in das Leben, bis alle Macht Sotérs in Trümmern liegt. Auf einem paradiesischen Eiland wird das Fest des neuen Gottesbundes und der siegreich wieder erstehenden Kirche gefeiert, der Papst liest die Messe und erteilt den Segen, alle Gesegneten erheben sich vom Boden,

Nur einer bleibt von allen
Im Staube regungslos, das Haupt gesenkt
Zum Fuß des Kreuzes: Ahasver, der Alte;
Sein Herz ist still, der müde Pilger schläft,
Und selger Friede ruht auf seinem Antlitz.

Eine wunderliche Vision, deren poetischer Gehalt in lauter biblischen und legendarischen Reminiscenzen besteht, und deren innersten Kern zu ergründen seine Schwierigkeiten hat. Wenn der Dichter überzeugt ist, daß der christlichen Kirche vor den letzten Tagen noch ein Martyrium bevorstehe, dem gegenüber alle frühern Leiden und Verfolgungen zum Kinderspott werden müßten, und wenn er dieses letzte Martyrium und den letzten gewaltigsten Sieg schildern wollte, so ist kaum zu verstehen, daß gerade die Überwindung des Judentums und die endliche Bekehrung des jahrtausendealten Ahasver das höchste Symbol dieses Triumphs sein soll. Die Anschauung, die der Dichter von den fernen Zukunftstagen giebt, ist natürlich eine höchst unbestimmte und nebelhafte: Bilder des Orients und des Occidents in bunter und greller Mischung. Der Messiaskönig Sotér hat einen Vezier, aber in dem Häusermeer von Jerusalem liegt „die große Dampferflotte der Fabriken" vor Anker, die Qualen, die man den christlichen Märtyrern anthut, stammen aus den alten Legenden und den Henkerbildern der bolognesischen Malerschule, die Reden, die Sotér und andre halten, scheinen den Redekanzeln des gestrigen und heutigen Tages entsprungen. Nichts ist fest gesehen und gezeichnet, alles wogt bunt in und durch einander, und doch giebt sich der Dichter die erdenklichste Mühe, uns die phantastisch nebelhaften Szenen näher zu bringen und sie wirksam zu machen. Eine voreingenommne, von den Bildern und Weissagungen der Apokalypse schon erfüllte Phantasie vermag sich auch aus solcher Dichtung zu nähren, jede andre wird die Gestaltlosigkeit dieses epischen Gedichts schmerzlich empfinden.

In vollem Gegensatz zu Seebers epischem steht Max Haushofers dramatisches Gedicht Der ewige Jude, das etwa in dem Sinne ein Drama ist wie Goethes „Faust" und wie die großen halb realistischen Mysterienstücke. Wie dem Faust, geht ihm eine Widmung „An die Leser," ein Prolog mit lebendigen und andern Gestalten, der zur Abwechslung statt auf dem Theater in einem Maleratelier spielt, und ein Vorspiel mit dem Dämon des Todes und einer Stimme aus den Wolken voraus. Das Gedicht selbst zerfällt dann in einen Mythus, eine Tragödie und eine phantastische Komödie. Hält sich Seebers „Ewiger Jude" durchaus innerhalb kirchlicher Schranken und ist nichts mehr oder minder als die visionäre Verherrlichung der streitenden, leidenden und siegenden Kirche, so erweitert sich Haushofers gleichnamiges Gedicht zu einem Weltbild, das die größte Fülle des Lebens einschließt, zu einem Gedicht, das die mannichfachsten Töne anschlägt. Jede Vorstellung, die aus der

Legende und Geschichte den Dichter ergreifen, und wiederum jede, die aus den Eindrücken des Lebens der Gegenwart und den Hypothesen der modernen Wissenschaft heraus die Phantasie eines Dichters erfüllen kann, kommt in Haushofers „Ewigem Juden" ebenso zu ihrem Recht und zum Wort, wie jede Form und jedes Metrum (auch hierin die Vergleichung mit dem zweiten Teil des Faust herausfordernd) innerhalb des 500 Seiten langen Gedichts zur Anwendung kommt. Haushofers Ahasver vertritt gleichsam ein versteinertes Menschentum und begleitet die Menschheitsgeschicke über die Zeiten der Völkerwanderung (im Mythus), des Mittelalters (in der Tragödie) und bis in die Gegenwart und in eine Zukunft (die der Dichter in der phantastischen Komödie zweitausend Jahre nach 1886 setzt), er steht noch an der Seite des letzten Menschen und wandelt als Schwarz im Nachspiel am Irrenhaus vorüber und in die Welt hinaus:

Für mich ist fraglich nur ein einzig Ding:
Das Ewge — ist es ein geschloßner Ring?
Ist es ein Strom, der stets der gleichen Quelle
Entströmt und nie zur alten Stelle
Zurückkehrt? Diese Frage treibt
Sich stets in meinem alten Kopf umher —
Ich fürchte, daß sie unentschieden bleibt.

Aus diesen Andeutungen allein kann der Leser entnehmen, daß Haushofers phantasievolles Werk ein allmähliches Einleben, Nachempfinden und Erkennen fordert und — verdient. Als der ergreifendste und in sich geschlossenste Teil der viel umfassenden Dichtung erscheint uns die in der Mitte stehende Tragödie des Alchemisten Ernst von Werth und seiner Pflegetochter Else. Die phantastische Komödie des Schlusses ist vielleicht geistreicher, jedenfalls beweglicher und blitzender, läßt aber keinen reinen Eindruck aufkommen. Die pessimistischen Prophezeiungen vom Ende der Erde und der Menschheit klingen in verwandte Stimmungen des Tages hinein und lassen deutlich erkennen, wie es allmählich auch den Stärksten bei ihrer Gottähnlichkeit bange geworden ist. Das Gedicht hat nicht die geringste Aussicht auf einen Massenerfolg, aber den vollsten Anspruch auf ernste Teilnahme und bleibende Anerkennung der wenigen, die die Größe und den Ernst seiner poetischen Absicht, den poetischen Reichtum seiner Einzelausführung zu schätzen vermögen. Das Erscheinen einer zweiten Auflage bezeugt, daß diese Teilnahme in engern Kreisen schon wirksam geworden ist.

Merkwürdig läßt sich das an dritter Stelle genannte Mysterium Ahasver von Johannes Lepsius an. Es spielt zur Zeit des jüdischen Aufstands und der Eroberung Jerusalems, also noch nicht vierzig Jahre nach der Kreuzigung Christi, und mischt in höchst eigentümlicher Weise die Elemente des alten allegorischen Mysteriums, und einer modernen, ganz naturalistischen Dar-

stellung, die letztere durchgeführt bis auf die Prosa und den Dialekt, hier Schacherjudendialekt. So begegnen wir denn der allegorischen Gestalt Asmaveths (des Todes) und den apokalyptischen Reitern, den aus Felsgestein erstehenden Gestalten Moses und Elias neben den zahlreichen realistischen Figuren dieses dramatischen Gedichts. In dem Entwurf des Ganzen ist Phantasie und ein unverkennbarer Zug zur Größe, aber auch eine gewisse Stillosigkeit, die an die Produkte der jugendlichen Romantiker erinnert. Ahasver erscheint auf den ersten Stationen seiner leidvollen Wanderung dargestellt, er erhebt im Getümmel der jüdischen Erhebung sich selbst zum Propheten und Messias seines Volks, opfert die eigne von einem Christen geliebte Tochter, löst sich aber unter der Wucht seiner Reue immer weiter von dem Gesetz, für das er geeifert hat, und zerschmettert schließlich, als die Römer hereinbrechen und der Tempel des alten Bundes in Flammen aufgeht, die mosaischen Gesetzestafeln:

Erlösen willst du uns? Verdammen kannst du.
Erretten du? Zerschmettern willst du uns.
Und weil du denn uns nicht erlösen willst
Noch kannst, du unbarmherziges Gesetz,
Weil du mein Volk betrogst und mich verdammst,
Zerschmettr' ich dich hier auf dem Marmelstein.
Zerfall in Staub! Dein Tempel auch in Staub!
In Staub die Gottesstadt! In Staub dein Volk!
In Staub auch ich! Auch ich des Todes Raub!

Da erscheint ihm eine himmlische Gestalt, die er zuerst für die Erscheinung des Jesus von Nazareth hält, den er in all seinem wilden Haß und seinem falschen Prophetentum nicht vergessen hat, die sich aber schließlich als der Geist der von Ahasver selbst ermordeten Tochter Esther erweist, der ihm verkündet, daß ihm vergeben sei, daß er aber wandern müsse, bis Christus zum tausendjährigen Reiche wiederkehre. Die Wanderung des ewigen Juden, die in der ursprünglichen Legende eine Strafe ist, wird damit in eine lange dauernde, von der Hoffnung durchleuchtete Buße verwandelt.

Diesen Gedichten, durch die Satan und Ahasver hindurchschreiten, schließen sich einige andre an, die durch ihren Stoff und ihre Behandlungsweise verwandt erscheinen. Da ist eine Vision Weltgericht von Viktor von Andrejanoff (Leipzig, C. G. Naumann, 1895), die mit einem Nietzschischen Motto aus: „Also sprach Zarathustra" einsetzt und die Zeit als gekommen ansieht, wo die Erde dem Pöbel, der Gemeinheit, den Niedrigen, Verarmten gehört, und die großen Seelen, die sich besser dünken als die unzählige blöde Menschenherde, in hohe Einsamkeiten und Bergeswildnisse geschcucht sind. Das Weltgericht folgt auf den wüsten Rausch der allgemeinen Gleichheit, Berlin (die Riesenstadt, gelagert faul im Sande), das einst Kaiserkronen und Millionenschacherer gehegt hat, jetzt Präsidentenbabel und Orpheum für bübische Archonten und

Ephoren, des sozialdemokratischen Pöbels Freudenkolosseum geworden ist, wird wie Sodom und Gomorrha in einer Nacht vom Feuer des Himmels gefressen; der ganze Apparat der Offenbarung Johannis, die Reiter und die tubablasenden Engel des Weltgerichts werden aufgeboten. Aber das Weltgericht, das nun ergeht, ist nicht das, das die Lebendigen und Toten nach ihres Herzens innerster Gesinnung richtet und den Bettler über den Purpurträger erhöht. Hier wird allein die Kraft und der Stolz, die Größe und die Offenheit im Bösen nach der Übermenschenphilosophie gemessen. Hier „gelten Werte, wie sie kein blöder Alltagssinn begreift," hier wird nur das gewogen, was „den Menschen zum Herrn adelt," Paulus wird zum Nichts verdammt, Judas Ischarioth begnadigt, Friedrich II., der Staufer, und Napoleon I., der „mit Recht" nichts nach dem „Weh der Kleinen" gefragt hat, dessen Streben über Leichen emporgestiegen ist („die andern müssen leiden, müssen sterben"), tauchen in den ewgen Freudenbronnen unter, die verbündeten Herrscher von 1813, die an der Spitze ihrer Völker den Korsen gestürzt haben, empfangen den Spruch der Verdammung. Don Juan Tenorio wird willkommen geheißen, es fehlt wenig, daß ihn Christus ans Herz drückt, Casanova dagegen in den Abgrund geschleudert, Lord Byron und Heinrich Heine werden begnadigt, selbst Richard Wagner kommt mit einem blauen Auge davon, nur die ihm folgende Schar:

langbeiniger,
Langhaariger, fromm verzückter Augendreher,
Genievergötterer, Nächstenpeiniger

stürzt ins Nichts, was den Wagnerianern, die ja jetzt meist auch Nietzschianer sind, gewiß sehr gefallen wird. Nachdem alles gerichtet, zum Flug in höhere Welten erhoben oder im Nichts der „viel zu vielen" vergangen ist, begegnen sich noch Lilith und Satanas auf der entvölkerten Erde, der alte Feind lockt Lilith zu sich:

Was kümmert uns die ganze Lumperei?
Komm her, mein Kind, ich lebe noch, auf Ehre!
Nicht auszurotten ist der Luzifer,
Er überlebt mit schadenfrohem Grinsen
Die Götter all und jeden Kruzifer!
Es kommt ja alles wieder: Sonn und Erde,
Geburt und Grab, Lilith und Satanas,
Die Übermenschen und die Menschenherde!

Vor der Hand aber stürzt die Erde ins Feuer der Sonne, und Lilith und Satanas, die Geister der Lust und der Verneinung, mit ihr.

Gegenüber dieser wilden und doch dürftigen Phantasie, die den Erlöser in den Verkünder einer bittern, dunkeln und weltfeindlichen Philosophie verwandelt, müssen zwei andre Gedichte, obwohl sie symbolisch sein wollen und sollen, als realistisch gelten. Der letzte Prophet, Dichtung von Eduard

Eggert (Stuttgart, Süddeutsche Verlagsbuchhandlung, 1894), verkörpert Gestalt und Schicksale des Vorläufers Christi, Johannes des Täufers, mit voller poetischer Naivität, hält sich in der Charakteristik streng an die biblische Überlieferung, entfaltet in der Schilderung, nach dem Vorbilde Byrons und Hamerlings, ein glänzendes Kolorit und im Gang der Erzählung eine gewisse Plastik. Trotz dieser Vorzüge hinterläßt die Dichtung keinen tiefern Eindruck, als die einfache, gewaltige Erzählung vom Ende des Täufers in den Evangelien. — Eine formschöne und sinnige Dichtung tritt uns dagegen in dem dramatischen Gedicht: Das hohe Lied von Rudolf Lothar (Wien, M. Engler und Söhne, 1895) entgegen, das mit Heliogravüren nach Zeichnungen von Max Levis verziert erschienen ist. Die Handlung des Gedichts spielt „auf der Trümmerstätte des Tempels zu Jerusalem am Tage seiner Zerstörung durch Titus." Ein römischer Centurio, der zunächst großmütig einen christlichen Knaben verschont, wird durch eine Rolle, die er im Schutt findet, eine Handschrift des hohen Liedes, zum Nachdenken über die Liebe bewegt, er hat eine Erscheinung, in der er zuerst der eignen alten Liebe, einer verlassenen Geliebten aus den Albanerbergen bei Rom, gedenkt und ihre Stimme zu vernehmen glaubt. Nach und nach wandelt sich die Erscheinung der irdischen Geliebten in die der Königin des Himmels, die ihm von einer andern, reinern und höhern Liebe spricht als der, die unser Centurio gekannt und doch verleugnet hat. Sie erfüllt ihn mit der Sehnsucht nach dieser Liebe, mit so heißer, unwiderstehlicher Sehnsucht, daß sich der römische Krieger, als der christliche Knabe zu ihm zurückkehrt, getrieben fühlt, sein Genosse zu werden und mit ihm als christlicher Wahrheitskünder und Liebesbote „den Weg des Lebens zu den Toten" zu gehen. Die tiefste Wirkung der Dichtung beruht in einer Stimmung, die leise, allmählich anschwellend, unsre Tage wieder zu durchdringen anfängt, das Verlangen nach dem Opfertod für eine als heilig und hehr erkannte Wahrheit. Unter der Liebe, die die Himmelskönigin dem Centurio verkündet, wird die Mehrzahl der modernen Leser eine andre verstehen als die, für die die christlichen Märtyrer unter Nero und Diocletian gestorben sind.

Aus all diesen so grundverschiednen Dichtungen bleibt uns ein Gesamteindruck zurück: die Gegenströmung gegen den brutalen Naturalismus, gegen die ausschließliche Gegenwarts- und moderne Elendsschilderung ist im starken Anwachsen begriffen, die Welt, wenigstens die deutsche Welt, ist der Darstellung der nackten Wirklichkeit ohne tiefern Sinn müde. Was aus den zum Teil krampfhaften Versuchen, sich dieser Enge zu entwinden, schließlich für die Dichtung hervorgehen wird, müssen wir abwarten. Jedenfalls werden ernste Litteraturfreunde gut thun, ihren Blick einmal auf die Keime zu wenden, die sich in den besprochnen Dichtungen und ohne Zweifel noch in manchen andern zeigen und regen.

Die kunsthistorische Gesellschaft

für photographische Publikationen

Wer heute den Werken der bildenden Kunst regern Anteil zuwendet, der weiß auch, welchen Dank er der Photographie schuldet. Selbst der Glückliche, der „über Berg" Paläste, Kirchen und Sammlungen durchwandert hat, erfreut sich oft noch an den braunen Erinnerungsblättern, wenn nun wieder Nebel und Ruß über ihm walten. Wie viel mehr begehren alle die, die ihr Verlangen nach der Schönheit nicht durch weite Reisen befriedigen können, wenigstens im Bilde zu besitzen, was sie leibhaftig selten oder nie schauen dürfen. Und wem es nun gar ein bestimmter Meister, ein bestimmter Stil besonders angethan hat, der strebt erst recht darnach, beisammen zu haben, was hier und dort zerstreut liegt, um zu ordnen und zu vergleichen und so ein Urteil zu gewinnen, das auf dem ganzen Werk eines Künstlers oder einer Zeit beruht.

Es ist denn auch viel geschehen, unsre immer wachsende Begehrlichkeit zu befriedigen. Die Werke der deutschen Architektur und Plastik werden allmählich durch die mustergiltigen Meßbildaufnahmen vielen zugänglich gemacht. Braun und Hanfstängel — so mancher andern nicht zu gedenken — haben die Schätze unsrer Galerien gehoben. Und unsre Reichsdruckerei fährt fort, Kupferstich und Holzschnitt der alten Meister täuschend nachzubilden. Die Kunst jenseits der Alpen haben jetzt namentlich die großen italienischen Verlagsanstalten weiten Kreisen erschlossen, und für die Niederlande, England, Spanien und Frankreich liegen ebenfalls manche wertvolle Veröffentlichungen vor. Endlich verbreiten Zeitschriften und Bilderwerke die einmal gewonnenen Aufnahmen überall hin.

Aber alle diese Unternehmungen einzelner Verlagsanstalten müssen notwendig dem Geschäftsinteresse dienen. Selbst eine nach höhern Gesichtspunkten geleitete Anstalt, die zu beträchtlichen Opfern bereit wäre, könnte schwerlich daran denken, vereinzelte, an entlegnen Orten weit zerstreute Denkmäler aufnehmen zu lassen: der Absatz würde die Kosten nicht decken. So bleibt denn manches köstliche Kunstwerk, hier in einer deutschen Dorfkirche, dort in einem

hoch gelegnen italienischen Bergnest, nur wenigen bekannt, bis es vielleicht rettungslos dem Feuer oder dem Erdbeben verfällt.

Aber wir brauchen noch nicht einmal an solche wohl nie ganz besiegbare Schwierigkeiten zu denken; es giebt noch mißlichere Übelstände, die sich einer umfassenden Aufnahme und Verbreitung auch nur der bedeutendsten Kunstdenkmäler in den Weg stellen. So stehen z. B. die Verlagsanstalten auch unter dem Druck der öffentlichen Meinung. Was die Handbücher für bedeutend erklären, das wird photographirt, mag auch nicht weit von dem gerühmten Stück ein viel wertvolleres liegen, das nur eben die Aufmerksamkeit noch nicht auf sich gezogen hat. Endlich begegnen wir Unterlassungssünden in der Veröffentlichung von Werken ersten Ranges, die schlechthin unbegreiflich bleiben, wenn wir nicht allerlei enge, örtlich bedingte Umstände und Rücksichten in Betracht ziehen. Jeder, der sich auf dem Gebiete der Kunst selbst die Pfade sucht, wird solche Fälle zu berichten wissen. So giebt es in einem deutschen Dome Malereien, deren überquellender Reichtum an Erfindung und Anmut auch den verwöhntesten Freund der italienischen Kunst in Entzücken versetzen würde, wenn sie ihm nur bekannt würden, und das berühmte Fresko Masaccios ist den meisten nur in einer erbärmlichen Photographie zugänglich gewesen, bis — doch davon soll eben noch weiter die Rede sein.

Nun liegt es auf der Hand, daß nicht nur der Kunstgelehrte, sondern überhaupt jeder, dem es darum zu thun ist, sich wirklich richtige Vorstellungen von einer Kunst, einem Stil, einem Meister zu bilden, darnach trachten muß, loszukommen von überlieferten Anschauungen, die auf einem zufällig begrenzten Denkmälerkreis beruhen. Wir wissen ja nur zu gut, wie die schiefen, oft ganz verkehrten Urteile, die aus einem Handbuch ins andre übergehen, oft nur darin wurzeln, daß wichtige Glieder der Entwicklungsreihe unbekannt geblieben sind. Man sage nicht, es sei ein ausschließlich wissenschaftliches Interesse, das da eine Änderung verlange. Jeder, der an einem bestimmten Meister Anteil nimmt, wird sehr bald fragen, was hat der Mann überhaupt gekonnt? Er wird jedes Werk des Meisters kennen zu lernen begehren, jedes wird ihm neue Freude und neuen Genuß bereiten, erst aus dem Ganzen erwächst dann der Maßstab und das Verständnis für das Einzelne. Vor allem aber streben wir doch nach einer richtigen Anschauung des Gesamtverlaufs: kein wichtiges Glied soll uns da fehlen.

Also uns allen ist daran gelegen, daß die Thätigkeit der großen Verlagsanstalten auf dem Gebiete der Photographie mannichfach ergänzt werde. Die Wünsche der Einzelnen, die tiefer dringen, die in entlegner Gegend oder wo es sei, ein seltnes, durch irgend ein Mißgeschick der Gesamtheit vorenthaltnes Werk aufspüren, müssen Berücksichtigung finden. Wollten wir da jedesmal warten, bis uns ein opferwilliger Unternehmer zu Hilfe käme, wir müßten oft lange und noch öfter vielleicht vergeblich warten. Aber es giebt noch einen andern

Weg, und den hat schon eine beträchtliche Zahl von Kunstfreunden und Instituten eingeschlagen.

Im Oktober 1893 ist auf dem kunsthistorischen Kongreß in Nürnberg die Begründung einer „Kunsthistorischen Gesellschaft für photographische Publikationen" beschlossen und alsbald auch ins Werk gesetzt worden. Diese Gesellschaft bezweckt, überall da ergänzend einzutreten, wo von andern Unternehmern zunächst nichts zu erwarten ist. Sie geht von der Voraussetzung aus, daß der feste Wille einer großen Vereinigung Vorurteile und Umständlichkeiten aller Art leichter überwindet als der bescheidne Wunsch eines Einzelnen. Sie kann auch kostspielige Aufnahmen wagen, weil die gemeinsame Nachfrage vieler den nötigen Absatz sichert. Überdies arbeitet eine Gesellschaft mit beträchtlichem Vorteil, da sie durch günstige Zufälle (gelegentliche Reisen eines Mitglieds oder eines Fachphotographen) die Unkosten schwierigerer Aufnahmen mit bestreiten kann. Endlich wird auf diese Weise — und das sei noch besonders hervorgehoben — der glückliche Fund einzelner rasch und mustergiltig allen mitgeteilt.

Über die Organisation der Gesellschaft ist folgendes zu berichten. Die Leitung ist einem Ausschuß anvertraut, der „zur Wahrung aller berechtigten Interessen immer aus einem Professor der Kunstgeschichte an Universitäten, einem Lehrer an technischen Hochschulen oder Kunstakademien und einem Museumsbeamten bestehen soll. Weitere Mitglieder, sowie technischer und finanzieller Beirat, können von dieser Dreizahl kooptirt werden." Die Namen Bayersdorfer, v. Lützow und Schmarsow bürgen dafür, daß die Gesellschaft von ihrer Leitung das beste erwarten darf.

Beabsichtigt ist zunächst eine doppelte Reihe von Veröffentlichungen; erstens „Jahrespublikationen, die gegen den festen Jahresbeitrag allen Mitgliedern zugesandt werden, zweitens außerordentliche Publikationen, die gegen einen ermäßigten Preis von den Mitgliedern erworben werden können. Die Jahrespublikationen bringen in erster Linie Denkmäler von anerkanntem Wert und allgemeiner Bedeutung; die außerordentlichen Publikationen wollen vorwiegend der Einzelforschung dienen." Das kunsthistorische Institut der Universität Leipzig führt eine Desideratenliste für den Verwaltungsausschuß der Gesellschaft und nimmt Winke und Wünsche an, die bei der Thätigkeit des Ausschusses Berücksichtigung beanspruchen. Auch erteilt dieses Institut über alle Fragen, die die Gesellschaft betreffen, bereitwillig Auskunft.

Es bleibt noch ein Bedenken zu zerstreuen, das etwa gegen die Gesellschaft erhoben werden könnte. Da das Unternehmen von Kunstgelehrten ausgeht, auch von solchen geleitet wird, so liegt der Gedanke nähe, es möchten vorwiegend einseitige Fachinteressen bei der Thätigkeit der Gesellschaft ihre Rechnung finden, die Publikationen seien nur dazu da, die großen Photographiensammlungen der Kunstinstitute zu ergänzen u. dergl. Das ist eine überflüssige

Besorgnis. Es ist noch so unendlich viel zu thun, um die Werke berühmter Meister vollständig zu veröffentlichen, daß an die Sterne dritter oder vierter Größe noch lange nicht gedacht werden kann. Aber auch die Scheidung der Publikationen in ordentliche und außerordentliche schließt schon das Überwiegen der nur historisch merkwürdigen Blätter in den Jahrespublikationen aus. Endlich hat jedes Mitglied das Recht, seine Wünsche geltend zu machen.

Wenn so die Gesellschaft schon nach ihren Absichten unser reges Interesse fordert, so wird die erste Jahrespublikation, die in diesen Tagen ausgegeben wird, auch den Bedenklichsten von der Bedeutung des Unternehmens überzeugen. Da finden wir Meister wie Dürer (mit vier Bildern!) und Holbein, v. Eyck, Bouts, Scorel, Masaccio und Giorgione vertreten. Auch die erste außerordentliche Publikation dürfte zahlreiche Freunde finden: sie bringt eine stattliche Reihe von Aufnahmen nordischer Backsteinbauten. Wir glauben, diese Bilder werden besser als viele Worte geeignet sein, für die Gesellschaft zu werben.

Die Zahl der Mitglieder der Gesellschaft ist zwar schon recht stattlich. Aber es drängt sich doch der Wunsch auf, daß es ihr gelingen möchte, alle zu sammeln, die der Kunst ein mehr als flüchtiges Interesse entgegenbringen. Nicht nur Anregung und Genuß überallhin zu verbreiten, ist das Unternehmen begonnen worden, es soll auch ein Band abgeben, die Lehrer der Kunstgeschichte an wissenschaftlichen Anstalten wie die Leiter und Beamten der Kunstsammlungen, ja schließlich alle zusammenzuhalten, die den Wert einer Vertiefung in die Werke der bildenden Kunst für unsre gesamte geistige Kultur zu würdigen wissen. Bis jetzt ist kaum unter den erstern eine Verständigung über Ziele und Wege der Arbeit erreicht, geschweige daß weitere Kreise an dieser Arbeit verständnisvollen Anteil nähmen. Und doch wäre ein Zusammengehen aller recht notwendig. Denn es liegt noch ein langer Weg vor uns, bis der neuern Kunst die Stelle im geistigen Leben unsers Volkes erobert sein wird, die ihr gebührt. Noch immer steht die Kunstgeschichte hinter ihren ältern Schwestern Archäologie und Geschichte weit zurück. Lange haben diese ausschließlich den Staat und die öffentliche Meinung für sich gehabt, sodaß Sammlungen und Institute, wissenschaftliche Arbeit und große Veröffentlichungen nur für sie ins Leben gerufen und gefördert wurden. Heute wissen wir, daß die neuere Kunst nicht länger mehr aus dem Kreise der erziehenden und bildenden Mächte ausgeschlossen werden darf. Wenn nun auch in den letzten Jahrzehnten allerlei geschehen ist, das Stiefkind unsrer Bildung zur Geltung zu bringen, viel, sehr viel bleibt noch zu thun übrig. Darum wäre es mit der größten Freude zu begrüßen, wenn die „Kunsthistorische Gesellschaft für photographische Publikationen" allmählich ein Vereinigungspunkt würde für alle Freunde und Erforscher des Kunstgebiets, ihnen selbst Mut und Selbstvertrauen zu stärken,

den Draußenſtehenden Achtung und Anteil abzunötigen und uns allen ſchließlich zu bringen, was uns not thut: ein tiefer begründetes Verhältnis — nicht zur Kunſtgeſchichte, aber zur Kunſt!

Leipzig Rudolf Kautzſch

Der erſte Beſte

Erzählung von Otto Verbeck

(Fortſetzung)

Abends gab es einige Verwunderung auf dem Wirtſchaftshofe Knechte und Mägde ſteckten die Köpfe zuſammen. „Uns Fru“ war mit dem Herrn herübergekommen und ins Kuhhaus gegangen. Was hatte das wohl zu bedeuten? Das mußte man ſich doch anſehen. Drinnen war große Verſammlung um die Bleß, das „tückſche Bieſt.“ Die ſtand und zerrte das Gras aus der Raufe und ſchlug mit dem Schwanze nach den Fliegen und warf den Kopf, daß die Kette klang, ſo unbekümmert, als wenn ſie kein Wäſſerchen getrübt hätte. Sie war noch nicht „dran“; ihre Reihe war die letzte unten an der Wand. Breite Sonnenſtreifen flimmerten an den geöffneten Thüren auf den Steinflieſen. Schwalben ſchoſſen aus und ein und tauchten blitzſchnell aus der Helligkeit in die tiefe Dämmerung des langen, breiten Raumes.

Margarete war anfangs nahe am Eingange ſtehen geblieben; es war ihr doch wieder ſehr bänglich in der dumpfen Luft. Sie ſah nach Fritz, der, ohne ſich weiter um ſie zu kümmern, den Steig entlang gegangen war, bis zur Bleß. Langſam blickte ſie dann über die Reihen der Kühe hin, über die weißen, braunen und gefleckten Rücken, horchte auf die unbeſtimmten Töne, das Schnaufen der in den Krippen wühlenden Mäuler, das dumpfe Stampfen der Hufe auf der Streu, das Klappern der Holzſchuhe, in denen die Mägde mit Melkkübel und Schemel von Platz zu Platz ſchlurrten, das matte Ziſchen, mit dem beim Melken der dünne weiße Strahl in den Eimer ſchoß.

Gerade neben ihr wandte jetzt ein ſchönes, dunkles Tier langſam den Kopf, ſah ſie ein Weilchen aus den großen, ſtumpfſinnig melancholiſchen Augen an und drehte das naſſe Maul zur Krippe zurück. Sie meint, was ich wohl hier will, dachte Margarete beklommen. Es braucht mich freilich niemand hier. Da drüben geht Mamſelling. Sie ſieht mich nicht. Sie hat auch zu thun. Wie lange werd ich hier noch ſtehen? Ich trau mich nicht vom Fleck.

Etwas kaltes, feuchtes rührte ihre Hand an. Sie zuckte zuſammen und ſah ſich um. Es war Karo, Fritzens Jagdhund, der ſie mit der Schnauze berührt hatte. Du wunderſt dich wohl auch? fragte ſie leiſe, indem ſie ſich zu ihm neigte und ſeinen ſchönen Kopf ſtreichelte. Er ſah ihr aufmerkſam ins Geſicht.

Wo ist denn unser Herrchen, unser liebes Herrchen, Karo?

Der Hund gab einen leisen, hohen Laut durch die geschlossenen Lefzen und lief augenblicklich von ihr weg, den Steig entlang. Auf halbem Wege blieb er aber stehen und sah sich um. Nun, und du? fragten seine klugen, glänzenden Augen. Margarete nickte ihm zu; er stand noch still, als wartete er. Sie errötete, nahm ihr Kleid zusammen und ging schnell hinter ihm her.

Bei Fritz angekommen, der eifrig mit dem eben herzugetretenen Mamselling und dem Ochsenfütterer sprach, schob sie leise ihre Hand unter seinen Arm. Er streifte sie mit einem kurzen, freundlichen Blick, ohne sich zu unterbrechen, nahm dann ihre Hand in die seine und hielt sie fest.

Versäuken willn wi dat, sagte er zu dem Manne, äwer ick gläuw nich, dat dat helpen deiht.

Es wurde der Kuh um das „stoßige" Hinterbein ein Strick geschlungen und über den Steig weg, einstweilen noch lose, an einer in der Wand befindlichen Kramme befestigt. Auf Fritzens Befehl kam dann, wenn auch widerwillig, eine der Mägde mit ihren Gerätschaften heran. Die Bleß wurde gleich unruhig, trat hin und her und drehte heftig schnaufend den Kopf herum.

Set di man dal, sagte Fritz.

Rieke stellte den Melkschemel hin, zögerte aber noch ängstlich.

Sei het mi hüt Morrn all — — na — stah man, du! — Sie gab dem Tiere mit der flachen Hand einen Schlag auf den Schenkel, damit es weiter zurücktreten sollte. Während sie dann schnell niederhockte, zog der Knecht den Strick an und damit das Hinterbein der Kuh in die Höhe. Die Überraschte stieß ein drohendes Gebrüll aus, schleuderte den Kopf herum, daß die Kette klirrte, und zuckte und zerrte an dem gefesselten Gliede.

Fix, fix, Rieke! rief Mamselling.

Das Mädchen hatte aber kaum einige Striche gemolken, so that die Kuh einen mächtigen Ruck, und los war der Strick, sammt der Kramme von der Wand gerissen. Das Mädchen kreischte, sprang auf, stieß den Schemel um, ließ den Kübel fallen und hielt sich heulend die Seite.

All wedder, all wedder, du Biest!

Über dem Getümmel, Getrampel und Geschrei war Margarete erschrocken zurückgewichen.

Fritz sah sie lächelnd an.

Nur ruhig Blut, sagte er, das ist nicht so schlimm, wie es aussieht. Bleib nur da stehen. Oder ist es dir unangenehm? Dann geh lieber.

Er ließ ihre Hand los. Margarete schüttelte aber den Kopf. Er wandte sich wieder zu den andern zurück. Prüfend und nachdenklich betrachtete er ein Weilchen das aufgeregte Tier, das schnaufend und brummend aus tückischen Augen seine Widersacher ansah.

Halt, sagte Fritz plötzlich halblaut, mit den Fingern schnippend, ich habs.

Er trat dicht an die Bleß hinan, die sofort wieder zu trampeln anfing.

Na na, sagte Fritz begütigend, na na na, brav sein! Er klopfte sie sacht auf die Flanken und strich ihr über den Rücken, bis sie still stand. — Komm, sei nicht so dumm! — Aber krauen ließ sie sich doch nicht; ungeduldig ruckte sie mit dem Kopf und stieß mit den Hörnern nach ihm. — Sieh mal an, du Bosnickel. Aber wart! — Schnell zog er die Kette fester heran, sodaß die Bewegungen der gleichsam an die Krippe gefesselten fast ganz beschränkt waren. Dann bückte er sich plötzlich, faßte mit beiden Händen dicht über dem Huf das

Vorderbein der Kuh und hob es in die Höhe, als wenn ihr der Schmied hätte den Huf beschlagen sollen.

Kumm, Rieke, sagte er dann, lachend aus seiner halbgebeugten Stellung aufsehend, sett di man wedder dal; sei deiht di nu nix wider.

Ne, knurrte das Mädchen störrig; ick heww min Knakens nich stahlen.

Set di dal, kommandirte Fritz sehr kurz und ohne zu lachen.

Aber schon war Mamselling zur Stelle und hockte unter der Kuh.

Latens man dat dumm Takeltüg, Herr Hellborn, de oll Bangbüchs. Ick ward ehr dat mal wisen.

Damit melkte sie auch schon eifrig drauf los und ohne im geringsten gestört zu werden. Die Bleß schnaufte zwar wütend in ihre Krippe hinein, aber im übrigen stand sie still und muckste nicht. Fritz hatte richtig berechnet: wenn er ihr das Vorderbein aufhob, brauchte sie das entsprechende Hinterbein zum Stehen, konnte also nicht mehr damit stoßen und ausschlagen. Sie erkannte die Übermacht an und ergab sich.

Der Anblick der friedlichen Melkerei nach all der Unruhe wirkte sehr erheiternd. Es hatte sich nach und nach ein ordentliches Publikum eingefunden. Sämtliche in Hof und Ställen beschäftigten Leute standen in Gruppen umher. Alles lachte und schmunzelte. Margarete kam heran, so nahe sie konnte, um Fritz zuzunicken. Bravo! sagte sie, das hat sich die Bleß heute Morgen nicht träumen lassen.

Mamselling war fertig und stand auf.

Fritz ließ seine überlistete Gefangne frei, die, vollkommen verblüfft, ruhig stehen blieb und alle Wut vergessen zu haben schien.

Das war mal ein feiner Gedanke, Herr Hellborn, sagte die Alte wohlgefällig. Nu haben wir gewonnen. Das merkt sie sich. Da kenn ich ihr.

Fritz lachte. Ich hoffe! Macht sie morgen früh wieder Späne, so rufen Sie mich nur. — Komm Gretchen. Ich muß mich vor dem Abendbrot noch ein bischen sauber machen. —

Später — die Jünglinge waren schon „auf ihre Stange geflogen," wie Hans sagte — saßen Margarete und die Brüder noch auf der Veranda beisammen, recht schweigsam nach der allgemeinen muntern Unterhaltung bei Tische, die sich nach eingehender Betrachtung des „Falles Bleß" mit allerhand andern Tiergeschichten beschäftigt hatte.

Margarete saß in ihrem großen Korbsessel, die Hände im Schoß gefaltet und sah zu dem dunkler werdenden, klaren Abendhimmel auf. Gerade ihr gegenüber schimmerte die Venus. Träumerisch sah Margarete unverwandt dorthin, auch als ihre Augen den Stern nicht mehr sahen, weil sich Gedankenbilder aller Art dazwischengeschoben hatten, Bilder von heute, von gestern, Bilder für morgen, für später.

Sie seufzte leise. Ein Tag zu Ende; erst einer, der erste. Warum bin ich denn nun nicht froh? Es geht ja alles gut. Ich bin drin, der erste Schritt, der schwerste, ist gethan. Daß ich nun weiter — das ist ja selbstverständlich. Und mein treues Mamselling läßt mich auch nicht im Stich. Warum bin ich nicht froh? Er ist ja auch gut gegen mich; er sieht mich freundlich an. Aber so sieht er den Hans auch an. Sein Gesicht von früher, von der ersten Zeit, vor dem schlimmen Tage, das ist weg. Das hat er verlernt, das kommt wohl auch nicht wieder. Jetzt muß ich fürlieb nehmen.

Sie schlang die Hände fester zusammen und drückte sich an die Lehne

zurück, daß das Geflecht leise knarrte. Dann wandte sie langsam den Kopf zu Fritz, der seitwärts von ihr auf der Bank hinter dem Tische saß und mit einem nachdenklichen, weichen Ausdruck den Rauchringeln nachsah, die er in die Luft blies.

An was mag er denken? An Hafer und Gerste nicht — auch nicht an Kühe und Schafe. An keine „Sachen," aber an seine Grete auch nicht. Er weiß gar nicht, daß er noch eine hat. Für ihn ist es nur noch „die" Grete. Die Grete, die sich zusammennimmt, die sich Mühe giebt, die man eines Tages loben wird, wenn sie sich eine ganze Weile brav gehalten hat. Seine Grete würde er nicht loben.

Der Vergnügteste von den dreien war sicher Hans. Er saß auf der Verandabrüstung, den andern gegenüber, das Gesicht im Schatten des Pfeilers, an dem er lehnte — ein spitzbübisch vergnügtes Gesicht. Er betrachtete seit einem Weilchen Margarete, wie sie mit den wehmütig sehnsüchtigen Augen ihren Mann ansah.

Sie hat eigentlich sehr hübsche Augen, fiel ihm ein, ich habe das bisher gar nicht so bemerkt: braun zu dem blonden Haar. Auf den Ausdruck mags ankommen. Wie sie ihn jetzt ansieht, meinen alten Herzbruder, so hätte sie ihn gleich ansehen sollen. Wo hat sie denn diese Augen vorher gehabt? Aber nur zu, klein Dirning, such ihn dir nur.

14

Die Überwindung des Anfangs mit der Furcht vor Demütigung war Margarete als das schwerste erschienen. Die Folge belehrte sie, daß mit diesem ersten Schritt noch blutwenig gethan gewesen war. Einen Anlauf kann schließlich jeder nehmen; auch über den Graben setzt mancher mit keckem Sprung. Aber auf steinigem Weg in Sonnenglut bergauf marschieren ist nicht jedermanns Sache.

Sie war aber nicht umsonst die Tochter ihrer Mutter. Und nicht umsonst sollte Fritz gehofft haben, daß sie, von ihrem Fieber genesen, mit gleichen Füßen wieder ins Leben hinein springen würde. Es war ja auch nur ein Fieberchen gewesen, wie sie jetzt wußte. Das meiste Unheil hatte erst die Nachkrankheit angerichtet; das war das Unrecht gegen Fritz, womit sie sich ihn vielleicht für immer verscherzt hatte. Um sich ihn zurückzugewinnen, konnte ja gar keine Buße schwer genug sein. Und die ihre bestand schließlich in nichts als in Ausdauer. Heldenthaten konnte sie nicht verrichten, Gefahren gabs nicht zu bestehen, Entbehrungen brauchte sie sich nicht aufzuerlegen. Nur Überwindung war nötig zu manchem, was sie um eines geringern Preises willen nicht durchgeführt hätte.

Mamselling, die der Sache zu Anfang noch nicht so recht getraut hatte, erlebte die fröhlichste Enttäuschung. In der kleinen, zarten Frau war Kern. Die ging aufs Ganze; die lernte wirklich, aus der konnte noch etwas werden. Und zwar schien sie sich vorgenommen zu haben, von der Pike auf zu dienen. Es gab keine noch so häßliche und mühevolle Arbeit, in die sie sich nicht tapfer hineingestürzt hätte, um sie aus eigner Anschauung kennen zu lernen. Auf dem großen Wirtschaftshofe gab es bald kein Winkelchen, das sie nicht kannte. Die Leute in den Ställen und Scheunen, ebenso die Feldarbeiter hatten bald aufgehört, die Köpfe zusammenzustecken und Gesichter zu schneiden, wenn „uns Fru" daherkam. Sie hatten bald heraus, daß es sich hier um

keine allergnädigste Laune handle, und ließen der stillen, freundlichen Emsigkeit, mit der Margarete ihre Lehrzeit durchmachte, schweigend Gerechtigkeit widerfahren. Meistens kam sie mit Mamselling, manchmal aber auch allein, und manchmal mit Hans, den sie gebeten hatte, ihr zu erklären, was ihr Ollsching nur hätte zeigen können. Sie erstaunte immer wieder aufs neue über die vielen Dinge, die der Landmann wissen muß, um ersprießlich arbeiten zu können. Auf ihren gemeinsamen Streifereien über Äcker und Wiesen und in ihren sachlichen Unterhaltungen lernten sie einander erst kennen, und Hans war bald nicht wenig stolz auf seinen guten kleinen Freund.

Eine eigentümliche Scheu hielt Margarete davon ab, sich Fritz selbst auf seinen Wegen anzuschließen; auch um Auskunft wagte sie ihn nicht zu fragen. Sie vermied sogar geflissentlich, in seiner Gegenwart ihrer jetzigen Beschäftigung irgend Erwähnung zu thun. Es wäre ihr wie Prahlerei erschienen. Kein Wort durfte über eine Sache verloren werden, die sich ja eigentlich von selbst verstand. Ganz leise wollte sie sich auf ihrem Platze als sein Kamerad einnisten, als sein Kamerad wenigstens, wenn auch das Köstlichste verloren sein sollte.

Er schien sie auch zu verstehen; er ließ sie wenigstens gewähren, wunderte sich nicht, fragte nicht. Aber scharfäugig, feinhörig ging er neben ihr her und beobachtete das Wachstum dieser zarten Saat. Sie wollte ihre Zeit haben; Treibhausluft hätte ihr schaden können. Sein warmes Herz weitete sich, wollte heraus aus der Klammer; aber er hielt es noch fest. Hätte er gewußt, mit welchem schweren, bangen Schlagen sich das ihre ihm entgegensehnte, seine Standhaftigkeit wäre wohl verweht wie Spreu.

Etwas wie eine leichte Dunstwolke schwebte zwischen ihnen; ein kräftiger Atemzug hätte sie zerstreuen können. Aber jedes schwieg und schloß die Lippen; jedes dem andern zu liebe, wie es glaubte, und doch jedes dem andern zu leid. —

Es war sehr heiß; die Sonne brannte, als wäre es nicht fünf Uhr nachmittags. War das ein Sommer! Seit Wochen kein Tropfen Regen; der ganze Juli, beinahe der ganze August schon in dieser Dürre hingegangen.

Margarete lüftete den breitrandigen Gartenhut und schob ihn etwas weiter zurück, um die Stirn frei zu behalten. Dann ließ sie die in den Gürtel gesteckten Schürzenzipfel los und schüttete die eben gepflückten Bohnen in den breiten Korb. Mit einem kleinen Seufzer betrachtete sie den Vorrat. Es waren sicher noch nicht genug; auch mit denen von Mamselling zusammen nicht. Dieser Leutetisch! Was für Portionen dazu gehörten!

Was die Knechte sind und die Dirns, die haben einen mächtig langen Magen.

Eben guckte das Altchen zwischen den Stangen durch aus der andern Reihe her.

Lassen Sie man sein mit das Pflücken, Frau Hellborn, sagte sie nach einem Blick in Margaretens heißes Gesicht. Ich besorg den Rest. Marachen Sie sich man nich so ab, das hat keinen Zweck.

Ich „marach" mich gar nicht ab, liebes Ollsching. Bohnenpflücken ist doch schließlich kein Turnkunststück, besonders hier an den Stangen, wo man sich nicht zu bücken braucht. Und sowie wir hier fertig sind, nehm ich mein schönes laues Bad. Darauf freu ich mich schon, das macht mich wieder ganz frisch.

Denn erst recht müssen Sie sich jetzt ruhig halten, daß Sie nich zu heiß im Wasser kommen. Das is ja eine Lust heute wieder, nich zu glauben. Wenns nach mir gegangen wär, hätten Sie heute nich aus Ihrer Stube rausgedurft. Aber da hilft ja kein Zureden; alles müssen Sie mitmachen, obs Ihnen bekommt oder nich.

Ja, sagte Margarete und nickte ihr mit einem schelmisch eigensinnigen Lächeln zu. Das muß ich. Denn nur so kann ich lernen, was ich lernen muß, das geben Sie selber zu.

Ja ja, aber alles mit Maßen. Bohnen pflücken Sie doch heute nich zum erstenmal. Das nenn ich Übertreibung, wenn man nich gesund is.

Ich bin ja gesund, was wollen Sie?

Aber nich ganz. Waren Sie nich heute Vormittag hundeelend?

Nur vorübergehend. Und auch nicht hundeelend, nur ein bischen jämmerlich. Ist das ein Wunder bei der Hitze? Ihnen wurde ja auch wunderlich zu Mute am Backofen. Und jetzt ist mir ganz gut.

Und morgens haben Sie immer gar keine Farbe im Gesicht. Das frühe Aufstehen bekommt Ihnen nich.

Aber es gehört sich so, und ich werd mich schon daran gewöhnen. Je schneller ich mich überwinde und je eher ich mich in alles eingearbeitet und hineingefunden habe, desto eher darf ich auch Mama einladen.

Darf?

Das hab ich mir so vorgenommen.

Hm! Das Altchen blinzelte sie freundlich von der Seite an. — So'n Vornehmen, das gefällt mir, das machen Sie richtig.

Sie hatten beide eifrig weitergepflückt, nahe bei einander, die Bohnenranken zwischen sich.

Wir haben genug, entschied jetzt Mamselling. Kommen Sie raus aus das Gemüse, Frau Hellborn, und setzen Sie sich noch ein bischen ruhig hin. Da — sehen Sie woll, da sind auch die Dirns schon bei mit das Badewasser.

Sie wies nach dem Hause hin, wo man über Spargelbeete weg und zwischen Obstbäumen hindurch den beiden Mägden zusehen konnte, wie sie mit einer kleinen Winde die Wassereimer außen am Hause vom Küchenfenster zum Badestubenfenster auf und nieder führten. Stine war unten, Liese oben mit Anhängen, Abnehmen, Füllen und Ausgießen beschäftigt. Da die Pumpe neben dem Küchenfenster stand, wurde auch die Beförderung des kalten Wassers auf die gleiche Weise betrieben.

Jedesmal freu ich mich von neuem an dieser Badesache, sagte Margarete, nachdem sie ein Weilchen lächelnd zugesehen hatte; das ist doch gar zu nett ausgedacht. Anfangs hatte ichs nicht bemerkt — wie so vieles nicht —, ich denke noch daran, wie verblüfft ich war, als ich zum erstenmal darüberkam.

Ja, das war auch wieder mein Hansing, der das so fein ausspintisirt hat.

Margarete lächelte.

Ihr Hansing! Das ist doch wohl Ihr Liebstes und Bestes, was?

Das soll er woll. Das heißt — wie mans nimmt. Den Hans, den hab ich ja freilich zuerst herumgeschleppt und gehütet, wie er ankam, und aufgefüttert auch, denn unsre arme Frau die starb ja denn gleich.

Ja ja, das hab ich immer so traurig gefunden, wenn mein Mann mir davon erzählt hat. Viel spricht er ja freilich nicht darüber.

Glaub ich woll. Weil er nich von sich selber reden mag. Und er wars doch eben all die Jahren, wo alles sich darauf stützte, und wo alles sich drauf verließ. Denn mit den alten Herrn, da ging das fix bergab, wie die Frau tot war. Das hat ihm zu sehr gekränkt. Und denn kriegte er die schlimme Taubheit, und denn versteckte er sich in seinen Winkel und kam nich mehr zum Vorschein; wie so'n krankes Stück Wild, was in seinen Bau reinkriecht, wo die Jäger denn sagen, es hat sich verklüftet. Da war nu der Fritz. Sehen Sie, der Hans, der war so eine Art Kind von mir geworden, den haute ich auch, wenn er ungezogen war, und ich hatte ihm gräßlich lieb, wenn er auch ein frecher Bengel war. Aber der Fritz! Mit zwölf, dreizehn war der, wie andre mit sechzehn. Und mit sechzehn, da war er ein Mann. Ich weiß ja nich, wie andre gewesen wären an seine Stelle; er sagt immer, das kann jeder, wenn er muß. Er mochte das nich, wenn ich ihn sagte, er wär ein famoster Kerl. Früher; jetzt reden wir ja da nich mehr über. Aber ich glaub doch nich, daß jeder das so fertig gebracht hätte. Mit mein Hansing, das war die eine Art von Liebe, wo man einen auch bei anschnauzt. Mit den Fritz, das war die andre Art — sehen Sie, wenn man so einen zusieht, ein Jahr und noch ein Jahr, und viele Jahre, denn giebt das mit der Zeit ne ganz feste Art von Liebe, wo man gar kein Wort mehr drüber redt, denn sie is sicher. Daß ich Respekt vor ihn hab, das is ja weiter kein Kunststück, ich kenn ihm ja, ich meine, so von inwendig. Aber Sie sollten mal die andern reden hören, die Herren aus der Gegend. Fragen thun sie ihm. Und dabei hat er doch nich studirt in der Stadt, auf der Hochschule. Dazu hatte er ja keine Zeit, daß er hätte wegkommen können von Hause. Nein, alles allein, hier draußen. Bücher hat er sich kommen lassen und denn im Winter, wenns aufm Felde stiller is, losgearbeitet und geschrieben und gelesen. Und zur Erholung mit die Kinder gespielt, die Mädels Puppen ausgeschnitten und den Kleinen, den Hansing, Eisenbahnen gebaut. Hans, der war ja nu ein ziemlich ruppiger Schlingel von früh an, mit den mußt er mächtig streng sein. Der hat ihn auch manche graue Stunde gemacht. Na, jetzt bringt ers ein. Für die Mädels mußte denn ein Lehrer ins Haus; weggeben wollt er sie nich, sie waren ihn zu schade. Da hat er den Unterricht bewacht und die Schularbeiten nachgesehen. Da konnt ich ihn ja nu nich bei helfen. Ich war nur für das Leibliche.

Ja, und darüber darf er nun wieder Ihnen nichts sagen, nicht wahr? Was Sie da für ein „famoster Kerl" waren —

I, wie wär denn das! Das wär ja woll sehr komisch! Das gehört sich einfach nich anders. Na und späterhin, das werden Sie ja wissen.

Ja, wie Helene und Christine heirateten und Anna Krankenpflegerin wurde.

O Gott ja, das ging ihn furchtbar nahe, daß er seine schöne Schwester mang die scheußlichen Wilden sollte ziehen lassen. Aber es half nichts, Afrika mußte es nu mal sein, drunter that sie es nich. Gott sei Dank, daß die Zeit nu bald um is. Wenn wir ihr nur erst mal wiederhaben, denn lassen wir ihr auch nich mehr weg. In Deutschland sind genug kranke Leute.

Sagen Sie, dieser letzte Winter, das war wohl eine schwere Zeit mit der armen Christine?

Das soll woll sein. Erst die Entdeckung von die Spielschulden, wo sich der Mann doch drum erschossen hatte. Gleich fuhr unser Herr nach Hannover

und holte sich die Frau und die beiden Kinder. Wie das mit den Geld wurde, da weiß ich nichts von. Na der Fritz — ich kann mir schon denken. Und nu der Jammer hier, denn sie konnte und konnte sich doch gar nich finden. Und denn die Krankheit von der armen kleinen Ella, die schreckliche Lungenentzündung. Bei die Pflege, da kam sie erst wieder zu sich, die Christine. Und denn doch alles umsonst! Und das Sterben von den Kind — ich seh noch den Herrn, wie ers in die Decke eingewickelt aufm Arm hielt, weil es keine Luft kriegen konnte, und die Mutter stand daneben und faßte ihm die Händchen an und sagte: Sie stirbt ja, gieb sie mir her. Und denn saß sie mit den Kind aufm Schoß, bis es aus war, und unser Herr daneben und sagte nichts und hielt sie nur so mit den Arm um die Schulter.

Margarete atmete schwer auf; große Thränen standen ihr in den Augen. Und nachher? fragte sie leise.

Nachher? Ach du lieber Gott! Nachher war erst gar nichts. Als wenn sie auch tot wäre. Sie saß ganz starr, rührte sich nich und sah nichts und hörte nichts. Das ging so ein paar Tage, bis nach dem Begräbnis. Sie war wie weg.

Aber da war doch noch das andre Kind?

Sehn Sie, das wollt ich eben sagen: da war noch das andre. Aber — o was thut der Kummer für Grausamkeiten und weiß es nich. Bis unser Herr sich denn so neben ihr setzt und faßt ihr an der Hand und rüttelt ihr ein bischen und sagt: Christine, sagt er, siehst du woll dort in der Ecke die arme Kläre? Wie sie weint? Du hast sie vorhin wieder weggeschoben, wie sie dir einen Kuß geben wollte. Die ist doch noch da, Christine, die lebt noch. Und die Christine fängt an zu zittern und sieht ihm an. Und er sieht ihr wieder an, ganz fest, und seine Augen brennen, förmlich dunkel brennen sie. Und denn macht die Christine den Mund auf, und es is wie eine Art Schrei, und denn fängt sie an zu weinen, aber so tief und dumpf, daß mirs das Herz im Leibe umdreht. Und denn winkt der Herr, und die Kläre kommt angestürzt und packt die Mutter um den Hals, und die Christine nimmt das Kind und drückt es und küßt es, und sie weinen zusammen. Und der Herr kommt mit leisen Schritten und nimmt mich am Arm und sagt: Nu raus, Ollsching. Und wir gehen.

Margarete trocknete sich von neuem die Augen und nickte der Alten zu. Sie saßen schon eine gute Weile auf der Bank unter dem großen Kirschbaum.

Da oben war es, sagte Mamselling und wies nach dem letzten Fenster, da oben, wo ich jetzt schlafe. Früher war das ein größeres Zimmer. Was jetzt die Badestube is, das gehörte mit dazu. Der Herr hat allerlei verändern lassen dies Frühjahr, wie wir wieder allein waren. Für unsre junge Frau wurde da alles umgedreht.

Und alles in so kurzer Zeit! Denn soviel ich weiß, ist Christine erst im April nach Kiel gegangen.

Das is richig. Aber für so ein paar Herren, wie unsre, is das genug. Und die Arbeiter, die Maurer u. s. w., die hatten hier Quartier und durften nich vom Hof runter, bis alles fertig war. Hansing, das is so ein versteckter Mechanikus, der denkt sich immer allerlei Schlauheiten aus. Zum Beispiel das mit die Badestube, damit die Eimerschlepperei die Treppe rauf und runter nich zu sein braucht. Früher haben wir ja bloß so 'ne gewöhnliche Kufe in der

Kammer neben der Küche stehen gehabt. Das war keiner anders gewöhnt. Aufm Lande macht man wenig Umstände.

Und um meinetwillen all die Änderungen und Umbauten! seufzte Margarete. Was haben Sie wohl gedacht, Ollsching, von der Frau, für die das alles gemacht wurde?

Ich hab gedacht, er muß ihr schauderhaft lieb haben.

Margarete drückte die Lippen zusammen und wandte sich ab. Gehabt haben, dachte sie, so müßte es heißen. Schauderhaft lieb! Wo ist das hin? Das schwimmt in der Ostsee.

Und gegönnt hab ichs ihm, fuhr Mamselling fort, furchtbar gegönnt.

Was?

Daß sie ihm eben so lieb haben möchte, die junge Frau.

Margarete lehnte den Kopf an den Baumstamm und schloß die Augen; es stieg ihr etwas heiß die Kehle herauf. Aber sie faßte sich gleich wieder, sie richtete sich zurecht, sah die Alte freundlich an und nickte. Haben möchte? fragte sie dann weich. Hat, Ollsching! Dann stand sie auf, blieb aber noch stehen.

Wissen Sie was? Morgen früh, ehe es heiß wird, gehen wir hinüber auf den Friedhof, und Sie zeigen mir Ellas Grab. Dann pflück ich ein paar Blumen davon und schicke sie Christinen.

Das machen Sie recht. Sie wird zwar sehr weinen, aber freuen wird sie sich doch. Das Grab, das war ja auch die Hauptsache, weshalb sie hier nich weg wollte. Aber der Herr sagte, sie müßte in andre Umgebung; die Einsamkeit hier wäre Gift für ihre Natur. Drum machte er alles fertig in Kiel, wo ihm ja die Helene bei zur Hand gehen konnte. Sie richteten ihr die Wohnung ein und das ganze kleine Pensionat, und wie er drei Schülerinnen sicher hatte, da nahm er ihr am Arm, und sie mußte einfach mit. Es half ihr nichts, er setzte es durch. Daß die Helene dort verheiratet is und immer mal um ihr rum sein konnte, das half ja sehr, und die mit ihre Heiterkeit war auch ne ganz gute Medizin. Und dazu kam das Muß. Sie mußte auf ihre Wirtschaft kucken und auf die anvertrauten Kinder, und wie denn die Kläre so auflebte, das ging ihr auch zu Herzen, und so kamen wir übers Schlimmste weg, und nu geht es ja, denk ich.

Margarete nickte seufzend. Geht es ja, wiederholte sie wehmütig. Das arme Ding! Wie manches in der Welt muß so „gehen." O Himmel, wie leid thut sie mir. Nun begreif ichs erst, daß sie nicht zu unsrer Hochzeit kommen wollte, und daß Helene natürlich bei ihr blieb. Aber da kommt Fritz! unterbrach sie sich, plötzlich glühendrot.

Er kam von hintenher durch den Garten, den Hut in der Hand, den er grüßend schwenkte.

Schon? rief sie ihm lächelnd entgegen. Es kann kaum sechs sein.

Ihre Magenuhr geht woll vor? fragte Mamselling, als er jetzt zu ihnen trat.

Er schüttelte den Kopf.

Nahrungssorgen waren es nicht, die mich hertrieben. Aber — mit einem liebevollen Blick auf Margarete — ich machte mir Gedanken, wie es dir gehen möchte, Kinding. — Er nahm ihren Kopf zwischen beide Hände. — Laß dich betrachten, du sahst mir heute Mittag so blaßschnäbelig aus. Ist dir gut? Farbe hast du ja wieder.

Sehr gut, sagte sie leise. Sie neigte den Kopf etwas zur Seite und schmiegte die Wange fester in seine rechte Hand. Sehr gut, wiederholte sie noch leiser und sah mit scheuer Innigkeit zu ihm auf. Er betrachtete einige Augenblicke lang ernst, aber zärtlich das holde Gesicht. Sie hielt regungslos, fast atemlos still. Dann ließ er sie los und faßte im Herabgleiten ihre Hände.

Und was hast du heute Nachmittag getrieben? Wieder herumgewirtschaftet bei der Hitze? Statt dich ruhig zu verhalten? Ich fürchte, du thust zu viel.

Ganz meine Meinung! rief Mamselling, die derweile abgewandt eifrig in ihren Körben herumgewühlt hatte. Das Bohnenpflücken, das ging mir höllschen gegen den Strich. Und nötig wars auch nich —

Nötig, sagte Margarete, nötig, liebes Mamselling ist überhaupt nichts, was ich thue, wenn man es so ansehen will. Ob ich dabin oder nicht — ihre Stimme fing an zu zittern —, ist ja eigentlich —

Sie brach ab, ihre Augen füllten sich mit Thränen, und ihre Hände zuckten, um sich zu befreien. Aber Fritz hielt sie fest und zog sie näher zu sich.

Du dummer, kleiner Spatz, sagte er gedämpft mit seiner warmen, heitern Stimme. — Sie sah sein Lächeln nicht, denn sie senkte tief den Kopf. — Was redest du doch in der Geschwindigkeit für einen Berg Unsinn zusammen! Mamselling meinte ja nur die augenblicklichen Bohnen in der augenblicklichen Hitze.

J, das weiß ja Frau Hellborn auch, sagte die Alte ruhig und nickte Margareten zu, die tapfer an ihren Thränen schluckte und die Alte schon wieder von der Seite anlächelte. Nich wahr?

Ja, antwortete Margarete, noch etwas mühsam, mit wenig Stimme. Ich möchte nur gern —

Sie hörte wieder auf.

Ist dir der Hut nicht lästig? fragte Fritz. Er nahm ihn ihr ab und warf ihn auf die Bank unterm Kirschbaum. Dann strich er ihr ein paarmal übers Haar, hastig, unruhig, auch über die wieder erglühten Wangen.

Kleine, dumme Grete, sagte er ganz leise. Übrigens — fuhr er fort, als ob ihm plötzlich etwas einfiele —, das hätt ich bald vergessen: ich hab ja eine Einladung in der Tasche, von Sternfeldts; der Bote kam draußen bei unserm Acker vorbei, ich faßte ihn ab. Wir sollen morgen Nachmittag hinkommen; hast du Lust? Ich hab zwar schon zugesagt —

Aber gewiß!

Es ist gewöhnlich sehr nett dort. Bei dem kurzen Besuch neulich konntest dus nicht so gewahr werden. Es sind gemütliche Menschen. Wenn sie auch keine Hiesigen sind, sie haben sich doch ganz hier eingewöhnt, und es lebt sich gut mit ihnen. Also abgemacht.

Da kommt die Liese, sagte Mamselling. Die wird woll melden, daß das Wasser immer kälter wird vom Warten. Und auf dem Baden hatten Sie sich so gefreut.

Richtig! Da will ich nur schnell — es wird ja noch gehen.

Damit lief sie davon. Fritz sah ihr nach, mit einem ernsten, weichen Blick. Ein tiefer Atemzug hob seine Brust. Dann nickte er freundlich zerstreut der Alten zu und ging langsam ins Haus.

Kaum war er verschwunden, so rauschte und krachte es in dem Kirschbaum.

Wat is dit? fragte Mamselling erstaunt, fast erschreckt.

Da schaukelte sich auch schon Hans am untersten Ast und sprang herunter, von der Bank ins Gras.

Sind Sie des Deuwels? rief Mamselling, ganz empört. Seit wann hocken Sie denn da oben?

Na, ein Stündchen mags schon sein, erwiderte er lachend und streckte und dehnte die steifgesessenen Glieder. Ich wollte mir einen Hut voll mitnehmen; da kamt ihr beiden mit euern Körben daher und fingt an, Bohnen zu pflücken, beinahe unter mir. Ich hätte euch mit Kirschen werfen können.

Und warum haben Sie nich einen Laut von sich gegeben? Warum blieben Sie so heimtückisch da oben sitzen? Können Sie das passend finden? Ich nich.

Ich auch nicht, Ollsching, hauen Sie mich nur nicht gleich, ich wollte ja rufen. Wie ihr euch da so stillschweigend von mir wegpflücktet, da dachte ich: wenn sie sich wieder herangepflückt haben, dann mach ich ihnen einen kleinen Schreck und bombardire sie mit einer Hand voll Kirschen. Aber ihr kamt mir nicht nahe genug, ihr bliebt stehen und schwatztet ein Weilchen. Dann hörte ich plötzlich meinen Namen, das reizte natürlich meine — Wißbegier, und ich fing an aufzupassen wie ein Luchs. Und was hörte ich da für Bekenntnisse? Was erlebte ich für Enttäuschungen? Er sprang von der Bank in die Höhe, auf der er sich niedergelassen hatte, stellte sich breitbeinig vor Mamselling hin und sprühte sie aus seinen braunen Augen an: Wissen Sie, daß Sie ein ganz entsetzliches, altes Scheusal sind?

Gott bewahre, sagte die Alte gemütlich. Seit wann denn? Und warum?

Seit wann? Seit Olims Zeiten, wie ich merke. Und warum? Weil Sie mich um meinen schönsten Traum betrogen haben.

Den Traum blättern Sie mich doch mal vor.

Will ich auch. Der Deuwel trau euch Frauensleuten. Da hab ich mir all mein Lebtag gedacht: der Hans ist doch ihr Liebling, über den Hans geht ihr nichts. Und schließlich bin ichs gar nicht, sondern mein Bruder, dem Sie Ihre unglückliche Liebe zugewendet haben, für den Sie seit vierundzwanzig Jahren glühen. Nette Dinge! Ich wollte schon dazwischenfahren. Aber dann kamt ihr auf die Christine, Ollsching — na, und da saß ich denn still, verstehen Sie. Und dann kam der Fritz dazu, und da geriet ich aus der Weichmütigkeit in die Freudigkeit.

Versteh ich, Hansing. Hansing, min oll Jünging — sie faßte ihn am Rockknopf und zog ihn ein bischen daran — ick gläuw — dann winkte sie mit Schulter und Augen nach dem Hause hinüber und sah ihn lächelnd an.

Hans nickte und lächelte wieder. Ick gläuw dat ok, Ollsching, sagte er leise.

(Fortsetzung folgt)

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Agrarische Erfolge. Die letzten beiden Wochen der Tagung des preußischen Abgeordnetenhauses gehörten ziemlich ausschließlich der Landwirtschaft, wie sich die Herren Agrarier euphemistisch zu nennen pflegen. Unter den behandelten Vorlagen waren die interessantesten die über die Verpflegungsstationen, über die Zentralgenossenschaftskasse und über die Rückzahlung oder vielmehr Nichtrückzahlung der Grundsteuerentschädigung; die erste ist von der agrarischen Mehrheit zu Falle gebracht, die andern beiden sind angenommen worden. Wir sind weit entfernt davon, in einer Organisation der Verpflegungsstationen, wie sie die Regierung beabsichtigte, eine großartige sozialpolitische Maßregel zu sehen und das Scheitern des Planes zu bedauern. Unser Ideal, das freilich wenig Aussicht auf baldige Verwirklichung hat, ist ein Zustand, wo erstens die Leute nicht nötig haben, auf der Arbeitsuche halbe Jahre herumzuwalzen und zu verbummeln, und wo zweitens Handwerker- und Arbeitervereine durch einen organisirten Arbeitsnachweis und durch eigne Herbergen dafür sorgen, daß ihre Mitglieder ohne Beihilfe von Provinz und Staat der traurigen Wahl zwischen dem Hungertode und dem Bettel, der mit Gefängnis bestraft wird, überhoben sind. Die einzige sozialpolitische Bedeutung, die wir der Vorlage beilegten, bestand darin, daß eine solche vollständig durchgeführte Organisation ziemlich genau ergeben haben würde, wie viel Menschen im deutschen Reiche überflüssig und unverwendbar sind. Also wir haben gegen die Ablehnung nichts einzuwenden, aber ziemlich stark war es doch, wie die Herren Agrarier, die sich sonst auch konservativ nennen und dadurch zu einiger Rücksicht auf das Christentum verpflichtet sind, das eine Drittel der christlichen Moral, die nach Matth. 23, 23 aus Gerechtigkeit, Barmherzigkeit und Glauben besteht, mit unbefangner Schneidigkeit in die Rumpelkammer warfen. Sie wollen keine „Förderung der Wanderbettelei"; sie wollen, daß die Arbeitslosen nur die Wahl haben zwischen Tod, Gefängnis und bedingungsloser Unterwerfung unter die Herrschaft eines Brotherrn, sofern sie das Glück haben, einen solchen zu finden. Da aber dieses Glück nur einem kleinen Teile der Arbeitslosen blühen kann, so wird die Regierung den Zuschuß, den sie für die Verpflegungsstationen nicht bewilligen mochte, auf den Bau neuer Gefängnisse hergeben müssen. Interessant war uns eine Mitteilung, die der konservative Abgeordnete Winkler machte; der Vorsteher einer Korrigendenanstalt habe ihm gesagt, daß bei wohlwollender Schätzung nur zwei Prozent der Korrigenden gebessert würden. Wozu dann der schöne Name: Korrigendenanstalt, und die Unterscheidung dieser Häuser von den Gefängnissen?

Der eine der beiden Gesetzentwürfe, die angenommen worden sind, der „die Errichtung einer Zentralanstalt zur Förderung des genossenschaftlichen Personalkredits" betrifft, ist wirklich als eine Hilfe für die bäuerliche Bevölkerung, nebenbei allerdings auch für die Handwerker, gedacht; die Agrarier hatten also in diesem Falle einmal die willkommne Gelegenheit, Bauernfreundschaft zu beweisen, ohne daß es ihnen weder etwas kostete noch schadete. Wir werden ihn nächstens einmal besonders besprechen.

Dafür enthüllte das Agrariertum durch die Einbringung und Annahme des Antrags, daß die bei Aufhebung der Grundsteuer vor zwei Jahren beschlossene Verpflichtung zur Rückzahlung der Barentschädigung, die im Jahre 1865 den bis dahin nicht Grundsteuerpflichtigen gezahlt worden war, seine stark entwickelte Selbst-

liebe, wie wir es nennen wollen, mit staunenswerter Unbefangenheit. Wir beschränken uns darauf, ein paar wichtige Punkte der Angelegenheit zu registriren. Die Rückzahlungspflicht ist etwas ganz selbstverständliches. Die betreffenden Grundbesitzer hatten ein Kapital dafür erhalten, daß sie ihre Ausnahmestellung aufgeben und gleich den übrigen Grundbesitzern fortan Grundsteuer zahlen sollten; wurde nun die Grundsteuer aufgehoben, so verstand es sich von selbst, daß sie die empfangne Entschädigung zurückzahlen mußten. Die Verpflichtung zur Rückzahlung ist überdies organischer Bestandteil der vor zwei Jahren beschlossenen Kommunalsteuerreform; wäre den Entschädigten die Rückzahlung nicht auferlegt worden, so hätte die Aufhebung der Grundsteuer keine Mehrheit gefunden, und daran wäre wahrscheinlich das ganze Reformgesetz gescheitert. Dreiviertel der zurückzuzahlenden vierzehn bis sechzehn Millionen endlich entfallen auf die größern Besitzer, die über tausend Mark zurückzuzahlen haben, diese aber betragen der Zahl nach nur ein Dreißigstel aller Rückzahlungspflichtigen. Die kleinern Besitzer, die also neunundzwanzig Dreißigstel ausmachen und nur ein Viertel der Gesamtsumme zu tragen haben, werden durch die Rückzahlungspflicht nicht im mindesten bedrückt, da die Zahlung in Form einer Rente geleistet wird, die sich über sechzig Jahre erstreckt und nur wenige Mark jährlich beträgt. Alles dieses hat der den Agrariern eng befreundete Finanzminister ihnen am 4. Juli noch einmal vorgehalten — vergebens! Bei der zweiten Beratung am 28. Juni sagte der Rittergutsbesitzer Freiherr von Huene: „Ich kann mich dem Wunsche des Vorredners (daß der Antrag angenommen werden möge) nicht anschließen. Bei Einbringung des Steuergesetzes war gar kein Zweifel daran, daß diese Frage eine der wichtigsten sei, die zu lösen wären. Und ich habe es damals freudig begrüßt, daß der Finanzminister sie dadurch löste, daß er dem Rechtsbewußtsein des Landes, das dahin ging, daß es ein Unrecht wäre, denjenigen, die noch im Besitz ihrer Güter sind, die noch im Genuß der damals ihnen überwiesenen Entschädigung sind, die Steuer zu erlassen, gerecht geworden ist. Mit Recht hat der Abgeordnete Richter darauf hingewiesen, wie man im Herrenhause dieses Gesetz als ein Agitationsmittel bezeichnet hätte, das überallhin fruchtbar wirken müsse für die Sozialdemokratie. Den Anfang dieser Agitation haben Sie heute schon beim Abgeordneten Richter gehört. Für die Zurückzahlung sind so milde Formen gewählt, daß man von einem Drucke gar nicht sprechen kann. Ich bitte dringend, das Gesetz abzulehnen.“ In derselben Sitzung führte Richter ähnliche Aussprüche andrer wirklicher Edelleute an. Herr von Levetzow, der frühere Reichstagspräsident, hatte vor zwei Jahren im Herrenhause bei der Beratung dieses Gegenstandes gesagt, es würde ihm widerwärtig sein, „wenn man ihm den Vorwurf machen könnte, daß er sich etwas schenken lasse.“ Und Herr von Wedell-Piesdorff: „Wenn die Rückzahlungspflicht nicht konstatirt wird, wird das eine fortwährende Unzufriedenheit erregen; man wird sagen: Seht, die Junker haben es durchgesetzt, daß sie die Grundsteuerentschädigung in der Tasche behalten. Das wird ein fruchtbares Agitationsmittel auf ein Menschenalter hinaus sein.“ Darf man sich unter diesen Umständen darüber wundern, daß die schier endlose Geduld, Folgsamkeit und Gläubigkeit der Bauern doch endlich ein Ende hat, sogar in Hinterpommern, und daß die unter agrarische Führung geratnen Konservativen einen Wahlkreis nach dem andern verlieren? Der Reichsbote meinte daher richtig dieser Tage, wenn das so fortgehe, so gehe alles aus dem Leime; es sei hoch an der Zeit, daß die konservative Partei das einsehe, von demagogischer Agitation und unerfüllbaren Forderungen ablasse. Noch eine Bemerkung: Der Abgeordnete Graf Moltke machte in der Sitzung am 4. Juli dem Abgeordneten Richter den Vorwurf,

in seiner Statistik habe er Bauern zu den großen Besitzern gerechnet, wenn es sich aber darum handle, den Großgrundbesitzer als den Mann hinzustellen, der alles verschlinge, so gehöre der Bauer auf einmal nicht mehr zu den großen Besitzern. Wie es Eugen Richter damit hält, das kümmert uns zwar nicht, an sich aber ist es natürlich wünschenswert, daß auch in dieser Beziehung richtig unterschieden werde. Wenn man unter Großgrundbesitzern alle versteht, die ein Interesse an hohen Getreidepreisen haben, so gehört, wie wir bei jeder Gelegenheit hervorheben, der größere Bauer, sofern er nicht Viehzüchter ist, dazu. Wenn man dagegen bloß die meint, die dieses Interesse rücksichtslos geltend machen, so gehört der Bauer von Haus aus nicht dazu; es hat ziemlich viel Mühe gekostet, ihn in die Agitation hineinzuziehen.

Rußland in Ostasien. Die ostasiatischen Verwicklungen fangen an, interessant zu werden. Der Versuch Rußlands, Deutschland und England von dem chinesischen Anleihegeschäft auszuschließen, verdrießt nicht bloß die Börse und die kleinen Rentner, die von dem chinesischen Geldbedürfnis eine kleine Aufbesserung des Zinsfußes gehofft hatten, sondern beunruhigt auch die Politiker. Und zwar finden wir Besorgnisse in russenfreundlichen Organen ausgedrückt, z. B. in der Schlesischen Zeitung, die stets der Meinung gewesen ist, daß enger Anschluß Preußens an Rußland jedem andern Bündnis vorzuziehen wäre. Sie meinte am 30. Juni, wenn Rußland als Entschädigung für die Vermittlung der vierhundert Millionenanleihe von China das Zugeständnis erlangte, seine sibirische Eisenbahn durch die Mandschurei bis an die chinesische Küste führen zu dürfen, so würde es dadurch zunächst wirtschaftlich, mit der Zeit aber auch politisch zum thatsächlichen Beherrscher Chinas werden. Der Plan, fährt sie fort, „erscheint infolge des Widerspruchs Englands und sicher auch nicht ohne Einwirkung Deutschlands so gut wie mißlungen. Es versteht sich von selbst, daß die deutsche Staatsleitung, wenn sie schon die wirtschaftliche Unterwerfung Chinas unter das Machtgebot Japans nicht dulden kann, um so weniger zuzugeben vermag, daß sich das russische Riesenreich zum thatsächlichen Beherrscher Chinas aufwirft, da hierdurch das ostasiatische Absatzgebiet dem deutschen Erwerbsfleiße erst recht für immer verloren ginge, ganz abgesehen von dem ungeheuern Zuwachs an politischer Macht, welchen Rußland dann erfahren würde, und der Deutschland unmöglich gleichgiltig sein könnte.“ Diese Auslassungen gereichen uns in mehr als einer Beziehung zur Genugthuung. Ein hervorragendes Organ der Partei, die dem vorigen Reichskanzler die Handelsverträge und daß er „Deutschland zum Industriestaate habe machen wollen,“ als Verbrechen anrechnet, mißt also dem Absatz deutscher Industrieartikel in Ostasien eine sehr hohe Bedeutung bei. Und ein Organ unsrer schwärmerischen Russenfreunde findet, daß es Deutschland unmöglich gleichgiltig sein könne, wenn das Riesenreich Rußland noch einen weitern Machtzuwachs erfahren sollte. Ja, den wird Deutschland auf die Dauer nicht hindern können, mag auch der erste größere Einmischungsversuch Rußlands scheitern. Entweder wird von den beiden, die die nächsten dabei sind, Japan und Rußland, das eine oder das andre die Ausbeutung Chinas übernehmen, oder was das wahrscheinlichere ist, sie werden sich darin teilen. Frankreich und England aber, obwohl sie in der Nähe große Gebiete besitzen, werden die beiden nicht hindern können, und Deutschland wird am natürlichen Lauf der Dinge in Ostasien noch weniger etwas ändern können. Aber es ist immerhin schon etwas, daß ein Blatt der bezeichneten Richtung einmal mit dem Bekenntnis herausrückt, die Machtentwicklung Rußlands sei bedenklich für Deutsch-

land. Und da sich Rußland selbstverständlich an papierne Proteste nicht kehren wird, so wird man sich vielleicht nach einigen Jahren genötigt sehen, um einiger lumpigen Millionen ostasiatischer Ausfuhr die Aktion im größern Stil zu unternehmen, an die zum Zweck der Ausbreitung des deutschen Volkes über ihm weit näher liegende Gebiete auch nur zu denken jenen Politikern als Thorheit oder Verbrechen gilt. — Um dieselbe Zeit, wo die Schlesische Zeitung das schrieb, hatten die Hamburger Nachrichten einen sehr guten Einfall. Sie meinten, es würde gar nicht so übel sein, wenn Rußland seine Expansionskraft ostwärts richtete, dadurch bekämen wir hier im Westen ein wenig Luft. Wir überlassen es den Lesern, diesen Gedanken in unserm Sinne auszuspinnen.

Bis hierher hatten wir geschrieben (am 5. Juli), da lasen wir folgendes Urteil der Hamburger Nachrichten über die Meldung der Wiener Politischen Korrespondenz, daß Rußland seinen ostasiatischen Plänen infolge geänderter Haltung der deutschen Diplomatie vorläufig entsagt habe: „Die Korrespondenz trägt für jeden erfahrnen Politiker den Stempel der Erfindung an der Stirn. Die Interessen, die Rußland in Ostasien vertritt, sind viel zu wichtig für die Erreichung der ostasiatischen Ziele Rußlands überhaupt, als daß man in St. Petersburg daran denken könnte, sie preiszugeben. Andrerseits glauben wir nicht, daß Deutschland, selbst wenn es seine Haltung gegen Rußland in der ostasiatischen Angelegenheit ändern wollte, damit Rußland bestimmen könnte, auf seine Absichten zu verzichten. Es könnte jedenfalls für die deutsche Politik nichts widerrätlicheres und schädlicheres geben als den Versuch, in dieser Weise auf Rußland zu drücken. Der Erfolg würde gleich Null, der Schade groß sein.“ Ganz richtig! Es wäre lächerlich, mit diplomatischen Papierfetzen den Riesen am Weiterwachsen über ganz Asien hindern zu wollen.*)

Litteratur

Seemanns Wandbilder. Meisterwerke der bildenden Kunst (Baukunst, Bildnerei, Malerei) in hundert Wandbildern, mit Text von Georg Warnecke. Erste Lieferung. Leipzig, E. A. Seemann, 1895

Die rühmlich bekannte Verlagsfirma hat sich mit diesem Unternehmen den Dank aller Kunstlehrer, ganz besonders aber den Dank unsrer reifern Schuljugend und der Jugend unsrer Hochschulen erworben. Große, in einem Schulzimmer oder Auditorium deutlich von allen Plätzen aus erkennbare Abbildungen berühmter Kunstwerke, die gleichzeitig den Vorzug vollkommner stilistischer Treue haben, hat es bis jetzt gar nicht oder nur in kleiner, ganz vom Zufall bestimmter Auswahl gegeben. Von Architekturaufnahmen kann man nur die Meydenbauerschen Meßbildphotographien hierher rechnen, die aber schon ihres Preises wegen z. B. den Gymnasien kaum zugänglich sind. Was von Schultafeln dieser Art bisher vorhanden war, läßt sich an Wert nicht annähernd mit den Seemannschen Wandbildern vergleichen. Wir haben es hier mit großen Lichtdrucken zu thun, die durch

*) Das Journal de St. Petersbourg vom 8. Juli hat bekanntlich gemeldet, daß die Vertreter Rußlands und Chinas das Abkommen, betreffend die Bedingungen der Garantie der chinesischen Anleihe durch Rußland, unterzeichnet haben.

Vergrößerung von Photographien hergestellt sind. Die Photographien sind, wo es anging, unmittelbar nach den Originalen, wo das nicht möglich war, z. B. bei Leonardo da Vincis Abendmahl, nach guten Stichen angefertigt. Die erste Lieferung enthält: den Neptuntempel zu Pästum, das römische Forum, die sixtinische Madonna von Raffael, das heilige Abendmahl von Leonardo da Vinci, die Laokoongruppe, ein korinthisches Kapitäl (vom Lysikratesdenkmal), den westlichen Pavillon des Dresdner Zwingers, die Zeusbüste von Otricoli, die Tafelrunde Friedrichs des Großen von Ad. Menzel und das Heidelberger Schloß. Das ganze Werk ist auf 10 Lieferungen berechnet, von denen jede 15 Mark kosten soll, sodaß jedes Blatt — in einer Bildgröße von 50 × 60 Centimeter! — auf 1 Mark 50 Pfennige zu stehen kommt.

Ganz besonders danken wir es der Verlagshandlung, daß sie neben der antiken Kunst, die bis jetzt eigentlich bei Schultafeln allein berücksichtigt zu werden pflegte, auch der mittelalterlichen und neuern Kunst ihr Recht hat werden lassen. Es ist in der That die höchste Zeit, daß unsre Gymnasiasten ihre Anschauungen von Kunst nicht einseitig aus Lessings Laokoon und einigen Gipsabgüssen oder Photographien antiker Statuen, sondern auch aus mittelalterlichen Kathedralen und Renaissancepalästen, aus Werken Michelangelos und Raffaels, Dürers und Rembrandts schöpfen. Sonst bilden sich Begriffe über das Mögliche und Berechtigte in der Kunst, die jedes lebendige Verständnis der Kunstschöpfungen der Vergangenheit und der Gegenwart ausschließen, und diese Begriffe werden dann um so zäher festgehalten, je mehr sie sich mit dem billigen Nimbus des Ideals gegenüber allen andern Richtungen zu umkleiden pflegen. Die im Prospekt mitgeteilte Auswahl für die spätern Lieferungen ist auf Grund von Listen erfolgt, die Lehrer und Kunstfreunde unabhängig von einander aufgestellt haben. Man kann sie im ganzen nur billigen, wenn man auch in einzelnen Fällen vielleicht andrer Meinung sein kann. So hätte ich z. B. von der Akropolis etwas mehr als bloß das Erechtheion ausgewählt, besonders da Rom durch fünf Blätter vertreten ist. Statt Melpomene und Thalia hätte ich den Apoxyomenos des Lysipp und die Perikles büste, statt Dürers heiliger Familie in der Tribuna sein Wiener Allerheiligenbild oder den Holzschnitt „Ruhe auf der Flucht nach Ägypten," statt des Kaiserpalastes in Straßburg das Berliner Reichstagsgebäude vorgezogen. Auch hätte vielleicht das Abendmahl Leonardos nicht nach dem Stich von Morghen, sondern nach dem von Stang, die sixtinische Madonna Raffaels überhaupt nicht nach einem Stich, sondern nach einer Originalphotographie vervielfältigt werden sollen. Aber das sind Ausstellungen, die dem Wert des Ganzen keinen Eintrag thun.

In den Schulen wird die Sammlung am besten in der Weise benutzt werden, daß man die Tafeln den Schülern gar nicht in die Hand giebt, sondern nur gruppenweise an den Wänden des Schulzimmers aushängt, etwa in den beiden Primen immer fünf Tafeln vierzehn Tage lang, mit den entsprechenden kurzen gedruckten Erklärungen darunter, die hoffentlich am Schluß gleichzeitig mit dem Textbuch von Warnecke ausgegeben werden. Dadurch würde den Schülern fürs ganze Leben ein Fonds von Kunstanschauung mitgegeben werden, der durch nichts andres zu ersetzen wäre. Je mehr Erfahrungen man als Lehrer der Kunstgeschichte sammelt, um so mehr überzeugt man sich davon, daß das Interesse für Kunst im spätern Leben in erster Linie von den Anregungen abhängt, die man als Schüler empfangen hat. Der Universitätslehrer kann das Interesse wohl steigern und in wissenschaftliche Bahnen lenken, aber er kann es nicht erst erwecken, da seine Vorlesungen, wenn nicht schon ein gewisses Interesse für Kunst vorhanden ist, einfach

nicht besucht werden. Ich kann jetzt genau beurteilen, worauf das viel größere Kunstinteresse der schwäbischen Studenten gegenüber den norddeutschen beruht: wo immer ich nachkommen konnte, waren es die Kunstdenkmäler des Heimatstädtchens, Gymnasiallehrer, die ein lebhaftes Interesse dafür gehabt hatten, und eine freiwillige Teilnahme am Zeichenunterricht in der Prima, wodurch der fruchtbare Keim in die Herzen gelegt worden war. Gerade in Norddeutschland, wo die monumentale Überlieferung so viel spärlicher ist, sind deshalb die Seemannschen Wandbilder für jedes Gymnasium und jede Realschule unentbehrlich. Gerade sie bieten auch die beste Grundlage für eine nebenbei zu betreibende Belehrung über Kunstgeschichte, die, angeknüpft an den Geschichts-, Litteratur- oder Zeichenunterricht, die einzige Form ist, in der sich die Kunstgeschichte auf den Gymnasien gegenwärtig Bürgerrecht erwerben kann.

Aber nicht bloß für die höhern Schulen, sondern vor allen Dingen auch für die Kunstschulen, Polytechniken und Universitäten ist die vorliegende Sammlung von größtem Wert. Sie wird das Vorurteil zerstören, daß nur mit Hilfe des Skioptikons ein vernünftiger Unterricht in der Kunstgeschichte möglich sei, und wird die Benutzung des Skioptikons auf die Fälle beschränken, wo es am Platze ist, nämlich bei öffentlichen Vorträgen vor einem gemischten Publikum, an denen Hunderte von Zuhörern teilnehmen. Für die gewöhnlichen Bedürfnisse der Lehranstalten genügen diese Blätter vollkommen, und ich kann nur den Wunsch aussprechen, daß die Sammlung dementsprechend benutzt und erweitert werde. K. L.

Platos Staat und die Idee der Sozialpädagogik von Dr. Paul Natorp, ordentlichem Professor an der Universität Marburg. Berlin, Karl Heymann, 1895

Der Verfasser zeigt in dieser auf gründlicher Kenntnis Platos beruhenden Studie, daß der „Staat" durchaus keine Utopie ist. Anstatt den allgemeinen wirtschaftlichen Kommunismus (den Kommunismus der Produktion) anzustreben, der in den „Gesetzen" als Endziel hingestellt wird, läßt Plato im „Staate" die Wirtschaftsverfassung, wie sie war, und fordert bloß vom herrschenden Stande, daß er auf Sonderinteressen verzichte. Statt eines überkühnen, die Bedingungen der Wirklichkeit überfliegenden Idealismus könne man Plato vielmehr zum Vorwurf machen, daß er, „noch gar nicht frei genug über die derzeitige Erfahrung hinaus," die sittliche Erneuerung des ganzen Staates zu fordern nicht gewagt habe. Der regierenden Klasse aber, „dem Adel Athens, den Fürsten und Fürstenberatern von Syrakus" werde im „Staate" nichts zugemutet, „was nicht Plato und seine gleichgesinnten Genossen gegebnen Falls leisten könnten, leisten würden; nichts andres als genau das, wozu seine Akademie die genial organisirte Pflanzschule darstellte." An die pädagogische Idee Platos anknüpfend, fordert Natorp, daß sich auch bei uns eine geistige Aristokratie bilde, die den Keim einer neuen Gesellschaft in sich trage und die Kraft beweise, mit ihren Ideen die Massen zu durchdringen. Das sei wichtiger als eine neue Wirtschaftsordnung. „Die herrlichste Wirtschaftsordnung würde, wenn sie heute vom Himmel herabfiele, morgen wieder dahin sein, wenn nicht zuvor die Höhe der physisch-geistigen Bildung, und zwar für die Gesamtheit der Arbeitenden errungen ist, die allein eine bessere Ordnung der Dinge herbeizuführen und, wenn herbeigeführt, zu erhalten imstande ist."

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Offizier-, Beamten- und Konſumvereine

Die Offizier-, Beamten- und Konſumvereine erfahren jetzt oft in der Öffentlichkeit eine Kritik, die ihr Beſtehen oder ihre weitere Ausdehnung als im volkswirtſchaftlichen Intereſſe ſehr unerwünſcht hinſtellt. Es wird wohl anerkannt, daß dieſe Vereine für die Abnehmer der Waren vorteilhaft ſeien, aber behauptet, daß ſie die Produzenten und beſonders die kleinen Handwerker empfindlich ſchädigten und ihnen einen Vorteil, der ihnen zuſtehe, unberechtigterweiſe nähmen und unnötiger- und ungerechtfertigterweiſe den Mitgliedern dieſer Vereine zuwendeten.

Wir müſſen aber bei Beurteilung dieſer Vereine zuſehen, welche Umſtände die Abnehmer veranlaßt haben, den gemeinſamen Bezug von Waren und deren eigne Verarbeitung ſoweit zu übernehmen, daß die eignen Bedürfniſſe damit befriedigt wurden. Wir werden dann ſehen, ob das aus gewinnſüchtigen Abſichten geſchah, oder um die betreffenden Bevölkerungsklaſſen vor Schaden und vor Übervorteilungen zu ſchützen, ſodaß es ſich alſo um Abwehrmaßregeln handeln würde.

Wer da weiß, daß es vor Beſtehen des Offiziervereins in ſehr ausgedehntem Maße im Heere Sitte war, Schneider- und Schuhmacherrechnungen ebenſo wie Equipirungsrechnungen, wie ſie Ernennungen und Verſetzungen mit ſich brachten, nicht ſofort, ja nicht einmal im Laufe eines Jahres zu bezahlen, ſondern ihre Bezahlung auf die Zeit des Aufrückens in einen höhern Gehalt oder auf die Zeit einer Erbſchaft oder der Verheiratung zu verſchieben, der wird zugeſtehen, daß das ungünſtige Zuſtände waren, deren Beſeitigung ſehr erwünſcht war. Dieſe Zuſtände zwangen aber vielfach die Lieferanten, nicht nur mit langen Vorſchüſſen, ſondern auch mit Ausfällen zu rechnen, denn es iſt erklärlich, daß bei einer ſolchen Art von Bezahlung nicht nur Todesfälle,

sondern auch andre Umstände die Lieferanten oft um ihr Geld brachten. Um hierdurch nicht gar zu große Verluste zu erleiden, schützten sie sich dadurch, daß sie sich von allen ihren Kunden so hohe Preise bezahlen ließen, daß dadurch etwaige Ausfälle reichlich gedeckt wurden, wie denn auch große Militärlieferanten gewöhnlich nicht arme Leute, sondern sehr vermögende Herren geworden sind. Auf diese Weise bezahlten aber nicht nur die soliden Kunden die Schulden der unsoliden mit, sondern machten auch noch die Lieferanten zu reichen Leuten, und das war ihnen auf die Dauer nicht recht. Sie sagten sich: wir pünktlichen Zahler wollen gern die für Produktion und Bearbeitung erforderlichen Preise bezahlen und wollen nur die Bürgschaft haben, daß wir auch wirklich gute Ware erhalten. Diesem Gedankengange entsprang der Offizierverein. Er wirkte förderlich auf eine prompte Bezahlung der Rechnungen, hatte also auch erzieherisch eine gute Seite, und gewährte die Möglichkeit, preiswertere Waren zu erhalten. Denn nun, nach Eröffnung des Offiziervereins, erklärten sich die großen Lieferanten sofort auch bereit, ihre Waren 10, ja 20 Prozent herunterzusetzen, wenn sie bare Bezahlung erhielten, und boten andre günstige Bedingungen, zu denen sie sich vorher nicht herbeilassen wollten, teilweise wohl auch nicht konnten. Ähnlich werden wohl die Verhältnisse in den Beamtenvereinen liegen.

Außer den angeführten Gegenständen wurden nun freilich auch Nahrungsmittel u. s. w. in diesen Vereinen bezogen; aber auch das kann man wesentlich als eine Abwehrmaßregel bezeichnen. Man muß es nur erlebt haben, in wie vielen Fällen einem höhere Preise abgefordert wurden, nur weil man in Uniform kaufte oder einen höhern Titel führte, um zu verstehen, daß in diesen Kreisen der Wunsch entstand, nicht mehr als andre bezahlen zu müssen. Endlich hat nicht wenig auch die Unreellität im heutigen Geschäftsleben dazu beigetragen, daß man darnach strebte, beim Einkauf auch das zu erhalten, was man fordern darf. Ein Offizier oder Beamter, der in eine andre Stadt versetzt wurde, machte oft viele unangenehme Erfahrungen, bis er endlich nach seiner Meinung solide Geschäfte herausgefunden hatte; und wie oft stellte sich dann heraus, daß auch die nicht zuverlässig waren. Was wird in Wein, Cigarren, Butter betrogen!

Vor allen Dingen ist es die Unreellität im Handel gewesen, der man sich durch diese Vereinigungen zu entziehen suchte. In den Vereinen kauft man die Waren vielfach nicht billiger, als man sie anderwärts erhält, aber man weiß doch, man erhält, was man wünscht. Die Not also hat diese Vereine geschaffen.*)

*) Damit soll keineswegs gesagt sein, daß diese Vereine, so wie sie jetzt sind, in idealer Weise den an sie von den Abnehmern gestellten Anforderungen genügten. Der mehr oder weniger gesicherte Kundenkreis führt leicht dahin, daß die Bedienung nicht aufmerksam, die

Welchen Nachteil hat nun der Produzent und der kleine Handwerker davon? Zunächst ist es Thatsache, daß jeder Produzent mit ganz besondrer Vorliebe seine Ware an solche Vereine verkauft. Nirgends ist er sicherer, daß er für die gelieferte Ware auch sein Geld erhält, und durchgängig wird auch ohne vieles Feilschen ein angemessener Preis für die Ware gezahlt. Sicherlich ist im großen und ganzen der oberste Grundsatz bei allen diesen Vereinen, namentlich soweit sie auf genossenschaftlicher Grundlage stehen: „Der ehrlichen Arbeit ehrlichen Lohn.“ Eine Bereicherung der Genossen selbst findet ja nicht statt, und der Grundsatz: „Eigne Bereicherung auf Kosten ehrlicher Arbeit,“ wie er vielfach zur Zeit im Geschäftsleben gilt, ist hier ausgeschlossen. Daß hin und wieder besondre Verhältnisse oder menschliche Fehler diesen Grundsatz nicht so deutlich haben hervortreten lassen, ist begreiflich. Klagen also von Produzenten über diese Vereine bestehen nicht, würden auch nicht mit Grund erhoben werden können.

Anders steht es mit den kleinen Handwerkern. Von ihnen hört man oft Vorwürfe gegen diese Vereine. Wenn man hier nun die unselbständigen Handwerker ins Auge faßt, d. h. die, die nur auf Bestellung ohne Benutzung eignen Materials oder als Ausbesserer arbeiten, wie Schneider, Schlosser u. s. w., so wird es keine Frage sein, daß auch sie mit Vorliebe für solche Vereine arbeiten. Anders verhält es sich schon mit den selbständigen kleinen Handwerkern, wie den selbständigen Schneidern, Schustern, Tischlern. Diese wollen nicht nur an ihrer Anfertigung der Waren, sondern auch an dem Rohmaterial einen Gewinn haben, sie finden sich in ihrem Absatz, ja in ihrer Existenz bedroht, und ohne Zweifel wird man ihnen Recht geben können, daß sie von den Vereinen Nachteil haben. Aber man frage doch einmal, ob sie einen größern Nachteil hätten, wenn diese Vereine nicht bestünden und an ihrer Stelle vielleicht größere Geschäfte, wie Luttmann, Winter oder Herzog, Gerson, Mey und Edlich, Wertheim, die goldne 110 u. s. w., Niederlagen errichteten, oder wenn Unternehmungen der Art an verschiednen Orten ins Leben träten. Es ist doch kein Zweifel, daß diese nicht nur viel günstigere Bedingungen des Gedeihens haben als der kleine Handwerker, sondern auch von dem Publikum bevorzugt werden. Die Gründe liegen auf der Hand. Diese großen Geschäfte sind in der Lage, die Waren, die sie zu verarbeiten haben, oder die sie weiter

---

Auswahl der Waren nicht sorgfältig genug, die Anfertigung nicht mit dem peinlichsten Bemühen geschieht, den Wünschen der Kunden Rechnung zu tragen, daß überhaupt das Bestreben nach weiterer Vervollkommnung nicht rege genug ist. Wo diese Vereine nicht auf genossenschaftlicher Grundlage beruhen, sondern in dem Besitz von Aktionären sind, gehen auch die Interessen der Aktionäre nicht mit denen der Abnehmer Hand in Hand. Wenn es hier bisweilen vorkommt, daß ein Direktor durch Tantiemen Einkünfte bezieht, die die Zinsen von einer Million Mark übersteigen, so kann man nur wünschen, daß hier bald Änderung eintrete.

zum Verkauf anbieten, da sie in großen Posten beziehen, billiger zu kaufen als der kleine Handwerker. Sie bezahlen außerdem bar oder mit Wechseln. Infolge des größern Umsatzes können sie aber auch noch mit geringerm Nutzen an dem einzelnen Artikel für sich selbst die nötigen Erhaltungskosten bestreiten. Sie können auch bei der Mannichfaltigkeit der angebotenen Waren einen etwaigen Ausfall in einem Artikel leicht auf einen andern, gutgehenden übertragen. Ein solches Unternehmen ist also nicht nur vorteilhafter, sondern auch sicherer als das eines einzelnen Handwerkers. Das Publikum merkt aber bald: hier kaufst du gut, oder hier kaufst du billig, oder es glaubt das wenigstens und bevorzugt daher solche Geschäfte, statt sich erst mühsam von der Reellität oder Billigkeit eines kleinen Handwerkers für jede einzelne Ware zu überzeugen. Der kleine Handwerker, der schon an und für sich die Waren teurer bezahlen muß, ist aber oft in der Lage, auch noch Kredit in Anspruch nehmen zu müssen, und ist er erst in einem dauernden Kreditverhältnis, dann muß er beinahe Ware nehmen, wie sie ihm aufgenötigt wird, und alle Preise zahlen, die gefordert werden. Dabei erhält er von seinen Abnehmern sehr oft keine bare Bezahlung, erhält oft späte Bezahlung, Abschlagszahlungen oder auch gar keine. Auch in diesem Punkte sind die größern Geschäfte durchgängig besser gestellt als er. Bei all diesen Erörterungen nehmen wir an, daß diese Geschäfte in durchaus ehrenhafter Weise ihren Vorteil wahrnehmen. Sie können das aber auch in sehr wenig ehrenhafter Weise thun. Bei Abnahme der für sie zu liefernden Waren können sie außerordentlich auf den Preis drücken, sie sind auch in der Lage, dem Publikum minderwertige Ware als vollwertige anzubieten, sie können durch Ausverkäufe mit nicht mehr rentabel erscheinenden Waren schnell räumen, ja unter dem Vorwande des Ausverkaufs sogar das Publikum besonders anlocken. Bei all diesen Manipulationen hat der Geschäftsinhaber außer seinem eignen Gewissen keine Kontrolle über seine Handlungsweise, und sein ganzes Streben geht auf den Verdienst. Ja er kann Bankrott oder Konkurs machen und viele Leute schädigen und doch dabei immer reicher werden. Das alles kann ein Verein nicht. Er hat seinem Vorstand oder Aufsichtsrat, ja der Gesamtheit von seinem Thun Rechenschaft abzulegen, ein vollkommnes Aufhören seiner Verpflichtungen kommt nicht vor, kurz er ist von dem kleinen Handwerker viel weniger zu fürchten als große Privatgeschäfte. Darüber aber Unklarheit herrschen zu lassen, daß an Stelle dieser Vereine aller Wahrscheinlichkeit nach größere Geschäfte der angeführten Art treten würden und zum Teil lange nicht von der Güte, wie mehrere der vorgenannten sind, daran haben allerdings diese Geschäfte, je weniger gut sie sind, ein um so größeres Interesse. Von diesen Kreisen geht denn auch namentlich der Lärm gegen die Vereine aus. Die Vereine bilden eben einen Damm gegen die Überflutung mit unsoliden und doch gesetzlich kaum zu belangenden Ramschbazaren u. s. w. Der kleine Handwerker sollte aber froh sein,

wenn er die Wahl zwischen einem Verein und diesen Häusern hat und den Verein vorfindet. Für ihn ist der Verein entschieden das kleinere Übel. Daß er ein Übel für ihn ist, soll nicht geleugnet werden. Aber ist das nicht die notwendige Folge der Entwicklung unsrer Verkehrsverhältnisse?

Es handelt sich nun darum, wie sich der Handwerkerstand zu den Vereinen stellen soll. Der große Vorteil von Massenangeboten sowohl des einzelnen Gegenstandes wie seiner verschiednen Formen ist auch den Handwerkern so klar, daß sie sich vielfach zu Genossenschaften zusammengethan haben. Damit kann auch der kleine Handwerker, ohne sich selbst einen teuern Laden halten zu müssen, seine Erzeugnisse an vielbesuchten Punkten in verlockender Weise ausstellen, und man sollte meinen, derartige Unternehmungen müßten von dem allergünstigsten Erfolge begleitet sein. Ich habe nun aber doch das Gefühl, habe auch bisweilen geradezu die Wahrnehmung gemacht, daß dem nicht so ist. Es lassen sich dafür auch Erklärungsgründe anführen. Eine Verteilung der Arbeit auf die einzelnen Handwerker ist schwer, die Arbeiten, die sie angefertigt haben, werden, auch wenn ihr Verkauf unwahrscheinlich ist, nicht leicht von der Aufnahme fernzuhalten sein, die Preisfestsetzung für die einzelnen Waren hat ihre Schwierigkeiten. Und wenn dies alles überwunden und aufs beste geregelt wäre, bleibt immer noch die Schwierigkeit, an das Publikum hinanzukommen. Es muß ein fester Abnehmerkreis gesucht und fort und fort erweitert werden. Hierin liegt wohl der Hauptgrund, daß solche Unternehmungen nicht so gedeihen, wie man es ihnen von Herzen wünschen möchte. Sollte es sich nun da nicht empfehlen, wenn solche von Handwerkern geschlossene Genossenschaften den Absatz ihrer Erzeugnisse unter Mitwirkung der Vereine versuchten? Es wäre ja denkbar, daß sich die Direktoren der Vereine zunächst gegen solche Zumutungen ablehnend verhielten, da sie mit manchen Unbequemlichkeiten für sie und ihren Geschäftsgang verbunden sein könnten. Man kann aber doch von dem gesunden Sinn, der in den Vereinen lebt, erwarten, daß der Widerstand bald gebrochen sein würde. Natürlich müßten sich auch die Handwerkergenossenschaften Beschränkungen gefallen lassen, die ihnen vielleicht zunächst hart erscheinen würden. Es wäre z. B. notwendig, daß die Vereine bei der Preisfestsetzung für die Waren, deren Vertrieb sie doch zu besorgen haben, ein Wort mitzusprechen hätten, daß sie auch über die Güte der Ware zu urteilen, und daß sie über Aufnahme und Ausschließung von Mitgliedern der Handwerkergenossenschaften mit zu entscheiden hätten, damit eine Bürgschaft gegeben wäre, daß sich eine Genossenschaft nicht unter ihren Händen in etwas ganz andres verwandelt und der Verein dann den Deckmantel dafür abgiebt. In diesen Forderungen, die ja zum Teil nicht notwendig sein mögen, die aber auch vielleicht noch der Erweiterung bedürfen, sollten die Handwerker nicht nur die Schattenseiten, sondern auch die Vorzüge sehen. Gerade die Genossenschaft, die dem einzelnen Handwerker ferner steht, kann viel dazu bei-

tragen, ungeeignete Leute fernzuhalten, nicht sorgfältig genug arbeitende Mitglieder anzuspornen, und so kann sich das, was anfangs als eine Härte erschien, schließlich als eine große Erleichterung für den Vorstand der Genossenschaft erweisen. Es ist gar nicht unmöglich, daß in einem Zusammengehen von Konsumvereinen und Handwerkergenossenschaften ein großer Segen für die Handwerker liegen würde. Möchten doch beide dieses Ziel einmal fest ins Auge fassen.

Eiserne Brücken

Ein Präsident der Vereinigten Staaten von Nordamerika — wenn ich nicht irre, war es Grant — hat nach den ersten Zusammenbrüchen eiserner Brücken geäußert, daß er die Opfer solcher Unglücksfälle zwar bedaure, daß aber dem Bau eiserner Brücken, trotz des trügerischen Materials, bei der schnellen Zunahme der Bevölkerung und bei dem damit Schritt haltenden Verkehr keine Schranken gesetzt werden dürften noch könnten. Diese Worte gelten auch für unsre Verhältnisse.

Das Eisen, der „Träger der modernen Kultur," hat neben seinen vorzüglichen Eigenschaften leider auch recht schlechte, durch die der Vergleich „fest wie Eisen" hinfällig wird, und was das schlimmste dabei ist, durch die selbst der Fachmann getäuscht werden kann. Daher konnte über die Entstehungsursache der Einstürze eiserner Brücken bisher fast in keinem Falle ein bestimmtes Urteil gewonnen werden; man mußte sich mit Mutmaßungen begnügen, die freilich zur Beruhigung des Publikums nur wenig beitragen können.

Als Ursache des Unglücksfalles bei Mönchenstein in der Schweiz am 14. Juni 1891, bei dem 73 Menschen das Leben einbüßten, wurde von der Untersuchungskommission die Verwendung schlechten Materials und fehlerhafte Konstruktion angenommen. Andre Sachverständige stellten beides in Abrede und suchten die Ursache in der übermäßigen Belastung der Brücke durch das in den letzten Jahren vermehrte Gewicht der Lokomotiven, von dem der Erbauer der Brücke, der „bekannte" Eiffel, im Jahre 1875 noch nichts wissen konnte. Von andrer Seite machte man dem Erbauer den Vorwurf, daß er die Brücke bei der Prüfung auf ihre Tragfähigkeit noch nicht einmal mit dem doppelten Gewicht einer damaligen Lokomotive mit Tender belastet habe, was

als das Geringste gefordert werden müsse, und was auch für die schwersten Lokomotiven der Neuzeit ausgereicht hätte. Dagegen wurde wieder eingewendet, daß durch eine derartige übermäßige Belastung leicht der Keim zu einem Zusammenbruch der Brücke gelegt werden könne, und der Erbauer wohl aus diesem Grunde eine solche Belastung absichtlich vermieden habe. (Einer zu starken Probebelastung wird z. B. — und vielleicht nicht mit Unrecht — der Zusammensturz der Morawabrücke bei Subiczewo in Serbien, der sich im September 1892 ereignete, zugeschrieben. Auch die fünfzig Meter lange Stahlbrücke über den Thirso bei Taulago in Friaul brach am 22. Juli 1894 durch übermäßige Probebelastung zusammen, wobei der Erbauer, der Ingenieur Venier, seinen Tod fand.) Endlich fehlte es auch nicht an Fachleuten, die sich den Unfall bei Mönchenstein nur dadurch erklären konnten, daß infolge zu großer Fahrgeschwindigkeit eine Zugentgleisung auf der Brücke stattgefunden habe, der auch das beste Material und die stärkste Konstruktion nicht widerstanden haben würde. Daher wurde dem Erbauer wieder vorgeworfen, daß er es unterlassen habe, eine Schutzvorrichtung in der Form seitlicher Leitschienen anzubringen, sogenannter Zwangs- oder Prellschienen, durch die eine Entgleisung unmöglich gemacht würde.

Auch die Ursachen des Zusammenbruchs der Taybrücke in Schottland am 20. Dezember 1879(?), bei dem zweihundert Menschen umkamen, der Bromleybrücke in England am 24. November 1882 (mit fünf Toten), der Aberdeenshirebrücke in Schottland am 27. November desselben Jahres (mit sieben Toten), der Brücke zwischen Durdas und Ontario im Januar dieses Jahres (mit drei Toten und vielen Verwundeten) und andrer verhältnismäßig noch neuer Brücken in Nordamerika haben sich trotz aller Untersuchungen nicht mit Bestimmtheit ermitteln lassen. Auch die Kommission, die mit der Untersuchung der 1891 eingestürzten Brücke bei Tiflis beauftragt war (bei diesem Unglück ertranken gegen hundert Menschen, und fast ebenso viele wurden verstümmelt), war wohl von der Aussichtslosigkeit ihrer Bemühungen, die wirkliche Ursache des Unglücks feststellen zu können, im voraus überzeugt; denn ihr lakonischer Bericht soll ungefähr darauf hinausgelaufen sein, daß die Brücke zweifellos vorhanden gewesen und zweifellos eingestürzt sei, daß alles in bester Ordnung gewesen sei, und daß die Brücke ihrer Bestimmung entsprochen habe. Hierzu wurde später etwas spöttisch bemerkt, daß nur noch ein ähnlicher Beschluß gefehlt hätte, wie ihn die Rechtsvertreter Deutschlands in demselben Jahre in Köln bei der Beratung über ein Trunksuchtsgesetz gefaßt hatten, der dahin lautete, daß besondre strafgesetzliche Bestimmungen gegen Trunksucht nnd Trunkenheit nicht geboten seien; man hätte diesen Beschluß mutatis mutandis ebenso gut in dem Bericht über die eingestürzte Brücke anbringen können.

Aber die Sache ist doch zu ernst, um Scherz damit zu treiben; wir wollen daher einmal an der Hand der Wissenschaft und der wenigen bisher gesam-

melten Erfahrungen versuchen, die Frage zu beantworten, unter welchen Verhältnissen auf Sicherheit und Dauerhaftigkeit eiserner Brücken gerechnet werden darf.

Was zunächst das Material betrifft, so hat man gefunden, daß sich zu Brücken ein stahlartiges Eisen am besten eignet. Gußeisen, das früher ebenfalls zum Brückenbau verwendet wurde, und Stahl sind zu spröde, Schmiedeeisen ist zu weich; man hat daher eine Mittelstufe zwischen beiden gewählt und dabei zunächst vorausgesetzt, daß das Material nur aus Eisen, Kohlenstoff und nebensächlich Silizium bestehe, von denen die beiden letzten, besonders der Kohlenstoff, je nach dem größern oder geringern Zusatz bekanntlich den Unterschied zwischen Gußeisen, Stahl und Schmiedeeisen ausmachen. Ob ein gewisser Gehalt an Mangan, Chrom, Wolfram, Nickel oder andern Metallen, die man in neuerer Zeit dem Eisen in den Flußmitteln bisweilen absichtlich zuführt, und die allerdings die Festigkeit des Eisens zu erhöhen scheinen, als eine wesentliche Verbesserung des Eisens anzusehen ist, wollen wir dahingestellt sein lassen; die Mississippibrücke bei St. Louis z. B. ist aus Chromstahl angefertigt.

Viele unsrer einheimischen Eisensorten enthalten noch, wenn auch in geringen Mengen, Schwefel und Phosphor, wenn sie aus schwefel- und phosphorführenden Erzen oder Steinkohle, die selten schwefelfrei ist, dargestellt wurden. Schon Spuren dieser Körper machen das Eisen, wie man sich technisch ausdrückt, „rotbrüchig“ oder „kaltbrüchig.“ Diesen Mangel hat man zwar durch die neuern Darstellungsweisen, z. B. durch die von dem Engländer Thomas für den Bessemerstahl erfundne Entphosphorung, bei der noch die bekannte Phosphorschlacke, ein wertvoller Dungstoff, gewonnen wird, wesentlich beschränkt, aber doch nicht vollständig beseitigen können. Daher wird auch jetzt noch ein Eisen nur dann als rein angesehen werden dürfen, wenn es ausschließlich aus oxydirten Erzen (Rot- und Brauneisenstein, Eisenglanz und Magneteisenstein) oder aus der kohlensauern Verbindung (Spateisenstein) mit Holzkohle erzeugt wurde, wie es in Schweden geschieht; denn selbst der aus Steinkohlen hervorgegangne, bei der Verhüttung vielfach verwendete Koks kann nicht für gänzlich schwefelfrei gelten.

Für unsern Massenbedarf ist man freilich zur Verhüttung einheimischer Erze mit Steinkohle oder Koks gezwungen, und bei der Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit, mit der man dabei zu Werke geht, wird selbst für Konstruktionen, von denen hohe Tragfähigkeit verlangt werden muß, ein zuverlässiges Material erreicht, gleichviel, ob die Darstellung durch den Kruppschen Gußstahlprozeß, oder nach der Martinschen, oder nach der Siemens-Martinschen, oder nach der Bessemerschen, oder nach der etwas umständlichen Uchatiusschen Methode geschieht, auf deren Unterschiede wir hier nicht weiter eingehen können; dem Martinschen Eisen giebt man meist den Vorzug.

Trotzdem verwenden vorsichtige Fabrikanten, sobald es sich um das Ma-

terial für Brückenbauten von großen Spannweiten handelt, nur schwedisches Holzkohleneisen oder Eisen aus rein oxydirten spanischen Erzen, indem sie von der richtigen Ansicht ausgehen, daß das stahlartige Eisen doch stets dem Rohstoff entsprechend ausfallen müsse.

Jedes stahlartige Eisen ist von Natur körnig oder krystallinisch, d. h. brüchig, und muß, damit es eine dem Holz ähnliche, faserige Struktur annimmt, wodurch es zäh wird, raffinirt, d. h. zu Stäben ausgereckt, wieder in Stücken zerschlagen und zu Bündeln vereinigt, mehrfach zusammengeschweißt und von neuem in Walzwerken oder unter Hämmern ausgereckt werden. Dadurch erhalten die Krystalle eine Ausdehnung und das stahlartige Eisen die gewünschte sehnige Struktur.

Aber die beste Raffinirung schützt das stahlartige Eisen nicht vor Oxydation (Verrostung) an der Luft, wodurch es selbstverständlich an Festigkeit und Tragfähigkeit verliert. Zwei Eisenbahnbrücken im Héraultdepartement in Südfrankreich, von denen die eine 1851, die andre erst 1865 erbaut war, hatten trotz ihrer Steinkohlenteeranstriche schon nach zweiundvierzig und achtundzwanzig Jahren durch Rost so gelitten, daß sie durch neue Brücken ersetzt werden mußten. Man hat jedoch gefunden, daß geeigneter Bleiweißölfarbenanstrich, der besonders in den ersten Jahren öfter erneuert werden muß, genügend vor Verrostung schützt.

Eine weitere üble Eigenschaft des Eisens ist seine Ausdehnung und Zusammenziehung bei Temperaturwechseln, wodurch seine Moleküle verschoben werden und bei hohen Kältegraden ganz ihren Zusammenhang verlieren können. Dagegen giebt es kein Mittel. Die Wirkung dieser Art von Molekülbewegung ist aber so unbedeutend, und Brüche von Eisenkonstruktionen infolge von Kälte sind bisher so selten vorgekommen, daß eine mit der Molekülbewegung verbundne Gefahr als kaum vorhanden angesehen zu werden braucht. Man lagert gerade Konstruktionen auf Stahlwalzen, auf denen sich das Eisen unbehindert bewegen kann, während man bogenförmigen Konstruktionen mit festen Widerlagern in den Krümmungen selbst Gelegenheit zur Ausdehnung und Zusammenziehung giebt.

Eine weit größere Gefahr liegt in der Durchbiegung (Biegung nach unten) der Eisenkonstruktionen infolge der abwechselnden Belastung durch die Eisenbahnzüge, ganz besonders aber in den Erschütterungen, denen das Eisen dabei ausgesetzt ist. Man hat längst beobachtet, daß Durchbiegungen und Erschütterungen das stahlartige Eisen in seiner Molekulartextur allmählich in einer Weise verändern, daß das sehnige Gefüge wieder krystallinisch, d. h. das Eisen wieder brüchig wird. Doch ist festgestellt worden, daß die Durchbiegung richtig konstruirter und solid ausgeführter Eisenbrücken selbst bei Spannweiten von hundert Metern und darüber nur wenige Centimeter beträgt. Auch hat man gefunden, daß eine bleibende Durchbiegung als ein Zeichen guter Ausführung anzusehen ist,

und daß es bei der Konstruktion eiserner Brücken weniger auf große Massen von Material ankommt, die die Brücken nur unnütz schwer machen, als auf zweckmäßige Anordnung der Teile. Man darf daher auch nicht allzu viel Gewicht legen auf den schnellen Durchbruch einer unter einem scharfen Winkel abwechselnd vor- und rückwärts gebognen Eisenstange, mit der ein englischer Ingenieur die Eisenbrücken verglichen hat; auch an den Brücken soll sich „genau dieselbe Wirkung nach entsprechend langen Zeiträumen einstellen, wenn die jeweilige Durchbiegung auch so geringfügig ist, daß sie dem Auge des Beobachters entgeht.“ Wir zweifeln keinen Augenblick an der Richtigkeit dieser Behauptung, möchten aber doch dem reisenden Publikum, um es vor unnützer Furcht zu bewahren, raten, sich diese Zeiträume nicht zu kurz vorzustellen. Es giebt Maschinenteile, die eine ganz ungeheure Arbeit im Durchbiegen leisten müssen und dabei doch jahrelang aushalten; ich erinnere nur an die Bandfedern der Rüttelvorrichtungen in Mühlen u. dergl. und an die haardünnen Spiralfedern unsrer Taschenuhren, die sich in der Minute bis 240mal, daher im Jahre über 126 Millionen mal durchbiegen, d. h. öffnen und schließen müssen, und dabei doch oft zehn Jahre und darüber halten. Wie viele Millionen mal mag sich eine Eisenstange, und wäre sie auch aus mehreren Stücken zusammengenietet, biegen lassen, ehe sie bricht, wenn die Biegung nicht unter einem scharfen Winkel, wie oben in dem Beispiele angenommen ist, sondern unter flachem Bogen geschieht, wie es der Durchbiegung der Brücken in Wirklichkeit entspricht! Wollte man aus der Zahl der Durchbiegungen jener Federn einen Schluß auf die Dauer der eisernen Brücken ziehen, so würden die Brücken das Alter der altrömischen Aquädukte weit übertreffen; denn eine Eisenbrücke, über die täglich 100 Bahnzüge fahren, wird im Jahre 36500mal, daher in 2000 Jahren erst 73 Millionen mal durchgebogen, und zwar um einen Abstand, der im Verhältnis zu den Spannweiten verschwindend klein ist. Eine solche Lebensdauer dürfen wir aber den eisernen Brücken im allgemeinen auch bei der sorgfältigsten Unterhaltung nicht zutrauen. Es bleibt daher nichts weiter übrig, als daß wir die Haupturſache ihres Verfalls in den Erschütterungen suchen. Aus demselben Grunde müssen ja die Bahnschienen, die Radreifen und die Wagenachsen, die durch jede Unebenheit der Fahrbahn den Erschütterungen in erster Linie preisgegeben sind, nach einer bestimmten Zeit, und noch ehe sie irgend ein äußeres Zeichen der Brüchigkeit zeigen, gegen neue ausgetauscht werden. Eine dankbare Aufgabe für den Konstrukteur würde es daher sein, ein Mittel zu erfinden, wodurch die Erschütterungen der Brücken aufgehoben oder wenigstens gemildert werden könnten. Mit Federn oder Gummiunterlagen würde dieser Zweck nur unvollständig und nur für kurze Zeit erreicht werden. Vielleicht ließe sich das Fahrgleise aus besonders konstruirten starken Schienen herstellen, die, soweit sie auf der Brücke liegen, an ihren Enden mit einander senkrecht verplattet und verschraubt werden, während die zur Aus-

dehnung des Gleises erforderlichen Zwischenräume außerhalb der Spannweiten auf die festen Pfeiler gelegt werden. Auf diese Weise könnte ein starrer, fast homogener Schienenstrang geschaffen und jeder beim Darüberfahren der Bahnzüge an den Schienenwechseln entstehende Stoß auf das geringste Maß zurückgeführt werden. So lange ein ähnliches Mittel nicht gefunden ist, müßten, genau genommen, auch die einzelnen Teile der Brücken und insbesondre die Hauptträger nach bestimmten Zeiträumen gegen neue ausgetauscht oder durch neue verstärkt werden, eine Arbeit, die umständlich und gefahrvoll wäre, wenn, wie es meistens der Fall sein wird, der Betrieb der Brücke nicht unterbrochen werden dürfte.

Aus dem Gesagten ergiebt sich, daß mit der Verwendung des Eisens zum Brückenbau mancherlei Mißstände verbunden sind, die bei Steinbrücken — passendes Material und richtige Konstruktion vorausgesetzt — ganz wegfallen, da Steingewölbe irgend welchen Veränderungen von Bedeutung nicht unterworfen sind und daher eine weit größere Bürgschaft für Festigkeit und Dauer geben. (Selbst Holzbrücken zeigen unter Umständen außerordentliche Dauer. Der Unterbau der alten Römerbrücke bei Koblenz, der im Dezember v. J. versteigert wurde, hatte ein Alter von 1600 Jahren. Allerdings waren dazu Eichenhölzer von 130 Centimeter Durchmesser verwendet worden.) Außerdem läßt sich die Stärke der Steingewölbe einfacher aus dem Druck berechnen, den sie auszuhalten haben, wobei noch eine mehrfache Sicherheit gegeben werden kann, während die Eisenkonstruktionen, die bisher nicht immer den Gewölben nachgebildet, sondern teils als Blech- oder Gitterträger, teils als Hängewerke oder als Sprengwerke oder aus beiden zugleich hergestellt wurden und mit Verstärkungen und Versteifungen versehen werden mußten, weit schwieriger zu berechnen sind. Aber die Spannweite der Steinbogen ist eng begrenzt. Man würde Brücken mit Spannweiten von hunderten von Metern, wie sie jetzt in wenigen Jahren aus Eisen aufgeführt werden, nur mit einem ganz ungeheuern Aufwand von Zeit und Geld zu stande bringen, wenn sie aus Stein hergestellt werden sollten und ihre Ausführung überhaupt möglich wäre. Zeit und Geld sind aber auch hier wie überall die Mächte, denen sich jedes Bedenken über das „trügerische Material“ unterordnen muß.

Und dennoch könnte die Bruchgefahr eiserner Brücken annähernd bis zu der der Steinbrücken vermindert werden, wenn bei den Eisenkonstruktionen durchweg nach dem Grundsatze verfahren würde, daß die tragenden Teile nur „auf Druck beansprucht“ werden (d. h., daß ihnen nur Druck nach der Richtung ihrer Längenachse zugemutet werden darf), wodurch die Moleküle sozusagen verdichtet werden, und daß die „Beanspruchung auf Zug“ oder Biegung, wodurch die Moleküle von einander entfernt werden, mithin das Eisen gelockert wird, thunlichst vermieden wird. Mit andern Worten: bei eisernen Brücken wird die höchste Stabilität und Dauerhaftigkeit dadurch erreicht, daß ihre Hauptträger,

ähnlich den Mauergewölben, in Bogenform gegen feste Stützpunkte (Widerlager) gespannt oder, wie man sich technisch ausdrückt, „versteift" werden, und daß die Fahrbahn oberhalb der Bogen gelegt und auf diese gestützt (versteift) wird, wie es in den sogenannten Sprengwerken zum Teil geschieht. Thatsächlich scheint dieser Grundsatz immer mehr zur Geltung zu kommen; er ist z. B. in der neuen, aus Martinschem Eisen mit Spannweiten von je fünfzig Metern hergestellten Neckarbrücke zwischen Stuttgart und Kannstatt durchgeführt worden.

Leider sind unsre ältern Eisenbrücken mit wenigen Ausnahmen als gerade Brücken gebaut, d. h. ihre Hauptträger bilden mehr oder weniger nur erweiterte, auf die hohe Kante gestellte sogenannte Doppel-T-Träger, die mit ihren Enden lose auf den Pfeilern ruhen, also nicht gespannt (versteift) sind.

Die am häufigsten vertretenen Konstruktionen dieser Art sind die Blechträger- oder Gitterbrücken mit oberer und unterer Gurtung und mit oberer oder innerer Fahrbahn. Zu den letztern gehörte die eingestürzte Brücke bei Mönchenstein. Auch die Rheinbrücke bei Köln mit Spannweiten (richtiger Stütz- oder Tragweiten) von je 105 Metern muß zu dieser Art gerechnet werden, aber sie ist im Bau bedeutend stärker und durch eingeschaltete besondre Tragzellen viel fester gebaut, als es ihre verunglückte Schwester war.

Bei andern mehrfach verwendeten Brückenkonstruktionen sind die Hauptträger in der Form stehender, d. h. nach oben gerichteter Bogen oder Polygone ausgebildet, an denen die Fahrbahn mit Stangen oder Gittern aufgehängt ist, wobei die Bogen mit der Fahrbahn durch sogenannte Schuhe verbunden sind, der Versteifung gegen feste Widerlager aber ebenfalls entbehren. Als Beispiel einer derartigen Konstruktion kann die Elbbrücke bei Riesa mit Spannweiten von je 101 Meter dienen.

Brücken mit hängenden, d. h. nach unten gerichteten Bogen, den Hängewerken (Fischbauchsystem), scheinen glücklicherweise seltener errichtet worden zu sein. Dagegen findet sich noch öfter die schwerfällige Verbindung von beiden (von stehenden und hängenden Bogen), wie sie z. B. die Elbbrücke bei Harburg (als liegende 8) zeigt.

Als unzweckmäßigste Konstruktion müssen die sogenannten Hängebrücken angesehen werden, bei denen das ganze Gewicht der Fahrbahn mit Zugstangen an Ketten oder Drahtseilen (Kabeln) angehängt ist, die ihrerseits wieder in der Form von hängenden Bogen über Pfeiler gelagert und an den Enden mit der Erde fest verbunden sind. In diesen Konstruktionen werden alle Teile auf Zug beansprucht.

Wenn daher die großen Hängebrücken — von denen wir hier nur die 1832 bis 1833 gebaute Kettenbrücke bei Freiburg in der Schweiz mit einer Spannweite von 233 Metern, die 1867 bis 1869 gebaute Kentuckykettenbrücke mit 373 Metern Spannweite, die 1867 bis 1869 gebaute Niagaradrahtseilhängebrücke mit 385 Metern Spannweite und die 1866 bis 1883 gebaute

East-Riverdrahtseilhängebrücke zwischen Newyork und Brooklyn mit 488 Metern Spannweite erwähnen — bisher noch kein Zeichen der Brüchigkeit haben erkennen lassen, so darf man daraus wohl schließen, daß sie sehr stark und aus vorzüglichem Material (vielleicht Holzkohleneisen) ausgeführt sind; sie sind aber noch zu neu, um schon Spuren des Verfalls zu zeigen. Die älteste Hängebrücke soll die 1741(?) vollendete Winchbrücke über den Tees in England sein.

In der Erkenntnis der Gefahr, die den Hängebrücken mit geraden Fahrbahnträgern innewohnt, hat man in neuerer Zeit angefangen, diese Träger als flache, nach oben gerichtete Bogen zu konstruiren und sie gegen feste Pfeiler zu spannen, sodaß sich die Last in den so entstehenden „versteiften Hängebrücken" zwischen Träger und Tragseile verteilt. Auf diese Weise soll z. B. die von dem Ingenieur Lindenthal entworfne Hudsonbrücke zwischen Newyork und Newjersey ausgeführt werden. Der mittlere Bogen dieser Brücke erhält die Spannweite von 615 Metern (nach andern sogar 940 Meter) und einen größten senkrechten Abstand von 41 Metern über dem Wasserspiegel. Nebenbei bemerkt, werden dabei vier Tragkabel von je 1,2 Meter Stärke (aus 18000 Stahldrähten von $6^1/_2$ Millimeter Dicke bestehend) verwendet, die über vier je 180 Meter hohe Stahltürme laufen.

Eine weitere Sicherheit für versteifte Hängebrücken wird selbstverständlich erreicht, wenn die bogenförmigen Fahrbahnträger weniger flach konstruirt oder, was in den meisten Fällen dasselbe sagen will, die Spannweiten verringert werden, wobei freilich die Aufführung einer größern Anzahl von festen Widerlagern (Pfeilern) unvermeidlich ist. Für die von dem Ingenieur Buchwald entworfne versteifte Kabelbrücke bei Hamburg ist eine größte Spannweite von 420 Metern und ein größter Abstand vom Wasserspiegel von 45 Metern in Aussicht genommen worden, während die Spannweite der im Entwurf preisgekrönten Donaubrücke in Budapest nur 320 Meter betragen wird; die Kabel dieser Donaubrücke bestehen aus je 14000 Stück parallel mit einander laufenden, je vier Millimeter starken Stahldrähten, die zum Schutz gegen Verrostung mit drei Millimeter starkem verzinkten Eisendraht umwickelt werden.

Es liegt auf der Hand, daß die versteiften Hängebrücken für große Spannweiten den nicht zu bestreitenden Vorzug der schnellern Ausführung und der Billigkeit haben, indem die Tragseile in verhältnismäßig kurzer Zeit angebracht und hiernach als Hilfsmittel bei der Aufstellung der Fahrbahnträger benutzt werden können, sodaß weitere Baugerüste entbehrlich werden. Auch die Brücke über den Firth of Forth bei Edinburgh (Schottland), die von den Ingenieuren John Fowler und Benjamin Baker als feste Bogenträgerbrücke mit zwei Mitteljochen von je 521 Metern Spannweite entworfen war und vor etwa zwei Jahren vollendet worden ist, mußte wegen des Schiffsverkehrs ohne Baugerüste aufgeführt werden. Hier wurde jedoch ein andres Verfahren

nach dem sogenannten „Konsol- oder Kantileversystem“ angewendet, wobei die drei Flußbrückenträger mit Hilfe von drei eisernen, auf ebenso vielen Steinpfeilern errichteten Gestellen konsolförmig, gleichsam frei in der Luft schwebend ausgebildet wurden, und zwar so, daß die vom Fuß der Gestelle auslaufenden Bogen durch die vom Kopf der Gestelle abgezweigten Vergitterungen so lange in der Schwebe und zugleich im Gleichgewicht mit einander gehalten wurden, bis die verjüngt zulaufenden Konsolen aufeinandertrafen und den Bogen schlossen. Die Vergitterungen vertraten daher während des Baues die Stelle der Seile oder der Gerüste und standen unter vollem Zug, von dem sie jedoch nach Schluß der Bogen zum größten Teil entlastet wurden. Um einen senkrechten Abstand der Fahrbahn vom Wasserspiegel von 46 Metern nicht zu überschreiten, mußte die Fahrbahn in die Mitte der Gestelle und unterhalb der beiden Bogenscheitel als Sehne gelegt und an den Bogen wieder aufgehängt werden; die hierzu verwendete Vergitterung wird daher wieder ganz auf Zug beansprucht. Der Bau der Firth of Forth-Brücke hat sieben Jahre gedauert, hat 63 Millionen Mark gekostet, und 56 Arbeiter sind dabei ums Leben gekommen. Übrigens soll die schon besprochne Hudsonbrücke zwischen Newyork und Newjersey nach einer neuern Nachricht ebenfalls nach dem Konsolverfahren, aber mit Vergitterungen (anstatt der Drahtseile) gebaut werden, wobei noch besondre Gewichte aus Gußeisen von zusammen 300 000 Zentnern zum Ausbalanciren der ungleichen Konsolen angebracht werden müssen.

In gewisser Beziehung hat die neuerdings oft genannte, erst im vorigen Jahre (1894) vollendete Brücke über den Nordostseekanal bei Grünenthal Ähnlichkeit mit der Firth of Forth-Brücke, obgleich sie nicht nach dem Konsolverfahren, sondern mit Hilfe fester Gerüste und auch nur mit einer Spannweite von 156½ Meter bei 42 Meter Höhe über dem Wasserspiegel errichtet worden ist. Bei dieser Brücke sind als Hauptträger zwei Bogen verwendet worden, die gegen gemauerte Pfeiler gespannt und nach dem Scheitel zu allmählich erweitert sind, sodaß sie die Form einer Sichel bilden, wonach man die ganze Konstruktion als „Sichelträgerbrücke“ bezeichnet hat. Auch hier ist die Fahrbahn mitten durch die Bogen als Sehne (mit schwacher Krümmung nach oben) gelegt und wieder mit Zugstangen an den Bogenscheiteln aufgehängt; nur die beiden Enden der Fahrbahn sind auf die Bogen gestützt. Ähnlich soll die Brücke bei Levensau aufgeführt sein, die die bei Grünenthal in der Spannweite noch um 3½ Meter und in der Höhe um 2 Meter übertrifft. Beide Brücken können von den größten Seeschiffen mit vollen Masten durchfahren werden, wobei nur die obersten Stengen eingezogen zu werden brauchen.

Eine vorzügliche Konstruktion ist bei dem Stromjoch der noch im Bau begriffnen Eisenbrücke über das Wupperthal bei Müngsten zwischen Solingen und Remscheid im bergischen Lande angewandt worden, die in diesem Jahre ihrer Vollendung entgegensieht. Die Hauptträger dieses Jochs sind als

ellipsenförmige Bogen mit einer Spannweite von 170 Meter auf festen Felsen gestellt, und die Fahrbahn erhält ihre Lage oberhalb der Bogenscheitel als Tangente in der bedeutenden Höhe von 107 Metern, während sie zu beiden Seiten durch Streben auf die Bogen gestützt wird, sodaß eine Beanspruchung auf Zug in allen tragenden Teilen vermieden wird. Bemerkenswert bei dieser Konstruktion ist, daß die Bogen an den Fußenden erweitert sind und, anders als an den Bogen der Grünenthaler Brücke, nach dem Scheitel zu verjüngt zulaufen. Nach demselben Verfahren ist auch der Fuß des Eiffelturms aufgeführt, und zwar nicht zum Nachteil seiner Festigkeit. Dasselbe gilt von den Stahltürmen der Hudsonbrücke. Diese Konstruktion soll den gebognen Stelzwurzeln der Mangrovenbäume nachgebildet sein. Die Landjoche der Brücke bei Müngsten sind freilich wieder als gerade Gitterträger geplant.

Von ältern versteiften Bogenbrücken mit großen Spannweiten führe ich der Vollständigkeit wegen noch an: die Brücken Luiz I. und Maria Pin über den Douro bei Porto (172 Meter und 160 Meter), die Brücke über das Garabitthal bei St. Flour (165 Meter), das Stromjoch der Mississippibrücke bei St. Louis (158 Meter) und deren Seitenjoche (je 152 Meter), die Washingtonbrücke über den Harlemfluß in Newyork (155 Meter) und die Brücke über das Addathal bei Paderno (150 Meter). Die vier großen Weichselbrücken bei Thorn, Graudenz, Dirschau und Fordon gehören, soweit mir bekannt ist, nicht zu den versteiften Bogenbrücken.

Nachdem ich das Wissenswerteste zur Kenntnis der eisernen Brücken vorausgeschickt habe, komme ich nun zur Erörterung der Dauer dieser Brücken. Erfahrungen hierüber liegen noch nicht vor, die wenigen Erfahrungen aber, die an eingestürzten Brücken gesammelt und veröffentlicht worden sind, haben wegen der verschiednen Ansichten der Sachverständigen keinen besondern Wert. Wir sind daher auf einige Versuche angewiesen, die mit ältern, nicht versteiften Brücken zur Ermittlung ihrer Widerstandsfähigkeit angestellt worden sind, die aber auch nur einen Schluß auf die mutmaßliche Dauer der eisernen Brücken zulassen.

Arrol, der Erbauer der Forthbrücke in Schottland, hatte zu deren Aufstellung eine alte Eisenbrücke, die sogenannte Hammersmithbrücke von London als Gerüst benutzt, die schon zweiundsechzig Jahre im Betriebe gewesen und keineswegs mit besondrer Sorgfalt behandelt, auch nur zweimal mit Bleiweißölanstrich versehen, an den unzugänglichsten Stellen aber nur einmal angestrichen worden war. Beim Auseinandernehmen dieser Brücke wurde, wie es in dem Bericht wörtlich heißt, „alles so gut wie neu“ befunden. Wir dürfen annehmen, daß sich Arrol bei der Untersuchung der einzelnen Teile nicht auf oberflächliche Besichtigung beschränkt, sondern eingehende Prüfungen, insbesondre an dem Gefüge des Eisens vorgenommen hat. Auch bei der Bonarbrücke, die Arrol 1893 umgebaut hat, und die sogar achtzig Jahre im Gebrauch gewesen

war, haben sich die abgenommnen Teile, die durch neue ersetzt werden sollten, „vollständig gut erhalten“ gezeigt.

Man kann hiernach die Dauer nicht versteifter Brücken mindestens zu achtzig Jahren annehmen, und diese Schätzung findet eine Bestätigung durch einige Belastungsversuche, die in neuerer Zeit an ausrangirten nicht versteiften Eisenbrücken angestellt worden sind; ja man ist sogar zu dem Schluß berechtigt, daß die Dauer dieser Brücken noch weit größer als achtzig Jahre sein wird, wenn nicht minderwertiges Material zu ihrem Bau verwendet worden ist, keine Konstruktionsfehler begangen worden sind und die Brücken in der Reparatur und im Schutz gegen Witterungseinflüsse einigermaßen sorgfältig unterhalten werden. Hat doch die bei Coolbrookdale in England über die Severn in den Jahren 1773 bis 1779 gebaute eiserne Brücke hundertfünfzehn Jahre und die erwähnte Winchbrücke — eine Hängebrücke — sogar über hundertfünfzig Jahre gehalten! Es wird daher wohl keinen Widerspruch finden, wenn wir behaupten, daß nicht versteiften Eisenbrücken, unter den eben ausgesprochnen Voraussetzungen, eine Durchschnittsdauer von etwa zweihundert Jahren zugesprochen werden dürfe.

Vor wenigen Jahren sind an der etwa fünfzig Jahre alten, außer Betrieb gesetzten, 48 Meter weit gestützten Eisenbahnbrücke bei Wolhusen in der Schweiz Belastungsproben mit Kies und Eisenschienen vorgenommen worden, die ein gegen alle Erwartungen und Berechnungen günstiges Ergebnis gehabt haben. Die Brücke war von ihren Pfeilern auf eigens für den Belastungsversuch errichtete Landpfeiler von $^3/_4$ Meter Höhe geschoben, auch waren die zur Messung der Durchbiegungen nötigen Nivellirinstrumente aufgestellt worden. Nachdem die Fahrbahn mit einem Gewichte von 13440 Zentnern, dem dreifachen Gewichte eines Zuges der schwersten Lokomotiven, belastet war, hatte sich eine Durchbiegung bis zu drei Centimetern, aber noch kein Riß bemerkbar gemacht. Erst nach einer weitern Belastung, die auf mehr als 3000 Zentner geschätzt wurde, brach die Brücke zusammen. Man hat berechnet, daß die Brücke noch eine vierfache Sicherheit gegenüber der im Betriebe zulässigen Beanspruchung gehabt hat.

Ein ganz ähnliches Ergebnis hat der Bruchversuch gehabt, der im Oktober vorigen Jahres an einer Gitterbrücke der Halle-Sorau-Gubener Bahn bei Forst in der Niederlausitz ausgeführt worden ist. Diese Brücke war (von Strouß-berg) Anfang der siebziger Jahre mit sechs Jochen von je 30 Meter Stützweite über die Neiße gebaut worden und ist zwanzig Jahre im Betriebe gewesen. Jedenfalls hatte ihr die königlich preußische Eisenbahnverwaltung nicht mehr getraut; denn sie hatte im Jahre 1892 den alten Ölfarbenanstrich zur genauern Besichtigung der Eisenteile gründlich beseitigen lassen, wobei vielfache Risse zum Vorschein gekommen waren, die künstlich zusammengehämmert, verkittet, mit Farbe überstrichen und auf diese Weise unsichtbar gemacht waren.

Es wurde daher auf den Pfeilern, die von Anfang an für zwei Geleise eingerichtet waren, eine neue Brücke aufgeführt und der Betrieb der alten Brücke aufgegeben. Ein Joch der letztern wurde auch hier auf besondre Landpfeiler geschoben, und außerdem wurden zu beiden Seiten feste, von der Brücke unabhängige Gerüste errichtet, von denen aus die Bewegungen der Brücke wieder durch ein Registririnstrument und sogar durch photographische Apparate festgestellt werden konnten. Während die Brückenbahn wieder mit Schienen und Sand belastet wurde, hatte sich bei einer Last von 11000 Zentnern ein Obergurt nach außen, der andre nach innen ausgebaucht, und die Hauptträger hatten sich bis 5 Centimeter gebogen. Bei weiterer Belastung sollen sich die Träger um weitere 2,6 Centimeter gebogen haben, wonach die Brücke eingestürzt ist. Nach Zeitungsberichten soll die Beanspruchung des Gurtquerschnittes zur Zeit des Einsturzes 2800 Kilogramm für den Quadratcentimeter betragen haben, wonach die Brücke immer noch eine fast vierfache Sicherheit gehabt hätte, ein Ergebnis, das in Anbetracht des schlechten Materials außerordentlich günstig ist.

Zur Beurteilung der Dauer versteifter Bogenbrücken fehlt jeglicher Anhalt, da derartige Brücken bisher weder im Betriebe eingestürzt, noch zu Einsturzversuchen verwendet worden zu sein scheinen. Selbstverständlich wird die Dauer dieser Brücken weit größer sein als die der nicht versteiften Brücken. Dabei wird es außer auf gutes Material und richtige Abmessung hauptsächlich noch darauf ankommen, daß die Bogen nicht zu flach, d. h. nicht über das Verhältnis von ungefähr 1 : 25 hinaus konstruirt werden, d. h. daß sie auf je 25 Meter Spannweite mindestens einen Meter Bogen- oder Pfeilhöhe erhalten, und daß bei zweigleisigen Eisenbahnen jede Fahrbahn — wenn irgend möglich — ihre eigne Brücke erhält, damit Seitenschwankungen vermieden werden, die beim Darüberfahren der Züge entstehen müssen, wenn zwei Gleise auf einunddersselben Brücke liegen. Dies gilt natürlich und ganz besonders auch für gerade Brücken.

Eine andre Frage ist die: Wie sollen eiserne Brücken geprüft werden? Wenn die Brücke fertig dasteht, ist eine Prüfung ihrer einzelnen Teile auf Festigkeit durch Biegung, Zerreißung und Zerdrückung nicht mehr möglich. Diese Prüfung muß vorher an Probestücken vorgenommen werden, und man muß sich mit der Schlußfolgerung aus dem Verhalten der Probestücke begnügen. Ob das Eisen auch chemisch untersucht wird, und wäre es auch nur auf die schädlichen Beimengungen von Schwefel und Phosphor, oder ob man sich hinsichtlich der Güte des Eisens auf den Ruf und die Bürgschaft des Lieferanten verläßt, ist mir unbekannt; überflüssig wäre eine solche Untersuchung jedenfalls nicht. Allerdings würde sie für die quantitative Bestimmung jener schädlichen Bestandteile ziemlich umständlich und kostspielig sein; doch ließe sich eine Vereinfachung herbeiführen dadurch, daß von den Probestücken mit der Feile kleine Proben genommen und diese zu einer Durchschnittsprobe ver-

mengt würden, die dann einer einmaligen Analyse zu unterwerfen wäre. Als Kontrolle könnte später eine zweite Untersuchung dienen, deren Durchschnittsprobe von verschiednen Teilen der vollendeten Brücke zu nehmen wäre. Auf diese Weise brauchten überhaupt nur zwei Untersuchungen stattzufinden, aus denen sich das Vorhandensein schädlicher Beimengungen schon beurteilen ließe.

Was endlich die Prüfung der fertigen Brücken betrifft, so weichen, wie wir schon gesehen haben, die Ansichten über das zulässige Gewicht, womit die Brücken bei der Übernahme zum Betriebe zu belasten sind, von einander ab. Einige Sachverständige scheinen hierbei die gesetzlichen Bestimmungen für die Prüfung der Dampfkessel zur Richtschnur genommen zu haben, wonach noch ein gewisses Übergewicht über die höchste Last, die die Brücke wirklich zu tragen hat, gefordert werden müßte; andre halten die höchste Last für vollkommen ausreichend für die Belastungsprobe.

Nach den Ausführungsbestimmungen der deutschen Gewerbeordnung ist die Prüfung von Dampfkesseln mit Wasserdruck vorgeschrieben, wobei der Druck unsrer Atmosphäre — ein Kilogramm auf den Quadratcentimeter — als Einheit angenommen wird. Kessel, die für eine Dampfspannung von nicht mehr als fünf Atmosphären Druck (von dem natürlichen Atmosphärendruck abgesehen) bestimmt sind und konzessionirt werden sollen, müssen mit dem zweifachen Betrage des beabsichtigten Drucks geprüft werden, alle übrigen Kessel dagegen mit einem Druck, der den beabsichtigten Druck nur um fünf Atmosphären übersteigt. In Prozenten ausgedrückt, beträgt daher der Überdruck im ersten Falle (also für einen Konzessionsdruck bis zu 5 Atmosphären bei doppeltem Prüfungsdruck) 100 Prozent. Im zweiten Falle vermindert sich dagegen der Überdruck, je höher der Druck konzessionirt werden soll, so daß er:

für	6	Atmosphären	(Konzessionsdruck)	bei	11	Atmosphären	(Prüfungsdruck)	nur 82,33 Prozent
„	7	„	„	„	12	„	„	„ 71,43 „
„	8	„	„	„	13	„	„	„ 62,50 „
„	9	„	„	„	14	„	„	„ 55,55 „
„	10	„	„	„	15	„	„	„ 50,— „

u. s. w. beträgt. Über zehn Atmosphären Konzessionsdruck geht man bei gewöhnlichen Dampfkesseln, einschließlich der Lokomotiven, selten hinaus. Weshalb dieser Unterschied in der Prüfung der Kessel gemacht wird, und weshalb nicht für alle Kessel ein Überdruck von 50 Prozent vorgeschrieben ist, wodurch annähernd derselbe Zweck erreicht werden würde, ist mir nicht recht erklärlich. Vielleicht beruht die Vorschrift nur auf einem alten Herkommen, aber sie läßt doch erkennen, daß es bedenklich erschienen sein muß, den ursprünglichen hohen Überdruck von 100 Prozent für alle Kessel beizubehalten, ohne Zweifel, weil diese sonst zu stark belastet und hierdurch in die Gefahr, zu explodiren, gebracht werden, oder, wie sich der Arbeiter ausdrückt, einen „Knacks“ bekommen würden. Wer weiß, ob nicht in dem hohen Prüfungsdruck, auch wenn er scheinbar gut

verläuft, die Ursache mancher Explosion zu suchen ist; denn die Erfahrung hat gezeigt, daß selbst neue Kessel und andre Hohlkörper, die einen hohen Prüfungsdruck bestanden hatten, bald darauf bei viel niedrigerm Druck explodirten. Ich erinnere mich eines solchen Falles, der sich vor einiger Zeit in der Kühlanlage einer großen Bierbrauerei ereignete. In diesen Anlagen bedient man sich des flüssigen Ammoniaks, das durch seine schnelle Vergasung eine bedeutende Kälte erzeugt, dann durch den sogenannten Kompressor aus dem gasförmigen Zustande wieder in den flüssigen zurückgeführt wird und so in einem fortwährenden Kreislauf arbeitet. Im Betriebe bedarf das Ammoniakgas zur Flüssigmachung im Kompressor eines Drucks von sieben bis acht Atmosphären, und so würde nach den bestehenden Grundsätzen zur Prüfung des Kompressors ein Druck von zwölf bis dreizehn Atmosphären ausgereicht haben. Der prüfende Monteur hatte aber den Kompressor mit einem Druck von nahe an zwanzig Atmosphären belastet, und der Kompressor hatte den Druck auch ausgehalten. Als er aber kurz darauf nochmals geprüft wurde, explodirte er schon bei einem Druck von elf Atmosphären und richtete hierdurch arge Verwüstungen an. Offenbar hatte der Kompressor bei der ersten Prüfung einen „Knacks“ bekommen.

Erfreulicherweise scheint man jetzt mit der Probebelastung eiserner Brücken nicht höher als bis zu dem Gewicht zu gehen, das die Brücken durch die darüberfahrenden schwersten Bahnzüge wirklich auszuhalten haben, was selbstverständlich nicht ausschließt, daß die Brücken auf mehrfache Sicherheit konstruirt sein müssen. Als schwersten Bahnzug müssen wir einen vollbeladnen Güterzug mit zwei Lokomotiven der schwersten Art annehmen. Eine solche Lokomotive einschließlich des Tenders, und vollbeladen mit Heizmaterial und Wasser, hat ein Gewicht von etwa 1500 Zentnern, die schwerste Lowry wiegt vollbeladen höchstens 800 Zentner, und da zwei hintereinandergekuppelte Lokomotiven höchstens 45 dieser Lowrys fortzuschaffen vermögen, so hat der schwerste Güterzug ein Gesamtgewicht von etwa 39000 Zentnern. Bei der Belastung einer Brücke durch die darüberfahrenden Bahnzüge handelt es sich jedoch nicht um das Gesamtgewicht, sondern nur um das Gewicht, womit ein zwischen zwei Pfeilern oder zwei festen Stützpunkten liegender Brückenteil belastet wird. Dementsprechend würde auch die Probebelastung herzustellen sein. Eine Lokomotive der schwersten Art nimmt, mit den Puffern gemessen, eine Länge von etwa 15 Metern ein, eine Lowry der erwähnten Art ist mit den Puffern etwa 13 Meter lang. Für eine Brücke oder ein Joch von 15 Metern Spannweite genügt daher eine Probebelastung von 1500 Zentnern (das Gewicht einer Lokomotive), für eine Brücke von 30 Metern Spannweite eine Belastung von 3000 Zentnern (das Gewicht von zwei Lokomotiven), dagegen braucht eine Brücke von 60 Metern Spannweite nur mit 4870 Zentnern (dem Gewicht von 2 Lokomotiven und $2^1/_8$ Lowries), eine Brücke von 120 Metern

Spannweite nur mit 8600 Zentnern (dem Gewicht von 2 Lokomotiven und 7 Lowries) belastet zu werden u. s. w., und nur eine Brücke von 615 Metern Spannweite, wie z. B. die Hudsonbrücke zwischen Newyork und Newjersey, müßte mit dem Gesamtgewicht von 39000 Zentnern belastet werden.

Es würde nun sehr umständlich und zeitraubend sein, wenn man bit Probebelastung mit Eisenschienen und Sand vornehmen wollte, wie es bei Einsturzversuchen gewöhnlich geschieht und geschehen muß. Man bedient sich daher, vorausgesetzt, daß man sich auf die für mehrfache Tragfähigkeit ausgeführte Konstruktion verlassen kann, sogleich eines schweren Güterzugs, wobei immerhin die Vorsicht gebieten wird, die Brücke nicht zuerst mit den schweren Lokomotiven, sondern mit den weniger schweren Lowries, also rückwärts, langsam zu befahren, um die Brücke allmählich zu belasten. Zur Belastungsprobe der Brücke bei Levensau hat man, im vollen Vertrauen auf das gute Material und die starke Konstruktion der Brücke, sogleich zwei schwere Güterzüge mit je zwei Lokomotiven verwendet, die auf die beiden Bahngeleise von den entgegengesetzten Enden der Brücke langsam auffuhren, dann einigemal vor- und rückwärts über die Brücke wegfuhren und endlich auf der Brücke stehen gelassen wurden. Die Brücke ist somit, der Spannweite von 160 Meter entsprechend, auf beiden Geleisen mit 4 Lokomotiven und 20 Lowries, die nach den obigen Angaben ein Gewicht von etwa 22000 Zentnern haben, belastet worden und hat sich hierbei nur vier Centimeter durchgebogen. Ohne Zweifel wird sich die Wupperbrücke bei Müngsten bei der Probebelastung noch weniger durchbiegen.

Ich habe bisher die Zusammenbrüche eiserner Brücken in Deutschland unerwähnt gelassen, weil solche — Gott sei Dank und „unberufen"! — in den letzten Jahren, mit Ausnahme eines Falles, nicht vorgekommen, mir wenigstens keine bekannt geworden sind. Aber ganz ist auch Deutschland nicht von Unglücksfällen verschont geblieben. Den Anfang scheint in den zwanziger Jahren die allerdings nur für Fuhrwerk- und Personenverkehr bestimmte Hängebrücke über die Saale bei Nienburg in Anhalt gemacht zu haben. Sie stürzte bei ihrer Einweihung ein und vernichtete hunderte von Menschen, die sich an dem verhängnisvollen Tage in froher Feststimmung auf die Brücke begeben hatten. Die Ansichten über die Ursache dieses Unglücks waren geteilt. Einige vermuteten, daß die Brücke überhaupt zu schwach gebaut und ihre Auflagerung auf den Steinpfeilern zu gering bemessen gewesen sei, andre gaben die Schuld den Schwankungen, in die die Brücke durch die nach dem Takte der Musik darübermarschierenden Festteilnehmer geraten sei. Die Rheinbrücke zwischen Düsseldorf und Neuß brach in den sechziger (?) Jahren bei ihrer Probebelastung zusammen, wahrscheinlich infolge zu hoher Belastung. Ein dritter Brückeneinsturz fand im Jahre 1876 bei Riesa statt, wo neben der schon vorhandnen Eisenbahnbrücke über die Elbe neue Steinpfeiler für ein zweites Bahngleis

aufgeführt, dabei aber, wie es heißt, die Fundamente der alten Pfeiler zum Teil mitbenutzt worden waren. Die neuen Pfeiler hatten sich ungleich gesetzt, und infolge dessen war ein Strompfeiler, vom Frühjahrshochwasser unterwaschen, zusammengestürzt und hatte die auf ihm ruhenden Brückenkörper mit sich gerissen; die Eisenkonstruktion selbst also war nicht schuld an dem Unfalle. Bekanntlich konnte ein Bahnzug, der über die neue Brücke zur Zeit ihres Einsturzes fahren sollte, noch rechtzeitig gewarnt und so vor Vernichtung bewahrt werden. Endlich ist noch ein vierter Unglücksfall zu erwähnen, der sich erst vor zwei Jahren (am 11. Februar 1893) während des Baues einer schmalspurigen Eisenbahnbrücke, einer sogenannten Lübeckischen Hängebrücke, auf dem Militärbahnhofe von Schöneberg bei Berlin zugetragen hat, und bei dem leider auch eine größere Anzahl der mit dem Bau beschäftigten Mannschaften der Eisenbahnbrigade teils getötet, teils schwer verwundet wurde. Man wird nicht fehlgehen, wenn man die Ursache dieses Unglücks in der Schnelligkeit der Arbeit sucht, mit der militärische Übungsbauten ausgeführt werden müssen. Im vorliegenden Falle war unausgesetzt vom frühen Morgen bis zum späten Abend und nachts bei Fackellicht gearbeitet worden, um die Brücke bis zu dem bestimmten Zeitpunkte zu vollenden.

Derartige Unglücksfälle werden sich hoffentlich nicht wiederholen. Unsre Eisenbrücken sind durchschnittlich auf eine bedeutend höhere Tragfähigkeit berechnet und mit weniger Kühnheit ausgeführt als z. B. die amerikanischen, sie werden regelmäßigen Prüfungen unterworfen und werden da, wo sie im Laufe der Zeit rissig geworden sind oder sich verbogen oder geschwächt haben, entweder verstärkt oder ganz erneuert. Ebenso werden lose Nieten und verwitterte Anstriche durch neue ersetzt, und um die Durchbiegung der Brücken im Auge zu behalten, werden von Zeit zu Zeit besondre Belastungsproben vorgenommen. Alle diese Arbeiten geschehen unter Aufsicht und Kontrolle des Staats, und wir dürfen wohl hoffen, daß neben den bestehenden strafgesetzlichen Bestimmungen noch weitere werden erlassen werden, damit jede die Sicherheit der Brücken gefährdende Abweichung von den Vorschriften und sonstigen Vorsichtsmaßregeln streng geahndet wird.

Nun giebt es unter den 12000 Eisenbahnbrücken, die in Deutschland vorhanden sein mögen, freilich noch einige, die Gußeisenteile haben. Seit der Bekanntmachung der auf Grund der Artikel 42 und 43 der Reichsverfassung vom Bundesrat vorgeschriebnen Regeln für den Eisenbahnbau Deutschlands vom 12. Juni 1878, wonach die tragenden Überbaukonstruktionen von Brücken (auf die es hier hauptsächlich ankommt) aus Walzeisen hergestellt werden müssen, ist das Gußeisen im Brückenbau nicht mehr verwendet worden. Aber auf Brücken, die vor dem Jahre 1878 errichtet worden sind, und bei denen Gußeisen mitbenutzt worden ist, kann die Bestimmung keine rückwirkende Kraft haben. Dennoch hegen wir die Hoffnung, daß auch deren Gußeisenteile, selbst

wenn sie nur auf Druck beansprucht werden, sobald als möglich beseitigt und durch Walzeisen, wozu auch das stahlartige Eisen gehört, ersetzt werden.

Der Brückenbau ist im Volksglauben von jeher gern mit dem Wunderbaren und Übersinnlichen in Verbindung gebracht worden; hierauf weisen schon die mehrfachen Bezeichnungen von „Teufelsbrücken" hin, wie sie noch für die alte, nun auch eingestürzte Steinbrücke über die schäumende Reuß im Alpenpasse des St. Gotthards, für die Brücke über die Sihl bei Einsiedeln im Kanton Schwyz und für verschiedne andre Brücken bestehen, deren Baumeister sich der Sage nach dem Teufel verschrieben hatten, damit ihr Werk gelänge.

Bis auf den heutigen Tag ist der Aberglaube hinsichtlich der Brücken nicht ganz geschwunden, wenn er auch aus Furcht vor Verspottung nicht mehr so offen wie früher ausgesprochen wird. Und angesichts der vielen Unglücksfälle und ihrer unaufgeklärt gebliebnen Ursachen kann man sich auch darüber nicht wundern. Dieser Aberglaube und die mit ihm verbundne Furcht vor den Brücken werden sich aber um so schneller verlieren, je mehr Sorgfalt dem Bau und der Unterhaltung der Brücken zugewendet, und je öfter die Brücken, selbst in ihren verborgensten Teilen, untersucht werden. Mögen mit diesen schwierigen und gefahrvollen Untersuchungen immer die richtigen Sachverständigen betraut werden, nicht nur Theoretiker, sondern vor allem auch erfahrene und zuverlässige Eisenarbeiter, die die guten und schlechten Eigenschaften des „trügerischen Materials" am besten kennen.

Das Kapital von Karl Marx

(Schluß)

Nachdem Marx im ersten Buche den Produktionsprozeß und die „Akkumulation" des Kapitals dargestellt hatte, untersuchte er im zweiten den Zirkulationsprozeß, und im dritten versuchte er „den Gesamtprozeß der kapitalistischen Produktion" zu entwickeln. Dieses dritte Buch behandelt in zwei Teilen: die Verwandlung des Mehrwerts in Profit, die Verwandlung des Profits in Durchschnittsprofit, die Tendenz der Profitrate, stetig zu fallen, die Verwandlung von Warenkapital und Geldkapital in Warenhandlungskapital (Kaufmannskapital) und Geldhandlungskapital (Börsenkapital), die Spaltung des Profits in Zins und Unternehmergewinn, die Verwandlung von „Surplusprofit" in Grund-

rente, und das Verhältnis der verschiednen Einkommenarten zu einander. Wie im ersten und zweiten, so ruhen auch im dritten Buche die Ergebnisse auf einem sehr reichhaltigen Thatsachenmaterial (u. a. werden größere Bruchstücke aus den Verhören mitgeteilt, die in Zeiten von Geldkrisen englische Parlamentskommissionen mit Geldmännern angestellt haben), sowie auf zahlreichen Berechnungen und Tabellen. Wir beschränken uns hier darauf, zwei von den Hauptgedanken des Buches kurz zu entwickeln und ein paar interessante Stellen mitzuteilen.

Das jährliche Einkommen der Gesellschaft wird unter selbstverständlicher Beihilfe von Naturkräften, von denen ja die Arbeitskraft des Menschen selbst die wichtigste ist, durch Arbeit hervorgebracht. Die Produktion wie die Verteilung des Produkts wird von gesellschaftlichen Verhältnissen beherrscht, die überall in Kulturstaaten die Form von Rechtsverhältnissen annehmen. Diese Verhältnisse bringen es mit sich, daß der Lohnarbeiter einen Teil seines Arbeitserzeugnisses, der von der einen Seite gesehen als Mehrwert, von der andern als Profit erscheint, in den Händen des Fabrikanten lassen muß, daß dieser den Profit mit dem Kaufmann, der die Waren vertreibt, und mit dem Grundherrn teilen muß, auf dessen Boden die Fabrikgebäude stehen, aus dessen Boden die Nahrungsmittel, die Rohstoffe und die Kohlen hervorgehen, daß bei all diesen Tausch-, Wertübertragungs- und Teilgeschäften das Geld den unentbehrlichen Wertträger bildet, daß deshalb Geld in Produktionsmittel, oder wie der gewöhnliche Ausdruck lautet, in Kapital verwandelt, als Kapital benutzt, und daß ohne Geld innerhalb der kapitalistisch organisirten Gesellschaft nichts produzirt werden kann, daß daher der Geldbesitzer für die Geldleihe zu Produktionszwecken so gut eine Entschädigung fordern kann und bereitwillig erhält, wie der Rindviehbesitzer für das Wegleihen einer Milchkuh oder eines Zuchtstiers, daß es also, wie Marx ganz richtig hervorhebt, ein eitler Traum von Volkswissenschaftlern proudhonischer Richtung ist, innerhalb der kapitalistischen Gesellschaftsordnung den notleidenden Klassen durch unverzinsliche Darlehen aufhelfen zu wollen: unverzinsliche Darlehen in großem Stil kann die heutige Gesellschaft nicht zulassen, ohne ihre eigne Grundlage zu zerstören. So erscheint zuguterletzt das Geld als der eigentliche Wertschöpfer, von dem zuerst der Darleiher, dann der Fabrikant, der Kaufmann und der Grundbesitzer, zuletzt die Arbeiter ihr Einkommen empfangen. Der ganze Produktionsprozeß stellt sich dem Beschauer verkehrt dar: sein letztes Ergebnis, der Geldzins, als die Grundlage, seine Grundlage, die Arbeit, als Geschenk des Geldes (daher der schöne Name: Arbeitgeber!), und die ihn beherrschenden gesellschaftlichen Verhältnisse haben sich in einem greifbaren Dinge, im Gelde verkörpert. So ist, gleich der Ware, auch das Geld ein Fetisch geworden, ja der Fetisch aller Fetische, der die Welt beherrscht und sich den Anschein giebt, als sei er es, der alle Dinge hervorbringe und seiner Natur nach von selber Frucht trage,

ganz so, wie der Birnbaum Birnen trägt, was bekanntlich Luther schlechterdings nicht glauben wollte (Stellen aus seinen Schriften über den Kaufhandel und an die Pfarrherren wider den Wucher zitirt Marx mit Vorliebe). Ja es hat sich in den Köpfen einiger Nationalökonomen die verrückte Vorstellung gebildet, daß alles heutige Einkommen nur noch Kapitalzins sei, es wird der Unsinn gelehrt, daß ein zu Christi Zeit ausgeliehener Pfennig durch Zinseszins zu einer Summe angeschwollen sein würde, die in Gold dargestellt eine Kugel mit dem Radius der Bahn des Saturn bilden würde, und es hat, wie Marx an dem Beispiel Pitts zeigt, Politiker gegeben, die diesen Unsinn ganz ernsthaft geglaubt und politische Maßregeln damit begründet haben.

Der „Vulgärökonomie" gesteht nun Marx das Verdienst zu, diesen falschen Schein wenigstens theoretisch zerstört zu haben, wenn auch ihre Vertreter praktisch immer noch darin befangen bleiben. Smith hat nicht allein die Arbeit als die Wertschöpferin anerkannt, sondern auch das Einkommen (den Wert des jährlichen Arbeitsprodukts) in Arbeitslohn, Unternehmergewinn, Grundrente und Zins aufgelöst. Nur hat er, wie Marx rügt, den einen Umstand übersehen, daß außer diesen vier Bestandteilen noch ein fünfter darin steckt: die Abnutzung der Gebäude, Maschinen und sonstigen Arbeitsmittel, also ein Stück wirklichen Kapitals, „geronnener" Arbeit der frühern Jahre; das wirkliche Jahresprodukt ist demnach kleiner als sein Wert, weil in diesem immer auch Teile früherer Jahresprodukte enthalten sind. Schlimmer aber als dieser Fehler Smiths ist die falsche Anwendung, die ganz allgemein von seiner Entdeckung gemacht wird. Man stellt sich gewöhnlich vor, daß die Waren nicht zu ihrem wirklichen Wert verkauft würden, sondern daß der Zins, der Kaufmannsprofit und die Grundrente ebenso viel Aufschläge zu den Herstellungskosten der Waren bildeten, die demnach zu einem ihren Wert übersteigenden Preise verkauft würden, sodaß also der Arbeitslohn, Unternehmergewinn, Zins, Grundrente die den Preis konstituirenden Elemente seien. Die Sache verhält sich umgekehrt. Der Marktpreis wird auf dem Wege gebildet, den wir schon beschrieben haben (durch Nachfrage und Angebot, wobei das Angebot von der Produktivität der Arbeit abhängt, indem, wenn diese, daher auch die Warenzufuhr, auf das doppelte steigt, der Preis auf die Hälfte sinkt), und in diesen Preis haben sich die Parteien zu teilen. Diese Teilung ist eine ungemein verwickelte Operation, und zahllos sind die Wege, auf denen, z. B. von einem verkauften Stück Kattun, einem jeden beteiligten bis zu den Maschinenbauern, Ingenieuren, indischen Kulis und indischen Grundherren sein Anteil zufließt, ja teilweise schon vor der endgiltigen Realisirung des Wertes: dem Verkauf des Kattuns, zugeflossen ist, und diese verschlungnen Wege zu verfolgen, wie ein mit dem Mikroskop arbeitender Physiolog die Gehirnwindungen verfolgt, ist eine der Hauptaufgaben, die sich Marx gesetzt hat — aber schließlich kommt jeder zu seiner Sache, manchmal freilich auch nicht. Darauf nun, daß sich die

Verteilung für den Beschauer in eine Zusammensetzung verkehrt, beruht ein zweiter Irrtum Proudhons, der bei den heutigen Plänen Flürscheims und seiner Gesinnungsgenossen wiederkehrt. Diese Leute wollen dem produktiven Arbeiter dadurch zu seinem gerechten Anteil und zugleich den Konsumenten zu billigen Waren verhelfen, daß sie durch Warenbanken den „Aufschlag" beseitigen, um den der Kaufmann vermeintlich den Preis erhöht. Nun leugnet Marx selbst nicht, daß in einzelnen Fällen ein solcher Aufschlag wirklich erfolgt. So z. B. (wir entnehmen nicht ihm diese Beispiele) wenn ein Händler den zum Wochenmarkt einer kleinen Stadt ziehenden Gemüsebauern ihre Waren vor dem Thore abnimmt, worauf er dann einen willkürlich hohen Preis machen kann. Auch bei Modeartikeln, z. B. Damenhüten und Herrenschlipsen, die nicht Massenwaren sind, und für die sich schon deswegen kein Marktpreis bilden kann, weil jedes einzelne Stück vom Käufer nach seinem Geschmack gewählt wird, den Kostenpreis aber nur der Sachverständige zu schätzen vermag, auch bei solchen Artikeln ist ein willkürlicher Preiszuschlag um so möglicher, je entfernter der Laden von den großen Mittelpunkten des Verkehrs liegt, wo die größere Erfahrung der Kunden und die stärkere Konkurrenz auch für solche Sachen einigermaßen einen Marktpreis herstellen. Ob aber auch bei Massenwaren wie Getreide und Leinwand, für die ein offenkundiger Marktpreis besteht, der Händler einen willkürlichen Zuschlag zu machen imstande sei (die Entschädigung für Transport, Lagerung, Verkauf u. s. w. gehört zu den notwendigen Kosten, die auch keine Warenbank sparen kann), diese Frage soll eben jetzt bei uns praktisch entschieden werden. Und zwar wird die Entscheidung von zwei Seiten herbeizuführen gesucht. Einerseits sollen die unnützen Vermittler beseitigt werden (wirklich unnütze Vermittler müssen allerdings den Preis erhöhen, wenn sie nicht zu Grunde gehen wollen), andrerseits soll der Getreidepreis künstlich erhöht werden. Die Agrarier wollen nicht mit dem Anteile zufrieden sein, der ihnen bei der Teilung des Marktpreises zufällt, sondern wollen den Preis „komponiren" oder „konstituiren," indem sie den Produktionskosten ihre Grundrente zurechnen und die Käufer zwingen, den so herausgerechneten Preis zu bezahlen. Daß auch dieses eine Zeit lang und bis zu einem gewissen Grade möglich sei, haben die Zölle, die Ausfuhrprämien, bei andern, in nicht so ungeheuern Massen vorhandnen Waren die Ringe und Monopole bewiesen. Ob es aber auf die Dauer möglich sein und dadurch die Marxische Preistheorie wird widerlegt werden können, bleibt einstweilen abzuwarten.

Das zweite, was wir hervorheben wollen, ist die Lösung des Widerspruchs zwischen Marxens Werttheorie und der schon von Malthus erkannten Thatsache, daß gleiche Kapitale durchschnittlich gleiche Gewinne abwerfen. Um diesen Widerspruch zu verstehen, muß man die Terminologie kennen. Die Nationalökonomen teilen das Kapital in fixes und zirkulirendes ein, können

sich aber nicht darüber einigen, was zu dem einen und was zu dem andern zu rechnen sei. Marx teilt das Produktionskapital in doppelter Weise ein: einmal in festes und flüssiges, das andremal in konstantes und variables. Dem fixen Kapital: Gebäuden, Maschinen (auch kultivirter Boden gehört dazu), stellt er als flüssiges oder zirkulirendes (wohl zu unterscheiden von dem Zirkulationskapital, d. h. dem Kaufmannskapital, das die fertigen Waren umtreibt) gegenüber die Rohstoffe (samt Hilfsstoffen, Kohlen u. s. w.) und die Arbeitslöhne. Andrerseits faßt er die Bestandteile des fixen Kapitals (genauer gesagt den Wert ihrer jährlichen Abnutzung) und die Rohstoffe unter dem Namen konstantes Kapital zusammen (so genannt, weil ihr Wert unverändert in das Produkt eingeht und in dessen Verkaufspreis wiedererscheint), und diesem gegenüber den Arbeitslohn, den er variables Kapital nennt, weil es nicht unverändert bleibt, sondern den Rohstoffen Wert zusetzt und um diesen Mehrwert vergrößert im Verkaufspreis wiedererscheint. Da es nur das variable Kapital ist, dessen Aufwendung den Materialien Wert zusetzt, also dem Unternehmer Profit abwirft, so hängt, caeteris paribus, die Größe der Profitrate, d. h. des Verhältnisses des Profits zum aufgewendeten Kapital, von dessen Zusammensetzung ab. Je mehr variables Kapital im Verhältnis zum konstanten verwendet wird, desto größer ist die Profitrate, im umgekehrten Falle desto kleiner. Da nun aber dieses Verhältnis in den verschiednen Produktionszweigen, ja sogar innerhalb eines und desselben sehr verschieden ist, darum müßten auch die Profitraten sehr verschieden sein. Wie kommt nun eine Durchschnittsprofitrate zustande? Wie gehts zu, daß es meistens ziemlich gleichgiltig für die Höhe des Gewinns ist, in welchen Produktionszweig ein Kapitalist sein Geld steckt? Zunächst, antwortet Marx, entstehen allerdings sehr verschiedne Profitraten. Aber sobald der Kapitalist bemerkt, daß sich sein Geld zu niedrig verzinst, zieht er es aus dem schlecht rentirenden Geschäftszweige heraus und steckt es in einen lohnendern. Dieses Hin- und Herfluten des Kapitals erzeugt nach und nach eine Durchschnittsprofitrate, wobei es allerdings vorkommen kann, daß die Waren des einen Fabrikanten unter, die des andern über ihrem eigentlichen Werte verkauft werden. Alle Kapitalisten bilden zusammen gewissermaßen eine große Aktiengesellschaft, in der jeder seinen Anteil am Gesamtertrage pro rata des eingeschossenen Kapitals empfängt, wenn er auch nach der Natur seines eignen Betriebs vielleicht eigentlich mehr oder weniger zu beanspruchen hätte, wie es ja auch bei einem einzelnen wirklichen Aktienunternehmen vorkommt, daß das eine Erzeugnis mit hohem Gewinn, ein andres sogar mit Verlust verkauft wird. Bei einem Bahnnetz bringt die eine Linie viel, die andre wenig, vielleicht sogar weniger als nichts; die Personenbeförderung deckt meistens kaum die Kosten, sodaß nur der Frachtverkehr die Eisenbahnen rentabel macht. Also nicht den Kassen der einzelnen Bahnstationen, sondern den Aktionären, die alle denselben Durchschnittsertrag

empfangen, gleichen die Kapitalisten als Teilhaber des Riesenaktiengeschäfts, das die Weltwirtschaft genannt wird. Allerdings erfolgt die Ausgleichung der Profitraten bloß im großen und ganzen; im einzelnen erleidet sie viele Ausnahmen. Die Ausgleichung „vollzieht sich um so rascher, 1. je mobiler das Kapital, d. h. je leichter es übertragbar ist von einer Sphäre und von einem Ort zum andern; 2. je rascher die Arbeitskraft von einer Sphäre in die andre und von einem lokalen Produktionspunkt auf den andern werfbar ist. Nr. 1 nimmt vollständige Handelsfreiheit im Innern der Gesellschaft an und Beseitigung aller Monopole, außer den natürlichen, nämlich aus der kapitalistischen Produktionsweise selbst entspringenden; ferner Entwicklung des Kreditsystems, das die unorganische Masse des disponibeln gesellschaftlichen Kapitals den einzelnen Kapitalisten gegenüber konzentrirt; endlich Unterordung der verschiednen Produktionssphären unter Kapitalisten (die Ausgleichung stößt auf Hindernisse, wenn sich massenhafte nicht kapitalistisch betriebne Produktionszweige, z. B. Ackerbau durch Kleinbauern, zwischen die kapitalistischen Betriebe einschieben und mit ihnen verketten); endlich große Dichtigkeit der Bevölkerung. Nr. 2 setzt voraus Aufhebung aller Gesetze, die die Arbeiter hindern, aus einer Produktionssphäre in die andre oder aus einem Lokalsitz der Produktion nach irgend einem andern überzusiedeln; Gleichgiltigkeit des Arbeiters gegen den Inhalt seiner Arbeit; möglichste Reduzirung der Arbeit in allen Produktionssphären auf einfache Arbeit; Wegfall aller professionellen Vorurteile bei den Arbeitern; endlich und namentlich Unterwerfung des Arbeiters unter die kapitalistische Produktionsweise."

Aus dem Umstande, daß der Profit in dem Verhältnis sinkt, als das konstante Kapital das variable überwiegt, folgt, daß die Profitrate in Ländern mit fortgeschrittener Technik niedriger sein muß als dort, wo noch wenig oder gar keine Maschinen angewandt werden, und daß die Profitrate mit fortschreitender Technik stetig sinken muß. Die Profitrate, nicht die Profitmasse. Diese steigt im Gegenteil, weil das Fallen der Rate mehr als aufgewogen wird durch die Vergrößerung und dann durch die Konzentrirung des Kapitals. Trotz sinkenden Zinsfußes — im Sinken des Zinsfußes kommt die Verminderung der Profitrate zum Vorschein — sind die großen Einkommen heute größer als in irgend einer frühern Zeit und steigen immer noch. Freilich wird, wie der Ausgleich, so das Sinken der Profitrate immer wieder aufgehalten, weil das kapitalistische System — glücklicherweise! — noch nirgends völlig durchgeführt ist; man kann deshalb nicht sagen, daß sie wirklich immer und überall sänke, sondern nur, daß sie die Neigung habe, zu sinken. Aber daß sie im großen und ganzen sinkt, hat schon Ricardo bemerkt. Marx sagt darüber: „Daß die bloße Möglichkeit Ricardo beunruhigt, zeigt sein tiefes Verständnis der Bedingungen der kapitalistischen Produktion. Was ihm vorgeworfen wird, daß er, um die Menschen unbekümmert, nur die Entwicklung

der Produktivkräfte im Auge hat — mit welchen Opfern an Menschen und Kapitalwerten immer erkauft — ist gerade das bedeutende an ihm. Die Entwicklung der Produktivkräfte der gesellschaftlichen Arbeit ist die historische Aufgabe und Berechtigung des Kapitals. Eben damit schafft es unbewußt die materiellen Bedingungen einer höhern Produktionsform. Was Ricardo beunruhigt, ist, daß die Profitrate, der Stachel der kapitalistischen Produktion und Bedingung wie Treiber der Akkumulation, durch die Entwicklung der Produktion selbst gefährdet wird. Es zeigt sich hier vom Standpunkte der kapitalistischen Produktion selbst ihre Schranke, ihre Relativität, daß sie keine absolute, sondern nur eine historische, einer gewissen beschränkten Entwicklungsepoche der materiellen Produktionsbedingungen entsprechende Produktionsweise ist."

Kurz vorher wird diese Schranke folgendermaßen beschrieben: „Die wahre Schranke der kapitalistischen Produktion ist das Kapital selbst, ist dies: daß das Kapital und seine Selbstverwertung als Ausgangspunkt und Endpunkt, als Motiv und Zweck der Produktion erscheint; daß die Produktion nur Produktion für das Kapital ist [populär ausgedrückt: für den Geldverdienst von Leuten, die sich weder darum kümmern, in wie weit ihre Waren ein gesellschaftliches Bedürfnis befriedigen, noch einen Begriff davon haben], und nicht umgekehrt die Produktionsmittel bloße Mittel für die stets sich erweiternde Gestaltung des Lebensprozesses für die Gesellschaft der Produzenten sind. Die Schranken, in denen sich die Erhaltung und Verwertung des Kapitalwerts, die auf der Enteignung und Verarmung der großen Masse der Produzenten beruht, allein bewegen kann, diese Schranken treten daher beständig in Widerspruch mit den Produktionsmethoden, die das Kapital zu seinem Zweck anwenden muß, und die auf unbeschränkte Vermehrung der Produktion, auf die Produktion als Selbstzweck, auf unbedingte Entwicklung der gesellschaftlichen Produktivkräfte der Arbeit lossteuern. Das Mittel — unbedingte Entwicklung der gesellschaftlichen Produktivkräfte — gerät in fortwährenden Konflikt mit dem beschränkten Zweck, der Verwertung des vorhandnen Kapitals. Wenn daher die kapitalistische Produktionsweise ein historisches Mittel ist, die materielle Produktivkraft zu entwickeln und den ihr entsprechenden Weltmarkt zu schaffen, ist sie zugleich der beständige Widerspruch zwischen dieser ihrer historischen Aufgabe und den ihr entsprechenden gesellschaftlichen Produktionsverhältnissen." Es wird dann weiter ausgeführt, wie zugleich die Verminderung des variabeln Kapitals im Verhältnis zum konstanten fortwährend künstliche Übervölkerung erzeugt, sodaß sich auf dem einen Pol der Gesellschaft Überschuß unverwendbarer Menschen, auf dem andern Überfluß unverwendbaren Kapitals anhäuft. Unverwendbar ist aber vorzugsweise das Kapital der kleinern Kapitalisten, die bei einer kleinen Profitrate nicht bestehen können. In Schwindelunternehmungen suchen sie einen höhern Profit herauszuschlagen, verlieren aber dabei ihr Ver-

mögen vollends an die großen Kapitalisten. Wenn dieser Prozeß bis zum Ende fortschreitet, so wird ein Zeitpunkt eintreten, wo das Kapital nicht mehr vermehrt werden kann, und von da an muß nicht bloß die Profitrate, sondern auch die Profitmasse sinken, da ja deren Vermehrung nur darauf beruht, daß das Kapital im ganzen stärker wächst, als die Profitrate sinkt.

Das alles ist seit dem Tode des Verfassers immer deutlicher hervorgetreten und drängt sich heute gerade in Deutschland der Wahrnehmung unwiderstehlich auf. Selbst bei der Produktion der Nahrungsmittel wird der natürliche Zweck der Erzeugung vollständig aus dem Auge verloren. In Parlamentsverhandlungen, Vereinsversammlungen und Zeitungsartikeln ist gar nicht oder nur höchstens einmal nebenbei davon die Rede, daß Getreide, Zucker und Spiritus eigentlich den Zweck haben, verzehrt zu werden, sondern immer bloß von dem Gewinn, um deswillen sie erzeugt werden; die ganze Agrarbewegung dreht sich um die Forderung, daß der Staat die Grundbesitzer in den Stand setzen soll, Nahrungs- und Genußmittel mit Gewinn zu produziren, und eben deswegen, weil kein Mensch daran denkt, die Möglichkeit des Verbrauchs zu vermehren, ist jene Forderung unerfüllbar. Ebensowenig wird beim Häuserbau an die Befriedigung des Wohnungsbedürfnisses gedacht: Wohnungen für die kleinen Leute werden nicht gebaut, weil bei deren Lage die Erzielung des Unternehmergewinns und der Grundrente unsicher erscheint, man baut nur für Leute, die es haben; aber deren Zahl reicht nicht hin, den Zins des für Bauten verfügbaren Kapitals zu verwirklichen; daher stehen in Berlin tausende von Mietpalästen mit über 30000 Wohnungen leer. Der Widersinn wird einem noch deutlicher, wenn man in alten Innungsartikeln liest, wie jedes Gewerke als ein „Ampt" behandelt wurde, dem es obliege, die Bürgerschaft mit Brot, Fleisch, Schuhen u. s. w. zu versorgen. Auch ist es unter diesen Umständen nicht möglich, das Kapital aus weniger nützlichen Industrien in nützlichere und notwendige überzuführen; es muß in denen stecken bleiben, die den höchsten Gewinn versprechen, und sollte das auch nur die Fabrikation von Bartsalbe oder Schminke sein, während Schulhäuser auch an solchen Orten nicht gebaut werden können, wo die Kinder meilenweit zu laufen haben und des Winters in dürftiger Kleidung unterwegs erfrieren oder in Schneestürmen umkommen. Ganz richtig bemerkt Marx, daß dieser Zustand auch dem rationellen Betrieb der Landwirtschaft hinderlich sei. Denn dieser verlangt vor allem Beständigkeit, da die Erfolge einer bestimmten Bodenbehandlung nur sehr langsam im Laufe der Jahre reifen. Wo aber mit Rücksicht auf den größten Geldgewinn produzirt wird, während sich die Gewinnchancen beständig ändern, da möchte der Landwirt heuer Weizen, übers Jahr Rüben, nach zwei Jahren Kartoffeln für Spiritus bauen, je nachdem diese oder jene Ware an der Börse steigt.

Auf das Grundrentenproblem, das Marx sehr ausführlich behandelt,

können wir hier nicht eingehen. Aber ein paar seiner Aussprüche über das Grundeigentum, an denen die Bodenbesitzreformer Freude haben werden, wollen wir doch mitteilen. Marx unterscheidet die Differentialrente, wie sie Ricardo nachgewiesen hat, und die Monopolrente. Qualitätswein z. B. wirft dem Eigentümer des Bodens, auf dem er wächst, eine hohe Rente ab, weil sich die reichen Weintrinker überbieten, um von dem nur in beschränkter Menge vorhandnen Getränk einen Teil an sich zu bringen. „Hier schafft also der Monopolpreis die Rente. Umgekehrt würde die Rente den Monopolpreis schaffen, wenn Getreide nicht nur über seinen Produktionspreis, sondern auch über seinen Wert verkauft würde [Wert = Kostenpreis + Mehrwert oder Kostenpreis + dem normalen Profit] infolge der Schranke, die das Grundeigentum der rentelosen Anlage von Kapital auf unbebauten Boden zieht. [Ansiedler, die den Boden eigenhändig bebauen, brauchen keine Rente.] Daß es nur der Titel einer Anzahl von Personen auf das Eigentum am Erdball ist, der sie befähigt, einen Teil der Mehrarbeit der Gesellschaft sich als Tribut anzueignen, und mit der Entwicklung der Produktion sich in stets steigendem Maß anzueignen, wird durch den Umstand verdeckt, daß die kapitalisirte Rente, also eben dieser kapitalisirte Tribut als Preis des Bodens erscheint und dieser daher wie jeder andre Handelsartikel verkauft werden kann. Für den Käufer erscheint daher sein Anspruch auf die Rente nicht als umsonst erhalten, und ohne die Arbeit, das Risiko und den Unternehmungsgeist des Kapitals umsonst erhalten, sondern als zu seinem Äquivalent bezahlt. Ihm erscheint die Rente nur als Zins des Kapitals, womit er den Boden und damit den Anspruch auf die Rente erkauft hat. Ganz so erscheint einem Sklavenhalter, der einen Neger gekauft hat, sein Eigentum an dem Neger nicht durch die Institution der Sklaverei, sondern durch Kauf und Verkauf von Ware erworben. Aber der Titel selbst wird durch den Kauf nicht erzeugt, sondern nur übertragen. Der Titel muß da sein, bevor er erkauft werden kann, und so wenig wie ein Verkauf, kann eine Reihe von solchen Verkäufen, ihre beständige Wiederholung, diesen Titel schaffen. Was ihn überhaupt geschaffen hat, waren die Produktionsverhältnisse. Sobald diese auf einem Punkt angelangt sind, wo sie sich umhäuten müssen, fällt die materielle, die ökonomisch und historisch berechtigte, die aus dem Prozeß der gesellschaftlichen Lebenserzeugung entspringende Quelle des Titels und aller auf ihm begründeten Transaktionen weg. Vom Standpunkt einer höhern ökonomischen Gesellschaftsformation wird das Privateigentum einzelner Individuen am Erdball ganz so abgeschmackt erscheinen, wie das Privateigentum eines Menschen an einem andern Menschen. Selbst eine ganze Gesellschaft, eine Nation, ja alle gleichzeitigen Gesellschaften zusammengenommen sind nicht Eigentümer der Erde. Sie sind nur ihre Besitzer, ihre Nutznießer und haben sie als boni patres familias den nachfolgenden Generationen verbessert zu hinterlassen."

Das Gewebe des modernen Produktions-, Güteraustausches- und Verteilungsprozesses für die Betrachtung bloßzulegen, ist dem scharfsinnigen Manne, wie schon aus dieser dürftigen Skizze erkannt werden kann, in der That gelungen. Seine Ansicht von dem uns bevorstehenden Umschwunge teilen wir jedoch nicht, und sein Zukunftsideal lehnen wir, wie gesagt, ab. Für unmöglich halten wir es nicht, daß mit dem Kommunismus Versuche im größten Stile gemacht werden, aber der Zustand, der sich daraus ergeben würde, würde nicht weniger unerfreulich, wahrscheinlich sogar noch schlimmer sein als der heutige. Zugleich aber halten wir einen solchen „Umsturz" nicht für notwendig und unvermeidlich. Sehr viel fehlt noch, daß das kapitalistische System überall folgerichtig durchgeführt wäre. Bei uns namentlich ist der Bauernstand, den Marx selbst als das Haupthindernis für die reine Durchbildung der kapitalistischen Ordnung betrachtet, dem Untergange noch lange nicht so nahe, wie der Bund der Landwirte behauptet und die Sozialdemokratie sich einbildet. Wir halten daher eine Entwicklung für möglich, bei der der Privatgrundbesitz in einer Form erhalten bleibt, die nicht abgeschmackt erscheint, und die Früchte der errungnen Produktivität der Arbeit allen zu gute kommen. Durch welche Maßregeln die Entwicklung in diese Bahn zu lenken wäre, haben wir oft genug gesagt. Ergriffen werden sie freilich nur dann werden, wenn Regierung und Volk die Lage, und dazu gehört vor allem auch der Produktionsprozeß, deutlich und vollständig erkennen. Diese Erkenntnis zu fördern, wäre die gewaltsame Unterdrückung der Sozialdemokratie das allerungeeignetste Mittel, denn eben von dieser wird der Teil der Erkenntnis, den wir im vorstehenden behandelt haben, verbreitet. Zwar bedarf dieser kritische Teil der Erkenntnis der Lage der Ergänzung durch manche von andern Richtungen der Wissenschaft betonte Wahrheiten, aber entbehrt werden kann er nicht.

Die meisten der im vorstehenden erörterten Wahrheiten hat übrigens auch Rodbertus, und zwar unabhängig von Marx, gefunden und in seiner eigentümlichen Weise dargestellt (besonders im dritten Briefe an Kirchmann und in dem „Resumé" seiner Rententheorie, die im vierten, unter dem Titel „Das Kapital" von Ad. Wagner und Kozak herausgegebnen Briefe zu Anfang steht); aber Rodbertus hat keine Schule, noch weniger eine mächtige Partei als Verbreiterin seiner Lehren, sondern nur einzelne Anhänger, von denen noch dazu manche die Ansichten des Meisters nur schüchtern und verblümt vortragen.

Der erſte Beſte

Erzählung von Otto Verbeck

(Fortſetzung)

15

Der Weg nach Neuenwerth führte zunächſt durch das Dorf, das zu Lindenhof gehörte.

Auch hier war Margarete ſchon kein Fremdling mehr. Fritz ſah mit ſtiller Befriedigung, wie ihr die Kinder am Wege vertraulich zunickten, die Leute an den Hausthüren ſie mit Hand und Mütze grüßten. Er wußte durch Mamſelling, daß ſie bei verſchiednen Krankheitsfällen verſtändig beigeſprungen war. Ihm gegenüber hatte ſie kein Wort davon verlauten laſſen. Mehr als einmal war er auch ſelber ihren Spuren begegnet, wenn er, vom Felde heimkommend, hie und da vorgeſprochen hatte, um auf ſeine Weiſe „nach dem Rechten zu ſehen.“

Draußen vor dem Dorf im Schatten der Baumreihe kam ihnen ein hochgewachſener Mann entgegen, von einem jungen Burſchen geführt, langſam, mit eigentümlich ſchiebendem Schritt, den weißhaarigen Kopf mit den geſchloſſenen Augen etwas zurückgelegt.

Der Paſtor, ſagte Fritz halblaut. Halt, Kriſchan.

Er ſprang aus dem Wagen und eilte auf den alten Herrn zu.

Schönen guten Tag, Herr Paſtor!

Hallo, mein Junge! rief der Paſtor, wohin des Weges? Er ließ ſeinen Führer los und nahm dafür Fritz am Arm.

Die beiden andern waren auch ausgeſtiegen. Margarete kannte den ehemaligen Lehrer ihres Mannes bis jetzt nur flüchtig von einem kurzen Beſuch. Er war einige Wochen krank geweſen. Etwas beklommen näherte ſie ſich ihm. Das Mitleid mit dem Blinden drückte ihr das Herz zuſammen. Wie ſchrecklich, daß er ſo durch ſeine tiefe Nacht dahergegangen kam, mitten im hellen Sonnenſchein! Er wandte ihr jetzt ſein ſchönes, ruhig heiteres Geſicht zu.

Höre ich da nicht — ſagte er.

Meine Frau und Hans, erklärte Fritz. Wir ſind im Begriff, nach Neuenwerth zu Sternfeldts zu fahren.

J, dann fahrt, Kinder, fahrt, haltet euch nicht auf. Er ſtreckte ſeine Hand aus, die Margarete faßte und drückte.

Was denken Sie, Herr Pastor, sagte sie eifrig, dahin kommen wir noch früh genug. Erst begleiten wir Sie noch heim, nicht wahr, Fritz? Sie sind also wieder wohl?

Ich bin wieder wohl, bin der dummen Influenza aus den Klauen, zum drittenmal. Guten Tag, Hans, ich spüre dich an meinem Ellbogen. Laß sehen, was macht dein Bart? — Er strich dem jungen Mann mit dem Zeigefinger übers Gesicht, unter der Nase hin. — Prachtvoll! sagte er lächelnd. Lange genug hats gedauert, aber nun wirds auch eine Zierde ohne gleichen. Die Mädel mögen sich in Acht nehmen. Und nun kommen Sie, Frau Margarete, wenn sie mich noch ein Stückchen zurückbegleiten wollen. Und geben Sie mir noch einmal die kleine feine Hand, aber ohne Handschuh, ja? Sie sehen recht wohl aus heute; viel frischer als vor einigen Wochen.

Margarete blickte verwirrt auf ihren Mann, der ihr zulächelte.

Wie können Sie wissen — fing sie verlegen an, während sie den Handschuh abstreifte.

O, sagte er, das hör ich an Ihrer Stimme. Wir blinden Leute, wissen Sie, haben ganz besondre Merkmale, untrügliche, von denen ihr andern euch nichts träumen laßt. Wir hören sehr fein, wir fühlen sehr fein. In Ihrer warmen, ruhigen Hand zum Beispiel fühl ich heute so einen gesunden Puls; er gefällt mir viel besser, als der von neulich. Der tickte so hart, so unruhig. Und die Hand war kalt. Nun, hab ich Recht?

Margarete nickte, als könnt ers sehen. Ja, sagte sie dann rasch, Sie haben Recht. Es geht mir heute gut. Und Ihnen also auch wieder? Das freut mich sehr. Nun kommen Sie auch bald einmal zu uns, nicht wahr?

Ich hole Sie morgen, Herr Pastor, sagte Fritz an seiner andern Seite. Morgen Nachmittag, ja?

Der Blinde nickte. Thu das, mein Alter. Wir haben uns ungebührlich lange nicht gesprochen. Nun, der Sommer ist ja ohnehin nicht meine Erntezeit. Im Winter, am Ofen, im Lehnstuhl, wenn draußen der Schnee fällt, dann komme ich an die Reihe, da wollen wir uns dann eins plaudern und vorlesen und gute Musik machen. Helfen Sie uns dabei, Frau Margarete, Frau Kameradin?

Gewiß, gewiß, versicherte sie eifrig und drückte seine Hand, die die ihrige im Weitergehen immer noch festhielt.

Das wird sehr schön werden, sagte der alte Herr mit wehmütigem Lächeln, wehmütig wegen der schlafenden Augen, die nicht mitlächeln konnten.

Singen Sie? fuhr er fort. Mir scheint, Ihrer Sprechstimme nach, als müßten Sie singen können. Ich möchte Sie dann als kleine Lerche oder Nachtigall bei mir anstellen. Da ist so manches, was ich gern wieder einmal hörte. Klavier oder Cello thuts doch nicht allein. Sie werden mir den Friedemann Bach singen: Kein Hälmlein wächst auf Erden. Kennen Sie auch das Liebeslied des alten Sebastian? Es soll ja wohl nicht von ihm sein, sondern von einem Italiener, aber ich bleibe bei meinem alten, mir liebgewordnen Glauben.

„Willst du dein Herz mir schenken —“ ja, erwiderte Margarete glühendrot, leise. Gewiß kenne ich es. Und ich wills Ihnen singen, so gut ich kann.

Darauf freue ich mich sehr. Ich hab es seit vielen Jahren nicht wieder gehört. Und nun — mit der Hoffnung auf diese schöne Stunde wollen wir uns trennen. Ich höre den Bach, der hinter meinem Garten vorbeifließt.

Bis über das Brückchen führen Sie mich noch, kleine Frau meines großen Jungen. So — nun leben Sie wohl! Auf — bald! Es wäre schön, wenn ich sagen könnte: auf Wiedersehen. —

Erzähl mir doch von ihm, bat Margarete, als sie wieder im Wagen saßen. Mir thut ordentlich das Herz weh. Wie lange ist er schon blind?

Seit neun Jahren. Ganz plötzlich. Unheilbar. Ja, das ist auch so ein Lebensabend, so ein dunkler. Auch so ein Schicksal, bei dem man sich fragt: Womit hat der das verdient?

Er sieht so heiter aus, so friedlich. Wie kann er das? Ich hielte das nicht aus. Ich glaube, ich verlöre den Verstand, ich stürbe vor Angst im Dunkeln.

Er war auch nicht immer so wie heute. Er hat schwere Zeiten durchgemacht, ehe er so weit war. Ich denke noch an manche Stunde, die ich mit ihm allein verlebt habe — daß Gott erbarm!

Ich denke auch noch dran, warf Hans ein, wie ich ihn einmal habe weinen hören. Ich war in den Ferien zu Hause, weißt du noch; ich wollte ihm einen Korb Obst bringen und schlich durch den Garten an sein Fenster. Da hörte ich ihn schluchzen. Mich überliefs. Ich konnte ihn drinnen sitzen sehen an seinem Tisch. Es waren Briefe drauf verstreut, wohl von seiner verstorbnen Frau, denn er hielt ein Bild in der Hand. Mit dem Kopfe lag er auf den Armen und weinte und sprach dazwischen. Ich verstand es nicht; aber den Ton dieses Weinens werde ich nie vergessen. Man denkt nicht, wenn man ihn jetzt sieht, wie es zu Anfang um ihn stand.

Was hat ihn denn getröstet. Die Religion? Die Frömmigkeit?

Vielleicht, aber nicht so wörtlich, erwiderte Fritz. Er machte verschiedne Stationen durch, möcht ich sagen. Aus dem großen, kalten Grauen: Alles hab ich verloren! kam er zu der ersten Frage: Hab ich denn nichts mehr? Dann zu der zweiten: Was hab ich denn noch? Dann zu der ersten Antwort: Nicht viel, aber dies und das. Damit fing die Zeit an, wo er versuchte, „im Dunkeln zu sehen," wie ers nannte. Wie er das machte, wie ers lernte, wer ihm dabei geholfen hat, das sagt er nicht. Wenn man ihn heute fragt: Was hast du denn noch? so sagt er: O viel, viel! Man ließ ihn im Amte, gab ihm nur einen Hilfsgeistlichen zur Seite, der das besorgt, wozu man unumgänglich Augen braucht. Seine Predigten, von denen auch früher kein Buchstabe aufs Papier gekommen ist, hält er nach wie vor, und sie haben an Klarheit und Wärme nichts verloren. Seine Besuche bei den Armen, Kranken und Betrübten könnte ihm gar keiner abnehmen. Es ist merkwürdig, wie er zu trösten versteht. Und ganz ohne pastorenhafte Gottseligkeit; kaum daß ihm ein sogenanntes „frommes" Wort über die Lippen geht. Nur mit den Kindern spricht er vom lieben Gott und vom Herrn Jesus, wie von persönlichen Bekannten, denen man die Hand geben kann. Wie der die Kinder beten lehrt, das laß ich mir gefallen, da ist Wahrheit drin.

Du verdankst ihm viel, das hast du mir schon gesagt.

Ja, ich verdanke ihm viel. Ein gut Stück von meinem inwendigen Menschen. Ich glaube nicht, daß die Schule, wenn ich sie hätte bis zu Ende durchmachen können, mir das gegeben hätte, was mir sein Unterricht gegeben hat. Ich sehe es heute als ein Glück an, daß mich der Vater damals mit dreizehn Jahren von Rostock endgiltig heimkommen ließ. So bekam er mich

in die Mache, für alles und jedes. Eine regelrechte Gymnasialausbildung gabs da freilich nicht. Ich mußte mich mit dem Freiwilligenzeugnis begnügen; und auch das bekam ich nur mit knapper Not. Ich hatte ja keine Zeit, mehr für mich zu thun in diesem Sinne. Auf den künftigen Gelehrten konnte ich nicht lossteuern. Aber gesund hab ich gelernt bei ihm, und gern. Er gab nichts Überflüssiges, keinen Ballast, keinen Rauch. Alles leuchtete in Kopf und Herz hinein, was er sagte. O ja, ich verdanke ihm viel!

Er hatte aber wohl auch Freude an dir, sagte Margarete, indem sie mit frohem Lächeln an ihrem Mann hinaufsah. Zu einem so besondern Lehrer gehört auch ein besondrer Schüler, denk ich mir.

Gar nicht. Der zieht jeden. Wäre nicht sein Unglück über ihn gekommen, so hätte ich mirs stark überlegt, ob es nicht gut gewesen wäre, den Hans auch aus dem Treibhaus ins freie Land zu verpflanzen. Das hat nun nicht sein sollen.

Aber man braucht ja kein Schuljunge zu sein, um von ihm zu lernen, wandte Hans ein. Denkst du wohl an unsre Winterabende mit ihm?

Und ob ich daran denke! Du wirst es thun, Gretchen, nicht wahr, und ihm vorsingen?

Alles, alles, so gut ichs kann, Fritz.

Er spielt die Lieder auf dem Cello, auf dem er Meister ist; aber es fehlen ihm die Worte. Selber hat er keinen Ton in der Kehle. Was wird er für ein Gesicht machen, wenn er den Bach wieder hört! Den hat ihm seine Frau vorgesungen. Sie starb früh; er hats nie verwunden, hat sie sehr geliebt.

Sie fuhren eine Weile schweigend weiter, jeder mit seinen Gedanken beschäftigt. Endlich richtete sich Fritz gerade auf und sah sich um.

Da ist ja schon der Park und das Türmchen! In fünf Minuten sind wir da.

16

Die Herrschaften wären im Terrassenzimmer nach dem Garten zu, wurde ihnen von dem Diener gesagt, der eine der auf das weitläufige Treppenhaus mündenden Thüren öffnete.

Wir wissen Bescheid, sagte Fritz, bleiben Sie nur. Komm, Gretchen! — Er gab seiner Frau den Arm.

Elegante Leute, die Sternfeldts, hm? meinte Hans, indem er sich in dem großen schönen Saal umsah, durch den sie eben gingen. Wie gefällt dir unsre Bauernhütte daneben, Gretel?

Sehr! antwortete sie ernsthaft lächelnd.

In diesem Augenblick sah sie durch die offne Thür ins nächste Zimmer und blieb stehen. Fritz fühlte, wie ihr Arm in dem seinen zuckte, und sah sie verwundert an. Sie war bis in die Lippen blaß. Er folgte ihrem ängstlichen geradeaus gerichteten starren Blick. Drinnen stand Waldemar Scholz mit einer Dame im Gespräch.

Aufgepaßt! Feind in Sicht! fuhr es Fritz durch den Kopf. Er drückte Margaretens Arm fest an sich.

Nimm dich zusammen, Gretel, murmelte er schnell.

Schon sah sich Hans, der achtlos weiter gegangen war, verwundert nach ihnen um. Aber der kurze, fast herrische Ton in der Anrede ihres Mannes

brachte Margarete mit einem Ruck zu sich. Die Farbe kehrte in ihr Gesicht zurück, überflutete es förmlich. Etwas langsamer, aber ohne weiter zu zögern, gingen sie die letzten Schritte bis zur Thür.

Scholz hatte sie noch nicht gesehen; er sprach eifrig mit der Hausfrau, die sich nun von ihm trennte, um die Neuangekommnen zu begrüßen.

Dann wandte er sich auch um.

Ah! sagte er halblaut mit einer schnell wieder unterdrückten Geberde der Überraschung.

Wie durch einen leichten Nebel sah Margarete, daß noch mehrere Personen im Zimmer waren. Von der wortreichen Begrüßung verstand sie nicht viel. Das Blut sauste ihr in den Ohren, das Herz schlug ihr bis in den Hals hinauf. Nur nicht da zur Seite hinsehen! dachte sie. Sie hielt immer noch den Arm ihres Mannes fest. Laß mich nicht allein! bat die kleine ängstlich sich anklammernde Hand. Gerade das schien er aber jetzt zu beabsichtigen. Langsam ließ er seinen Arm sinken, faßte ihre mit herabgleitende Hand in die seine, drückte sie einen Augenblick fest und ließ sie dann los.

Sofort bemächtigte sich ihrer Frau Sternfeldt. Kommen Sie, trautste kleine Frau, sagte sie im härtesten Ostpreußisch, indem sie wohlwollend mit ihrer breiten Behaglichkeit auf das zarte, junge Ding herablächelte. Ich muß Sie bekannt machen. Ihren Mann und das Briderchen lassen Sie nur laufen, die wissen hier Bescheid. Wo stäckt denn mein Mann? Nirgends zu sehen. Windhund möcht man sagen, wänn er dazu nicht zu dick wär. Na, er wird sich schon wiederfinden. Kommen Sie!

Von der Vorstellung begriff Margarete nicht viel, obwohl sie Frau Sternfeldt umständlich und deutlich genug besorgte. Ein Postdirektor aus Malchin, zwei Gutsnachbarn mit ihren Frauen, drei junge Mädchen, dazugehörige Töchter; noch ein Jemand, noch ein Jemand — es ging ihr alles in unklarem Durcheinander an Augen und Ohren vorbei. Der schreckliche Name, der einzige, den sie gekannt hätte, war noch nicht genannt. Doch — jetzt —

I, Scholzchen, rief Frau Sternfeldt, die sich suchend umgesehen hatte, kommen Sie doch einmal von dem Thürpfosten da wäg, posiren Sie nicht! Der rote Vorhang steht Ihnen zwar gut, aber Sie sollen hier jetzt Ihren Knix machen — wie ist mir dänn? Haben Sie nicht neulich mit uns gestritten wegen dieser jungen Frau? Richtig. Sie behaupteten Fräulein Margarete Heidenreich aus Berlin, das könnte nicht Hällborns Frau sein, Sie kennten Sie aus Warnemünde, das wäre unmöglich.

Ich glaubs auch noch nicht, erwiderte Scholz, der sich tief verneigt hatte, mit melancholischem Lächeln, mehr zu Margarete als zur Hausfrau gewandt. Zwar — ich sehe und höre ja; aber ich traue weder Augen noch Ohren.

Sie sind komisch. Warum solls denn nicht möglich sein? fragte Frau Sternfeldt, da Margarete, hilflos verwirrt, stumm blieb.

Das sag ich nicht, antwortete Scholz mit demselben schwermütigen Gesicht.

Frau Sternfeldt lachte laut auf.

Was er dazu für romanhafte Augen macht! Sie gönnen wohl dem Hällborn nicht die niedliche kleine Frau?

Scholz zuckte die Achseln. Ich kenne Herrn Hellborn zu wenig, um zu wissen, was ich ihm gönne, versetzte er kühl.

Oho, rief Frau Sternfeldt, Sie sind ja ungezogen, Scholzchen! Lassen Sie sich das gefallen? setzte sie zu Margarete gewandt hinzu.

Gewiß nicht, antwortete diese aufatmend. Sie war plötzlich gar nicht mehr verwirrt; es lief ihr ein Gefühl wie fliegendes Feuer über die Haut. Als ob der schöne Mann da vor ihr, der sie mit seinen großen dunkeln Augen unverwandt betrachtete, gar nicht vorhanden wäre, drehte sie sich zur Hausherrin herum.

Ich wäre sehr froh, sagte sie laut, wenn Sie mich nun mit Frau Scholz bekannt machen wollten. Oder ist sie nicht da? Reist Herr Scholz wieder allein?

I nein! I wo dänn! — Frau Sternfeldt lächelte so schadenfroh, wie sie es mit ihrem weichen, blühenden Grübchengesicht irgend zu Wege bringen konnte. Dann tippte sie mit einem großen Fächer dem jungen Mann, der sich leicht verfärbt hatte, an die Schulter.

Wie Sie den Harrn hier sehen, ist er iberhaupt bloß ein Appendix, ein Anhängsel. Hier bei uns, meine ich. Anderswo wird er leider jräßlich verzogen, darum ist er auch so eitel. Hier muß er sich drein finden, daß seine Frau seine bässere Hälfte ist, was, Scholzchen?

Der Angeredete lächelte gezwungen.

Verehrte Freundin — ich weiß ja, daß ich bei Ihnen nun einmal rettungslos „drunter durch" bin. Was soll ich machen? Das beste wird sein, ich ergebe mich, oder vielmehr, ich flüchte mich. Töten Sie mich derweile in contumaciam.

Er verbeugte sich aufs neue tief vor Margarete. Gnädige Frau, ich hoffe noch — murmelte er mit einem kurzen, brennenden Blick; dann wandte er sich ab und trat auf die Terrasse hinaus.

Zur andern Thür kam gerade Herr Sternfeldt mit einer Dame herein.

Sieh, da hätten wir ja unser Marthchen, sagte die Hausfrau. Mein Mann hat sie sich offenbar aus dem Garten geholt. Er wittert die Suppe.

„Diniren" Sie immer erst um fünf? So städtisch? fragte Margarete lächelnd.

Jawohl, wenn wir Gäste haben. Sonst ässen wir bäurisch um zwölf Uhr zu Mittag und um sieben zu Abend. Sie müssen also annehmen, Sie hätten erst „gelunchт." Bärtchen! Marthchen! Sie winkte dem Mann und der Freundin.

Albert Sternfeldt, ebenso weitläufig, behaglich und blühend und ebenso ostpreußisch wie seine Frau, nahm nach kurzer Begrüßung die große „Futterglocke" vom Seitentischchen und läutete damit die Gäste zusammen, die sich in Nebenzimmern und im Garten zerstreut hatten.

Du mußt Frau Hällborn kännen lärnen, sagte inzwischen die Hausfrau zu Martha Scholz. Sie nahm die eben Herzugetretne mit einer mütterlichen Bewegung in den Arm und strich ihr über das braune Haar, das schlicht gescheitelt in schweren Wellen an den Schläfen niederging und im Nacken zu einem Knoten zusammengefaßt war. Ein schmales Gesicht schaute aus dem dunkeln Rahmen heraus, ein Gesicht, in dem alles blaß war, sogar die Augen, seltsame Augen, groß, hellgrau, sehr traurig.

Margarete stand in neuer Beklommenheit da. Mit was für andern Empfindungen wäre sie noch vor einem Jahre dieser Frau gegenübergetreten; mit welcher schmerzlichen Bitterkeit, mit welcher angstvollen Neugier! In diesem Augenblick fühlte sie nur eins: Mitleid. Unwillkürlich streckte sie die Hand hin; zu sprechen wollte ihr jetzt nicht gelingen.

Das ist Rächt, sagte Frau Sternfeldt, geben Sie ihr die Hand, drücken Sie sie tüchtig, seien Sie nätt mit ihr, sie verdient es, gut behandelt zu werden. Sie ist eine Pärle, mein Marthchen.

Martha Scholz zog nach einem leisen Gegendruck ihre kühlen, schlanken Finger aus Margaretens Hand zurück.

Du preisest mich schon wieder so an, liebe Majestät, sagte sie dann lächelnd zu der viel größern, stattlichen Freundin aufsehend, indem sie sanft ihre schmalen Schultern aus der weichen Umarmung befreite und sich wieder gerade aufrichtete. Das ist gar nicht klug. Das macht die andern argwöhnisch oder langweilt sie. Laß doch jedem seine eignen Augen.

Laß ich auch, Dummchen! Ich will sie ja nur länken, daß sie richtig sehen.

Das werden viele auch schon von selber thun, nicht wahr?

Margarete nickte. Nur, daß sich eben so viel andre nicht die richtige Zeit zum Sehen nehmen, antwortete sie dann.

Richtig, warf die Hausfrau ein. Und zweitens, daß manche Leute eine Art haben, sich zu verkriechen und zu verstäcken, daß man in Jahr und Tag nicht dahinter kommt, wes Geistes Kinder sie eigentlich sind. Wenn ich zum Beispiel diese Frau hier nicht schon von der Schule her kennte — wir waren nachher auch noch drei Jahre zusammen in derselben Pension — so wüßte ich wahrscheinlich heute nicht mehr von ihr als Sie. Man muß ihr förmlich nachschleichen, wenn man — na ja, unterbrach sie sich, da kommen alle unsre hungrigen Leute. Schläft die Kleine, Marthchen?

Ja; Lene ist so lange bei ihr. Hinten in der Laube.

Eine Kleine? fragte Margarete, ich denke, Sie haben nur zwei Jungen?

Ich, ja. Sie lächelte strahlend. Zwei schräckliche Kärle. Die Kleine gehört dieser armen Mutter, setzte sie gedämpfter und wieder ernst werdend hinzu. Ein schwaches Geschöpfchen nämlich, das uns viel Sorge macht. Deshalb sind sie auch auf allerhöchsten Befehl hier, für einige Wochen.

In diesem Augenblick kam Fritz heran und bot Martha Scholz den Arm; im Fortgehen nickte er Margarete freundlich zu.

Wie alt ist das Kind? fragte diese hastig, mit den Augen der blassen Frau nachdeutend, in deren Gesicht bei Erwähnung des „schwachen Geschöpfchens" das Leben zu erlöschen geschienen hatte.

Zweieinhalb doch schon. Ich dachte gar nicht, daß es so lange leben würde; jetzt giebt ja aber der Arzt Hoffnung. Da kommt mein Mann. Sie gehen mit ihm.

Zu ihrer großen Erleichterung fand Margarete auch an ihrer andern Seite bei Tische nicht den Gefürchteten. Sie atmete auf, als sie ihn am Ende der Tafel entdeckte. Als sie die Augen wieder erhob, sah sie gegenüber gerade in Fritzens Gesicht. Er war offenbar ihrem ängstlich suchenden Blick gefolgt, sah aber nun mit ernstem Lächeln an ihr vorbei. Sie wurde glühendrot. Was er wohl jetzt dachte? Sie hatte aber keine Zeit, sich in quälende Grübeleien einzuspinnen. Sternfeldt nahm ihre Aufmerksamkeit in liebenswürdigster Weise in Anspruch. Von Zeit zu Zeit warf sie einen Blick zu Fritz hinüber, der in eifriger Unterhaltung mit seiner blassen Gefährtin die übrige Umgebung nicht viel zu beachten schien. Marthas stilles Gesicht begann sich zu beleben; in ihren farblosen Augen wachte nach und nach ein sanfter Glanz auf.

Sehen Sie nur, sagte Sternfeldt vergnügt, wie das Marthchen Ihren Mann ansieht! Werden Sie nicht eifersüchtig?

O nein, antwortete Margarete warm. Das Lächeln, mit dem Martha Scholz zu Fritz aufblickte, war von rührender Lieblichkeit. Ich glaube, sie ist nicht sehr froh, die arme Frau, nicht wahr? fügte sie hinzu. Mein Mann versucht, sie zu trösten. Er versteht das.

Nein, sie ist nicht froh, bestätigte Sternfeldt ernst, gar nicht. Man kann gar nicht gut genug mit ihr sein. Wir versuchens ja auch nach Kräften, solange wir sie hier haben. — Er warf einen schrägen Blick ans Ende der Tafel hinunter. — Unser schöner Waldemar ist heute still; scheint sich über irgend etwas zu ärgern.

Margarete folgte unwillkürlich dem Blick ihres Nachbarn. Sie begegnete den wohlbekannten, dunkeln Augen, die sich jetzt eben, als hätten sie nur darauf gewartet, mit völlig unverhohlener Glut in die ihren tauchten. Peinlich erschrocken wandte sie sich ab.

Das Gespräch wurde nach und nach allgemein und wandte sich landwirtschaftlichen Fragen zu. Das waren jetzt für Margarete keine böhmischen Dörfer mehr. Aufmerksam hörte sie zu, wagte auch hie und da einmal eine verständige kleine Frage, worüber Sternfeldt jedesmal in „Äntzicken" geriet.

Hören Sie, Hällborn, rief er zu Fritz hinüber, das muß ich sagen, wie sich Ihre Frau aber in der kurzen Zeit eingelebt hat! Die haben Sie gut gezogen. Sie wissen, ich belehre mich immer järn bei Ihnen; wie haben Sie das gemacht? Meine Frau spärrt heute noch Mund und Nase auf, wenn sie sich mal ins Kuhhaus oder in den Schweinestall verirrt.

Im Gegenteil! rief die Hausfrau lustig. Zu halt ich mir Mund und Nase! Was du wohl glaubst!

Ich denke mir, sagte Fritz, nachdem man genug gelacht hatte, Ihre liebe Frau wird wohl ihre Gründe haben, weshalb sie nicht selber in allen Winkeln herumkriecht. Wer so viel Leute dafür zur Verfügung hat — bekanntlich gehts bei Ihnen ein bischen üppiger zu als bei uns. Sie habens „Gott sei Dank nicht nötig." Ich bin ja mein eigner Inspektor. Was meine Frau betrifft, so weiß die ganz von selber, was sie zu thun hat. Ich hab es nicht für nötig gefunden, sie mir zu „ziehen."

Margarete lehnte sich zurück; sie war einen Augenblick atemlos, so freute sie sich. Er hatte sie gelobt, vor all den fremden Leuten, vor dem — andern dort. Nicht mit deutlichen Worten, wie man Kinder lobt; aber sie verstand, was er sagen wollte. Noch besser verstand sie den warmen, tiefen Blick, mit dem er jetzt zu ihr herübersah.

Donnerwätter, sagte der Hausherr vergnügt, setzte sein geleertes Glas nieder und wischte sich den Schnauzbart. Da hab ich eine wäg. Hast du gehört, Bärtchen? Er braucht sich seine Frau nicht zu „ziehen." Und wie hab ich mich jahraus jahrein mit dir gequält!

Ist ja nicht wahr, Dicker, antwortete sie ebenso gemütlich. Bist ja von früh bis spät äntzickt von mir. Dein Gesicht möcht ich sehen, wenn ich plötzlich zu wirtschaften anfinge. Aber Spaß beiseite, liebe Frau Hällborn, warum Sie so furchtbar zugreifen müssen, das sehe ich doch nicht ein. Ich könne ja von früher her Ihr Mamsällchen.

Von der lern ich ja eben, sagte Margarete, rot vor Verlegenheit, weil alle Blicke auf sie gerichtet waren. So „furchtbar zugreifen" thu ich auch gar nicht; aber wie mein Mann sein eigner Inspektor ist, so muß ich doch nach und nach meine eigne Wirtschafterin werden können.

Ganz wörtlich möcht ich das nicht genommen haben, warf Fritz ein. Meine Frau hat den Wunsch, und dem pflichte ich bei, unser Mamselling nach und nach zu entlasten. Sie ist bald sechzig, ist seit fünfundzwanzig Jahren auf ihrem Posten und verdient wohl ruhigere Tage. Ehe man einer so treuen Person bei lebendigem Leibe eine Nachfolgerin giebt, übernimmt man lieber selbst einen Teil ihrer Pflichten und stellt ein paar untergeordnete Arbeitskräfte daneben an.

Um so etwas durchzuführen, dazu gehört aber auch ein Tausendsassa von Frau, erwiderte Sternfeldt. Was, Hällborn?

Fritz lächelte. Sie werden schon Recht haben, ich glaubs selber, antwortete er und hob sein Glas. Prost, Gretel! Er nickte ihr zu und trank aus.

Halt! rief der Hausherr, Sie nehmen sich da etwas vorwäg. Wir haben ja unsre bässern Hälften noch nicht leben lassen. Wo bleibt der Trinkspruch auf die Damen? Waldemar Scholz! Sie haben heute noch gar nichts für Ihre Unsterblichkeit gethan. Also los! Erheben Sie sich und Ihr Glas.

Der Angerufne erhob sich nicht; er lehnte sich vielmehr auf seinem Stuhl zurück.

Mir kommt es so vor, sagte er spöttisch lächelnd, als ob ich hierfür gar nicht der geeignete Redner wäre. Wollen Sie das nicht Herrn Hellborn überlassen? Seine Ansichten über die Bedeutung der Frau, der Gefährtin, scheinen mir sehr ideal. Er könnte uns mit Zugrundelegung des Goethischen Verses: „Die Hand, die Samstags ihren Besen führt“ u. s. w. eine bezaubernde Rede halten.

(Fortsetzung folgt)

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Klassen und Parteien in England. Ein paar vom Zaune gebrochne nebensächliche Fragen haben dem liberalen Kabinett Roseberry, das seit reichlich einem Jahre im Sterben lag, endlich das Lebenslicht ausgeblasen, und Lord Salisbury hat, abweichend vom Herkommen, sein Programm schon dem alten Hause entwickelt, ehe noch das neue Parlament, das seinem konservativen Kabinett zur Grundlage dienen soll, gewählt ist. Obwohl die Verhältnisse, aus denen die moderne Arbeiterfrage hervorgegangen ist, englischen Ursprungs sind, hat England doch bis in die neueste Zeit noch keine Arbeiterfraktion im Parlament gehabt. Vor der ersten Parlamentsreform im Jahre 1832, die die Zahl der Wähler von 400000 auf beinahe eine Million erhöhte, war eine politische Arbeiterpartei gar nicht möglich. Von da ab unterstützten die Arbeiter immer die von den Parteien, die ihnen am meisten versprach, und sie standen sich gut dabei, denn wenigstens etwas von dem versprochnen mußte gehalten werden. Die herrschenden Klassen, die, schon der

Kosten der Parlamentswahlen und der Diätenlosigkeit der Abgeordneten wegen, allein im Parlament unmittelbar vertreten waren, erleichterten den Arbeitern ihre Taktik, indem zwei von ihren beiden Interessengruppen, die Großgrundbesitzer und die Großindustriellen, einander gegenseitig anfeindeten und bloßstellten. Beschönigten die letztern in dem Kampfe gegen die Kornzölle ihr eignes Interesse mit der Fürsorge für die bessere Ernährung der Arbeiter, so unterstützten dafür die Grundbesitzer die den Großindustriellen verhaßte Arbeiterschutzgesetzgebung; und entwarf Lord Shaftesbury ergreifende Schilderungen des Londoner Elends, so malten dafür die Fabrikantenblätter die Zustände der ländlichen Arbeiter auf den eignen Gütern des berühmten Philanthropen nicht minder schwarz. In neuerer Zeit sind einige Gewerkvereinsmitglieder ins Parlament eingedrungen, und seit der letzten Wahl haben sich zwei Parteien, die Independent Labour Party und die sozialdemokratische Föderation, gebildet, die, mit der bisherigen Praxis brechend, eigne Kandidaten aufstellen. Beide zusammen werden schwerlich ein ganzes Dutzend Kandidaten durchbringen, aber würden ihre Erfolge mit der Zeit auch größer, so würden sie die Arbeiter trotzdem wahrscheinlich nicht rascher vorwärts bringen, als diese auf dem bisherigen Wege gekommen sind. Auf eine so starke sozialistische oder Arbeiterfraktion wie ihre deutschen Genossen haben sie schon deswegen keine Aussicht, weil das englische Wahlrecht auch seit der letzten Reform noch nicht ganz so demokratisch ist wie das unsre; wir haben 10 Millionen Wähler auf 50, die Engländer 5 Millionen Wähler auf 39 Millionen Einwohner.

Zu diesen Eigentümlichkeiten des dortigen Parteiwesens kommen noch drei andre, die es von dem unsern vorteilhaft unterscheiden. Erstens kann es in England nicht vorkommen, daß eine Partei in den Verdacht der Vaterlandslosigkeit oder gar Vaterlandsfeindschaft gerät oder mit einem Schein von Recht einer so schlechten Gesinnung beschuldigt werden kann. Der Grund dieses erfreulichen Zustandes ist sehr einfach: Staat und Vaterland sind in England seit Jahrhunderten eins. Das Vaterland hat natürliche Grenzen, sodaß man genau weiß, wo es aufhört, und das Interesse aller Stände, Klassen und Parteien an der Machterweiterung des eignen Staates ist solidarisch. Jeder Engländer weiß es: wird England größer, so wird der Topf größer, aus dem ich esse; es ist richtig, daß die Herrschenden mit ihrem größern Löffel und weil sie näher dabei sitzen, größere Portionen herausschöpfen, aber im bescheidnen Maße wächst doch auch die Portion des gemeinen Mannes mit; und das eine wenigstens weiß er bestimmt, würde England kleiner, so würde auch sein, des Armen, Anteil kleiner und seine Not größer. Dagegen hat der Deutsche niemals so recht gewußt, wo eigentlich sein Vaterland liegt, und wie groß es ist, und hat in patriotischen Liedern allerlei Vermutungen darüber angestellt. Vaterland und Staat fallen ihm bis auf den heutigen Tag nicht zusammen — sind doch Sachsen und Hamburg in Lotterie- und andern Sachen Ausland für den Preußen — noch weniger Vaterland und Volk. Daran, daß die Machtentfaltung des Staats vom einzelnen als Vorteil empfunden würde, ist gar nicht zu denken, denn dehnt sich Preußen aus, so hat der Baier nichts davon, und das Gesamtvaterland denkt gar nicht daran, sich auszudehnen; wems daheim zu eng wird, dem bietet sein Staat kein Indien und kein Kanada, kein Australien und kein Südafrika.

Der zweite Unterschied ist, daß der Klassenkampf in England nicht durch den Mißbrauch der Rechtspflege vergiftet wird. Die britischen Unternehmer sind in der Ausbeutung und Unterdrückung ihrer Arbeiter so brutal wie möglich verfahren, aber sich mit dem Scheine des Rechts schmücken, wo sie kein Recht hatten, haben

sie kaum jemals versucht. Die Rede-, Preß- und Versammlungsfreiheit ist den Arbeitern niemals verschränkt worden, und nachdem sie sich die Koalitionsfreiheit erkämpft haben, ist es keinem englischen Juristen eingefallen, diese durch unwürdige Interpretationskünste und durch einen Grobenunfugparagraphen ihres Inhalts zu berauben und so das von der Gesetzgebung offen gewährte auf hinterlistigen Umwegen wieder zurückzunehmen.

Drittens kann sich auch in England die Bekämpfung der Arbeiter nicht hinter die angebliche Fürsorge für die Volkssittlichkeit verbergen, die bei uns so bequeme Vorwände zur Einmischung der Polizei und Justiz in den Klassenkampf darbietet. Dort weiß man es von jeher, daß nicht die höhern und höchsten Stände, sondern die Mittelstände die Träger der Volkssittlichkeit sind; man weiß es von den Zeiten Wiclefs und der Lollarden her, die Rogers die Ahnen der Puritaner nennt. Zwar haben sich die vornehmen Kreise, die noch im Beginn unsers Jahrhunderts — man denke an die Ehestandsgeschichten Georgs IV. und seiner Karoline — äußerst zynisch waren, von da ab auf den Cant verlegt, wohl weil ihnen die Haltung des wiedererstehenden Mittelstandes und seine Kritik Rücksichten auferlegte, aber bis auf den heutigen Tag vertritt die vornehme Welt auch öffentlich in Sachen der Sittlichkeit die liberalere Richtung und verhält sich teils spöttisch ablehnend, teils entschieden feindlich gegen die Sittlichkeitsbestrebungen der untern Klassen, die bei der Geschmacklosigkeit des englischen Volkes und seiner Neigung zur Sektirerei oft so wunderliche Formen annehmen. Gerade hochtoryistische Organe, wie die Saturday Review, sind es, die das Treiben der Heilsarmee und der Temperenzler, die Lokalvetobill (wonach eine Zweidrittelmehrheit der Wähler einer Gemeinde die Schließung aller Schankwirtschaften nach Ablauf ihrer Konzession verlangen kann) und strenge Maßregeln gegen anstößige Theateraufführungen als a nuisance bekämpfen, während die Arbeiterführer gegen alle Arten von wirklicher oder vermeintlicher Unsittlichkeit, unter anderm auch gegen den Rennsport und das Wetten eifern. Adam Smith hat das psychologisch begründet. Er sagt: Ein Arbeiter kann sich schon zu Grunde richten, wenn er nur ein paar Tage in der Woche bummelt oder sich kostspielige Vergnügungen erlaubt; deswegen werden Ausschweifungen aller Art in diesen Kreisen sehr hart beurteilt. Einem Manne dagegen, der ein hohes, gesichertes arbeitsloses Einkommen bezieht, schadet Liederlichkeit gar nichts, daher gilt sie in diesen Kreisen höchstens als eine sehr läßliche Sünde. Den untern Ständen, meint er, gefalle daher eine Religion desto besser, je rigoroser sie sei, und das werde für den Staat oft lästig und gefährlich, indem es die fanatische Sektirerei begünstige. Der Staat müsse darauf bedacht sein, durch Volksfeste und Veranstaltung von Vergnügungen die Volksmassen aufzuheitern. Bekanntlich sind, was damit in Verbindung steht, in England die Volksmassen auch religiös geblieben, weil ihnen das Dissentertum eine Befriedigung ihrer religiösen Bedürfnisse gewährt, die nicht für politische Zwecke gemißbraucht werden kann. Die englische Staatskirche ist, gleich allen Staatskirchen, ein Werkzeug der herrschenden Klassen und darum dem gemeinen Manne teils gleichgiltig, teils verhaßt. Auf dem Kontinent, wo die ärmere Bevölkerung überall auf herrschende Landeskirchen angewiesen war, blieb ihr nichts übrig, als unkirchlich zu werden. So haben es die Engländer ihrer freiern Entwicklung zu danken, daß ihr Parteileben weniger durch allerlei Lüge und Heuchelei gefälscht und vergiftet wird als bei uns.

Symbiose und Parasitismus. Zwei Vorkommnisse, die schon einen reichlichen Monat zurückliegen, müssen wir doch nachträglich noch erwähnen, weil

sie aufs deutlichste zeigen, in welche unlösbare Widersprüche blinde Kampfbegier die für ihre eignen Interessen kämpfenden verwickelt. Die Feindschaft der kleinern Gewerbtreibenden gegen die Konsumvereine ist bekannt und erklärlich. Man wird sich daher nicht besonders darüber wundern, daß der schlesisch-posensche Verein zum Schutze des Handels und Gewerbes auf einer am 16. Juni zu Liegnitz abgehaltenen Delegirtenversammlung zwei Resolutionen angenommen hat, in denen verlangt wird, daß „die Ausnahmestellung der Konsumvereine jeder Gattung" in Beziehung auf Steuern, Konzessionspflicht und gewerbepolizeiliche Aufsicht beseitigt, die Erlaubnis zur Gründung solcher Vereine von der Bedürfnisfrage abhängig gemacht, allen Staats- und Kommunalbeamten die Beteiligung an ihrer Leitung verboten werde, und daß „jede Protektion dieser Vereine, sei es durch Lieferungsaufträge oder irgend welche Begünstigungen," in Zukunft aufhöre. Auffälliger ist schon, daß die Versammlung mit dem Vorsitzenden des Bundes der Landwirte, Herrn von Plötz, Grüße austauschte, und daß die sich Begrüßenden einander gegenseitig versprachen, zur Rettung des bedrohten Mittelstandes getreulich zusammenwirken zu wollen. Konsumvereine spielen nämlich unter den „kleinen Mitteln," mit denen sich die ländlichen Grundbesitzer zu helfen suchen, eine gar nicht unbedeutende Rolle, und obwohl der Bund der Landwirte von diesen kleinen Mitteln, die viel tausend deutsche Bauern des Westens seit Jahrzehnten, seit einigen Jahren auch viele schlesische mit erfreulichstem Erfolg angewandt haben, bis Ende vorigen Jahres nichts wissen mochte, hat er sich doch, da ihm sein großes Mittel vor der Hand versagt bleibt, zu guterletzt dazu bequemt.

Man könnte nun meinen, die kleinen Gewerbtreibenden gedächten die ländlichen Konsumvereine von dem allgemeinen Verdammungsurteil auszunehmen. Diese Meinung war aber am 16. Juni nicht mehr möglich. Denn kurz vorher (wie bereits in Nr. 28 der Grenzboten erwähnt worden ist) hatte der deutsche Handwerkertag, der von ganz demselben Geiste beseelt ist wie der oben genannte Verein, in einer Resolution gesagt: „Der Handwerkertag verurteilt die Konsumvereine als einen Übergriff nackter Selbstsucht in die Existenz und das Recht des Nächsten; er sieht in ihnen den Keim zu völliger Zerstörung unsrer gegenwärtigen Gesellschaftsordnung und Untergrabung der Monarchie infolge ihrer sozialistisch-kommunistischen Tendenz." In der Verhandlung hat, nach einem Berichte der Nationalliberalen Korrespondenz, der Referent die landwirtschaftlichen Konsumvereine, die zumeist Einkaufsgenossenschaften zur Beschaffung von Gegenständen für den landwirtschaftlichen Betrieb sind, wie Düngemittel und Maschinen, ausdrücklich in die Verurteilung einbezogen, und Einwendungen dagegen wurden von der Versammlung zurückgewiesen. Ja dieser Referent, der bekannte Reichstagsabgeordnete Metzner, nannte die Gründer von Konsumvereinen eine Räuberbande! Bedenkt man nun noch, daß sich die Agrarier mit dem bisherigen, zweifellos berechtigten und wohlthätig wirkenden landwirtschaftlichen Genossenschaftswesen nicht begnügen, daß sie großartige Handels- und Produktivgenossenschaften anstreben: das Monopol des Getreidehandels, der Müllerei und Bäckerei (und was etwa noch nachkommen wird, denn warum sollten die Landwirte, wenn sie einmal angefangen haben, nicht alle ihre Produkte, auch Fleisch, Wolle, Holz bis zur Gebrauchsfertigkeit verarbeiten wollen), so steht einem bei dem Gedanken, daß alle diese Leute sich einbilden, zu einer und derselben Partei gehören zu können, der Verstand still.

Oder vielmehr, der Verstand würde uns stille stehen, wenn wir nicht wüßten, woher die Verwirrung entspringt. Sie ist die notwendige Wirkung eines Gedränges, worin die Leute den Kopf verlieren, zumal da sich die Personen, die

wohl wissen, wo der Ausweg liegt, sorgfältig hüten, ihn zu zeigen. Wir haben diesen Zustand schon oft charakterisirt, unter anderm einmal als den unmenschlichen Kampf ums Dasein, im Gegensatz zu dem menschlichen, wo der Mensch mit dem Menschen im Bunde die Naturgewalten bekämpft und bändigt. Die an die Spitze gestellten beiden Begriffe machen die Lage nicht weniger klar. Alle lebenden Wesen sind zur Befriedigung ihrer Bedürfnisse auf einander angewiesen. Wird jede Leistung des einen Teils durch Gegenleistungen des andern aufgewogen, sodaß jedes dem andern nützt und zugleich von ihm Vorteil zieht, wie die honigliefernde Pflanze und das ihre Blüte befruchtende Insekt, so nennt man es Symbiose; nimmt der eine Teil die Leistungen in Empfang ohne Gegenleistung, den Wohlthäter aussaugend und entkräftend, so ist es Parasitismus oder Schmarotzertum. In den Anfängen der Arbeitsteilung und bei reichlich vorhandnem freien Boden herrscht die Symbiose vor. Bauer und Handwerker können einander gar nicht entbehren; beim gegenseitigen Austausch ihrer Erzeugnisse gewinnt jeder gleich viel; es giebt nichts, was den einen von beiden nötigen könnte, sich vom andern übervorteilen zu lassen. Dasselbe Verhältnis waltet ob zwischen Brotherrn und Knecht. Der Knecht wird Ansiedler, sobald sich der Herr weigert, ihm eine so angenehme Lage zu bereiten, daß er sich dadurch für die ihm abgehende Unabhängigkeit entschädigt fühlt. Je dichter sich dann aber die Menschen zusammendrängen, und je verwickelter die Arbeitsteilung wird, desto mehr tritt Parasitismus hervor. Er kann sich leicht an Stelle der Symbiose einnisten, weil sich zwischen Produzenten und Konsumenten eine unübersehbare Menge von Zwischengliedern einschiebt, weil vom Produzenten dieses oder jenes Gegenstandes überhaupt nicht mehr die Rede sein kann, indem zu jeder Produktion eine Menge Menschen zusammenwirken, weil der Reichtum seinem Besitzer gestattet, ohne Arbeit, d. h. als Parasit, zu leben, und weil der Luxus parasitische Existenzen, z. B. Diener, die nur zum Staate dasind, geradezu fordert.

Haben später die Enge und das Gedränge einen gewissen Grad erreicht, dann wird zwar der Parasitismus wieder erschwert, gleichzeitig aber unvermeidlich. Die Zahl derer, die der Mutter Erde den Segen abgewinnen, ist zu klein im Verhältnis zur Zahl derer, die darauf angewiesen sind, die Rohstoffe zu verarbeiten, den Güterumlauf zu besorgen, in der Staatsverwaltung Beschäftigung zu suchen und geistig zu produziren; so muß denn einer auf Kosten des andern zu leben, jeder dem nächsten von dem unzulänglichen Volkseinkommen einen Fetzen abzujagen suchen. Das Leben wird eine Beutejagd jedes auf jeden. Das ganze Volk gleicht einer Bauernwirtschaft, auf der die fünf Kinder des Bauern kleben bleiben, auch nachdem sie erwachsen und verheiratet sind, oder einer Schmiede, die nur Raum für einen Schmied hat, in der aber die fünf erwachsenen Söhne des Meisters jeder sein Geschäft betreiben wollen. So wird jeder des andern Schmarotzer. Der Arbeiter, der mehr Lohn erpreßt, als das Unternehmen abwirft, wird Parasit seines Brotherrn, dieser aber ist Parasit des Arbeiters, dem er weniger zahlt, als zum Leben gehört. Der Landwirt, der einen künstlich erhöhten Getreidepreis erzwingt, ist Parasit des Städters, und dieser, der dem Landwirt die Produktionskosten des Getreides nicht bezahlt, ist dessen Parasit. Der Handwerker und der Krämer, die teure und schlechte Waren liefern müssen, weil sie sonst nicht bestehen könnten, sind Parasiten ihrer Kunden, und indem diese unmittelbar oder durch einen Konsumverein mit dem Fabrikanten in Verbindung treten, machen sie diesen zum Schmarotzer des Handwerkers und des Krämers. Wir sind noch nicht durchweg so weit im deutschen Reiche, aber es ist die Annäherung an diesen Zustand, was die poli-

tisirenden Menschen so wild und blind macht, daß sich vermeintliche gute Freunde gegen einen vermeintlichen Feind verbünden und einander dabei gegenseitig das Fell über die Ohren ziehen.

Litteratur

Geschichte der neuern Philosophie. Von Kuno Fischer. Neue Gesamtausgabe. 6. Band: Friedrich Wilhelm Joseph Schelling. 8. Band: Arthur Schopenhauer. Heidelberg, Winter. 6. Band 1895; 8. Band 1893

In den vorliegenden Bänden macht das für das Verhältnis unsrer Zeit zur philosophischen Wissenschaft in weitern Kreisen wichtige Werk zwei bedeutende Fortschritte. Zu der in den siebziger Jahren nur zur Hälfte gegebnen Darstellung der Lehre Schellings tritt jetzt der Abschluß: die „positive Philosophie" des großen philosophischen Zauberkünstlers, die vor einem halben Jahrhundert in Berlin mit atemloser Spannung wie ein Orakel erwartet wurde und doch so wirkungslos blieb und so gründlich vergessen wurde, daß sie eigentlich erst jetzt in ihren Auslegern an die Öffentlichkeit zu treten scheint. Dazu gesellt sich mit Überspringung Hegels, des lange schon in Aussicht gestellten unbeliebten Meisters des beliebten Geschichtschreibers der Philosophie (7. Band!), im 8. Band als neue, der Zeit willkommnere Erscheinung Arthur Schopenhauer.

Fassen wir zunächst den Helden des nun vollständigen sechsten Bandes ins Auge. Der „Identitätsphilosoph," der sich zunächst nur in den Kopf gesetzt hatte, Fichte mit Spinoza, das „Ich" mit dem Alleinen, den metaphysischen Nordpol mit dem Südpol zu vereinen, hat mit dieser Lehre ebenso rasch wie blendend Glück gemacht. Die Kämpfe und Anfeindungen Fichtes blieben ihm erspart, und er mußte nicht so lange warten, wie der ältere und doch sehr bescheiden in seinem Gefolge auftretende, erst spät, aber dann zu Schellings grimmigem Ärger erfolgreich rivalisirende Landsmann Hegel. Unter den Erben, die sich damals unter dem Zulauf aller Welt um Kants hinterlassenen Geisteshort stritten, galt und kann noch heute Schelling als der genialste gelten. Nicht etwa, weil er gerade Kants lieber Sohn und nächster Verwandter gewesen wäre. Hatte Kant schon Fichte, den er noch erlebte, abgelehnt, was würde er erst zu dem tollkühnen schwäbischen Poetenkopf gesagt haben, der so dreist die psychologische Thatsache, das empirische Ich, mit der Fichte nur transcendentale Dialektik zu treiben gewagt hatte, mir nichts dir nichts zum Universum aufblähte; der das „Ding an sich" unter dem Vorgeben hinwegeskamotirte, daß er sich nicht be„dingt" fühle, und der Kants Kritizismus, diese festeste vernunftgemäße Begründung des erfahrungsmäßigen objektiven Wissens, mit einem luftigen idealistischen Subjektivismus in eins setzte. In dem Schellingschen „Idealismus" träumt sich eine Menschenseele zur „Weltseele" und läßt die Gebilde ihres Traums sich „depotenziren," „potenziren" und „absolut selbsterkennen," bis sie endlich wieder „am Ziele des Weltprozesses" zu der „totalen

Indifferenz" zurückkehrt, von der sie ausgegangen ist. Aber diese Phantasmagorien wurden hier von einer Persönlichkeit geltend gemacht, die etwas berückendes gehabt haben muß — ganz anders als der bäurische Fichte und der schulmeisterliche Hegel — und von diesem Vorzug in einem glänzenden, von Frauenhuld (Karoline!) und Fürstengunst getragnen Lebenslauf Gebrauch machte. Sein Glück machte ihn zuversichtlich, und die dämonische Zuversichtlichkeit in seinem Auftreten ist wieder ein Schlüssel zu seinen Erfolgen. Dabei verschonte Schelling sein Publikum wohlweislich mit logischen und dialektischen Schulfuchsereien und stand immer als wunderthätiger Magus am Eingange zu dem Innern der Natur und einer geheimen, durch Mysterien fortgepflanzten Weisheit, deren Kräfte seine „Naturphilosophie" benutzen, deren Orakel seine „Offenbarungsphilosophie" deuten und verstehen lehrt. Viel, wenn nicht das meiste, trug auch hier der naive Hang des Menschen zum unbedingten und zum verbotnen Wissen, das Eritis sicut deus, die Zauberformel der geistigen „Größen" unsrer Zeit, zum äußern Erfolge bei. Denn als der Philosoph, nach jahrzehntelangem Hinhalten und Ausweichen endlich beim Wort genommen, ehrlich genug nichts andres herausbrachte als mystisches Christentum und Apokalypse, da liefen sie ihm davon.

Alle die Erfolge, die die Erben Kants einer nach dem andern im Laufe der Zeit eingebüßt haben, hat schließlich Schopenhauer in seine Scheuern gesammelt. Der „weinende Philosoph," von den Kindern des Hauses lange Zeit beiseite gedrängt und völlig enterbt, hat zuletzt gelacht — und er durfte lachen. Denn die philosophische Universalerbschaft, die er triumphirend noch am Ende seines Lebens in den fünfziger Jahren antreten konnte, ist ihm bis auf den heutigen Tag gewahrt worden. Zwar ist der Geschichtschreiber der Philosophie bereits in der Lage, die Teile anzugeben, die davon absplittern und die Zeit anzukündigen, wo auch dieser geistige Besitz wieder in die Brüche gehen wird. Die merkwürdige Gesellschaft, die den großen Gecken des Geistes in Frankfurt am Main zum Kaiser der Denker ausrufen ließ, Zukunftsmusiker, Nihilisten, Sportsleute, freie Weiber, Spiritisten, Sanskritisten, Kadetten, Juden, Gigerl und die Handlungsreisenden aller „Branchen," diese philosophische Gesellschaft ist in einer auffälligen Umbildung und Zersetzung begriffen. Teils ist ihnen der Schwindel mit den „Parerga und Paralipoména" langweilig geworden. Sie finden die „Philosophie der Geschlechtsliebe" jetzt bei Mantegazza ausführlicher auseinandergesetzt und ziehen das Tarara-bum-dié dem Nirwana und lebendige Barison Sisters allen gedruckten Kapiteln über die Weiber vor. Zum Teil wollen sie nun endlich mit der Entthronung des lieben Herrgotts und der Alleinherrschaft des „Willens zum Leben" ernst machen. Diesen Willen Schopenhauerisch zu „verneinen" fällt namentlich den jüdischen Anhängern des Nirwana vor der Hand nicht ein. Sie haben sich daher schon einen neuen philosophischen Kaiser in partibus zurecht gemacht, der zwar inzwischen als armer Kranker im Irrenhause dahinsiecht, dafür aber den Vorzug der Konsequenz hat und überdies den Vorzug hat, dem litterarisch führenden Hause Juda besser zu passen als der „gemeine Antisemit" Schopenhauer. Ein dritter Teil endlich hat seinen Pessimismus ausschließlich auf die Kunst übertragen und tobt ihn in Richard Wagner, Ibsen, Stuck, in roter Musik, Gründichtung und Violettmalerei aus.

Es brächte der litterarischen Stellung Schopenhauers nur Vorteil, dieses Publikum — Bewunderung von Kindern und von Affen! — loszuwerden. Es hat ihm zwar sehr der Gaumen darnach gestanden, so wenig er es Wort haben mochte, allein seiner richtigen Schätzung durch seines gleichen thut es sehr Eintrag, ihn so „berühmt" zu sehen. Thatsächlich verdient Schopenhauer nicht, heute am

fin de siècle berühmt zu sein. Er ist besser als seine Berühmtheit. Mag sich der Kundige auch noch so sehr über seine grobe Behandlung und Zerstörung seiner Kantischen Geistesgebilde, seinen verderblichen Einfluß auf die Auslegung und die Fortwirkung Kants in unsrer Zeit, seine maßlose Willkür im Zurechtstutzen der gesamten Geistesgeschichte allein auf sich und die Schlagwörter seiner Philosophie — mag er sich über alles das noch so oft ärgern, er wird sich dem eigentümlichen Zauber dieser grotesken geistigen Größe doch nie ganz entziehen können. Schopenhauer blieb es vorbehalten, den Keim zur Dämonologie, den Kants ehrliche Aussprache der Natur und der Grenzen menschlicher Vernunft in sich trug, zu der ihm angemessenen organischen Entfaltung zu bringen und damit die geistige Verfassung eines ganzen Zeitalters zu bestimmen. Das gelang ihm genau so, wenn auch in anderm, minder erhabnem Sinne, als er es unablässig pomphaft von sich verkündete, es gelang ihm vor allen, die auf die Kantische Erbfolge Anspruch machten: ganz besonders vor Fichte und Schelling, die an demselben Punkte wie er einsetzten und die daher auch (in ihrer Willenslehre) entschiedne Übereinstimmung mit ihm zeigen. Schopenhauer gehört mehr der allgemeinen Geistesgeschichte an, als der besondern Geschichte der philosophischen Lehren. Er ist ein nach allen Seiten, nicht vermittelt, sondern selbständig, elementar wirkender Geistesherd, ein großer Schriftsteller, ein ungewöhnlicher, in seiner Art gewiß auch großer Mensch. Selbst seine Eitelkeit ist von der großen, überlegnen Art. Sie durchschaut sich und persiflirt sich selbst. Sie ist humoristisch und wirkt somit in ganz anderm Sinne komisch als die gemeine, gesellschaftsfähige Eitelkeit der „Größen," von denen zwölf auf ein Dutzend gehen. Sein sonstiger Charakter zeigt die Schlacken seiner Lehre. Er war ein Mensch, hat dies aber auch weniger als je einer vor ihm geleugnet, hat es zu fühlen bekommen und tief gefühlt.

Wir danken dem Geschichtschreiber der Philosophie — aus diesen Gründen — seine vorgreifende Einreihung des Modephilosophen in sein großes Geschichtswerk. Wir sehen dabei — nicht immer gern, wie wir bekennen — über manche diplomatische Zugeständnisse an Zeitströmungen und Zeitgeschmäcke weg, die dem Verfasser sichtlich nicht leicht werden und, wenn wir zwischen den Zeilen zu lesen verstehen, ihm früher wohl noch schwerer wenn nicht unmöglich geworden wären. Wir wollen nur das hervorstechendste, das Verhältnis zu Richard Wagner berühren. Schopenhauers bekanntes Kraftwort auf die unterthänige Widmung der „Walküre" haben wir in dem starken Bande über Schopenhauer vergebens gesucht. Sein entschiednes und so schroff als möglich belegter Gegensatz gegen die Wagnersche Richtung schimmert nur gelegentlich nicht als seine Lehre, sondern als private Ansicht des Darstellers dieser Lehre hindurch. So bleibt das konventionelle Bild des philosophischen Schutzpatrons von Bayreuth bestehen, das doch eine objektive Geschichtschreibung zerstören sollte. In der Vorrede zu „Schelling" hat uns die Heranziehung der Wagnerschen „Götterdämmerung" und des „religiösen Grundmotivs" des „Parzival" zur Philosophie der Mythologie und Offenbarung befremdet. Wagner „hätte da genug Ideen finden können, die mit ihm übereinstimmen." Also Weissagung auf den Messias von Bayreuth! Auch die Berliner „Modernen" erhalten ihren Heros Ibsen als den großen „Entdecker" der „Vererbungsdramatik" wohlwollend bestätigt.

Die Vorzüge der Darstellungsweise, durch die der Verfasser so abgelegne, tiefe und vielfach dunkle und verbaute Gebiete des Geistes dem allgemeinen Verständnis und Interesse zugänglich zu machen versteht, sind durch die stattliche Reihe von Bänden seines Werkes zu bekannt, als daß man sie bei den vorliegenden be-

sonders zu rühmen brauchte. Die paragraphische Kunst des fortschreitenden Zusammenfassens ermöglicht in jedem Augenblick die Orientirung über den Punkt, wo man sich gerade befindet, im Zusammenhang mit dem zurückgelegten Weg und dem Ausblick auf das noch bevorstehende — eine Gipfelwanderung, die dabei doch die Einsicht in die verborgensten Thäler und privatesten Winkelchen niemals ausschließt. Manchem mag wohl mitunter etwas zuviel geschehen im Aufsuchen und Begucken des allzu Privaten und sehr Unphilosophischen in diesen philosophischen Regionen. Wie macht sich das nicht allzeit „ewig" Weibliche in dem Bande über Schelling breit, wie bläht sich in dieser „Karoline" die Eitelkeit, die Philosophie der Philosophenfrauen! Doch das zieht ja eben an — wenn auch nicht gerade „hinan."

Zum Schluß die Mitteilung an unsre Leser, daß der berühmte Verfasser seiner alten Gewohnheit, sich mehr oder minder philosophisch mit bescheidnen Ansichten dieser grünen Hefte auseinanderzusetzen, auch in diesen Bänden treu geblieben ist. Wir freuen uns dieses Fortlebens in der „Geschichte der neuern Philosophie," auch wenn es nach seinem Urteil schlecht verdient sein sollte, und trösten uns damit, daß er uns nicht so mit seinem erhabnen Zorne beehren würde, wenn er nicht *φιλόσοφόν τι* bei uns vermutete.

Von Meyers Reisebüchern sind die Deutschen Alpen, zweiter und dritter Teil*), in vierter und dritter Auflage erschienen. Die Einrichtung dieser praktischen und zuverlässigen Führer ist bekannt. Sie sind in der neuen Bearbeitung durch lokalkundige Fachmänner vervollständigt und wesentlich bereichert worden. Einige Abschnitte, die wir aus jüngster Erfahrung genauer beurteilen können, sind dadurch zum besten geworden, was für die betreffenden Gebiete jetzt zu haben ist. Wir rechnen dazu im zweiten Teil Salzburg-Berchtesgaden und Unterinnthal, und im dritten Steiermark und das Küstenland. Reisenden und Sommerfrischlern, die sich nicht gerade die weniger zugänglichen Hochregionen der Alpen zum Tummelplatz wählen, für die „Der Hochtourist in den Ostalpen" von Heß und Purtscheller, in demselben Verlage, treffliche Auskunft giebt, können diese Bände, ebenso wie der ältere über Oberbaiern, bestens empfohlen werden.

*) Zweiter Teil: Salzburg-Berchtesgaden, Giselabahn, Salzkammergut, Hohe Tauern, Unterinnthal, Zillerthal, Brennerbahn, Pusterthal und Dolomite. Mit 26 Karten, 5 Plänen und 7 Panoramen. Gebunden 4 Mk. — Dritter Teil: Ober- und Niederösterreich, Salzkammergut, Salzburg, Steiermark, Kärnten, Krain, Istrien und Dalmatien. Mit 18 Karten, 7 Plänen und 6 Panoramen. Gebunden 4 Mk.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Der Gouverneurwechſel in der Kapkolonie

Aus Kapland

Während die Augen Europas in den letzten zehn Monaten faſt unausgeſetzt auf den Kriegsſchauplatz im Oſten Aſiens gerichtet waren, haben ſich im Süden eines andern Weltteils die Vorboten nicht minder wichtiger Ereigniſſe gezeigt. Es ſcheint, als ob in Südafrika in den nächſten Jahren, ja ſchon in der allernächſten Zeit Veränderungen ſtattfinden würden, die, wenn auch nicht für die übrige Welt, ſo doch für uns Deutſche viel größere Bedeutung haben dürften als die Kämpfe im Oſten. Am 30. Mai hat der neue Gouverneur der Kapkolonie in der Hauptſtadt des Landes ſeinen Einzug gehalten, von der großen Maſſe der Bevölkerung, wie zu erwarten ſtand, ziemlich kühl begrüßt, von Rhodes Anhängern dagegen mit der größten Begeiſterung aufgenommen. In den deutſchen Blättern wurde ſeiner Zeit des Wechſels nur kurz Erwähnung gethan. Man wußte wohl, daß der Neuernannte ein Geſchöpf des Herrn Rhodes ſei, aber man maß ſeiner Berufung keine größere Wichtigkeit bei. Und doch iſt dieſe für Südafrika von der größten Wichtigkeit. Das Land ſcheint damit an einen Wendepunkt ſeiner Geſchichte gekommen zu ſein. Seine augenblickliche Lage hat eine gewiſſe Ähnlichkeit mit der Auſtraliens, wo man jetzt auch eine Einigung plant, nur mit dem Unterſchiede, daß ſich die Einheitsbeſtrebungen in den auſtraliſchen Kolonien von innen heraus entwickelt haben, während in Südafrika die Vereinigung den verſchiednen Staatsweſen von der Kapkolonie und dem Mutterlande aufgezwungen werden ſoll.

Um in die gegenwärtige Lage und in die vorausſichtliche Zukunft Südafrikas einen Einblick zu erhalten, müſſen wir uns vor allem die Ereigniſſe vergegenwärtigen, die den Wechſel im Statthalteramt zur Folge hatten.

Kurz nach der Rückkehr des Herrn Rhodes von seinem letzten, denkwürdigen Aufenthalte in Europa verbreitete sich in der Kapkolonie die allgemein überraschende Nachricht, daß der beliebte Gouverneur und High Commissioner, Sir Henry Brougham Loch, um seine Entlassung gebeten habe. Nach wenigen Tagen bereits wurde der Name seines Nachfolgers bekannt. Es war Sir Hercules Robinson, der seine jetzige Stellung schon als unmittelbarer Vorgänger Sir Henrys von 1880 bis 1889 innehatte.

Betrachten wir kurz die Bedeutung der beiden in einer Person vereinigten Ämter eines Gouverneurs der Kapkolonie und eines englischen High Commissioners für Südafrika. Das High Commissioneramt ist bei weitem das wichtigere. Der Gouverneur ist der verfassungsmäßige Vertreter der englischen Krone, oder eigentlich der Regierung des Mutterlandes, und hat auch hier denselben geringen Einfluß auf die innere Politik, wie in jeder andern englischen Kolonie mit verantwortlicher Selbstverwaltung. Viel bedeutender ist der Einfluß, den er in seiner gleichzeitigen Stellung als britischer Generalbevollmächtigter (High Commissioner) für Südafrika hat. In dieser Eigenschaft hat er nicht nur die diplomatischen Beziehungen zu den beiden Burenstaaten zu leiten, sondern er verwaltet auch oder beaufsichtigt die Verwaltung sämtlicher britischen Besitzungen in Südafrika außerhalb der Kapkolonie und Natals. Der Posten des High Commissioners ist somit der einflußreichste, über dessen Besetzung die Londoner Regierung in Südafrika verfügt, und nicht nur für die in den hiesigen englischen Besitzungen lebenden Deutschen, sondern auch für unsre Stellung als Mitglied des südafrikanischen Staatenaufbaus und unsre freundschaftlichen Beziehungen zu seinen andern Kolonien und Freistaaten ist es von hoher Bedeutung, die Persönlichkeiten zu kennen, die dieses Amt bekleiden. Ihre Ansichten über die in Südafrika zu verfolgende englische Politik werden auch meist die maßgebenden im Londoner Kolonialamt sein.

Wenn der jetzige Wechsel für die Kolonie sehr überraschend kam, so war das doch wohl nicht für den Premierminister Rhodes und dessen nähere politische Freunde der Fall. Sir Henry Loch ist sicher einer der tüchtigsten und ehrenwertesten höhern Beamten, die die britische Krone hat. Der Gipfelpunkt seiner hiesigen staatsmännischen Thätigkeit ist ohne Zweifel die glückliche Lösung der Swasilandfrage. Dieser kleine Eingebornenstaat, der, wie ein Blick auf die Karte zeigt, vollständig in den Einflußkreis der Südafrikanischen Republik fällt, war viele Jahre der Zankapfel zwischen dieser und den englischen Behörden. Die britischen Ansprüche auf Swasiland gründeten sich eigentlich nur darauf, daß der Hauptteil des schwarzen Volkes, wenn einmal eine Schutzherrschaft der Weißen unvermeidlich war, mehr der lockern Oberherrschaft der Engländer geneigt war als der straffen Zucht der Buren, die mit widerspenstigen Kaffern gewöhnlich schnell fertig zu werden verstehen.

Sir Henry Loch hielt es in Anbetracht dieser Lage für das angemessenste,

daß England seine kaum haltbaren Ansprüche auf das Land aufgab und es gegen gewisse Vorbehalte über die Behandlung der Swasi und gegen einige Zugeständnisse, die den britischen Unterthanen in Transvaal gewährt wurden, diesem zur Besetzung überließ. Der Vertrag hierüber, der vor einem halben Jahre in einer persönlichen Zusammenkunft des Präsidenten Krüger und des High Commissioners zu Volksrust an der Grenze von Natal und Transvaal abgeschlossen wurde, hat nicht verfehlt, auf die amtlichen Kreise der Südafrikanischen Republik den günstigsten Eindruck zu machen und die engländerfeindlichen Strömungen in diesem Lande etwas versöhnlicher zu stimmen. Sicherlich konnte diese kluge und staatsmännische Nachgiebigkeit für die englischen Beziehungen zu Transvaal nur von Nutzen sein, und wie anerkennend man die Thätigkeit Sir Henrys in Pretoria beurteilte, beweist der teilnehmende Brief, den ihm Präsident Krüger vor seiner Abreise von Südafrika zusandte.

Anders wird der Volksruster Vertrag in einigen hiesigen englischen Kreisen und wahrscheinlich auch im Kapstädter Ministerium beurteilt. Bei den vielen Ungerechtigkeiten, die sich England im Laufe dieses Jahrhunderts gegen die beiden Burenstaaten erlaubt hat, kommt es diesen Herren anscheinend auf einen Gewaltstreich mehr oder weniger nicht an, und so mochte nach ihrer Ansicht Swasiland schon längst zu jenem fast unbegrenzten englischen Einflußgebiete gehören. Mag man nun diese Ansicht thatsächlich im Kapstädter Ministerium geteilt haben oder nicht, jedenfalls wurde schon vor der Abreise des Herrn Rhodes nach Europa bekannt, daß das ehemalige gute Einvernehmen zwischen Premier und High Commissioner getrübt sei. Der Ausbruch des Zwiespalts wurde vielleicht noch beschleunigt durch Meinungsverschiedenheiten über die Verhältnisse der Britisch-Südafrikanischen Gesellschaft, deren Thätigkeit Sir Henry, wie erwähnt, als High Commissioner ebenfalls zu beaufsichtigen hatte. Thatsache ist, daß er sich in richtigem Verständnis für das Wohlergehen der Kapkolonie dagegen sträubte, daß man im Norden immer neue Ländergebiete erschließe, ohne das Notwendigste für die Entwicklung der ältern Besitzungen zu thun. Herr Rhodes wird sich dessen bewußt geworden sein, daß ein ferneres ersprießliches Zusammenarbeiten mit einem Manne von Sir Henrys Grundsätzen und Gerechtigkeitssinne nicht mehr möglich sei, daß sein Traum von der Gründung eines großen südafrikanischen Reichs unter britischer Flagge unter einem so gewissenhaften High Commissioner nicht so bald in Erfüllung gehen könne. Bei dem Einflusse, den der Premier durch seine angeblichen südafrikanischen Erfolge und besonders durch den glücklichen Ausgang des Matebelekriegs in den leitenden Londoner Kreisen erlangt hat, kostete es ihn gewiß nicht viel Mühe, die jetzt am Ruder befindlichen Männer von der Notwendigkeit eines Wechsels im südafrikanischen High Commissioneramt zu überzeugen. Zugleich wird er es nicht unterlassen haben, anzudeuten, auf welche Persönlichkeit sich die Neuwahl zu lenken habe. Wenigstens deutet die Schnelligkeit,

mit der diese erfolgte, auf vorheriges Einverständnis hin. Sir Henry Loch hat vermutlich sehr bald gemerkt, welcher Wind von London wehte, und hat deshalb, da die Amtszeit, die gewöhnlich nur fünf Jahre dauert, so gut wie abgelaufen war, nur die Rückkehr des Premierministers abgewartet, um sein Abschiedsgesuch einzureichen. Gerüchte, die in letzter Zeit mit großer Bestimmtheit in der Kolonie auftauchten, wollten sogar wissen, daß dieser Rücktritt keineswegs ganz freiwillig war. Selbst die Unterredung, die Sir Henry kürzlich in London mit einem Vertreter der St. James Gazette hatte, wird an dieser Auffassung der Lage wenig ändern können. Da ihm voraussichtlich sehr bald ein neues Amt übertragen werden wird, so konnte er sich unmöglich zu seiner Regierung in Widerspruch setzen, wie es bei einer sachgemäßen Darstellung der Ereignisse unvermeidlich gewesen wäre.*)

Auch die Deutschen Südafrikas, denen Sir Henry immer rege Teilnahme widmete, sahen ihn mit dem größten Bedauern scheiden, und wenn er auch als Engländer dem deutschen Einfluß auf südafrikanischem Boden nicht günstig gegenüberstand, so haben wir in ihm wenigstens einen ehrlichen Gegner verloren, der in seltener Weise englische Staatskunst mit strengem Gerechtigkeitssinne zu vereinigen wußte, und der sich mit Erfolg den Vergewaltigungsgelüsten des Herrn Rhodes in Südafrika entgegengestellt haben würde.

War das Bedauern über die Abberufung Sir Henry Lochs fast allgemein, so sind die Gefühle, die man dem neuen Gouverneur entgegenbringt, keineswegs besonders freundschaftlicher Natur. Sir Hercules ist, wie gesagt, ein alter Bekannter der Südafrikaner. Er war Statthalter von Neuseeland, als er im Jahre 1880 zum erstenmale auf den Kapstädter Posten berufen wurde, und es kann nicht geleugnet werden, daß er dort während seiner neunjährigen Verwaltung den englisch-südafrikanischen Beziehungen vielfach gute Dienste geleistet hat. In der ersten Zeit war er allerdings nicht vom Glück begünstigt, der englische Einfluß in Südafrika sank damals merklich, doch kann die Schuld daran nicht ihm beigemessen werden, der Niedergang war eine unvermeidliche Folge früherer Sünden der mutterländischen Politik. Dagegen lebte in den letzten Jahren vor seinem Rücktritt, hauptsächlich durch seine Thatkraft, die englische Machtstellung rasch wieder auf. In diese Zeit fallen wohl die wichtigsten und am tiefsten in die staatliche Gestaltung Südafrikas eingreifenden Ereignisse, die das Land in diesem Jahrhundert gesehen hat. Als Sir Hercules nach der Kolonie kam, war eben der Zulukrieg beendet, dessen siegreicher Ausgang doch

*) Sir Henry Loch ist anläßlich des Geburtstags der Königin zum Staatsrat (Privy Councillor) ernannt worden. Ein neues Amt — man sprach anfangs von dem erledigten Statthalterposten von Neu-Südwales — scheint ihm bis jetzt noch nicht angeboten worden zu sein, dagegen soll er die Stelle eines Direktors der London- und Westminsterbank angenommen haben, die eins der vielen Geldämter ist, die bis vor kurzem sein Nachfolger, Sir Herkules Robinson, innehatte.

nicht geeignet war, das Beschämende der anfangs erlittenen Niederlagen wettzumachen. Die Unterwerfung des mächtigen Stammes war so unbefriedigend, daß bald darauf neue Unruhen im Zululande ausbrachen, die zur Gründung der später mit Transvaal vereinigten „Neuen Republik" führten. An den Zulukrieg hatte sich der denkwürdige Befreiungskampf der Transvaalburen angeschlossen, der alsbald zu der erneuten staatlichen Selbständigkeit der Südafrikanischen Republik führte. Es war ein schwerer Schlag, den das Ansehen Englands durch den Verlauf dieses Krieges erlitt, er kann jedoch als wohlverdiente Vergeltung dafür angesehen werden, daß Großbritannien das Land seinerzeit in einer jedem Rechtsgefühle hohnsprechenden Weise besetzt hatte. Die Anbahnung neuer freundschaftlicher Beziehungen zu Transvaal war die erste Probe, die Sir Hercules Staatskunst in Südafrika zu bestehen hatte, und daß ihm das in gewisser Weise gelungen war, zeigt die Anhänglichkeit, die man ihm bis vor kurzem dort bewahrt hatte. Während sich diese Ereignisse im Norden abspielten, führte im Süden die Kapkolonie einen nicht minder heftigen und ebenso wenig erfolgreichen Krieg gegen die aufrührerischen Basutos, in den schließlich das Mutterland eingreifen mußte, um den Eingebornenstaat unter eigne Verwaltung zu nehmen. Weitere Mißgeschicke ließen nicht lange auf sich warten. Man hatte bisher die ganze Südwestküste vom Oranjefluß bis an die portugiesischen Besitzungen als unter britischem Einfluß stehend betrachtet, ohne doch, mit Ausnahme der Walfischbai, die nötigen Hoheitsrechte dort auszuüben. Durch die Besitzergreifung von Groß-Namaqualand und Damaraland durch das deutsche Reich wurde ein Strich durch diese Rechnung gemacht. Ein neuer, für England höchst unbequemer Mitwirkender war damit in den südafrikanischen Staatenaufbau eingetreten.

Sicherlich kann Sir Hercules Robinson das Verdienst beanspruchen, den durch diese fortlaufenden Unglücksfälle herbeigeführten Niedergang des britischen Ansehens nach Möglichkeit aufgehalten und den englischen Besitz in den folgenden Jahren nicht unwesentlich erweitert zu haben. Zwar Südwestafrika war verloren, doch wurde wenigstens noch die Walfischbai gerettet dadurch, daß sie das Mutterland schnell an die Kapkolonie abtrat. War somit die Westküste größtenteils und auch anscheinend dauernd in den Besitz einer fremden Macht übergegangen, so war das Bestreben Großbritanniens in der Folgezeit namentlich darauf gerichtet, die mittlern Landesteile und den Osten um so fester unter englischen Einfluß zu bringen. Deutschland wurde deshalb veranlaßt, seine Besitzergreifung der Luciabai an der Zulaküste rückgängig zu machen. Ferner wurde die englische Schutzherrschaft über das weite Bechuanaland ausgedehnt, das im Norden des Oranjeflusses zwischen dem deutschen Gebiet und den beiden holländischen Freistaaten liegt und sich somit gleich einem Keil zwischen die neue Kolonialmacht und die noch unabhängigen Buren einschiebt.

Aber damit waren die neuen Landerwerbungen noch nicht abgeschlossen. Durch die Angliederung Bechuanalands an die alten Besitzungen war der Zugang zu dem bisher noch nicht erschlossenen Innern des dunkeln Erdteils geöffnet. Um das Ende der Robinsonschen Verwaltung erlangte der englische Besitz durch die Gründung der britisch-südafrikanischen Charteredgesellschaft und durch die günstigen Verträge mit Portugal seine ungeheure Ausdehnung bis in das Herz Afrikas. Schon damals war Herr Rhodes der treibende Hintermann bei diesen Erwerbungen; doch hat Sir Hercules in seiner einflußreichen Stellung den Bestrebungen seines Freundes kräftige Unterstützung angedeihen lassen.

Man sollte hiernach annehmen, daß die englische Bevölkerung Südafrikas den Zurückkehrenden mit allgemeiner Freude wieder aufgenommen hätte. Dennoch ist eher das Gegenteil der Fall gewesen. Sir Hercules stand schon früher in dem vielleicht unbegründeten Rufe, daß er es neben seiner Stellung als Gouverneur nicht verschmähe, gelegentlich ein gutes Geschäft zu machen. In der Zwischenzeit, in der er sich vollständig in das außeramtliche Leben zurückgezogen hatte, traten noch Ereignisse ein, die ihn für sein hohes Verwaltungsamt gänzlich ungeeignet erscheinen ließen. Besonders schwer fällt bei der Beurteilung des neuen Gouverneurs der Umstand ins Gewicht, daß er ein langjähriger, enger Freund des gegenwärtigen Premierministers ist. Früher konnte man gegen dieses Verhältnis nicht viel einwenden, weil es vielleicht rein persönlicher Natur war, und Herr Rhodes noch nicht seine gegenwärtige Stellung bekleidete; in der Zwischenzeit aber erhielt es einen finanziellen Kitt, der vielen Leuten hier nicht behagen will. Sir Hercules benutzte seine Ruhezeit dazu, sich in ausgedehntestem Maßstabe an den mächtigsten Land- und Minengesellschaften Südafrikas zu beteiligen. Er wurde nicht nur in den Verwaltungsrat der Standardbank für Südafrika gewählt, sondern er bekleidete auch eine ähnliche Stellung in der de Beersschen Diamantengesellschaft in Kimberley, deren lebenslänglicher Gouverneur Herr Rhodes ist. Auch in der Charteredgesellschaft hat er bedeutende Summen angelegt, und das fabelhafte Steigen ihrer Anteilscheine beweist, welche Vorteile sich die Londoner Geldleute von seiner künftigen Amtsführung für die genannte Gesellschaft versprechen.

Die allgemeine Stimmung im Lande ist nun diesen großen Unternehmungen keineswegs günstig gesinnt, und ihr schädlicher Einfluß wird von allen Unbeteiligten anerkannt. Die de Beersgesellschaft hat Kimberleys Rückgang verschuldet, indem sie unter Rhodes Leitung die zahlreichen andern Gesellschaften zu einer einzigen Monopolgesellschaft zusammenschweißte. Zur Aufrechterhaltung guter Diamantenpreise mochte eine solche Verschmelzung eine gewisse Berechtigung haben, aber bei der schonungslosen Weise, in der man sie ausführte, wurde vielen Einwohnern der bisherige Broterwerb entzogen, und die im Vergleich zu früher ziemlich verödete Minenstadt legt ein beredtes Zeugnis

für gewisse Schäden solcher Kapitalistenpolitik ab. Dazu kommt, daß gerade jetzt einige neue Sünden der de Beersgesellschaft zu Tage getreten sind. Man will trotz der Ableugnung der Herren Rhodes und Robinson wissen, daß eine den Gouverneuren der Gesellschaft zur Verfügung stehende beträchtliche Geheimsumme in ausgiebigster Weise zur Wahlmache benutzt wird, und ferner ist die Gesellschaft durch Verkauf gewisser Waren an ihre Minenarbeiter in einen gesetzwidrigen Wettbewerb zu den Kaufleuten Kimberleys getreten.

In ähnlich abfälliger Weise wird in weiten Kreisen die Charteredpolitik beurteilt, nur macht sich hier ein schädlicher Einfluß in noch höherm Maße geltend, und dabei werden auch die südafrikanischen Länder in Mitleidenschaft gezogen. Von der Abziehung eines großen Teils der ohnehin spärlichen weißen Bevölkerung nach dem Norden befürchtet man mit Recht einen dauernden Verlust der südlichen Staaten. Obgleich die Berichte aus Rhodesia (Charterland) von fortdauernden Goldentdeckungen fabeln, hat man doch bis jetzt noch keine Funde gemacht, die auf größere abbauwürdige Goldlager schließen lassen. Von Leuten, die das Land besucht haben, wird im Gegensatz zu den amtlichen Berichten die dortige Lage als ziemlich trostlos geschildert, und viele, die sich seinerzeit durch die Anpreisungen der Charteredgesellschaft zur Auswandrung haben bestimmen lassen, kommen jetzt, ärmer als zuvor, wieder nach dem Süden zurück. Von den gepriesenen Vorteilen, die der Kapkolonie aus der Erschließung der Sambesiländer erwachsen sollten, ist bis jetzt jedenfalls noch nicht das geringste eingetreten.

Es ist kein Wunder, daß die Ernennung Sir Hercules Robinsons, von dem man nur eine weitere Verstärkung der de Beers- und Charteredpolitik erwartet, auch bei solchen, die im übrigen der Rhodesschen Regierungsform bisher nicht abhold waren, eine gewisse Verstimmung hervorgerufen hat. Sir Hercules hat zwar vor seiner Abreise von London seine finanziellen Ämter niedergelegt, und er soll auch seine Anteilscheine an südafrikanischen Unternehmungen veräußert haben, man wird aber kaum fehlgehen, wenn man sich sagt, daß damit noch nicht die Teilnahme an den früher begünstigten Gesellschaften geschwunden sei. Alles in allem herrschte bisher in der Kolonie eine allgemeine Mißbilligung der Wahl, die das Londoner Ministerium getroffen hat. Wenn einige Stimmen eine Ausnahme davon machten, so waren es nur solche, die mittelbar oder unmittelbar unter Rhodesschem Einfluß stehen; zu ihnen muß man auch den Afrikanderbond und die Blätter rechnen, die seine Bestrebungen vertreten. Bei dem Einfluß, dessen sich Herr Rhodes durch seine großenglische Politik in London erfreut, konnte allerdings von vornherein kaum erwartet werden, daß die dortige Regierung den abfälligen Urteilen in der Kolonie Gehör schenken würde, und nach und nach hat man sich in die unvermeidliche Lage gefügt. Der anfänglich gehegte Wunsch nach einer Zurücknahme der Ernennung läßt sich aber sehr wohl rechtfertigen, denn bis jetzt ist

das Kapland nur das Stiefkind des Herrn Rhodes gewesen, während die jüngern Geschwister im Norden die ganze Fürsorge des Premierministers der Kolonie in Anspruch nahmen.

Wenn der neue englische High Commissioner in Zukunft durch Begünstigung der Rhodesschen Gesellschaften die alten Kolonien schädigt, so kann das nur insoweit unsre Teilnahme erwecken, als dadurch unsre Landsleute, die in den englischen Besitzungen Südafrikas leben, benachteiligt werden. Auf die Entwicklung unsers südwestafrikanischen Schutzgebiets wird die Erschließung der Sambesiländer kaum einen schädlichen Einfluß üben. Im Gegenteil, sie könnte für die deutschen Ansiedlungen vielleicht vorteilhaft sein. Deutschland hat sich vertragsmäßig einen Gebietsstreifen als Zugang zu ihnen gesichert, und der Verkehr, der in nicht allzu ferner Zeit eintreten wird, kann für Südwestafrika möglicherweise Vorteile bringen. Es sind andre Gründe, die uns zu einer äußerst mißtrauischen Haltung gegen die Politik Robinsons veranlassen müssen.

Im allgemeinen entsteht der Argwohn, den seine Ernennung hervorruft, dadurch, daß es den Anschein hat, als habe sich Großbritannien noch immer nicht von jener politischen Haltung losgesagt, die es seit dem Eintritt Deutschlands in die koloniale Bewegung einnahm, und die darauf beruhte, der neuen Kolonialmacht überall Steine in den Weg zu werfen. Sir Hercules hat schon bei der Vorenthaltung der Walfischbai seinen Einfluß gegen Deutschland geltend gemacht, und eine gleiche Stellung gegen uns können wir auch in Zukunft von ihm erwarten.

Ferner hat aber Sir Hercules Robinson schon das siebzigste Lebensjahr überschritten. Wie seine Geldanlagen beweisen, hatte er sich schon dauernd ins außeramtliche Leben zurückgezogen. Wenn er jetzt, trotz seines hohen Alters und trotz seiner Unbeliebtheit in zahlreichen kolonialen Kreisen, abermals nach Südafrika hinausgesandt worden ist, wenn er selbst diese Sendung angenommen hat, trotz der für ihn sicherlich damit verbundnen Geldverluste, abgesehen von sonstigen Unannehmlichkeiten, so kann das nur zu einem ganz bestimmten, wichtigen Zwecke geschehen sein. Einen Anhalt zur Ergründung dieses Zwecks gewährt uns die Thatsache, daß schon unter der ersten Robinsonschen Statthalterschaft der englische Geschichtschreiber Froude von Lord Carnarvon nach Südafrika gesandt wurde, um eine Zollvereinigung der südafrikanischen Staaten zu stande zu bringen. Der Versuch, der damals hauptsächlich an dem Widerstande Natals scheiterte, konnte von der heimischen Regierung nur unternommen werden, wenn er die Befürwortung oder mindestens die Billigung ihres High Commissioners hatte, ja es ist anzunehmen, daß ihn dieser selbst veranlaßt hatte. Es liegt auf der Hand, daß jetzt Sir Hercules eigens deswegen entsandt worden ist, um bei ähnlichen Plänen seines Freundes Rhodes Vorschub zu leisten. Wäre dem nicht so, so hätte Lord Ripon leicht eine andre Per-

sönlichkeit für den Kapstädter Posten finden können. Wenn die englische Regierung, was allerdings kaum anzunehmen ist, dabei der Ansicht sein sollte, daß die Ausführung des angeblich beabsichtigten Zollvereins in friedlicher Weise erfolgen könne, so irrt sie sich gründlich. Die Beliebtheit, deren sich Sir Hercules ehemals bei den Burenstaaten erfreute, ist so ziemlich ins Gegenteil umgeschlagen, seitdem man dort erkannt hat, welches der wahre Gehalt der Vereinigungsbestrebungen seines Freundes Rhodes ist, seitdem man sich durch die jüngst geschehene Einverleibung Pongolalands (Landstreifen im Osten Swasilands) von der Art der britischen Freundschaftsversicherungen überzeugt hat. Nur mit Gewalt wird eine Vereinigung zu stande zu bringen sein, und wahrscheinlich hält die Londoner Regierung bei der bisherigen Nachgiebigkeit Deutschlands den Zeitpunkt für gekommen, endlich in Südafrika reinen Tisch zu machen. Wenn es auf friedliche Weise nicht geht, wird eben der nötige äußere Druck ausgeübt werden, ja auch vor der Anwendung offner Gewalt wird man kaum zurückschrecken. Sir Hercules kann aber, ein Greis, wie er ist, nicht mehr auf eine allzulange Amtsführung rechnen. Die Annahme ist also gerechtfertigt, daß Herr Rhodes beabsichtigt, in der kurzen Zeit, in der ihm noch ein willfähriger High Commissioner zur Seite steht, doppelt schnell auch seinen übrigen staatsmännischen Zielen zuzustreben. Welcher Art diese weitern Ziele sind, liegt jedem, der die Verhältnisse und die Geschichte Südafrikas kennt, klar vor Augen. Mit dem so unschuldig aussehenden Zollverein ist schon der Oranjefreistaat geködert worden, und er versucht jetzt, da ihm die Augen über seine Lage allmählich aufgehen, sich den tötlichen Umarmungen der Kapkolonie zu entziehen. Die endliche Ausdehnung dieses Zollbundes über ganz Südafrika, bei der der jetzige High Commissioner Hilfe leisten soll, dient Herrn Rhodes nur als Mittel zum Zweck. Unter seiner Decke verbirgt sich die endgiltige Besitznahme Südafrikas durch die Engländer. Umfaßt der Verein einmal die noch freien Staaten, so giebt es für diese kein Entrinnen mehr. Das Endziel ist ein englisches Südafrika bis an die Quellen des Kongo, und der Weg dahin geht über die mehr oder minder gewaltsame Einverleibung der Burenstaaten und der ostafrikanischen Besitzungen Portugals.

Es läßt sich auch sicher annehmen, daß Herr Rhodes dabei auf die schließliche Abtretung des deutschen Schutzgebiets rechnet, obwohl er sich sagen mag, daß dies vorläufig nicht so leicht zu bewerkstelligen ist. Schon früher haben sich seine Helfer, hinter denen er sich natürlich schlau zu verstecken weiß, bemüht, uns unser Schutzgebiet durch allerlei Ränke möglichst wertlos zu machen. Vielleicht hofft er doch endlich dabei zum Ziele zu kommen und uns durch irgend eine geringfügige Ausgleichung in Ostafrika zu entschädigen.

War er in der Ausführung seiner Entwürfe durch die Person des frühern High Commissioners gehindert, so ist dieses Hindernis jetzt für ihn weggefallen. In Sir Hercules hat er nicht nur einen stillen Begünstiger, sondern sogar

einen eifrigen Mitarbeiter an seinen Entwürfen erhalten; und wenn augenblicklich ein großer Teil der englischen Bevölkerung der Kapkolonie seiner innern Verwaltung müde ist, in der Verfolgung dieses Endziels hat Herr Rhodes jeden Engländer Südafrikas auf seiner Seite.

Allgemeine zweijährige Dienstzeit

Bei einem Rückblick auf die Zeit, während der Graf Caprivi die Geschicke des deutschen Reichs lenkte, bemerkt man einen gemeinsamen Zug, der durch sie hindurchgeht. Deutschland erscheint in der Lage eines wohlhabenden Gutsbesitzers, dessen Haus vortrefflich bestellt ist, und dem es bei seinen Geschäften weniger darauf ankommt, selber etwas zu verdienen, als sie vielmehr zur eignen Bequemlichkeit und mit der ganzen Großmut des glücklichen Besitzers glatt abzuwickeln. In dieser etwas kavaliermäßigen Stimmung, die den Gegenpol einer gesunden Interessenpolitik bildet — der einzigen, die im Leben der Völker von Wert ist —, wurde Ostafrika gegen Helgoland verthan, wurden die Handelsverträge geschlossen und ist auch im Innern des großen, von dem Fürsten Bismarck so fest errichteten, aber des sorgfältigen Ausbaues bedürftigen Hauses geschaltet worden. Indem man so die Geschäfte abwickelte mit allerhand neidischen, habgierigen, rachsüchtigen und nachträgerischen Nachbarn, vergaß man, daß man an den Grundlagen des Baues unnötige Proben machte, während das Innere eine Menge dankbarer Aufgaben bot.

Auch bei der Einführung der zweijährigen Dienstzeit, über deren wirklichen Wert erst ein zukünftiger Krieg das entscheidende Urteil sprechen wird, ist ähnlich verfahren worden. Die Gegengabe, die Caprivi, wenn sie rechtzeitig und ohne Nachgeben verlangt worden wäre, wohl auch vom deutschen Volke erhalten haben würde, war die allgemeine zweijährige Dienstzeit, ohne Ausnahme, sei es für „Einjährig-Freiwillige" oder für Volksschullehrer. Vielleicht ist es auch heute noch nicht zu spät, darauf hinzuarbeiten, wenn auch ein ewig theoretisirender Radikalismus oder unverständiger und unersättlicher Demokratismus über kurz oder lang vielmehr als Ziel die allgemeine einjährige Dienstzeit hinstellen wird; vielleicht auch bringen unsre militärischen und gesellschaftlichen Verhältnisse viel schneller und kräftiger auf eine innere Stärkung und Kräftigung des Heeres, als wir ahnen, nachdem ihm ein gutes

Teil davon mit der dreijährigen Dienstzeit genommen ist; in jedem Falle dürfte es nicht ohne Interesse sein, in Kürze ein Bild zu entwerfen, das uns die Wirkungen einer allgemeinen zweijährigen Dienstzeit auf die verschiedensten Teile unsers gesellschaftlichen Lebens, in denen ja unser Heer wurzelt, wiederspiegelt. In kurzen Worten würde die zu behandelnde Frage sein: Soll das Vorrecht der Einjährig-Freiwilligen (und Volksschullehrer) fallen und dafür die allgemeine Pflicht einer zweijährigen Dienstzeit eintreten? Hierbei wäre zu untersuchen, welche Interessen mit der Aufhebung der Einjährig-Freiwilligen (auf die wir uns der Einfachheit wegen im Folgenden beschränken) gefördert, welche geschädigt werden; endlich: auf welcher Seite der Nutzen den Schaden für das Gemeinwesen übersteigt. Sollte es sich ergeben, daß die Abschaffung der erwähnten Vorrechte von hervorragendem Werte für das Wohl unsers Vaterlandes sein würde, so ist es zweifellos unsre ernste Pflicht, auf dieses Ziel hinzuarbeiten und unsre Bestrebungen durch alle die Mittel zur Anerkennung zu bringen, die uns politisch zur Verfügung stehen. Daran darf uns weder ein unfruchtbares radikales Theorientum noch ein starrer militärischer Konservatismus irre machen. Wäre dieses Bestreben nichts als ein Kampf gegen eine rein technisch-militärische Einrichtung, so würde es vom Gesichtspunkte des praktischen Politikers lediglich den militärischen Autoritäten zu überlassen sein, die Reform anzubahnen, wie sie es mit der rastlosen Unermüdlichkeit, mit der wir sie arbeiten zu sehen gewohnt sind, gewiß auch thun würden. Die Einrichtung der Einjährig-Freiwilligen ist aber erst in zweiter Linie eine Sache, die das Militär angeht. Als man daran ging, zum Wohle des Vaterlandes das ganze waffenfähige Volk zum militärischen Dienst heranzuziehen, da glaubte man, den „gebildeten Klassen“ die Schwere dieses Dienstes in Anerkennung ihrer größern Leistungsfähigkeit erleichtern zu müssen, und so ist die Einrichtung ein Vorrecht des „gebildeten“ und hinlänglich wohlhabenden Deutschen geworden, mit einem einjährigen Waffendienst davonzukommen, während sich sein minder glücklicher Kamerad aus dem Bauern-, Arbeiter- und kleinen Bürgerstande — dem das Geschick noch so manches andre vorenthalten hat — der schweren Pflicht des militärischen Dienstes zwei und mehr Jahre zu unterziehen hat. Mit dieser Einräumung an die Bildung der bessern Klassen hatte sich das Militär abzufinden, und mit dem ganzen Geschick, mit dem es von jeher bestrebt war, aus der Not eine Tugend zu machen und jeden irgendwie Tauglichen zu dem besten Soldaten auszubilden, schuf es aus der Einrichtung der Einjährig-Freiwilligen die andre der Reserve- und Landwehroffiziere, d. h. es fügte zu dem ersten ein zweites, den gesellschaftlichen Anschauungen Deutschlands nach ganz bedeutendes Vorrecht der Bildung und Wohlhabenheit. Während sich nun die Bildung ursprünglich im Besitz einer ziemlich bestimmbaren „bessern“ Klasse befand, drängte sich im Laufe der Jahre eine immer größere Menge an die Quelle, die man mit Recht als die Haupt-

quelle, mit Unrecht als einzige, zur Erwerbung dieses Vorrechts ansah, an die hohe Schule, wie es Gymnasium, Realschule und verwandte Anstalten vorstellen. Natürlich will jeder, der nur irgend die Mittel dazu hat, zu den „gebildeten" Menschen gerechnet werden, und wie das Bauermädchen ihre geschmackvolle, schmückende Tracht mit Vorliebe modisch ändert, um als „städtisch" gelten zu können, so meinte man — und meint es noch heute —, daß man ein gebildeter Mensch werde, wenn man das Schulgeld bis Obersekunda und weiter erschwingen könne. Damit sind die Bedingungen, unter denen das Vorrecht der gebildeten Klassen weiterlebt, in der Hauptsache an die Schule und an das Geld gebunden.

So kommt es, daß kein Gebiet des bürgerlichen Lebens so eng mit unsern militärischen Einrichtungen verquickt ist, ja verhängnisvollerweise so von ihm abhängt wie unser Schulwesen. Ohne der Übertreibung beschuldigt zu werden, darf man es als eine unerfreuliche Thatsache hinstellen, daß die ganze Richtung, die unser Schulwesen (von „Erziehung" gar nicht zu reden!) in unserm Jahrhundert genommen hat, äußerlich wie innerlich teils durch Übertragung militärischer Gesichtspunkte auf die geistige Schulung, teils durch die militärische Forderung der allgemeinen Dienstpflicht in Verbindung mit der Bewilligung des Vorrechts der Einjährig-Freiwilligen bestimmt worden ist. Das Heer hat sich damit abgefunden und ist, wenn auch nicht gerade begeistert, so doch im großen und ganzen mit der Einrichtung der Einjährigen und der Reserveoffiziere zufrieden; es verlangt nur den „Nachweis" der allgemeinen Bildung, und den schiebt es auf die Schule, womit unser gutes Recht beginnt, der Sache einmal von dieser Seite aus näherzutreten.

Da will es uns nun scheinen, als ob wir über ein schlichtes Verdammungsurteil des ganzen Berechtigungswesens nicht hinauskämen. Wir meinen, daß kein größerer und zugleich kein schwieriger zu beseitigender Fluch auf unserm gesamten Erziehungswesen ruht, als es die militärische Forderung der allgemeinen Dienstpflicht in Verbindung mit der Abkürzungsprämie für nachgewiesene „Bildung" mit sich gebracht und im Laufe der Zeit entwickelt hat. Wäre das richtig — und wir sind davon ebenso fest überzeugt, wie der Nachweis leicht ist —, so würde das allein genügen, mit der Einrichtung der Einjährig-Freiwilligen aufzuräumen. Denn von allen staatlichen Einrichtungen ist und bleibt die Schule bei weitem die wichtigste; wie die Schule, so die Nation, und ernst genug muß es uns stimmen, wenn wir neben einer blühenden Volksschule den langsam dürr werdenden Zweig unsrer höhern Schulbildung betrachten.

Nehmen wir als erwiesen an, was wir vorläufig als unsre Überzeugung hingestellt haben, daß das Einjährig-Freiwilligenwesen heute unter sehr veränderten gesellschaftlichen wie militärischen Verhältnissen und Anschauungen seiner ursprünglichen Absicht nicht mehr entspricht, so wäre zunächst die Frage zu

beantworten: was würde unsre gesamte nationale Erziehung dadurch gewinnen, daß es von dem Nachweis der Einjährigenbildung befreit würde, daß die Berechtigungsfrage zum einjährigen Dienst wegfiele?

Ist es zu viel gesagt, wenn wir meinen, daß die bloße Erwähnung einer solchen Möglichkeit allein schon geeignet ist, eine Art Alpdruck von der Brust aller einsichtigen Väter, Erzieher und Schulmänner zu nehmen? Man denke sich nur: unsre höhere Schule, und zwar nicht nur das Gymnasium und die Realschule, sondern auch die vielen Fachschulen, die im Grunde genommen mit der Einrichtung der Einjährig-Freiwilligen so viel zu thun haben wie etwa der Landwirt mit dem Corpus Juris, sie wären von allen Berechtigungsqualen befreit; ungehindert und frei könnten sie sich zum Licht und zur Blüte entfalten; sie wären ihrer ursprünglichen und einzigen, ihrer höchsten Aufgabe zurückgegeben, die deutsche Jugend zu geistig und körperlich gestählten Männern zu erziehen, so wie es ihre Art und Eigenheit am besten gestattet. Welch ein Ausblick für jeden, dem ein Herz für die Kraft und Herrlichkeit unsers Vaterlands im Busen schlägt! Die Schule, nicht zum „Erwerben" von Kenntnissen, sondern zu geistiger und körperlicher Förderung, zur Erziehung im eigentlichen Sinne bestimmt; wer sähe nicht darin die consummation devout'ly to be wished, und wer empfände nicht in der Sehnsucht darnach die weite Ferne, die noch zwischen Streben und Ziel liegt?

Freilich, ein Götze würde unter lautem Krachen dabei fallen, und ein Idol zu Grabe getragen werden müssen, an dem sich tausende von Händen noch heute krampfhaft klammern; die viel gepriesene „allgemeine Bildung," der Stolz des Germanen von der Jahrhundertwende würde dem Tode zum Nimmerwiedererstehen verfallen. Wir überlassen es dem Leser, sich die mehr oder weniger große Ungeheuerlichkeit, die ihn bei diesem Gedanken überkommen mag, näher auszumalen. Für uns hat er keine Schrecken mehr; ja wir weinen dieser Allerweltsdame, die in unserm Zeitalter des Vielwissens eine so große Rolle spielen sollte, keine Thräne nach. Nicht einmal daß der Mohr, den wir gehen heißen möchten, seine Schuldigkeit gethan hat: er hat überhaupt nichts geleistet; er hat auf den Schein gearbeitet, weil man es — in bester Absicht freilich — so verlangte. Aber nun sind wir des Scheins und der „allgemeinen Bildung," die gar keine ist, satt und möchten den Zwang los sein, den uns eine wohlmeinende Heereseinrichtung auferlegt. Was in aller Welt hat denn der Nachweis einer bestimmten Summe von Kenntnissen aus den üblichen Disziplinen mit der „Bildung" zu thun? Besteht denn ein Menschenkind aus nichts anderm als einem Zellengewebe zum Aufspeichern mehr oder weniger beglaubigter Thatsachen? Nicht einen einzigen wahrhaft gesitteten, mit der humanitas „gebildeten" Menschen hat uns der „allgemeine Bildungsnachweis" geben können, und wenn je ein thörichtes Schlagwort eine Nation in den Banden des Irrtums und des Vorurteils gehalten hat, so darf

man getrost das hohe Lied auf die „allgemeine Bildung“ hierher setzen. Daß diese Wahrheit, elementar, aber auch überwuchert, wie sie ist, von dem Phrasentum unsrer Halbgebildeten und Zeitungsgelehrten, wieder in Schule und Erziehung eindringt — das wäre das erste Verdienst der Aufhebung des Einjährig-Freiwilligenwesens. Glücklich wird die Zeit zu preisen sein, die wieder den Mut dazu findet, zu erklären, daß sie recht wenig wisse und weit davon entfernt sei, „allgemein gebildet“ zu sein.

Hiermit hängt nun unmittelbar zusammen, daß als Folge unsre höhern Schulen allmählich von dem ganz ungeeigneten, stetig anschwellenden und von dem allgemeinen Bildungsphilister so freudig begrüßten Zuzug würden befreit werden, den ihnen namentlich der nun einmal notwendige „Einjährige“ bringt. Wer keine gelehrte Bildung erhalten soll, sei es, daß er sich dazu nicht eignet, daß er sie nicht braucht, oder daß er sie nicht will, wird sie auch nicht mehr um teures Geld aufsuchen. Es ist kaum abzusehen, welche Gesundung damit einerseits für die Schule, andrerseits für unser gesamtes öffentliches Leben eintreten würde. Ja man kann es, ohne Widerspruch befürchten zu müssen, sagen, daß eine wirksame Reform unsrer höhern Schule erst dann möglich ist, wenn das Berechtigungswesen im allgemeinen, der Einjährigenschein insbesondre gefallen ist. Denn nun wird das Ziel der Schule nicht mehr die Einlernung eines bestimmten Quantums von Kenntnissen in die verschiedenartigst angelegten Köpfe sein, sondern sie wird ihre Aufgabe in der Erziehung unsrer Jugend zum Leben und zwar je nach Anlage und Art erblicken, damit sie in den Kampf ums Dasein möglichst gut gerüstet eintritt. Leute, die zu abstrakter Denkthätigkeit nicht befähigt sind, wird sie frühzeitig ausscheiden, damit sie auf anderm Wege, für den sie besser geeignet sind, Geschick zu einer Berufsthätigkeit erreichen. Ist es denn nicht ein ganz unleidlicher Zustand, daß wir grundsätzlich und mit einer geradezu Bewunderung herausfordernden Beharrlichkeit einen großen Teil unsrer männlichen (und, fügen wir beiläufig hinzu, auch einen nicht geringen der weiblichen) Jugend eine Erziehung oder — leider — vielmehr ein „Wissen“ mit auf den Lebensweg geben, das er wie einen unverdauten Ballast mit sich herumschleppt, und das ihm im günstigsten Falle doch die Frische des Denkens, den gesunden Blick in die Verhältnisse, die den Kampf ums Dasein bilden, mit einem Worte, den auch bei uns so hochgepriesenen common sense, trüben muß? Man sehe nur einmal den „gebildeten“ Einjährigen an, mit welcher erstaunlichen Ungeschicklichkeit er sich gerade den einfachen, nichts anders als einen geraden, gesunden Verstand heischenden Verhältnissen gegenüber benimmt! Ein ganz wesentliches Verdienst des Dienstjahres liegt eben darin, daß dieser Blick für das Einfache und Wirkliche zurückgewonnen wird, daß er aus dem Verkehr mit erlernten Kenntnissen wieder in das wirkliche Leben zurücktritt, um es zu sehen, wie es ist, und in und mit den realen Kräften zum Nutzen des Ganzen mitzuarbeiten. Mehr

noch als eine andre Nation brauchen wir, die so leicht zur Theorie und zur Überschätzung des „Wissens“ geneigten Deutschen, eine Erziehung zum gesunden Menschenverstande, und als ein geradezu himmelschreiendes Unrecht will es uns erscheinen, wenn wir sehen, wie Tausenden von jungen Leuten eine Schulung zu teil wird — der Name „Erziehung“ verdient eine bessere Verwendung —, die sie in der schönen Absicht, sie zu „gebildeten Menschen“ zu machen, zu oberflächlichen Vielwissern und unleidlichen Dilettanten heranbildet. Aus welchem Grunde? Sehr häufig aus gar keinem andern, als weil man doch den Einjährigenschein haben muß! Hier sind natürlich überhaupt keine erzieherischen Gesichtspunkte mehr maßgebend, selbst der Ehrgeiz, es mit höhern Gesellschaftsklassen aufzunehmen und auch mit zu den „gebildeten Menschen“ gerechnet zu werden, ist nicht allein entscheidend, sondern der Vater legt sich in seinem eignen Interesse und in dem seines Sprößlings die recht einfache Frage vor: Was ist das billigste: ein Jahr auf meine Kosten, und dann die Möglichkeit eines raschern Broterwerbs, oder zwei bis drei Jahre, die ja meist auch noch einen Zuschuß erfordern, und während deren er nicht zum Verdienst kommt? Natürlich ist an eine Aussicht, die gewonnene Bildung als Reserveoffizier dem Lande wieder nutzbar zu machen, gar nicht zu denken; im Gegenteil, sie würde ja wieder mannichfaltige und kostspielige Verpflichtungen auferlegen. Wer es also irgend „leisten“ kann, schickt seinen Sohn auf die Schulen, auf denen der so wertvolle Schein errungen wird, ohne Rücksicht auf Anlage, ohne ideelle Motive irgend welcher Art, lediglich deshalb, weil es, wie die Dinge einmal liegen, das billigste und vorteilhafteste ist. Nun ist die gelehrte Schulung da. Verträgts der Säckel noch, so folgen schnell noch ein paar Gymnasialjahre, und das Abiturientenexamen wird „bestanden“ in derselben Absicht, wie der Schein erworben wurde. „Mein Sohn soll das Gymnasium durchmachen — dann kann er alles werden,“ ist die zum Dogma gewordne Formel, und unberechenbar das Unrecht, das wir damit unsrer Jugend und unserm Volke anthun. Wird doch hier nach Gesichtspunkten verfahren, die mit „Erziehung“ gar nichts mehr zu thun haben. Freilich, auf der Schule lernen wirs bis zum Überdruß: Non scholae, sed vitae — aber wie viele unter uns haben das ernste Wort im Leben bestätigt gefunden?

Dem Berechtigungsunwesen — namentlich der Einrichtung der Einjährig-Freiwilligen — stehen unsre Schulen rat- und hilflos gegenüber. Es ist das Stauwerk, das den breiten Strom unsrer Jugenderziehung hemmt und die Wasser in einen Sumpf verlaufen läßt. Was Wunder, daß alle Schulreform dem kreißenden Berge gleicht, aus dem als lächerliche Maus bändereiche „Enqueten“ herausspringen? Hier, bei der Abschaffung des Einjährigenscheins und in der Folge aller übrigen „Berechtigungen“ muß jede Reform einsetzen. Mit ihr verhallt das tönende Schlagwort der allgemeinen Bildung, das uns nun lange genug bethört hat, mit ihr fällt die Anbetung der Vielwisserei, und die

Erziehung tritt in ihr Recht, die Erziehung zu geistiger und körperlicher Gesundheit. Denn jetzt erst wird sich auch die Zeit finden zur Ausbildung des Körpers in freiem, den Kampf ums Dasein im Spiele wiederspiegelnden Wettstreit; man wird begreifen lernen, daß alles in allem genommen der gesunde Leib noch wertvoller ist als alle geistige Bildung, und daß daher der Ausbildung des Körpers mindestens die Hälfte der Zeit gewidmet werden muß, die heute das Hocken über den Büchern verlangt, weil — es der Schein oder das Examen erfordert! Man wird ebenso wieder Zeit finden, sich mit den Anlagen des Einzelnen zu beschäftigen. Die große allgemeine Bildungsmühle, durch die alles hindurch mußte, ob es mochte, konnte, wollte oder nicht, wird still stehen und ihre Stelle in einem Museum neben dem Nürnberger Trichter finden. Wir werden nicht bloß eine Menge von Leuten haben, die von allem etwas wissen, sondern wir werden vor allen Dingen wieder wahrhaft gebildete Menschen haben und diese Bildung nicht bloß bei denen suchen, die den Schein dazu erhalten haben, sondern ebenso gut beim Handwerker, unter den Arbeitern und im bescheidnen Bürgerhause. Wahrlich ein Preis, um den die Vergünstigung von zwanzigtausend jungen Leuten, anstatt zweier Jahre nur eins bei der Fahne zu bleiben, nicht sonderlich hoch erscheint. Böte die Abschaffung des Einjährigenwesens keinen andern als nur diesen Vorteil, er dürfte schwer genug in die Wagschale fallen, denn was so die Schule gewinnt, trägt tausendfältige Frucht im Leben des Volks.

Aber entspricht denn das heutige Einjährig-Freiwilligenwesen noch seiner ursprünglichen Absicht und den veränderten Anschauungen? Lehrreich könnten hier die Bemühungen sein, die andre Nationen gemacht haben, um die bald vor einem Jahrhundert geschaffne Einrichtung in die eigne Heeresorganisation einzufügen, deren Umgestaltung das deutsche Siegesjahr 1870/71 der Welt klar machte: es ist nicht einer einzigen gelungen, und daß die Ergebnisse bei uns noch immer befriedigend sind, ist viel weniger ein Grund für die Güte der Einrichtung, als für die Geschicklichkeit, mit der unser Heer zu arbeiten versteht. Die jungen „Leute von Bildung, die sich während ihrer Dienstzeit selbst bekleiden, ausrüsten und verpflegen und die gewonnenen Kenntnisse in dem vorschriftsmäßigen Umfange dargelegt haben," rekrutirten sich früher in überwiegender Zahl aus den ziemlich scharf umgrenzten „bessern Ständen," durchaus der Klausel des Gesetzes entsprechend, daß „junge Leute von Bildung" eine Prüfung über ihre „Kenntnisse" ablegen mußten. Kenntnisse und Bildung waren eben noch zweierlei; Bildung galt als selbstverständlich im Elternhause erworben; Kenntnisse mußten durch Prüfung dargelegt werden. Natürlich waren dann solche junge Leute von Bildung und Kenntnissen, nachdem sie sich auch militärisch als tüchtig erwiesen hatten, das Material für den Reserve- und Landwehroffizier; entsprachen sie doch der richtigen Erkenntnis, daß zum Offizier ein ganzer Mann gehört, der nicht bloß Kennt-

nisse hat, sondern durch seine ganze Lebensführung an eine Gesinnungsart — eine „Bildung“ — gewöhnt ist, die zu seiner hohen Aufgabe und Stellung in richtigem Verhältnis steht. Inzwischen sind die Begriffe Kenntnisse und Bildung in eins zusammengeflossen: das Examen entscheidet über beide, und erreicht werden sie bereits nach einer bestimmten Anzahl wohlabgesessener Schuljahre. Was dem einen recht ist, muß dem andern billig sein, und wie sollte die Schule, diese demokratischste aller unsrer Einrichtungen, dazu kommen, einem befähigten jungen Menschen, um dessen innere Gesinnung sie sich außerordentlich wenig kümmert, den Schein vorzuenthalten, während sie ihn dem schwer arbeitenden, wohlgesitteten Jüngling „aus guter Familie“ zuerkennen würde? Hängt einmal die Sache vom Schein ab, so bekommt ihn jeder, der sein Pensum mit Anstand absolvirt hat. Die „Bildung“ beschränkt sich darauf, daß das „Betragen“ tadellos gewesen sein muß — eine Forderung, die auch Jünglingen mit nicht sonderlich hoher Gesinnungsart leicht zu erfüllen gelingt. Thatsächlich ist so heute der „Einjährig-Freiwillige“ nur der Sammelname für alle geworden, die die nötigen Mittel dazu haben, eine höhere Schule zu besuchen und sich selber zu beköstigen zu dem Zwecke, ein Jahr statt zwei oder drei zu dienen. Und um diesen ungeheuerlichen Sammelnamen in die Welt zu setzen, der dem Berufssoldaten in den meisten Fällen nichts weniger als willkommen ist, während er unsrer modernen Anschauung der „gleichen Last für alle Staatsbürger“ schnurstracks zuwiderläuft, dazu dient heutzutage ein großer Teil unsers höhern Schulwesens! Wenn der Zweck des Einjährigenwesens der war, jungen Leuten von Bildung und Kenntnissen die Dienstzeit zu verkürzen, andrerseits aber auch aus dieser Bildung, die doch mittelbar wieder ihren Grund in der elterlichen Arbeit für das Gemeinwohl hatte, den Vorteil zu ziehen, aus der Zahl ihrer Vertreter die Offiziere der Reserve und Landwehr zu ergänzen, so muß diese Einrichtung von dem Augenblick als überlebt bezeichnet werden, wo die Bedingungen zum Vorrecht nicht mehr dieselben sind und die gesteckten Ziele nicht mehr erreicht werden. Nun ist aber infolge des Berechtigungsscheins der Begriff der Bildung ein so schematischer, ja völlig verkehrter geworden, daß wohl niemand wird behaupten wollen: der oder jener junge Mann ist ein „Mann von Bildung,“ weil er einen Berechtigungsschein dazu hat. Die Beigabe — der Nachweis von Kenntnissen — mußte natürlich im Laufe der Zeit auf den nach militärischen Gesichtspunkten eingerichteten Schulen zur Hauptsache werden; ein Mensch kann aber bekanntlich ungeheuer viel wissen und dennoch kein „Mann von Bildung“ sein. Ganz folgerichtig werden daher heutzutage die Einjährig-Freiwilligen der Mehrzahl nach überhaupt nicht mehr Reserveoffiziere, sondern ein großer Teil geht (sogar von Truppenteilen, die in Universitätsstädten liegen, deren Überzahl von Einjährigen daher Studenten zu sein pflegen) ohne jede Beförderung, ein andrer als „Gefreite,“ ein dritter als Unter-

offiziere und endlich nur der kleinste Teil mit der Wahrscheinlichkeit ab, es zum Offizier zu bringen. Damit ist ein ganz wesentlicher Vorteil, der in frühern Zeiten mit der Einrichtung verbunden war, verloren. Ebenso wenig aber entspricht es noch unsern heutigen Anschauungen von der gerechten Verteilung der Lasten dem Vaterlande gegenüber. Welches Recht haben denn jene jungen Leute dazu, nur ein Jahr zu dienen, während der junge Mann ohne jene „Bildung," deren Wert wir nicht hochstellen können, und ohne die nötigen Mittel, sie zu erwerben und den Kosten der kürzern Dienstzeit zu genügen, zwei Jahre bei der Fahne zu bleiben hat? Sieht das nicht einem plutokratischen Vorrechte so ähnlich wie ein Ei dem andern?

Diese unerfreulichen Verhältnisse sind in militärischen Kreisen natürlich ebenso bekannt wie in pädagogischen; aber die einen können nicht helfen ohne die andern, denn beiden muß zu gleicher Zeit geholfen werden, und es wirkt erheiternd, wenn man sieht, wie man sich gegenseitig die Schuld in die Schuhe schiebt. Man sollte meinen, daß eine Lösung, die beider Vorwürfe aus der Welt schafft, gut und begehrenswert sein müsse für Schule und Heer. Diese Lösung aber liegt allein in der allgemeinen zweijährigen Dienstzeit, die überdies dem Gerechtigkeisgefühl entspricht, das sich auch in Bezug auf die militärischen Lasten zu Ungunsten der minder Begüterten arg genug verschoben hat.

Namentlich heute, wo man mit Recht eifrig bestrebt ist, die „sozialen" Schwierigkeiten dadurch zu heben, daß man eine möglichst gleichmäßige Verteilung von Arbeitslast und Arbeitslohn herbeiführt, sollte diese Seite unsrer Frage mit doppeltem Ernst erwogen werden. In ihren sozialen Folgen bedeutet die Einführung der allgemeinen zweijährigen Dienstzeit nichts mehr und nichts weniger als die Einlösung einer ausgleichenden Gerechtigkeit zwischen Hoch und Niedrig, Reich und Arm, wenigstens insofern sie die höchste Ehrenpflicht eines Deutschen betrifft, zum Schutze seines Vaterlandes die Waffen zu tragen. Wir schmeicheln uns ja, ein echtes Volksheer zu haben. Thatsächlich ist das aber weit weniger der Fall, als wir uns den Anschein zu geben belieben: der Einjährige ist heute ein unorganisches Gebilde in dieser Einheit geworden, die nur eine gleiche Dienstzeit für alle wieder herstellen kann. Fügt man diesem sozialen Werte der allgemeinen zweijährigen Dienstzeit den hinzu, den sie für die innere Festigung des Heeres selber, für die Kameradschaft und das gegenseitige Durchdringen aller der verschiednen Bestandteile, die ein Volk bilden, haben muß, so ist einleuchtend, daß sich den bereits erörterten Vorteilen weitere von hoher Bedeutung für unser gesamtes nationales Leben anschließen. Nun wird ja ferner immer mit Recht hervorgehoben, welch vorzügliche Schule der militärische Dienst für den jungen Mann ist. Sie ist namentlich in körperlicher Beziehung und in der Ausbildung des gesunden Menschenverstandes für den Einjährigen fast noch wertvoller als für den Mann aus dem Volke; bedeutet doch jenes eine Jahr

für eine große Zahl unsrer geistig ganz unverhältnismäßig angespannten Jugend die einzige Zeit, wo auch der körperlichen Ausbildung Gerechtigkeit widerfährt. Ja man kann ohne Übertreibung sagen, daß es im allgemeinen der Militärdienst ist, der unsre gebildeten Klassen lebenskräftig erhält. Daß nun dieser unschätzbare Vorteil, die Stählung des Körpers und die Erziehung des Geistes auf das Einfache, natürlich bedeutend erhöht wird, wenn alle jene in einseitiger geistiger Schulung verbildeten zwei Jahre anstatt eines Jahres mit der Waffe dienen, liegt auf der Hand; er wird nicht einfach verdoppelt, sondern vervielfacht, was dann wiederum seine wohlthätige Rückwirkung auf die Umgebung, sei es im Heere, sei es im spätern Lebensberuf, nicht verfehlen kann.

Fassen wir das Ergebnis unsrer Erörterungen kurz zusammen, so spricht folgendes für die Abschaffung des Einjährig-Freiwilligenwesens und Einführung der allgemeinen zweijährigen Dienstzeit: Die höhere Schule wird von dem Berechtigungswesen befreit und ihrer eigentlichen Bestimmung, unsre Jugend geistig und körperlich zum Leben zu erziehen, zurückgegeben. Unsre heutigen Anschauungen von sozialer Gerechtigkeit verlangen die Aufhebung eines Vorrechts, das sich überlebt hat und auch militärischen Ansprüchen nicht mehr genügt. Hierdurch geschieht ein bedeutsamer Schritt vorwärts auf dem Wege der sozialen Reform. Durch die Einführung einer zweijährigen Dienstzeit für alle wird ferner eine Gesundung und Kräftigung unsrer durch die bisherige einseitig geistige Schulung überangestrengten Jugend weit wirksamer erreicht, als durch den einjährigen Dienst. Zugleich gewinnt das Heer durch engere Verschmelzung und Ausgleichung aller Bestandteile an Einheit, Festigkeit und Tüchtigkeit, was wieder eine wohlthätig einwirkende Kraft auf unser ganzes öffentliches Leben äußern wird.

Man wird diese in ihrer Wichtigkeit kaum zu überschätzenden Umstände im Auge behalten müssen, wenn wir nunmehr auf Einzelheiten übergehen, die zu Bedenken, Ausstellungen und Schwierigkeiten mancherlei Art Veranlassung geben dürften. Wir verhehlen uns ja nicht, daß bei einer so tief einschneidenden Reform mehr als eine Frage auftauchen muß, auf die eine befriedigende Antwort nicht ohne weiteres zu geben ist. Denen aber, die vor lauter Schwierigkeiten wohl ihrem Gedankengange, nicht aber ihrer Ausführbarkeit beitreten möchten, sei in Erinnerung gebracht, welcher Art das gewaltige Werk war, das die Männer der Befreiungkriege mit der preußischen Heeresorganisation schufen und Kaiser Wilhelm I. ausbilden ließ; neben den Schwierigkeiten, die sich jenen Männern darboten, dürften die vorliegenden wie Spiel erscheinen, wenn auch die wohlthätigen Folgen für Schule, Heer und Volk vielleicht nicht geringer anzuschlagen sind. Auch die allgemeine zweijährige Dienstzeit erscheint nur als ein organischer Ausbau unsrer wohlbewährten Heereseinrichtung, als eine notwendige Folge der zweijährigen Dienstzeit in Verbindung mit der For-

derung der gleichen Laſten und gleichen Rechte für alle. Grundſätzliche Unmöglichkeiten ſind daher nicht vorhanden; Einſicht wird auf allen Seiten anzunehmen ſein, Wille bei vielen, und auch bei denen, die ein Opfer zu bringen haben. Wo aber Einſicht und Wille vorhanden iſt, da giebt es auch einen Weg. Möchten wir ihn zum Heile unſers Vaterlandes von freien Stücken beſchreiten, ehe es zu ſpät iſt und uns eiſerne Not darauf drängt.

(Schluß folgt)

Friedrich Hebbel und Otto Ludwig

Von Adolf Bartels

2

Perſönlich gekannt haben ſich Hebbel und Ludwig nicht, doch hatten ſie gemeinſchaftliche Bewundrer und Anhänger, und wie mir einer von ihnen mitteilt, war Hebbel im September 1862 bereit, dem damals ſchon kranken Ludwig einen Beſuch zu machen, als irgend etwas ſtörend dazwiſchen trat. Da Hebbel faſt ein Jahrzehnt früher in die Litteratur eingetreten war als Ludwig, und dieſer in ſeinen Werken augenſcheinlich eine beſtimmte Verwandtſchaft mit ihm aufwies, ſo hat er ihn für ſeinen Schüler gehalten, ihm aber doch ſelbſtändige Bedeutung eingeräumt. In ſeinen Briefen erwähnt er Ludwig nur ſelten, die Hauptſtelle iſt folgende in einem Brief an Kuh vom 14. Oktober 1857: „Ihr Beſuch bei Ludwig war eigentlich ein keckes Wagſtück. Ich habe an dieſem Manne, deſſen bedeutendes Talent ich ſo wenig verkenne, als es mich genirt, nur das eine auszuſetzen, daß ich nicht der erſte war, dem er in Wien ſeine Stücke zuſandte.“ An einer andern Stelle, in einem Briefe an Stern vom 31. Dezember 1862, ſagt er geradezu, daß Otto Ludwig ohne ihn nicht daſein würde, und in einer andern etwas gereizten Auslaſſung, in der er ſich das Verdienſt zuſpricht, zuerſt bibliſche Stoffe auf die Bühne gebracht zu haben, zielt er wohl auch mit auf Ludwig. Von Ludwigs Werken erwähnt er nur die „Makkabäer“ einmal in einem Briefe an Dingelſtedt, und zwar tadelnd. Dagegen hat Ludwig eine Reihe Hebbelſcher Dramen kritiſirt und in ſeinem berühmten Bekenntnis über die Art ſeiner Produktion auf Hebbel Bezug genommen. Im ganzen ſtand Ludwig, kann man ſagen, unfreundlicher zu Hebbel als dieſer zu ihm, aber man darf darin nicht etwa Neid auf den Dichtergenoſſen oder Geringſchätzung ſeines Schaffens erkennen, ſondern nur

den Einfluß gewisser Freunde Ludwigs, die gleichzeitig Feinde Hebbels waren. Man kann in diesen Dingen noch nicht ganz klar sehen, aber ich bin ziemlich fest überzeugt, daß Otto Ludwig von einer Reihe deutscher Schriftsteller gegen Hebbel auf den Schild erhoben worden ist, nicht weil man seiner Dichtung eine höhere Bedeutung zuschrieb als der Hebbels und in der einen wirklich nur das Krankhafte und Seltsame, in der andern nur das Gesunde und Schlichte sah, sondern einfach aus Animosität gegen den Dithmarsen, dessen Kämpfernatur und dessen Unerbittlichkeit in ästhetischen Dingen alle Mittelmäßigkeiten und selbst die berühmt gewordnen schätzenswerten mittlern Talente der Zeit schwer ertrugen. Wie gesagt, bei manchen Personen ist der Beweis einstweilen noch nicht zu liefern, aber bei Heinrich Laube z. B. ist er sehr leicht zu führen; der war sicher weder Hebbel noch Ludwig ganz zu würdigen imstande, Hebbel war ihm unbequemer, weil er in Wien war, und so hat er ihn als Dramatiker schlecht behandelt, während er Ludwig begünstigte. Dieser war zwar künstlerisch eben so streng wie Hebbel, aber doch eine weniger schroffe Natur. Doch ich kann mich hier bei diesem Punkte nicht länger aufhalten, so interessant es auch wäre, die immer und überall bestehenden Maulwurfsgänge der Litteratur einmal auf einem bestimmten Gebiete aufzudecken. Für mich steht fest, daß, wenn sich Hebbel und Ludwig kennen gelernt hätten, sie wohl keine Freunde geworden wären, aber doch nicht ungünstig auf einander gewirkt und große Achtung vor einander bekommen hätten; denn Hebbel war nichts weniger als der nordische Berserker, als den man ihn ausschrie, wenn er auch jähzornig war, er hatte eine weiche Seite in seiner Natur, und die zahlreichen Anekdoten, die ihn der Selbstvergötterung zeihen, sind vielfach Erfindungen seiner Feinde, noch öfter Entstellungen und Mißverständnisse. Was wußte das vormärzliche Wien mit einem ausgeprägt norddeutschen Charakter und nun gar mit einem Dithmarsen anzufangen?

Wie verhält es sich nun aber mit dem Einfluß Hebbels auf Ludwig? Ist ein solcher anzunehmen oder nicht? Die ersten Dramen Hebbels haben ihre Wirkung durch ganz Deutschland geübt, ehe Ludwig in den Gegensatz zu Hebbel geraten war, „Judith“ und „Genoveva“ sind von ihm auch nicht kritisirt worden, und die kurze Kritik der „Maria Magdalene“ stammt doch wohl aus einer Zeit, wo sie schon ein Jahrzehnt hinter sich hatte. Es ist also die Möglichkeit nicht ganz ausgeschlossen, daß diese drei Dichtungen Hebbels auf Ludwig nicht ohne stärkern Einfluß gewesen sind, und da die „Judith“ (wie außerdem „Herodes und Mariamne) unbedingt die Gattung der „Makkabäer,“ „Maria Magdalene“ die des „Erbförsters,“ „Genoveva“ die einiger unvollendet gebliebnen Dramen Ludwigs vollständig vertritt, so muß Hebbel die Vorgängerschaft auf alle Fälle gewahrt bleiben. Ludwigs Aufzeichnungen scheinen zu erweisen, daß er nicht vor Ausgang der vierziger Jahre zuerst Dichtungen Hebbels kennen gelernt hat. Aber Ludwig war

freilich eine selbständige Natur, seine Dichtung erwuchs aus den ihm angebornen Gaben und seinen Lebensschicksalen wie aus der Ganzheit und Fülle echt dichterischer Stimmung. Er machte einen ähnlichen Entwicklungsgang wie Hebbel durch, und wenn er nun auch dessen Werke zum Teil vorfand, so können sie ihn doch nie unmittelbar zur Nachahmung angetrieben, sondern nur befruchtend auf ihn gewirkt haben. Ludwigs erstes vollendetes Werk, das freilich für den Dichter und die Welt nie fertig wurde, war eine „Agnes Bernauer." Seine Anfänge führen in eine Zeit, wo Hebbel in der Litteratur noch nicht dawar, die frühern Bearbeitungen hatten nichts von ihm, aber die beiden letzten sind allerdings stark von Hebbel beeinflußt, nach dem Erscheinen des gleichnamigen Dramas des Dithmarsen ohne Zweifel mit dem Gedanken, den Nebenbuhler zu übertreffen, unternommen und in dieser Erwartung sogar von den Feinden Hebbels förmlich bestellt worden, die erste, die den überlieferten Agnescharakter zu Grunde richtet, im Gegensatz, die zweite im Anschluß an Hebbel, der zuerst die Staatsidee in den Stoff hineingetragen hatte. Ludwig ganz eigentümlich ist die Art des Dramas „Friedrich der Große," von dem der erste Akt, „Die Torgauer Heide," 1844 ausgeführt wurde, ebenso wie das Lustspiel „Hans Frei," das noch älter ist. Hat Ludwig spätere Werke, wie das „Fräulein von Scuderi" und die „Pfarrrose," noch ohne Kenntnis von der Geistesart seines großen Zeitgenossen ausgeführt, selbst die Anfänge des „Erbförsters" auf seinem einsamen Wege gestaltet, so will es mir doch scheinen, als ob ein ihm unbewußter Einfluß Hebbels auf die verschiednen Umarbeitungen dieser und der folgenden Dramen vorhanden wäre. Ich vergesse keinen Augenblick, daß Ludwig ein selbständiger Geist war, aber ich halte es für nicht ganz unmöglich, daß die neue dichterische Atmosphäre, die nach dem Ausgang der Romantik mitten in dem feuilletonistischen Treiben des jungen Deutschlands Hebbel in erster Linie heraufgeführt hatte, auch Ludwig, der ja seiner Abneigung gegen das junge Deutschland schon unzweifelhaften Ausdruck gegeben, aber einen eignen Stil noch nicht gefunden hatte, in ihren Bann gezogen hat. In dem Cardillac Ludwigs finde ich etwas von Hebbels Holofernes und Golo wieder, in der „Pfarrrose" und den „Rechten des Herzens" einzelne Stimmungen und Gedanken der „Maria Magdalene," der Erbförster ist unzweifelhaft ein Vetter Meister Antons, und die ersten, das Problem der jüdischen Doppelehe anspinnenden Bearbeitungen der „Makkabäer" wie auch die Volksszenen der spätern können eine gewisse geistige Verwandtschaft mit „Judith" und „Herodes und Mariamne" nicht verleugnen. Aber Ludwig hat, auch geistig, viel einsamer gelebt als irgend ein andrer Dichter, er hat z. B. Kleist erst kennen lernen, nachdem man ihn hundertmal mit ihm verglichen hatte, und so kann man auch bei der Feststellung des Einflusses Hebbels gar nicht vorsichtig genug sein. Und nur ein Talent ahmt nach, eine geniale Begabung geht trotz aller noch so starken Eindrücke von außen ihren eignen Weg. So würde man Ludwig auch

nach seinen frühern Werken nicht einen Schüler Hebbels nennen dürfen, zumal da sie von dem Gestalten- und Empfindungskreis der Romantik bei weitem nicht so scharf getrennt, also nicht so modern sind wie die frühesten Werke Hebbels und andrerseits schon einen großen Reichtum realistischer Einzelheiten haben, wie sie Hebbel verschmähte; mit seinen beiden Hauptwerken tritt Ludwig dann ohne Frage ebenbürtig neben Hebbel. Kritisch hat sich später bei ihm ein Gegensatz zu Hebbel gebildet, und er hat auf das, was ihn von Hebbel scheidet, den größten Nachdruck gelegt; dennoch wird, wer ruhig vergleicht, die nahe Verwandtschaft beider nicht verkennen können.

Die tritt auch schon zu Tage, wenn man die Art und Weise des Schaffens beider vergleicht. Hier ist es nötig, jene berühmte Auslassung Ludwigs zu berühren, durch die Treitschke wie auch Freytag bewogen worden ist, Ludwig einen ganz eigentümlichen Dichtergenius zuzugestehen; er dürfte jedoch keineswegs so allein stehen. Ludwig schildert, wie ihm seine Stoffe aufgehen, wie er zunächst eine musikalische Stimmung hat, die ihm zu Farbe wird, dann Gestalten sieht, meist zu Gruppen vereinigt, denen sich immer neue Gestalten und Gruppen anschließen, wie sich darauf zu den Gesichten auch die Sprache findet, und der Dichter aufschreiben kann. Das ist die erste Stufe seiner Arbeit, wobei sich sein Bewußtsein ganz passiv verhält, und ihn eine Art körperlicher Beängstigung beherrscht. In der zweiten sucht er die Lücken auszufüllen, sucht die Idee, die, ihm unbewußt, die schaffende Kraft und der Zusammenhang der Erscheinungen war, sucht die Gelenke der Handlung, um sich den Kausalnexus zu verdeutlichen, ebenso die psychologischen Gesetze der einzelnen Züge und den vollständigen Inhalt der Situation, ordnet das Verwirrte und macht nun seinen Plan, „in dem nichts mehr dem bloßen Instinkt angehört, alles Absicht und Berechnung ist, im ganzen und bis in das einzelne Wort hinein." „Da sieht es dann ungefähr aus wie ein Hebbelsches Stück," sagt Ludwig. Wir haben nun einige Bruchstücke von ihm auf dieser Stufe, aber daß sie wie ein Hebbelsches Stück aussähen, kann man doch nicht gut sagen. In Wirklichkeit war der Hebbelsche Schöpfungsprozeß nichts weniger als Absicht und Berechnung, wie Ludwig anzunehmen scheint, und auch die von ihm ausgesprochne Vermutung, daß es nicht Stimmung, Situation, Charakter, nicht Leidenschaft, nicht Wucht des Thatsächlichen, nicht tragisches Mitleid und Furcht sei, was Hebbel zuerst aufgehe und zu weiterem reize, sondern „epigrammatische Dialogfragmente," ist nicht zutreffend. Die Stoffe seiner ersten Werke sind Hebbel schon in seiner Jugend noch in Wesselburen, dann in München aufgegangen, und es ist doch wohl eine etwas kühne Annahme, daß einen jungen Dichter etwas andres zu einem Stoff führen könne als die Wucht des Thatsächlichen, die eigentümliche Stimmung, die er mit sich bringt; er hat die Werke lange in sich wachsen und reifen lassen, sie freilich auch mit seinem scharfen Kunstverstande nach jeder Richtung

„durchgeackert“ (was dann zu zwei in seinen Werken befindlichen vortrefflichen „Betrachtungen über den Stoff“ Anlaß gegeben hat), aber doch immer ruhig auf das Erwachen des Produktionstriebes gewartet, anstatt im Anschluß an „epigrammatische Dialogfragmente“ ein rein verstandesmäßiges Werk zu schreiben. Dem eigentlich dichterischen Prozeß war er, das wissen wir ganz genau, ebenso widerstandslos ausgeliefert wie Ludwig; selbst wenn er krank lag, überfiel ihn der furor poeticus, so einmal in Kopenhagen: „Hätte ich gestern Abend einen Sekretär bei mir gehabt, so hätte ich den ganzen ersten Akt meiner »Maria Magdalene« diktiren können; denn kaum hatte ich die Tropfen (Medizin) im Leibe, als mein so lange trocknes Gehirn Funken zu sprühen anfing, aber ich habe das meiste festgehalten und gestern und heute zum Teil aufgeschrieben.“ Dabei kann doch wohl von Absicht und Berechnung, selbst von vollem Bewußtsein nicht die Rede sein, und in der That hat Hebbel auch die künstlerische Thätigkeit (viel später) mit dem Traum verglichen. Selbst die schwächsten Produkte Hebbels, die „Julia“ und das „Trauerspiel auf Sizilien,“ sind nichts weniger als Verstandesprodukte, von dem letzten erfahren wir sogar, daß es ihm aus einer im Café Toledo zu Neapel erzählten Anekdote mit allen handelnden und leidenden Personen zum Bilde zusammenrann, sodaß Stimmung, Situation, Charaktere, Wucht des Thatsächlichen, tragisches Mitleid und Furcht und zugleich die (kulturgeschichtliche) Idee des Stücks alles auf einmal dawar. Wie bei Ludwig, kündigte sich auch bei Hebbel, wie er Kuh erzählte, die eigentliche Produktion mit einer Gesichtserscheinung an, worauf er sofort wußte, daß der schöpferische Augenblick nahe sei. Bei dem ersten Akt der „Genoveva“ habe ihm beständig die Farbe eines Herbstmorgens vorgeschwebt, beim „Herodes“ vom Anfang bis zum Ende das brennendste Rot. Als er den Epilog zu „Genoveva“ dichtete, habe er eine angeschossene Taube fliegen sehen, und so oft sich der „Moloch“ meldete, in Rom, in Neapel, wie in Wien, sei vor ihm ein Felsen mit uralten bemoosten Stämmen aus dem Meer emporgestiegen. Hebbel produzirte übrigens viel im Freien, im Gehen, und glich dann, wie Augenzeugen berichten, einem Traumwandelnden; auch summte er dabei vor sich hin, das entstehende Gedicht kam immer mit einer Melodie. Das sind doch Zustände, die sehr an die Ludwigschen erinnern, und es wäre ein Wunder, wenn ihnen reine Verstandesprodukte entsprungen wären.

Die allgemeine Charakteristik der Hebbelschen Werke, die Ludwig in seinem ästhetischen Bekenntnis giebt, ist denn auch schief und einseitig. Es ist in Hebbels Dramen nicht, wie es da heißt, alles abstrakt ausgesprochen, jedes Stück Charakterentwicklung ist nicht gleichsam ein psychologisches Präparat, das Gespräch nicht eine Reihe von psychologischen und charakteristischen Zügen, pragmatischen und höhern Motiven oder, wie Ludwig an andrer Stelle sagt, eine dialektische Übung der redenden Charaktere, man sieht nicht überall die

Absicht und hat nicht Marionetten vor sich, die sagen, was der Dichter will, aber nicht, was sie als Charakter sagen müßten. Das paßt zur Not auf Hebbels „Julia," das mißlungne Werk, das, nebenbei bemerkt, eine Art Vorbild der gesamten Ibsenschen Dramatik ist, aber es paßt weder ganz auf die großen frühern, noch im geringsten auf die spätern Werke Hebbels. Nun ist es ja richtig, daß manche Hebbelsche Gestalten das mit ihrem Schöpfer gemein haben, daß sie sich viel selbst beobachten, aber alle thun sie es keineswegs, und für manche paßt es doch ganz gut, wie Ludwig auch zugiebt. Es ist auch richtig, daß das Detail bei Hebbel oft knapp ist; aber Gerippe mit etwas Fleisch sind seine Menschen darum noch lange nicht. Endlich kann man auch zugeben, daß der arbeitende Kunstverstand (nicht der gemeine Verstand) bei Hebbel öfter sichtbar wird, daß er etwas ins Bewußtsein schiebt, was besser unbewußt geblieben wäre, daß seine Sprache nicht frei von epigrammatischer Zuspitzung ist. Aber es ist falsch, diese übrigens in seinen hervorragendsten Dichtungen überwundnen halben Schwächen (denn es sind immer nur die Kehrseiten wirklicher Vorzüge) als etwas von Hebbel erstrebtes hinzustellen, da es doch die Überreste seines Ringens mit den Stoffen und Ideen vor dem Produziren sind, die — und da ist allerdings ein gewisser Mangel in seiner Begabung, der durch seine Schicksale noch verstärkt wurde — der poetische Prozeß nicht, wie es sein soll, verzehren konnte. Immerhin bringt er es in den meisten Fällen zu plastischer Gestaltung, und die gewaltige, echte Leidenschaft des Dichters schafft eine glühende Atmosphäre dazu, die nur Thoren für Rausch und Überhitzung erklären können. Wenn Ludwig gar noch von zeitgemäßen Stellen, die dem Publikum gefallen könnten, von Pikantem und Raffinirtem redet, das sich die Eitelkeit des Dichters schwer zu opfern entschließe, so thut er das hoffentlich nicht im Hinblick auf Hebbel; denn einer jungdeutschen Spekulation auf das Publikum ist Hebbel immer fern geblieben und hat sie selbst scharf verurteilt, und wenn er auch nicht frei von Eitelkeit war, seiner Kunst hat er sie, ebenso wie Ludwig, stets geopfert, da er viel zu genau wußte, daß nur das Echte am Kunstwerk besteht. Im übrigen ist das, was Ludwig als die dritte, gleichfalls bewußte Stufe seines Schaffens, als über Hebbel hinausgehend schildert, alles auch von diesem als den Kunstgesetzen gemäß verlangt und nach Kräften vor und während der Produktion geübt worden, nur daß sich Hebbel nicht anheischig gemacht hat, alle Kunstgesetze zu erfüllen, oder auch gerühmt, im Besitze der alleinseligmachenden Methode zu sein. Um nur einer der Ludwigschen Forderungen die entsprechende Hebbelsche gegenüberzustellen: „Man muß an der Geberde der Rede, wenn ich so sagen darf, merken, was in der Person vorgeht, aber sie muß es nicht mit dürren Worten sagen," verlangt Ludwig; „Rauhigkeit des Versbaues, Verwicklung und Verworrenheit des Periodengefüges, Widerspruch der Bilder erheben sich zu wirksamen und unumgänglichen Darstellungsmitteln, wenn sie auch dem oberfläch-

lichen Blick, der nicht erkennt, daß auch das Ringen um Ausdruck Ausdruck ist, als Ungeschicklichkeiten und Schwerfälligkeiten erscheinen mögen," lehrt Hebbel. Ich denke, das ist so ziemlich dasselbe. Die Hauptforderung Ludwigs aber, daß sich die Personen mit dem, was sie sagen, zugleich wider Wissen und Willen charakterisiren, hat auch Hebbel oft ausgesprochen, so schon als Student in München, wenn er am 23. November 1838 in sein Tagebuch schreibt: „Was die gemachten Menschen mittelmäßiger Poeten (von Geist) von den wirklichen unterscheidet, ist, daß jene Einsicht in sich selbst haben, daß sie wissen, was sie sind, und warum sie etwas thun. wogegen die wirklichen sich glücklich preisen, wenn sie nur einigermaßen wissen, was sie waren, und warum sie etwas gethan haben. Die Darstellung soll das freilich auch zeigen, und das muß, da alles Beschreiben und Auseinanderwickeln der Tod der Poesie ist, oft durch den dargestellten Menschen selbst geschehen, nur erreicht der echte Dichter seinen Zweck durch ganz andre Mittel. Er bedient sich der geheimnisvollen Macht des Wortes, das, wenn es ein Produkt des Charakters oder der Situation ist, mehr noch den Menschen, der es gebraucht, als die Sache, die er bezeichnen will, entschleiert."

Doch genug der Einzelheiten! Man wird, wenn man genauer zusieht, finden, daß sich die beiden Dichter in der Theorie ihrer Kunst nur wenig unterscheiden, was bei der verwandten Natur und dem gleich ernsten Kunststreben beider nur natürlich ist. In der Produktion und, wie wir noch sehen werden, auch in den Zielen und in der Stellung zu einzelnen litterarischen Erscheinungen weichen sie natürlich von einander ab. Für mich ist es aber sicher, daß Hebbels Art die normalere war; wer die spätere Schaffensperiode Ludwigs mit ihrem ewigen Nichtfertigwerden kennt, der wird mir sicher Recht geben. Nicht die äußere Krankheit (obwohl wir die als Hemmung nicht unterschätzen wollen), nicht künstlerische Gewissenhaftigkeit allein, wie Erich Schmidt meint, nicht das übertriebne Studium Shakespeares war es, was Ludwig hinderte, seine Werke zu vollenden, sondern unzweifelhaft etwas abnormes in seiner Anlage, das ihm nicht bloß am Schluß, sondern während seines ganzen Lebens hemmend im Wege stand. Mit einem bloßen Zuviel, mit dem Übermaß und der zu großen Beweglichkeit der Phantasie erklärt man es nicht ganz, es ist auch ein Mangel da, und zwar auf dem Gebiete des Willens, der Mangel an künstlerischer Entschlossenheit, Bestimmtheit und Folgerichtigkeit. Hier steckt die Wurzel der Verschiedenheit beider Dichter.

Die Genossenschaft Pan und die allermodernste Kunst

Von Konrad Lange

ls im Sommer vorigen Jahres die Nachricht durch die Tagesblätter ging, es solle eine Kunstgenossenschaft gegründet werden mit der besondern Aufgabe, eine vornehme und unabhängige Kunstzeitschrift herauszugeben, bemächtigte sich aller wahren Kunstliebhaber freudige Erregung. Ein „umfassendes Organ für Kunst, das nicht geschäftlichem Vorteile, nicht dem Geschmacke des großen Publikums, nicht irgend einer künstlerischen Sonderströmung dienen, sondern lediglich den Zweck haben sollte, ein ungetrübtes und vollständiges Bild der kunstschaffenden Kräfte unsrer Zeit, sowie einen Überblick über verwandte Bestrebungen früherer Zeiten zu geben," das war es ja gerade, was wir brauchten. Wie oft hatte man nicht die Erfahrung gemacht, daß ein gewöhnliches buchhändlerisches Unternehmen zu sehr von dem Tagesgeschmack eines ästhetisch vielleicht nicht ganz kompetenten Publikums abhängig ist, um ein wirklich objektives und umfassendes Bild der modernen Kunst zu bieten! Da galt es endlich einmal eine Zeitschrift den leidigen geschäftlichen Rücksichten, die ein Verleger nehmen muß, zu entziehen und ganz in den Dienst der künstlerischen Interessen zu stellen. Und das einzige Mittel dazu schien die Gründung einer Genossenschaft, die als einzige Herausgeberin und Besitzerin der Zeitschrift auch allein einen Einfluß auf ihre Redaktion ausüben durfte. Eine solche Genossenschaft mit beschränkter Haftpflicht ist denn auch unter dem Namen „Pan" am 19. Juni 1894 in das Register des königlichen Amtsgerichts I in Berlin eingetragen worden.

Bis zum 15. März 1895 hatten sich schon etwa 300 Mitglieder dazu gemeldet, zum geringern Teile Künstler und Schriftsteller, zum größern wohlhabende Kunstfreunde. Durch Zeichnung von Anteilen in der Höhe von mindestens 100, höchstens 10000 Mark hatten sie ein Kapital von 100000 Mark zusammengebracht, wodurch das Erscheinen der Zeitschrift auf mindestens drei Jahre hinaus gesichert war. Einladungen zum Beitritt waren nur in beschränkter Zahl erfolgt. Ich verdanke es persönlichen Beziehungen, vielleicht auch gelegentlichen wohlwollenden Äußerungen, die ich über die „moderne

Kunst" gethan habe, daß mir ein Artikel der Zukunft zugesendet wurde, der sich ausführlich über die Ziele der Genossenschaft aussprach. Da hierbei besonders der unparteiische und selbständige Charakter des Unternehmens hervorgehoben wurde, bat ich um Zusendung der Statuten, worauf ich eine Aufforderung zum Beitritt erhielt, der ich auch Folge leistete.

Wenn man die im ersten Heft der Zeitschrift veröffentlichte Liste der Mitglieder und des Aufsichtsrats mustert, so sollte man denken, daß eine sachgemäße Form der Veröffentlichung schon durch sie verbürgt wäre. An der Spitze des Verzeichnisses stehen drei gekrönte Häupter, die Könige von Sachsen und Württemberg und der Prinzregent Luitpold von Baiern. Im Aufsichtsrat sitzen R. Begas, Böcklin, Grisebach, L. v. Hofmann, Graf Kalckreuth, A. Keller, Klinger, Koepping, Kühl, Liebermann, Maison, Max, Skarbina, Stuck, v. Uhde und Unger, also Künstler, die, wenn auch nicht alle in gleicher Weise, doch im Ganzen zu den bedeutendsten unsrer Zeit gerechnet werden. Dazu kommen Kunsthistoriker wie Bayersdorffer, Bode, Graul, Lichtwark, Muther, v. Seidlitz, H. W. Singer und Woermann, also Männer, deren Namen ebenfalls einen guten Klang haben. Endlich eine Reihe von Dichtern des „jüngsten Deutschlands" wie Dehmel, Halbe, Hartleben, Liliencron, Ompteda u. s. w., die ich zwar zum Teil für sehr begabt, zum Teil aber auch für bloße Dilettanten halte. Aber das mag eine persönliche Anschauung sein, die vielleicht von andern nicht geteilt wird. Soviel ist sicher, daß sich diese jungen Dichter bis jetzt in viel geringerm Grade als die zuerst erwähnten Künstler der allgemeinen Anerkennung erfreuen, und daß man schon aus diesem Grunde in litterarischer Beziehung von der Zeitschrift weniger Gutes erwarten konnte als in künstlerischer. Hatten doch diese Dichter vor einigen Jahren eine künstlerisch ausgestattete Sammlung unter dem Namen eines „modernen Musenalmanachs" herausgegeben, die neben einigen guten Sachen auch sehr viel Mittelmäßiges enthielt und deshalb nur eine sehr geteilte Aufnahme gefunden hatte. Ich bin nicht genug in die Vorgeschichte des „Pan" eingeweiht, um bestimmt sagen zu können, von wem die Idee der Gründung dieser Genossenschaft ausgegangen ist. Jetzt, wo die zwei ersten Hefte der Zeitschrift vorliegen, ist es mir vollkommen klar, daß die zuletzt genannte Gruppe als die eigentliche Seele des Unternehmens betrachtet werden muß. Man erhält geradezu den Eindruck, als ob es unserm jüngsten Deutschland in erster Linie darum zu thun gewesen wäre, in dieser Form eine neue und monumentalere Auflage des „Musenalmanachs" zu schaffen, und als ob die Kunsthistoriker und ältern Künstler, die dem Ausschuß angehören, gewissermaßen nur als Ornament, wenn ich so sagen darf, als werbendes Aushängeschild zur Gewinnung weiterer Kreise herangezogen worden sind.

Leider muß ich meinen Freunden im Aufsichtsrat das Bekenntnis ablegen, daß schon das erste Heft des „Pan," das im April dieses Jahres erschienen

ist, mich einigermaßen enttäuscht hat. Aber ich mochte diesem Gefühl damals keinen kräftigern Ausdruck geben, weil ich meine Hoffnung auf das zweite Heft gesetzt hatte. Vielleicht — so dachte ich — will sich der „Pan" erst einmal austoben, allerlei Bocksprünge machen, um die Berechtigung seines Namens darzuthun, sich dann aber beruhigen und gesetzter geberden. Durch das kürzlich erschienene zweite Heft ist diese Hoffnung bitter getäuscht worden. Obgleich beide Hefte manches Interessante und selbst einiges künstlerisch Hervorragende enthalten, so gehört doch bei weitem die Mehrzahl der Beiträge einer ganz bestimmten Richtung der modernen Kunst an, die ich nur als Verfall bezeichnen und mit den drei Worten „Romantik," „Archaismus" und „Decadence" charakterisiren kann. Wer die moderne Kunst nach dieser Zeitschrift beurteilen wollte, der müßte allerdings zu der Überzeugung kommen, daß die Hoffnungen, die wir Jüngern auf ihre Entwicklung gesetzt haben, kläglich zu Schanden geworden sind. Glücklicherweise ist es nicht an dem. Und diesen Nachweis zu führen halte ich für der Mühe wert. Mit der allgemeinen Bezeichnung „moderne Kunst" kommt man heutzutage nicht mehr aus, und wenn von unsrer Seite die „moderne Kunst" neuerdings wiederholt gegen falsche Auffassungen in Schutz genommen worden ist, so muß doch einmal bestimmt gesagt werden, was wir unter diesem Begriff verstehen, welche Richtungen der modernen Kunst wir für gesund und welche wir für krankhaft halten. Denn gerade weil wir in der modernen Kunst die gesunden Keime für eine großartige Weiterentwicklung zu erkennen glauben, muß es unser Wunsch sein, daß die Krankheitsstoffe, die sich neuerdings in ihr zu regen beginnen, möglichst rasch ausgeschieden werden, und daß das Publikum das Gesunde und das Kranke in ihr unterscheiden lernt. Mit Veröffentlichungen wie diesen, die ihrem überwiegenden Inhalt nach den krankhaften Modeströmungen huldigen, ist weder unsrer Kunst noch unserm Publikum gedient. Man gewinnt unsrer modernen Kunst keinen Boden, wenn man nur das gewaltsam Neue, das phantastisch Subjektive, das willkürlich Barocke, das unsre „Jüngsten" bieten, für wahre Kunst ausgiebt, jede einfache, absichtslose Nachahmung der Natur aber, jede organische Anknüpfung an die bisherige Entwicklung, jede natürliche Weiterbildung der Technik als überwundnen Standpunkt betrachtet.

Es handelt sich hier um mehr als um die Frage nach dem Wert einer vereinzelten Veröffentlichung, nach der Bedeutung einzelner modernen Künstler; es handelt sich um die Frage nach dem Wesen der Kunst überhaupt. Endlich muß einmal entschieden werden, ob die Kunst ein Gemeingut des Volks ist, an deren Verständnis alle teilnehmen können, da sie sich der historisch gewordnen Sprache und der allen Menschen bekannten Natur als Medium bedient, oder ob sie ein Tummelplatz für die Launen einiger Wenigen ist, die sich als Übermenschen im Sinne Nietzsches fühlen und Kunst nur für den subjektiven Ausdruck einer Stimmung Einzelner halten, die mit allgemein mensch-

lichen Anschauungen und Gefühlen nichts zu thun hat. Daß sich solche einseitige Strömungen in unsrer modernen Kunst schon lange bemerkbar machen, war ja nicht unbekannt. Aber daß Willkür und Phantastik, die man bei einzelnen besonders Begabten wohl als berechtigt anerkennen konnte, geradezu zum System und zur Methode erhoben werden sollten, das ist den meisten wohl erst durch diese Zeitschrift klar geworden. Das also sind die Folgen einer philosophischen Weltanschauung, die als höchstes menschliches Ideal den von allen sozialen Bedingungen gelösten Übermenschen hingestellt hat, das sind die Folgen einer Ästhetik, die nicht müde wurde, über den Naturalismus mit seinem „sklavischen, geistlosen" Haften an der Natur zu spotten und die Kunst als vollkommen freie Thätigkeit des Menschen, als Schöpferin einer zweiten idealen Welt zu preisen. Als ob die großen alten Meister nicht bei aller Phantastik ihres Schaffens doch in formaler Beziehung immer auf dem festen Boden des Naturstudiums gestanden hätten, ihrem innersten Wesen nach Naturalisten gewesen wären!*) Wie sehr sind doch die auf dem Holzwege, die den Naturalismus als das gemeinsame Kennzeichen der ganzen modernen Kunst betrachten und, weil sie einen instinktiven Widerwillen gegen diese Kunst haben, nun auch den Naturalismus mit allen Mitteln einer verfehlten Dialektik bekämpfen! Ist denn das, was uns diese Künstler bieten, überhaupt noch Naturalismus, ist für diese „Jüngsten" die Natur als Gegenstand der Nachahmung überhaupt noch vorhanden? Man muß wirklich blind sein, um nicht zu sehen, daß unsre großen modernen Naturalisten längst zum alten Eisen geworfen sind, und daß wir glücklich wieder in dem Fahrwasser einer romantischen Reaktion schwimmen, die gefährlicher und verderblicher ist als die tendenziöse und romantische Gedankenkunst in der ersten Hälfte unsers Jahrhunderts.

Es ist kein Zufall, daß an der Spitze dieser Zeitschrift Friedrich Nietzsche steht. Im ersten sowohl wie im zweiten Heft finden wir ein Fragment des Modephilosophen abgedruckt. Ich weiß wohl, daß es heutzutage als kleinlich und banausisch gilt, wenn man Nietzsche nicht als den ersten Philosophen seines Jahrhunderts anerkennt. Das hindert mich aber nicht, zu sagen, daß es mir grausam scheint, Aussprüche des unglücklichen Mannes, die ganz offenbar schon die Spuren seines jetzigen Leidens, unverkennbare Anzeichen von Größenwahn, an sich tragen, aus ihrer Vergessenheit, wie das neuerdings Sitte wird, hervorzuziehen und dem Publikum als Ausflüsse höchster Weisheit vorzusetzen. Ich muß dabei immer an den Kaiser mit den neuen Kleidern denken. Man versuche einmal, von solchen Auslassungen die pathetische oder geistreiche Sprache abzuziehen, und man wird erstaunt sein, wie wenig übrig bleibt. Aber die Be-

*) Vergl. K. Lange, Die bewußte Selbsttäuschung als Kern des künstlerischen Genusses. Leipzig, Veit und Co., 1895.

wunderung solcher Dinge ist bezeichnend für ein Publikum, das ein Buch wie „Rembrandt als Erzieher" für bare Münze genommen hat.

Ehe wir uns zu den einzelnen künstlerischen Beiträgen dieser Hefte wenden, sei ein Wort über den internationalen Charakter der Zeitschrift gestattet. Die Genossenschaft Pan ist im wesentlichen eine deutsche. Unter ihren etwa dreihundert Mitgliedern befinden sich, soweit ich nachkommen kann, nur etwa zwanzig Ausländer. Ob es angesichts dieses Verhältnisses notwendig war, unter achtunddreißig Mitgliedern des Aufsichtsrats fünf Ausländer, nämlich Burne-Jones, Holger Drachmann, Arne Garborg, Fernand Khnopff, Felicien Rops, zu wählen, will ich dahingestellt sein lassen. Jedenfalls ist es ein anerkennenswertes Zeichen nationaler Selbstverleugnung, daß unter den ersten hundertfünfunddreißig künstlerischen Beiträgen (alle einzelnen Vignetten mitgerechnet) nicht weniger als sechzig ausländische (!) sind. Wenn man damit symbolisch die verhältnismäßige Überlegenheit der ausländischen Kunst über die deutsche zeigen wollte, so ist das allerdings nicht gelungen. Denn die fremden Beiträge sind mit wenigen Ausnahmen nicht geeignet, der ausländischen Kunst zum Ruhme zu gereichen. Ich bin durchaus damit einverstanden, daß unsre deutschen Künstler von der Kunst andrer Völker lernen, daß auch in dieser Zeitschrift Meisterwerke ausländischer Künstler — wie zum Beispiel die französischen Medaillen — publizirt werden. Aber das, was uns hier von Fremden geboten wird, ist zum größten Teil nur geeignet, unsern deutschen Künstlern zu zeigen, wie sie es nicht machen sollen.

Gleich beim Aufschlagen des ersten Heftes fällt der Blick auf ein scheußliches Bild, eine Illustration des Finnländers Axel Gallén zu Paul Scheerbarts Königslied. Will sich die Redaktion etwa einen schlechten Witz mit uns erlauben? Ein paar dürre, roh gezeichnete Gestalten mit klotzigen, lieblosen Umrissen, ein stangenartig leblos in die Luft gestreckter Arm, Bäume, die wie Maiskolben, Wolken, die wie Kuchenteig, Sterne, die wie Weihnachtsgebäck aussehen, das ganze theatermäßig von unten beleuchtet, dazu eine lyrische Prosa, in der unter andern die Worte vorkommen: „Ich bin so selig, daß niemand seliger sein kann. Und wer etwas selig anschaut, der besitzt das, was er anschaut. Siehst du, jetzt weißt du, was Eigentum ist," und am Schluß eine rohe und ganz dekorative Vignette von demselben Gallén!

Ich habe mit Leuten, die das Französische vollkommen beherrschen, über das noch dazu im Faksimilie der Handschrift wiedergegebne Sonett des berüchtigten Symbolisten Stephane Mallarmé gesprochen, und sie haben mir versichert, was ich freilich schon vorher wußte, daß es von A bis Z Unsinn sei. Vielleicht würde man es verstehen, wenn man J. Plowerts Petit glossaire pour servir à l'intelligence des auteurs décadents es symbolistes (Paris, 1887) zu Rate zöge, allein dazu habe ich keine Zeit. Ich sehe auch durchaus nicht ein, warum man Gedichte in einer Sprache der vierten Dimension, für die

besondre Wörterbücher geschrieben werden müssen, lesen soll, solange es noch eine Poesie der dritten Dimension giebt. Daß die dazu gehörige Illustration von Fernand Khnopff insofern sehr gut zu dem Gedicht paßt, als auch sie Unsinn ist, brauche ich dem, der diese verschrobne Frauengestalt mit ihren kleinen, unverständlichen Attributen gesehen hat, nicht zu versichern. Ich fordre die Redaktion des „Pan" auf, in einem der nächsten Hefte eine Erklärung des Gedichts und seiner Illustration zu geben. Solange das nicht geschehen ist, werde ich annehmen, daß sie sich durch zwei Verrückte hat düpiren lassen.

Das aus dem Zusammenhange herausgerissene Fragment von Arne Garborgs Tanzgilde ist in dieser Form überhaupt unverständlich. Da mir der Urtext nicht zugänglich ist, kann ich nur sagen: Wenn der Dichter die norwegische Sprache ebenso mißhandelt hat, wie der Übersetzer Otto Julius Bierbaum die deutsche, wenn auch bei ihm Worte vorkommen wie „achten (= seufzten), rundumadum, Jodelgejuchz, Baßgeschrumm, Geigengeschluchz, tummeltanztobend, stupst, Geschnober, Geschnuffel, Geschnauf, kletterspechtschnell, leiseleicht, Wassertropfengluck, Windgewein, Winkelflüstern, zumpeln, zampeln, Rockentanzgeschrammel, Rückentanzgetummel, Zieber, Zaber, Flackertanzgewaber, Springtanzgefunkel, Spieltraubel, Häusela Häusela-hei, Surelilei, pflegelileia, backelibeia, glöckelt" u. s. w., so habe ich auch gar nicht das Bedürfnis, ihn kennen zu lernen. Die deutsche Sprache scheint für diese Dichter ein überwundner Standpunkt zu sein. Wenn ein sprachgewaltiger Dichter wie Goethe einmal an besonders markanter Stelle ein neues Wort bildet, so läßt man sich das gefallen. Aber eine solche Häufung mit der Zange geborner neuer Wörter wirkt einfach lächerlich. Und was sollen neben einer so verkünstelten, gesucht modernen Sprache die klotzigen Vignetten von Kittelsen, die mit ihrer fortwährenden Wiederholung einiger wenigen Clichés, mit ihren dicken Umrissen und ihrer hagebüchnen Derbheit vielleicht in Verbindung mit der witzigen Nachahmung einer primitiv derben, gewissermaßen stammelnden Urpoesie einen Sinn haben würden, hier aber wirklich wie die Faust aufs Auge passen!

Überkultivirt, krankhaft manierirt ist dagegen Whistler, von dem hier ein Bild in Autotypie wiedergegeben wird. Ich glaube ja, daß man diesen amerikanisch-französischen Künstler bei uns einigermaßen überschätzt, ich hätte ihm aber doch gewünscht, daß seine Kunst hier nicht in einer Technik vorgeführt worden wäre, die von allen in Betracht kommenden wohl die ist, die dem eigentümlichen Farbenreiz seiner Bilder am wenigsten gerecht werden kann. Andrerseits ist es wieder einmal ganz gut, daß man an einem solchen Beispiel sieht, was nach Abzug der Farben von Bildern übrig bleibt, die nicht in erster Linie Nachahmung der Natur, sondern dekoratives Farbenspiel sein wollen: matte, leblose Gestalten, die sich neben den lebensprühenden illusionsmäßigen Gestalten eines Dürer, Michelangelo und Rembrandt wie Vertreter wahrer Decadence ausnehmen.

Eine ganz neue Errungenschaft des Auslands wird uns vorgeführt in einer „Glyptographie“ von Maurice Dumont. Du fragst, verehrter Leser, was eine Glyptographie sei? Darauf kann ich nur antworten: Eine Glyptographie ist eben eine Glyptographie. Sieh dir nur diese furchtbare handtuchartige Gestalt mit der Blume und der Leyer in den Händen an, die in diesem Walde ohne Blätter spazieren geht und Sappho heißt. Und lies nur, was Herr Roger Marx auf Seite 41 des ersten Hefts über das Verfahren sagt, und du wirst — dann ebenso klug sein wie vorher. Du erfährst nur, daß eine solche Vervielfältigung durch „Eindrücken eines Blattes feuchten Papiers in die Vertiefung einer Form“ hergestellt wird, und daß diese Technik einzig und allein den Namen „Glyptographie“ verdient. Was du siehst, ist ein einfacher Holzschnitt, dessen Konturen nach Art der alten Reiberdrucke in roher Weise vertieft sind, nicht flächenhaft genug, um als Holzschnitt zu wirken, und nicht plastisch genug, um den Eindruck eines Reliefs zu machen, dabei von einer Langweiligkeit, über die sich der Beschauer durch die künstliche Rauhung des Grundes schwerlich wird hinwegtäuschen lassen. Was du sehen sollst, ist ein Kunstwerk, das „gleichzeitig den Charakter des Gemäldes, des Stichs und des Reliefs an sich trägt,“ also ein „Gesamtkunstwerk“ à la Wagner, bei dem nur die Poesie fehlt, die darunter zu drucken wäre, und die Musik, die man dazu machen könnte. Vielleicht nehmen sich die Direktoren der Blindenanstalten dieser Technik an, denn sie bietet den Unglücklichen, die nicht sehen können, wenigstens ein Mittel, die Umrisse einer Zeichnung zu fühlen. Wir Sehenden aber verbitten uns den Versuch, uns derartige technische Witze als neue Kunst aufzureden.

Auch das Relief der Hölle von dem jungen norwegischen Bildhauer Vigeland hätten wir der Redaktion gern geschenkt. Wir wissen ja freilich aus der Kunstgeschichte, daß man in der Reliefplastik mit den Begriffen „Stil“ und „Stillosigkeit“ vorsichtig sein muß. Aber das darf man auch von einem ganz freien malerischen Relief verlangen, daß man ungefähr erkennen kann, was die darauf dargestellten Figuren machen oder mit sich machen lassen. Mit dem bloßen geisterhaften Schweben und dem grinsenden Verzerren übergroßer Gesichter auf dürren Leibern ist es doch nicht gethan.

Geradezu verblüffend ist die Holzschnitttechnik, die uns hier von einigen Franzosen geboten wird und natürlich auch gleich bei den Deutschen Nachahmung gefunden hat. Daß sich eine bestimmte Richtung unsrer modernen Kunst in einem wüsten, ungesunden Archaismus bewegt, war uns ja nicht unbekannt. Daß man aber unsern Holzschnitt auf die rohe Inkunabeltechnik des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts zurückschrauben will, haben wir erst hier mit voller Deutlichkeit gesehen. Man vergleiche nur das Porträt Robert Schumanns von Felix Valloton im ersten Heft oder den Mann mit dem breiten, gestärkten Vorhemd und dem großen Schlips, auf dem sonderbarerweise Le soir steht, im zweiten Heft (S. 128), oder gar die beiden Katzen am Schluß des

zweiten Hefts! Bildet man sich wirklich ein, daß unser gerade durch die moderne Malerei verfeinertes und für die zartesten Tonunterschiede empfänglich gemachtes Auge derartige grelle Nebeneinanderstellungen schwarzer und weißer Flächen, derartige grobe Konturen noch ertragen kann? Fühlt man denn nicht, daß ein derartiges Bestreben nichts als ungesunder Archaismus, nichts als eine einfältige Modethorheit ist?

Das Haarsträubendste in dieser Beziehung sind aber die Holzschnitte von Doudelet zu den Trois lieds des belgischen Dichters Maeterlinck! Ich bin nicht tief genug in den Geist der französischen Lyrik eingedrungen, um beurteilen zu können, ob diese gekünstelt einfache Nachahmung deutscher Volkslieder, aus deren verschwommnem Inhalt man alles mögliche herauslesen kann, auf einen Franzosen oder Belgier irgendwie im Sinne künstlerischer Stimmungserzeugung wirken würde. Jedenfalls stehen die Illustrationen diesmal an gesuchter Einfachheit und Unverständlichkeit in schönster Harmonie zu dem Gedicht, das sie begleiten. Eine Reihe parallel aufgehängter Hosenträger — ein Wald. Ein davor hingepatzter roher Pfeiler, der nichts trägt und nichts abschließt — eine Thür oder ein Haus oder irgend etwas, was man sich darunter denken will. Neben ihm ein faltiges Gewand, von dem man nicht sieht, ob es einem Manne oder einer Frau angehört, ob dieser Mann oder diese Frau ruhig steht, kommt oder geht. Weiter: ein paar kohlschwarze geradlinig begrenzte Flecken, dazu ein paar senkrecht oder wagerecht schraffirte Flächen, eine weiße Fläche, auf der sich in grellstem Gegensatz schwarze blätterartige Flecken abheben, endlich die untere Ecke der Mondsichel — wahrscheinlich eine offne Thür, in die der Mond hineinscheint. Weiter: ein Wust von Frauenhaaren, die ein Fenster halb verdecken, und an denen unten ein paar Gewandfalten hängen — offenbar ein Kleiderständer, den man ans Fenster gelehnt hat. Auf einem andern Bilde ist der Kleiderständer umgefallen und hat dabei überraschenderweise die Formen eines Mädchens angenommen, vor dem ein unerkennbares Etwas am Boden liegt, während hinten eine Flamme am schwarzen Himmel zuckt. Endlich eine Hand, die aus dem Wasser herausragt, und eine andre Hand, die eine Lampe hält. Es ist mir unmöglich gewesen, diese Bilder in andrer Weise mit dem Text in Zusammenhang zu bringen, als durch das gemeinsame Kennzeichen der Unverständlichkeit und des inhaltlichen Versteckenspielens. Man muß das alles sehen, um es zu glauben; beschreiben läßt es sich nicht. Der bekannte in drei Strichen zu zeichnende „Soldat, der mit dem Gewehr über der Schulter und dem Hunde neben sich um die Straßenecke geht," oder die „vier Temperamente einer Sau," bei denen die Stimmung durch die Form des Schwanzes angezeigt wird, sind wahre Kunstwerke gegen diese Proben einer idiotenhaft stammelnden Kunst. Difficile est satiram non scribere.

Für uns Deutsche sind eben selbst die Brosamen vom Kunsttisch der fremden Völker noch gut genug. So werden uns z. B. im zweiten Heft zwei

französische Buchdeckelzeichnungen von Steinlen geboten, die meines Erachtens überhaupt nicht in eine vornehme Zeitschrift gehören. Ich habe ja die Berliner Ausstellung der mit einemmale so berühmt gewordnen französischen Plakate nicht gesehen. Wenn aber die hier gebotenen Beispiele zu den bessern dieser Art gehören, so habe ich auch gar kein Bedürfnis, diese Kunstgattung genauer kennen zu lernen. Daß diese Blätter deutlicher und stilvoller wären als unsre deutschen, wird keiner im Ernst behaupten, und mit einer Deutlichkeit, die so sehr auf die rohen Instinkte der Masse spekulirt, wie die des Plakats auf Hermants Roman Nathalie Madoré, bleibe man uns in Deutschland vom Halse. Natürlich hat aber auch diese Kunstgattung schon in Deutschland ihre Nachahmer gefunden. Die Buchdeckelzeichnung, die der anempfindsame und geschäftige Th. Th. Heine zu Marcelle Prevosts Roman Demi-Vierges gemacht hat, schwankt in widerlicher Weise zwischen Franzosen- und Japanertum hin und her.

Damit auch in der Plastik das Lächerliche nicht fehle, wird auf Seite 135 des zweiten Heftes ein nackter Frauenrücken mit fünf darüber hervorschauenden grinsenden Judengesichtern von Fix-Masseau abgebildet, der den Titel Emprise führt.

Ich will nicht leugnen, daß unter den ausländischen Beiträgen auch einige gute sind. Doch kann ich auch sie meistens nicht für so bedeutend halten, daß es sich gelohnt hätte, sie in dieser monumentalen Weise zu veröffentlichen. So scheint z. B. die kleine „Stahlelfenbeingruppe“ von Jean Dampt, Ritter Raymondin, der die schöne Fee Melusine küßt, ein wenigstens technisch vollendetes und auch im Ausdruck wohlgelungnes Werk zu sein. Ob es aber in einer deutschen Zeitschrift notwendig war, es in nicht weniger als fünf verschiednen Ansichten, darunter einer in natürlicher Größe, abzubilden, außerdem ein Porträt des Künstlers zu bringen und die etwas nach Reklame schmeckende Geschichte von dem Diebstahl, der auf dem letzten Salon an dem Werkchen begangen wurde, wiederzuerzählen, will ich dahingestellt sein lassen. Die Originalradirung (vernis mon) einer alten Frau von Felicien Rops ist zwar gut gezeichnet, will mir aber in technischer Beziehung nicht gerade vorbildlich erscheinen. Auch von dem vortrefflichen Anders Zorn erinnere ich mich bessere Radirungen gesehen zu haben, als das allerdings sehr plastische und lebendige, aber etwas wild behandelte Porträt einer Dame. Das Rossettische Gedicht „Das selige Fräulein,“ das hier in einer, wie es scheint, guten Übersetzung von Hedwig Lachmann mitgeteilt wird, mag für Liebhaberinnen dieses etwas weibisch romantischen Präraffaeliten einen gewissen Reiz haben, aber ich fürchte, daß die nichtsahnende Leserin durch die von Garrido gezeichnete Schlußvignette mit den drei Damen aus dem Mikado grausam aus ihrer Stimmung herausgerissen werden wird. Andre Beiträge, wie die Kachelreliefs von de Rudder (zweites Heft, S. 97), sind nicht schlechter und nicht besser als viele ähnliche

Sachen, die in Deutschland gemacht werden. Dagegen bin ich wieder in helles Entzücken geraten über die wundervollen Bronzemedaillen, die uns von kompetentester Seite, nämlich von Lichtwark, hier — leider in viel zu geringer Zahl — nähergebracht, auch in einem vortrefflichen Aufsatz charakterisirt und historisch gewürdigt werden. Und auch die „beste Geschichte der Welt" von Rudyard Kipling hat mich wegen ihrer mustergiltigen Verbindung von Phantastik und Realismus im höchsten Grade gefesselt.

Aber das sind eben leider Ausnahmen, die der Masse gegenüber verschwinden. Wenn man von ihnen absieht und die fremden Beiträge als Ganzes überblickt, so muß man wirklich sagen: Tant de bruit pour une omelette! Sollte man wirklich die Absicht haben, uns auch in Zukunft im „Pan" vorwiegend die Erzeugnisse einer bestimmten Clique der ausländischen Kunst vorzuführen, die in ihrer Heimat selbst von allen Verständigen verlacht wird, sollten wir auch in Zukunft vorzugsweise Nachbildungen solcher Werke zu sehen bekommen, die ihrer albernen oder lächerlichen Natur wegen in fremden Zeitschriften kein Unterkommen finden können, so müßten wir sagen: dazu ist eine deutsche Zeitschrift dieser Art denn doch zu gut. Das Geld der Mitglieder der Genossenschaft ist nicht dazu ausgegeben, daß uns monumentaler Unsinn als wahre Kunst aufgezwungen wird und unser Publikum dadurch einen ganz verkehrten Eindruck von der modernen Kunst erhält. Das ist nicht der richtige Weg, der modernen Kunst Anhänger zu werben.

(Schluß folgt)

Der erste Beste

Erzählung von Otto Verbeck

(Fortsetzung)

Ein paar Augenblicke lang war es still im Zimmer. Jeder fühlte mehr oder weniger die Bosheit in dem kleinen Ausfall. Verwunderte Blicke fragten hin und her: Was soll das?

Da stand Fritz schon auf. Seine heitern Augen beruhigten Margarete, die von allen am meisten erschrocken war. Langsam füllte er sein Glas bis zum Rande.

Es ist zwar komisch, begann er während dessen, mehr vor sich hin, als zur Gesellschaft, aber es ist wahr: das ist mein erster Trinkspruch. Ich bin neugierig, wie er ausfallen wird. In allerlei Dingen hab ich mich schon ver-

sucht, im Redenhalten noch nicht. — Er nahm das Glas, in dem der Wein funkelte, in die Hand und sah sich um. Ein scharfer Blick traf blitzschnell vorüberleuchtend in Scholzens Augen. — Ich danke unserm berühmten Dichter, fuhr er dann ruhig fort, für den Beweis von Vertrauen, mit dem er heute sein Amt in meine Hände legt. Ich werde mir alle Mühe geben, ihm Ehre zu machen. Wenn es meiner Redeführung an poetischem Reiz mangeln sollte, so bitte ich das mit meinem prosaischen Handwerk zu entschuldigen. Der Gaul, den ich zu reiten pflege, ist zwar von guter Herkunft, wird auch in der Zwischenzeit nicht zum Ackern benutzt, aber vom Pegasus stammt er doch nicht ab. Also: die Hand, dieSamstags — ich stürze mich in das mir aufgegebne Thema. Es scheint mir durchsichtig genug; wenigstens für den, der zwischen den Zeilen zu lesen versteht. Ich für mein armes Teil buchstabire mir nun da heraus, daß wir, wir Männer, in der erwählten Frau nicht nur die Göttin sehen, die wir anbeten, sondern auch den Freund, den guten Kameraden, der teil haben will an unsrer Arbeit, der „in gleichem Schritt und Tritt" auf dem sogenannten Lebenswege neben uns hergeht. Ich denke mir, es kann keinen größern Liebesbeweis der Frau geben, als wenn sie zum Mann sagt: Gieb mir mein Teil. Und kein schöneres Vertrauenszeichen, als wenn der Mann sagt: Da hast du. Daß ers ihr nicht zu schwer zumißt, versteht sich wohl von selbst. Die Art ihrer Mitarbeiterschaft ist ja auch sehr verschieden; manchmal besteht sie nur darin, daß sie weiß, was er thut. Sich mitfreuen und mitsorgen ist auch ein Stück Arbeit. Den gemeinsamen Abend — oder vielmehr „Sonntag" — nach so einer gemeinsamen Arbeitswoche denk ich mir sehr schön. Hiermit erläutert sich wohl auch die zweite Hälfte meines Themas genügend; denn ich glaube — von dem kleinen Altar in dem verschwiegensten Platz unsers Herzens, vor dem wir in stillen Stunden niederknieen — von dem reden wir nicht. — Er hielt inne und sah sich lächelnd um. — Wenn ich mir so der Reihe nach Ihre Gesichter betrachte, meine Herren, so merke ich, daß Sie alle meiner Meinung sind. Es mag ja auch noch eine — robustere Deutung der Verse geben. Aber da keiner von uns an sie gedacht hat, so geht sie uns heute nichts an. Um also zum vorschriftsmäßigen Schluß zu kommen, und zwar so schnell als möglich — er hob sein Glas hoch in die Höhe —, stoßen Sie mit mir an! Auf unsre guten Kameraden!

Das ist ein Wort! rief der Hausherr, hoch!

Lebhaft erhob sich die ganze Gesellschaft; in lustigem Durcheinander klangen die Gläser zusammen. Die kleine häßliche Spannung war aufs angenehmste gelöst. Man wußte es Fritz Dank, daß er die Spitze so anmutig umgebogen hatte, anstatt sie umzukehren und wieder damit zu verletzen.

In heiterster Stimmung verließ man die Tafel und begab sich auf die Terrasse hinaus, wo auf kleinen Tischen verteilt Cognac und Cigarren bereitstanden. Ein Diener reichte Kaffee herum. Man saß oder stand in kleinen Gruppen.

Au au! Scholzchen! sagte die Hausfrau halblaut zu dem jungen Dichter, als er ihr zur „gesegneten Mahlzeit" die weiße, rundliche Hand küßte. Da waren Sie aber reingefallen. Den lassen Sie künftig zufrieden; der ist Ihnen über.

Abwarten, sagte er mit etwas rauher Stimme und einem seltsamen Lächeln. Er sah nach Margarete, die eben in der Terrassenthür mit Sternfeldt den offiziellen Händedruck wechselte. Abwarten — wiederholte er unhörbar

vor sich hin und spann einen heißen Blick zu dem holden Gesicht der blonden Frau hinüber. Sie bemerkte ihn aber nicht; sie trat neben ihren Mann, der noch mit Martha Scholz sprach. Leise schob sie ihre Finger in seine niederhängende Hand. Er nahm sie und drückte sie fest, ließ sie auch nicht wieder los, solange sie da noch zu dritt beisammenstanden. Von Zeit zu Zeit faßte er die kleinen Finger wieder fester, obwohl sie gar nicht fortgewollt hatten.

Ich muß nun gehen, unterbrach Martha Scholz unwissentlich das zarte Zwiegespräch. Das heißt, ich habe zu thun, verbesserte sie sich auf Margaretens verwunderte Frage. Ich verschwinde, es wird nicht bemerkt. Später komme ich wieder.

Sie ging die Terrassenstufen hinunter, am großen Springbrunnen vorbei und den schattigen Weg entlang, der im Bogen um das breite dunkle Dickicht führte. Margarete sah ihr nach und dann bewundernd über die Büsche, Bäume und Rasenflächen der herrlichen Anlagen hin.

Sie kännen unsern Park noch nicht, gnädige Frau? fragte Sternfeldt, indem er zu den beiden trat, die sich eben losgelassen hatten. Kommen Sie mit. Er ist wirklich schön.

Ja, das ist wahr, bestätigte Fritz. Sieh ihn dir ordentlich an, Kind; gegen den ist unser großer Garten nur ein Blumentopf. —

Als sie von dem Spaziergang zurückkamen, wurden gerade die zwei „schräcklichen Kärle" der Frau Sternfeldt „herumgereicht." Zwillingsbrüder, sechsjährig, blond, strahlenäugig, rund, rosig, unverfroren und seelenvergnügt.

Beim Anblick dieser reizenden Menschenknospen fiel Margarete das Kind der Martha Scholz ein. Sie suchte die junge Frau vergeblich mit den Augen und fragte nach ihr.

Jedenfalls sei sie bei ihrer Kleinen hinten in der großen Laube, meinte Frau Sternfeldt; ob sie sie da nicht gesehen hätten. Sie waren aber zufällig dort nicht vorbeigekommen.

Ich möchte sie wohl aufsuchen, sagte Margarete.

Das machen Sie gut, trautste Frau. Bringen Sie sie nur mit.

17

Martha Scholz saß am Tisch in der breiten Laube. Große Folioblätter, leere und beschriebne, lagen vor ihr; links neben ihr eine Schicht kleinerer Papiere mit stenographischen Zeichen bedeckt. Nahe bei ihrem Stuhl, für die Hand erreichbar, stand der mit einem groben Schleiertuch verdeckte Kinderwagen.

Die Schreiberin bemerkte Margarete nicht eher, als bis sie dicht vor sich den Kies des Weges knirschen hörte. Überrascht blickte sie auf.

Sie sollen mit mir kommen, liebe Frau Scholz. „Majestät" hats gesagt. So nannten Sie sie ja wohl erst.

Ja, antwortete die andre lächelnd, noch von der Pension her, wo sie immer die Größte und Stärkste war, und wir ihr alle gehorchen mußten. Ich soll kommen — ich kann aber noch nicht; ich muß noch hier — sie legte die Hand auf die Blätter.

Darf man fragen, womit Sie so sehr beschäftigt sind?

Mit Abschreiben, für meinen Mann. Das hier ist ein Entwurf, stenographirt; den schreibe ich ab. Dann liest er ihn und ändert, arbeitet aus; dann schreib ich ihn ins Reine.

So arbeiten Sie zusammen, als „Kameraden"?

Martha antwortete nicht. Mit unbeweglichem Gesicht, die blassen Augen halb geschlossen, sah sie starr vor sich hin. Dann schien sie sich aber zu besinnen; sie lächelte Margarete an. Das hat Ihr Mann sehr hübsch gesagt. Warmherzig und klug. Ich wünsche Ihnen Glück zu Ihrem Mann.

Margarete errötete.

Ich danke Ihnen, sagte sie leise. Das können Sie auch, mir Glück wünschen. Ich wollte nur — ich fürchte — wenn man nur immer sein Glück auch — recht verdiente. Ein paar Thränen stiegen ihr in die Augen.

Martha nickte ihr zu. Es wird schon seine Richtigkeit haben, sagte sie mit feinem Lächeln. Er wird schon wissen, Ihr — Kamerad. Die Thränen da stehen Ihnen gut. Nach einer kleinen Pause fügte sie hinzu: Setzen Sie sich ein bischen zu mir.

Wenn Sie aber so viel zu thun haben?

Eine Viertelstunde nehme ich mir jetzt. Da ist noch ein Stuhl.

Was für eine schöne Handschrift Sie haben, sagte Margarete, wieder gefaßt, indem sie sich gegenüber am Tisch niedersetzte, so klar und glatt.

Eine gute Kopistenhandschrift, erwiderte Martha gleichgiltig.

So geht ja also jedes Wort, das Ihr Mann schreibt, auch durch Sie hin, Sie erleben die ganze Arbeit mit —

Bitte sehr, „durch mich" geht gar nichts, ich „erlebe" gar nichts, ich bin nur Maschine, Schreibmaschine.

Das versteh ich nicht. Sie sprechen doch auch darüber mit einander.

Nein. Marthas Gesicht wurde kälter und starrer.

Nicht? Ja aber — interessiren Sie sich nicht dafür?

Das hab ich ja nicht gesagt. Daß ich mich für die Arbeiten meines Mannes interessire, ist wohl selbstverständlich. Aber damit allein ist es nicht gethan.

Warum läßt er Sie denn nicht teilnehmen — aber verzeihen Sie, ich dränge mich da auf — das geht mich ja nichts an. Verzeihen Sie.

Martha war aufgestanden. Im Kinderwagen hatte sichs bewegt. Sie wandte den Kopf ein wenig über die Schulter zurück; mit einem schwachen, unaussprechlich bittern Lächeln sagte sie halblaut: Lassen Sie — er wird schon wissen, was er thut. Ich reiche da wohl nicht hinauf, ich habe Blei in den Füßen, ich kann nicht fliegen. — Sie beugte sich, nachdem sie das Schleiertuch zurückgeschlagen hatte, über den Wagen.

Mama! sagte ein feines Stimmchen.

Margarete stand auf und trat näher. Eine peinliche Verwirrung beklemmte sie.

Verzeihen Sie, bat sie von neuem. Aber die andre winkte nur stumm abwehrend mit der Hand und neigte sich tief zu dem Kinde nieder.

Ist denn mein Herzblatt wach? fragte sie.

Margarete horchte verwundert. War das dieselbe Stimme, die eben so kalt und trocken gesprochen hatte?

Und so furchtbar lange haben wir geschlafen? ging es in diesem weichen, süßen Ton weiter. Wie soll denn das heute Nacht mit uns werden?

Darf ich die Kleine nicht einmal sehen? fragte Margarete.

Die Mutter hielt sie ganz verdeckt, so tief hatte sie sich geneigt. Jetzt richtete sie sich auf.

Aus einem wächsernen Gesichtchen, mit braungoldigen Löckchen über der weit vorgewölbten Stirn, sahen zwei große, schimmernde, hellgraue Augen, die melancholischen Augen der Mutter, unverwandt staunend die fremde Besucherin an.

Nicht wahr? sagte Martha, die Margarete forschend von der Seite ansah, schmerzlich, als hätte diese schon gesprochen.

Was sind das da für breite Bänder? fragte die Angeredete beklommen und deutete auf einen der Gurte, an denen das Kind mit den bleichen, magern Händchen zupfte.

Es liegt auf dem Streckbett, angeschnallt, darf sich nicht aufrichten, erklärte die Mutter tonlos. Die kleine Wirbelsäule ist krumm.

Großer Gott, sagte Margarete erschüttert. Woher?

Ja, woher! Rhachitis, nicht rechtzeitig erkannt, verschleppt. Sehen Sie den Kopf, diese Unform von Stirn — sie strich dem Kinde die Locken zurück — diese Wölbung ist gewachsen und immer gewachsen, das Köpfchen auseinandergegangen — Die Stimme zitterte ihr; sie schwieg.

Margaretens weiches Herz dehnte sich. Sie schlang heftig den Arm um Marthas Hals und drückte sie an sich. Sie Armes, Armes — murmelte sie mit erstickter Stimme.

Still! wehrte Martha sanft ab und machte sich los. Nicht weich machen! Ruhig sein! Ich will ja hoffen. Ihr Mann hat mir heute bei Tische Mut gemacht. Dafür dank ich ihm sehr. Er hat mir von seiner jüngsten Schwester erzählt, die auch so ein elendes Pflänzchen gewesen wäre, und jetzt könnte sie „Bäume umreißen." Soviel verlange ich ja nun von meiner armen kleinen Maus nicht. Unser jetziger Arzt meint, auf diesem Wege müßten wir viel erreichen können, wenn wir auch spät genug darauf gekommen wären. Drei Monate liegt sie nun schon so; ein zweites Vierteljahr wird wohl auch noch darüber hingehen. Aber die ganze Behandlung leuchtet mir sehr ein; es ist soviel Vernunft darin, soviel Logik. Ich verstehe jetzt, warum es so kommen mußte, und was für Fehler früher gemacht worden sind. Sorgfalt und Ausdauer muß man haben. Es kann doch am Ende noch einmal gut werden. Ihnen aber danke ich auch, fügte sie weich hinzu.

Wofür? fragte Margarete, die noch mit ihrer Ergriffenheit kämpfte.

Nun, Sie werden mich schon verstehen. — Da kommt mein Mann, sagte sie gleich darauf mit ganz andrer Stimme, halblaut. In ihrem Gesicht schien eine Flamme zu erlöschen; es wurde stumm und kalt.

Peinlich überrascht sah Margarete dem Kommenden entgegen. Gerade ihn hatte sie hier am wenigsten erwartet. Die Angst, die sie beim ersten Wiedersehen überfallen hatte, war verflogen. Sie war sich im Augenblick nicht einmal mehr klar bewußt, vor was sie sich denn eigentlich gefürchtet hatte. Gleich sein erster Ausfall gegen Fritz hatte sie aus der Verwirrung aufgerüttelt. Jetzt stand sie gleichsam argwöhnisch Wache.

Ein ziemlich umfangreiches Päckchen unter Kreuzband in der niederhängenden Hand schwenkend, trat Waldemar Scholz in die Laube zu den beiden Frauen.

Majestät schickt jetzt mich hinter ihrem ersten Abgesandten her, sagte er lächelnd. Aller Augen warten auf Sie, gnädigste Frau. Ich muß Sie holen, tot oder lebendig.

Wir werden schon kommen, alle beide, antwortete Margarete mit einem

unsichern Blick auf ihre Gefährtin, die an den Tisch getreten war und ihre Schriftstücke zusammenschob. Nicht wahr, Frau Scholz, Sie kommen auch?

Ich muß das Kind zu Bett bringen, sagte Martha. Es ist für die Kleine schon spät. Und dann — hab ich noch zu thun. Ich werde mich entschuldigen müssen.

Das gilt nicht, wandte Margarete lebhaft ein. Die Abschreiberei wird nicht so eilig sein. Beim Zubettbringen der Kleinen lassen Sie mich helfen, und dann kommen Sie wieder mit, ja?

Es geht nicht, sagte Martha ruhig, nach einem kurzen Blick auf ihren Mann. Ich sehe, da sind auch noch Korrekturen gekommen.

Willst du so edel sein? fragte er und hob das Päckchen. Sie sind natürlich eiliger als die Abschrift.

Warum fragst du erst? sagte sie mit ganz leiser Schärfe im Ton. Ich werde „so edel" sein. Gieb her. — Sie legte das Kreuzbandpaket zu dem übrigen. — Wenn Sie jetzt nur ruhig zu den andern gingen, bat sie dann Margarete mit gemessener Freundlichkeit. Es hat wirklich keinen Zweck, daß Sie auf mich warten.

Kommen Sie, gnädige Frau, bat Scholz dringend, kommen Sie mit. In dieser Beziehung ist mit meiner Frau nicht zu reden, sie hat einen eisernen Kopf.

Hm, machte Margarete, nachdem sie noch einen Augenblick Marthas farbloses, undurchdringliches Gesicht betrachtet hatte.

Also, auf Wiedersehen, sagte sie freundlich. Sie trat an den Wagen zu dem Kinde, auf das der Vater noch keinen Blick geworfen hatte, küßte die blassen Händchen und streichelte das weiche Haar. Gute Nacht, kleiner Schatz, flüsterte sie.

Stumm gingen sie dann neben einander den Weg entlang. Die Peinlichkeit dieses ersten Alleinseins erdrückte Margarete. Nur um etwas zu sagen, fragte sie:

Wie ist das eigentlich mit den Vornamen des Sternfeldtschen Ehepaars? Sie nennen sich gegenseitig immer mit demselben Namen.

Scholz sah sie an, wie aus tiefen Gedanken aufgeschreckt.

Sie heißt Albertine, er Albert, sagte er nach einer kleinen Pause. Da haben sie sich gegenseitig auf „Bertchen" geeinigt; in ihrem harten Dialekt klingt es nun noch komischer. Nach einem langen Atemzug fuhr er mit gedämpfter Stimme fort: Aber dazu bin ich Ihnen nicht heimlich nachgegangen, um Ihnen die Herkunft der Sternfeldtschen Kosenamen zu erklären.

Er blieb stehen und sah sich um; die Laube war hinter der Biegung verschwunden. Margarete erschrak vor dem flammenden Blick, mit dem er sie plötzlich gleichsam überfiel.

Margarete! hauchte er.

Was ist das? stammelte sie erbleichend.

Das fragen Sie noch? Er lächelte bitter. Ich warte, wie der Bettler, der um Almosen fleht, auf ein Zeichen der — Gnade aus Ihren Augen. Und Sie lassen mich am Wege stehen, als ob Sie nicht wüßten — als ob Sie sich nicht erinnerten —

Margarete fing an zu zittern, aber nicht aus Furcht. Sprechen konnte sie nicht. Sie wandte sich um und ging rasch fort. Er hatte sie aber gleich eingeholt und blieb nun neben ihr.

Ich hab es nicht glauben wollen! fuhr er in demselben heißen, beschwö-

renden Tone fort. Ich hab es nicht glauben wollen, daß Sie alles vergessen haben sollten, was unsre Herzen einst verbunden hat, daß Sie die Frau dieses Mannes geworden wären, dieses Bauern, der keinerlei Ahnung davon hat, welch holde Seele ihm da in seinen Käfig geflogen ist, der Sie kaltlächelnd zu seiner Wirtschafterin erniedrigt — ja erniedrigt, zucken Sie nur, es ist doch so! Sagen Sie mir, daß Sie nicht gewußt haben, was Sie thaten, gönnen Sie mir wenigstens ein einziges, armseliges Zeichen Ihrer Gunst — süße Margarete! Er griff nach ihrer Hand.

Sie entriß sie ihm und blieb stehen. Betroffen sah er in ihr totenblasses Gesicht, in dem die Augen brannten. Das Herz schlug ihr so gewaltig, daß es ihr fast den Atem zerdrückte.

Weg von mir da — stieß sie heraus, völlig tonlos — auf der Stelle — weg da — Sie schlechter, erbärmlicher — Sie elender Lügner — verächtlicher — weg da — geprügelt — sollten Sie —

Er wich zurück. Gleich darauf sah sie ihn in einem Seitenwege nach der Tiefe des Gartens zu verschwinden. Sie sah ihn aber nur durch einen leichten Nebel; es war ihr einen Augenblick jammervoll schlecht zu Mute. Nahebei sah sie eine Bank; zu der ging sie jetzt mit zitternden Knieen und setzte sich. Nach einigen tiefen Atemzügen kamen ihr die erleichternden Thränen.

Wie schlecht — wie elend! schluchzte sie in ihr Taschentuch hinein. Die Empörung über diese unschuldig erlittene Beleidigung schüttelte sie bis zu krampfhaftem Zittern. Dann kam ihr aber plötzlich die Erinnerung daran, wo sie war. Sie faßte sich mühsam.

Wie darf ich denn jetzt weinen, dachte sie, das geht doch nicht. Aber ich will weg von hier, ich will nach Hause. — Sie trocknete die Augen, blieb noch einige Minuten still sitzen, um so unbeachtet die äußere Ruhe zurückzugewinnen, und ging dann langsam um das nächste große Gebüsch herum dem Hause zu.

Von dem englischen Spielplatz her klang das lustige Sprechen und Lachen der jungen Leute. Auf der Terrasse hatte sich eine Skatgruppe zusammengefunden. In einer andern wurde leidenschaftlich und mit viel Stimmaufwand politisirt. Fritz, der mit Frau Sternfeldt im Gespräch gesessen hatte, erhob sich jetzt und trat spähend an den Rand der Terrasse vor; dann kam er die Stufen herab, Margarete entgegen.

Hallo, Kinding, sagte er halblaut, als er sie erreicht hatte, wie siehst du aus? Ist dir schlecht?

Nun schon nicht mehr, beruhigte sie ihn lächelnd. Aber — sie schob ihren Arm in den seinen — laß uns, bitte, nach Hause fahren.

Hm? machte er betroffen, da er fühlte, wie sie am ganzen Körper leise zitterte. Was ist geschehen, Gretchen?

Sie antwortete nicht. Er betrachtete sie forschend.

Bitte! sagte sie nur wieder.

Zufällig hob er den Blick und sah drüben jenseits des großen Grasplatzes Scholz langsam und zögernd daherkommen und wieder zurückweichen. Ein Lächeln ging blitzschnell über Fritzens Gesicht. Er beugte sich zu seiner Frau und sah ihr mit heiterm Blick tief in die Augen.

Sollte am Ende meine kleine Grete mutig ausreißen wollen? fragte er und zog ihren Arm fester an sich. Durchbrennen — vor einem dummen Jungen? Meine kleine Grete?

Sie wurde rot und sah ihn flehend an.

Wenn er aber nun — sie stockte.

Frech wäre? vollendete Fritz. Dann würde man ihm eins auf die Nase geben. So, wie er da angeschlichen kommt, sieht er mir aus, als wenn er schon eins draufbekommen hätte. Hm?

Sie mußte lächeln. Ja, Fritz, aber — sie hatte sich doch aufs neue verfärbt.

Dann wäre ja die ganze Geschichte erledigt, sagte er ruhig.

Ich möchte aber doch nach Hause, bat sie wieder.

Er schüttelte den Kopf. Das wäre sehr auffallend, Kind. Von Sternfeldts geht man nach uraltem Brauch nie vor zehn Uhr weg. Jetzt ist es noch nicht halb acht. Welchen Vorwand sollte man nehmen?

Könnte man nicht sagen, ich wär unwohl?

Bist dus denn wirklich? Du hast wieder leidliche Farbe; du zitterst nicht mehr. Fühlst du dich wirklich schlecht?

Nein, gestand sie ehrlich. Es war ihr ja an seinem Arm, unter seinen Augen wieder wohl und warm geworden.

Nun, dann wollen wir doch mit so einem Vorwand nicht Komödie spielen. Komm, sei munter. Es sind ja noch mehr Leute da. Die Frau Stallbohm ist eine ganz gemütliche, lustige Frau; setz dich ein bischen zu der. Durch solche Spaßvögel, wie der schwarzbärtige da hinten, durch die sieht man durch, so bequem, daß man die Muster auf der Tapete zählen kann.

Sie nickte und ging mit ihm der Treppe zu. Auf der untersten Stufe hielt sie an.

Und du fragst mich gar nichts? sagte sie weich, mit etwas unsichrer Stimme, ich hab dir ja nichts erzählt.

Doch, Gretchen, sagte er ganz ernst und drückte ihre Hand, alles. Ich höre auch „zwischen den Zeilen."

(Fortsetzung folgt)

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Die Zentralgenossenschaftskasse. Als der Gesetzentwurf, betreffend die Förderung des Genossenschaftskredits durch eine Zentralanstalt, erschienen war, brachte die Kölnische Volkszeitung ein Gutachten aus der Feder eines Sachverständigen, das der Genossenschaftliche Wegweiser, der im Auftrag der Deutschen Zentralgenossenschaft herausgegeben wird, in Nr. 13 einfach abdruckte, anstatt ein eignes Gutachten abzugeben. Wir können, um unsre Ansicht über die Angelegenheit auszudrücken, ebenfalls nichts besseres thun, als wenigstens den Hauptinhalt dieses Artikels mitteilen.

Nachdem der Plan der zu gründenden Anstalt und das Wesen der für den ländlichen Kredit vorzugsweise in Betracht kommenden Raiffeisenkassen (wozu auch

gehört, daß mit der Darlehnskasse Einkaufs-, Verkaufs- und andre Wirtschaftsgenossenschaften verbunden sind und die Wirtschaftsführung vom Vorstand überwacht wird) klar gemacht worden ist, fährt der Verfasser fort: „Denken wir uns solche, den Gesamtbetrieb der bäuerlichen Wirtschaft umfassende Vereine, die man als eine zeitgemäße Innung des Bauernstandes bezeichnen kann, in allen Gemeinden des Landes, oder auch nur reine Kreditvereine allgemein eingeführt, was könnte dadurch für die Landwirtschaft segensreiches geschaffen werden! Aber meiner festen Überzeugung nach nur unter der Voraussetzung, daß die Vereine aus der Initiative der Bevölkerung selbst hervorgehen.... Die lokalen Vereinigungen, mögen sie nun als Raiffeisensche Genossenschaften, die die hervorragendsten Agrarpolitiker der Gegenwart als die für die ländlichen Verhältnisse allein passende Form erachten, oder als Schulzesche oder als Teilhaftgenossenschaften aufgebaut werden, können nicht für sich allein existiren, sie bedürfen eines zeitlichen und örtlichen Ausgleichs ihrer Geldmittel. Das hat die Erfahrung überall gezeigt, und deshalb müssen sich die lokalen Vereine zu Verbänden zusammenschließen. Ein solcher Zusammenschluß kann auch ohne Staatshilfe entweder auf der Grundlage des Genossenschaftsgesetzes als Teilhaftgenossenschaft oder auf Grund des Aktiengesetzes als Aktiengesellschaft erfolgen. Soweit bekannt, bestehen bis jetzt dreizehn Teilhaftzentralkassen und zwei Aktienzentralkassen.“ In Beziehung darauf, heißt es weiter, machten sich zwei Richtungen geltend; die einen wollten wie Raiffeisen selbst ein Landeszentralinstitut mit Filialen für die einzelnen Landesteile, die andern nur kleinere Provinzialverbände. Der Ökonomierat Winkelmann drückte in der Agrarkonferenz die richtige Verbindung beider Ideen mit den Worten aus: „Ich halte es für richtiger, daß von unten herauf gewirkt wird, daß erst überall die kleinen Kassen errichtet werden, dann Provinzialbanken, dann eine Vereinigung solcher Kassen, und daß dann erst der Zeitpunkt gekommen ist, um eine Vereinigung aller dieser Banken für den ganzen Staat zu schaffen.“

Die Erfahrung habe ferner gelehrt, daß die Verbände nicht ohne weitern Rückhalt bestehen können (d. h. daß sie zuweilen in die Lage kommen, Geld anderswo aufnehmen zu müssen als bei Schwestergenossenschaften). Die Zentralkassen stünden vielfach mit Geldinstituten der Provinz in Verbindung, und der Neuwieder Zentralkasse sei es kürzlich gelungen, bei der Reichsbank die Bewilligung des Privatdiskonts zu erlangen. Die Neuwieder Vereine haben demnach am 28. Mai in Kassel erklärt: „Die Raiffeisenvereine Neuwieder Organisation haben sich aus eignen Kräften eine Geldausgleichstelle, die Zentraldarlehnskasse, geschaffen, die dem Bedürfnis der Vereine vollständig genügt. Aus diesem Grunde beobachten die Raiffeisenvereine gegenüber der Absicht der preußischen Regierung hinsichtlich der Schaffung einer Zentralkasse eine abwartende Haltung. Der Generalanwaltschaftsrat wird beauftragt, in erster Linie die volle Selbständigkeit unsrer bestehenden Einrichtungen bei etwaigen Verhandlungen mit der Regierung zu wahren.“

Dieses letztere sei nun die Hauptsache bei dem neuen Institut. Ob es den Vereinen mehr bieten werde, als die Reichsbank gewährt, müsse abgewartet werden; „in keiner Weise aber darf es in den Geschäftsbetrieb der einzelnen Genossenschaften und der Verbände einzugreifen suchen. Sollte der Büreaukratismus zur Herrschaft gelangen, dann würde es so kommen, daß die kleinen freien Vereine mit ihrer unentgeltlichen Verwaltung sich nicht mehr würden halten können, daß mit der vorgesehenen »warnenden und fördernden Thätigkeit der Staatsverwaltung« die kleinen Vereine mit einer solchen Masse von Formalitäten beglückt würden, daß niemand mehr zur unentgeltlichen Verwaltung sich bereit finden würde.“ Es sei nicht

recht verständlich, wozu man überhaupt eine neue Anstalt für notwendig halte, da man ja doch die Reichsbank und außerdem noch die Seehandlung habe. Sei eine neue Zentralkasse einmal da, so werde sie kaum umhin können, ein Netz von Filialen anzulegen. Tritt das ein, dann „befürchten wir, wird mit logischer Notwendigkeit aus diesem umfangreichen, weit verzweigten büreaukratischen Organismus eine büreaukratische Bevormundung und damit eine Lahmlegung der freien Genossenschaftsbewegung sich ergeben, wenn dies auch heute von der Regierung nicht beabsichtigt ist. Diese Bedenken bedürfen einer gründlichen Erwägung, und deshalb können wir uns nicht mit dem Gedanken befreunden, daß das wichtige Gesetz zum Schlusse der Landtagssession, wo sich die Abgeordneten nach der Sommerfrische sehnen, noch durchgepeitscht werden soll. Es scheint uns, wenn die Zentralgenossenschaftskasse überhaupt ins Leben treten soll, vollständig gleichgiltig, ob dies am 1. Oktober 1895 oder am 1. April 1896 geschieht. Die Hauptsache ist und bleibt, daß alles, was geschieht, auf bester Grundlage und nach gründlichster Vorbereitung geschehe. Wir möchten aber, so sehr wir für das Ziel der Förderung des landwirtschaftlichen Genossenschaftswesens begeistert sind, an unsre Abgeordneten das dringende Ansuchen richten, nicht einen neuen kostspieligen büreaukratischen Apparat ins Leben zu rufen, sondern auf eine weitere Ausgestaltung der vorhandnen Anstalten, wie z. B. der Seehandlung, zu dem beregten Zweck Bedacht zu nehmen.*) Sodann aber ist — wir betonen das nochmals — auf das gewissenhafteste alles zu vermeiden, was irgendwie die Selbständigkeit des freien Genossenschaftswesens gefährden könnte. Und so schließen wir mit den etwas abgeänderten Worten des seligen Huber: man halte sich an das, was das freie genossenschaftliche Prinzip bereits geleistet hat, schließe daraus, was es seiner Natur nach zu leisten imstande sein könnte, ohne ihm einen Vorwurf daraus zu machen, daß noch nicht alles geleistet worden ist."

Der Genossenschaftliche Wegweiser knüpft daran nur noch die Bemerkung, als Ausgleichsstelle fülle das neue Institut ohne Zweifel eine Lücke aus, und auch zur Verbilligung des Kredits könne es beitragen; nur möge man von seiner Wirksamkeit nicht zu hohe Erwartungen hegen, der Erfolg hänge davon ab, ob und in welchem Grade es gelingen werde, das neue Institut den Organisationsformen des freien Genossenschaftswesens anzupassen.

Dieser Mahnungen ungeachtet hat der Landtag die Vorlage schleunigst erledigt. Wir wollen das Beste hoffen und erblicken eine Bürgschaft für den guten Willen der Regierung und gegen falsche Schritte darin, daß der in der Thätigkeit für das landwirtschaftliche Genossenschaftswesen bewährte Freiherr von Huene zum obersten Leiter des neuen Instituts auserkoren ist.

Das frühere Kurhessen. Der am 18. Februar d. J. in Kassel verstorbne Reichsgerichtsrat a. D. Dr. Otto Bähr, der langjährige Mitarbeiter der Grenzboten, war nicht nur einer der ausgezeichnetsten deutschen Juristen der neuesten Zeit, sondern auch ein gründlicher Kenner der Rechts- und Verfassungszustände

*) Dieser Ansicht ist in der Herrenhaussitzung am 6. Juli entgegengetreten worden. Der Reichsbankpräsident Koch erklärte die Vorlage für eine willkommne Ergänzung unsrer Bankeinrichtungen, und daran knüpfte der Finanzminister Miquel mit den Worten an: „Gegenüber dem Urteil, daß die bestehenden Kreditanstalten, die Reichsbank und die Seehandlung, ausreichten, bin ich erfreut über die Auslassung des Vorredners, daß hier eine neue Organisation, die notwendig sei, geschaffen würde." Das Wort „notwendig" hat Herr Koch freilich nicht gebraucht.

seines engern Heimatlandes, des frühern Kurfürstentums Hessen, das ihn seit mindestens den fünfziger Jahren zu seinen besten Söhnen und zu Zeiten zu seinen treuesten Beratern in schwierigen Lagen zählte. Daher gehört die von ihm hinterlassene, soeben im Verlage von M. Brunnemann in Kassel erschienene Schrift „Das frühere Kurhessen. Ein Geschichtsbild“ zu den gediegensten und zuverlässigsten Quellen für die neuere Geschichte Hessens und zu den wertvollsten Beiträgen zur Zeitgeschichte. Das Buch verfolgt den Zweck, der doppelten Mythenbildung entgegenzutreten, erstens daß in Kurhessen ganz unerträgliche Zustände geherrscht hätten, zweitens daß der letzte Kurfürst im Grunde genommen ein vortrefflicher Regent gewesen sei. Indem es Bähr unternahm, denen, die Kurhessen nicht mehr aus eigner Anschauung kennen, ein Bild davon zu entwerfen, wie es in Wahrheit gewesen ist, und wie es seine Selbständigkeit verloren hat, hat er sich ein großes Verdienst erworben, denn dem Kundigen war es allerdings oft aufgefallen, welch seltsame Vorstellungen über die Zustände dieses Staates selbst in Kreisen hervorgetreten sind, bei denen man das nicht hätte erwarten sollen. Diese Unkenntnis beruhte durchgängig darauf, daß man sich nicht die Mühe nahm, vielleicht auch aus angeblich deutschem Patriotismus für überflüssig oder kleinlich hielt, sich um Einzelheiten zu bekümmern. Selbst Treitschke hat es sich erspart, die längst vorliegenden zahlreichen Darstellungen der hessischen Verhältnisse genauer anzusehen. Da ist es immerhin gut, daß die Vorgänge, die eigentlich als hinreichend bekannt vorausgesetzt werden müßten, hier noch einmal in übersichtlicher Weise geschildert werden, unter Hervorhebung dessen, worauf es überall ankommt.

Bährs Schrift enthält fünf Abschnitte (1. Geschichtliche Entwicklung; 2. Der Zustand Kurhessens während der Regierung des letzten Kurfürsten; 3. Die Wendung; 4. Die Diktaturperiode; 5. Schlußwandlungen) und reicht bis zum Jahre 1887. Im ersten Abschnitt wird die Eigentümlichkeit des im Hessengau noch jetzt sprachlich abgegrenzten chattischen Volksstamms, namentlich sein Sinn für den Kampf ums Recht und die Tüchtigkeit und Pflichttreue des althessischen Beamtenstandes geschildert, die Bedeutung des Landes in frühern Jahrhunderten hervorgehoben, der Wert der hessischen Gesetzgebung und wie sie der andrer deutschen Länder vorangegangen ist, vor Augen geführt, auch die gewöhnliche Ansicht über den „Verkauf“ hessischer Landeskinder dahin berichtigt, daß man endlich aufhören sollte, diese Sache als eine besondre hessische zu behandeln, da ihre Schmach die ganze Zeit des Werbesystems treffe. Sehr getreu werden die letzten Regenten geschildert, Wilhelm I., der bis zur westfälischen Zeit mit Einsicht das Beste des Landes zu fördern suchte, Wilhelm II., der eine umfassende, allen Anforderungen der Neuzeit entsprechende Umgestaltung der Landesbehörden schuf, schon 1821 die Trennung der Justiz von der Verwaltung durchführte und 1831 die vielbesprochne Verfassung vereinbarte. Mit Recht tritt Bähr der oft außerhalb Hessens gehörten Behauptung entgegen, daß sich mit dieser Verfassung nicht habe regieren lassen. Dem steht, sagt er, doch die Thatsache gegenüber, daß lange Jahre damit wirklich, und zwar teilweise recht stark regiert worden ist; die wenigen später beanstandeten Bestimmungen sind nur ein einzigesmal praktisch geworden, nämlich als es sich um den Umsturz der Verfassung handelte. Es kam ja bei dieser Verfassung nur darauf an, einen Schutz zu gewinnen wider die oft kleinlichen despotischen Neigungen der damaligen Fürsten. In dieser Beziehung hat die Verfassung ihre Schuldigkeit gethan, und das war der einzige Grund, warum sie der letzte Kurfürst und seine Rabulisten untergruben und als verwerflich verschrieen. Seine ganze Regierung war beherrscht von der Auffassung, daß die Verfassung und die Teilung

des Landes- und Hausschatzes mit dem Lande eine schwere Verletzung seiner fürstlichen Rechte enthalte. Wer es noch nicht weiß, wird ferner aus Bährs Darstellung lernen, daß selbst die erste Hassenpflugsche Zeit eine ganze Reihe wertvoller Gesetze gebracht hat, und daß die fruchtbare Gesetzgebung zur Zeit der vom Volke verehrten Märzminister zwar freisinnig nach damaligen Begriffen, aber sehr maßvoll gehalten war. Die Darstellung des Verfassungsstreits von 1850 und 1851 ist unter Benutzung aller neuern Veröffentlichungen völlig getreu gegeben bis zu der Verfassung von 1852, einer Karikatur der alten. Manche Episoden hätten vollständiger ausfallen können; es fehlt z. B. die Aufklärung, die aus dem Nachlaß Professor Mangolds, des frühern Erziehers der kurfürstlichen Söhne, über den Sturz Vilmars und infolgedessen Hassenpflugs veröffentlicht worden ist. Neu dagegen sind Bährs Mitteilungen über die Verhandlungen, die der Kurfürst, als er vom Lande und dann vom Bundestage zur Herstellung der Verfassung von 1831 genötigt worden war, um über seine Absichten zu täuschen, mit Wigand und Loßberg begann.

Der zweite Abschnitt enthält eine sehr interessante Zusammenfassung des Wesentlichsten aus der Regierungszeit des letzten Kurfürsten und ist namentlich denen zu empfehlen, denen die Darstellung in Fr. Ötkers „Lebenserinnerungen" zu ausführlich ist. Bei Erwähnung des zweiten Verfassungskampfes hätte Bähr auf den Gegensatz eingehen können, der gerade zwischen ihm und seinen Genossen und Ötker nebst seinen nähern Freunden über die Wahrung des Rechtsstandpunkts bezüglich der Frage entstand, ob das Wahlgesetz von 1849 in die Herstellung der Verfassung mit einbegriffen sein solle. Er berührt diese Sache kaum, wohl weil er dabei unterlegen ist. Bähr ist aber neben Wigand der Hauptvertreter des bloßen Nützlichkeitsstandpunkts gewesen.

In dem Kapitel „Die Wendung," worunter die Einverleibung des Staats in Preußen zu verstehen ist, kann Bähr, offenbar infolge seiner vielfachen persönlichen Verbindungen mit Personen des Hofs, interessante nähere Mitteilungen aus den entscheidenden Tagen von 1866 geben. Unvollständig, wie alle frühern Veröffentlichungen, sind aber die Angaben über die von zwölf hessischen Abgeordneten an das preußische Abgeordnetenhaus gerichtete Erklärung bezüglich des Anschlusses an Preußen. Der Hauptpunkt der Erklärung bestand darin, daß der von der Kommission vorgeschlagne Gesetzentwurf „in dem im Kommissionsberichte niedergelegten Sinne" angenommen werde, und sie gaben diese Erklärung ab, weil die von ihnen zur Erkundigung nach Berlin gesandten Herren Nebelthau und Weigel mit der vertraulichen Mitteilung der einflußreichsten preußischen Abgeordneten zurückkehrten, daß im Falle einer solchen Erklärung die Wünsche der hessischen Abgeordneten bezüglich der Art des Anschlusses, worüber sie einen besondern Entwurf aufgestellt hatten, und über eine Übergangsperiode würden erfüllt werden. Hierin sind die hessischen Abgeordneten von den preußischen thatsächlich getäuscht worden. Dies einzugestehen, haben sich fast alle hessischen Abgeordneten gescheut, und infolgedessen wurden sie in Hessen lange und heftig angegriffen wegen Preisgebung der Rechte, die gerade sie hatten wahren wollen. Selbst Ötker hat eine völlige Klärung dieses Punktes nicht zugelassen, weil es ihn in der Bekämpfung der zwölf gehindert hätte. So kommt es, daß jetzt selbst Bähr sagt, es lasse sich nicht erkennen, was die zwölf bezweckt hätten.

Die Behandlung der „Diktaturperiode" Hessens gewährt ein interessantes Bild durch die Gegenüberstellung dessen, was das Land durch die Einverleibung gewonnen und was es verloren hat, und eine ganz unbefangne Geschichte der Entstehung großen Mißvergnügens in einer ebenso loyalen wie patriotischen Bevölkerung.

Bähr kommt zu folgenden Schlüssen: berechtigte Eigentümlichkeiten scheine man in Hessen gar nicht gefunden zu haben, und auch das, was man recht gut habe erhalten können, sei in den Händen der ausführenden preußischen Beamten auf das niedrigste Maß zusammengeschrumpft. Kurhessen habe fast in allen Beziehungen das Gegenteil von dem erhalten, was es bisher gehabt habe; der König und Bismarck hätten zu fern gestanden, als daß sie alles hätten überblicken können.

In dem Schlußworte kommt Bähr auf den schlimmen Rückgang Kurhessens auf dem Gebiete der Justiz zu sprechen und macht auf den Unterschied zwischen dem hessischen und dem preußischen Liberalismus aufmerksam; der preußische habe den Vertretern Hessens im Abgeordnetenhause kaum beigestanden in ihrem Entgegenkommen gegen die Absichten der Regierung, die aus der Diktaturzeit herrührenden Mißstände zu beseitigen. Aber trotz manches Schmerzlichen, was Hessen nach dem Ende seiner Selbständigkeit erfahren habe, hätte sich die Bevölkerung doch nicht derart verbittern lassen, daß sie dem nationalen Gedanken untreu geworden wäre. Aus der ganzen Schrift wird man den Eindruck gewinnen, daß die Hessen trotz alles Partikularismusgeschreis die Liebe zur Heimat mit deutschem Patriotismus sehr wohl zu vereinigen wissen.

Litteratur

Von Meyers Schweiz*) ist in diesem Jahre die vierzehnte Auflage erschienen. Das ist eine Thatsache, die eine weitere Empfehlung überflüssig macht. Wie alle „Meyer“ widmet auch diese „Schweiz“ den Städten mit ihren Sammlungen u. s. w., dann den großen Fremdenplätzen und Thalstationen besondre Aufmerksamkeit. Es ist aber mit jeder Auflage auch auf die eigentlichen Bergwanderungen größeres Gewicht gelegt worden, und gerade die Wegbeschreibungen in den Hochregionen finden wir da, wo wir sie mit eignen Erfahrungen vergleichen können, vortrefflich. Ein einziges Gebiet finden wir etwas stiefmütterlich behandelt, den Jura, besonders den westlichen. Sollte ihm nicht ein eignes kleines Kapitel gewidmet werden können? Seine Reize sind ja den Alpen gegenüber klein, aber er hat immer den Vorzug, die kleinen intimen Schönheiten mit den herrlichsten Blicken in die Alpen zu verbinden und ein Gebirge für stille Leute zu sein, die den Touristenschwärmen aus dem Wege gehen wollen. — Die Kärtchen sind vorzüglich gezeichnet.

Berichtigung. In dem Aufsatz „Eiserne Brücken“ im vorigen Hefte soll es auf Seite 112, Zeile 10 statt Zusatz heißen: Gehalt, und auf Seite 122, Zeile 16 v. u. statt 82,33 Prozent: 83,33 Prozent.

*) Mit 21 Karten, 9 Plänen und 27 Panoramen.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Im Gedenkjahr

Wenn wir heute auf die großen Tage des Jahres 1870 zurückblicken, ſo ſchlägt das Herz allen Deutſchen höher, auch denen, die ſonſt vergrämt und enttäuſcht zur Seite ſtehen. Wir empfinden wieder den heißen, den heiligen Zorn über die fremde Herausforderung, der die Deutſchen über Nacht zur Nation werden ließ, und den Jubel der tapfern Herzen, als in Ems der Würfel gefallen war. Vor unſerm Auge ſteht das Rüſten zum Kampfe, dem Ungeduldigen ſo langſam erſcheinend und doch die wehrhafte Jugend mit der Sicherheit eines Uhrwerks in unabſehbare, wohlgeordnete Heerſäulen vereinigend, der Abſchied von Vater und Mutter, Braut und Schweſter, das Eintreffen beim Regiment, deſſen breite, nun „kriegsſtark“ gewordnen Kolonnen im Schmucke der Kriegsgarnitur glänzen, die Fahrt nach der Weſtgrenze durch die geſegnetſten Auen des Vaterlands, überall Tücherwehen und zärtlicher Gruß aus ſchönen Augen, der Anblick des grünen Rheinſtroms, deſſen breiten Rücken nun endloſe Reihen von Helmſpitzen und in der Morgenſonne glitzernde Bajonette überſchreiten, heiße Märſche unter dem Gewicht des kriegsmäßig gepackten Torniſters, verregnete Biwaks, die ſchönen neuen Röcke mit pfälziſchem Kot bedeckend und den Humor der Truppe bis tief unter den Gefrierpunkt herabdrückend. Da, auf dem Wege durch düſtre, verregnete Waldthäler, galoppirt der Oberſt die Marſchkolonnen entlang und verkündet die Siegesnachricht von Weißenburg. Dicht vor der franzöſiſchen Grenze überholt uns das Große Hauptquartier, wir ſchauen in das milde Antlitz des ehrwürdigen Königs, in Moltkes hartgemeißelte Züge: unter ſolcher Führung kann es uns nicht fehlen. Das erſte franzöſiſche Städtchen wimmelt von einem unglaublichen Gemiſch deutſcher Uniformen, zwiſchen ihnen ſcheu ſich bewegend fran-

zösische Leichtverwundete, wir hören zum erstenmale das Quel malheur! der Einwohner, die von dem Spaziergang nach Berlin geträumt hatten.

Aber weiter, unaufhaltsam weiter! Wir überschreiten die Mosel. Aus dem Defiliren vor Prinz Friedrich Karl wird nichts — es ist der 16. August, und dringende Geschäfte haben ihn vorwärts gerufen. Wir klimmen bei glühender Hitze einen Hügel hinauf und wollen uns bei hereinbrechender Nacht endlich auf einer Stoppel gütlich thun. Da tönt das Alarmsignal, vorn ist etwas los gewesen, wir marschieren die ganze Nacht und halten am Morgen vor Mars la Tour. Das ganze Korps marschiert auf, man sieht nur noch den Himmel und Soldaten. Am 18. treten wir in Brigadefront den Vormarsch an, die Glieder öffnen sich vor dem ersten Toten, einem buntbetreßten Chasseur, dem ein deutscher Kürassiersäbel Haupt und Gesicht gespalten hat. Um die Mittagsstunde beginnt rechts von uns das dumpfe Pochen der Geschütze, im blauen Äther entstehen plötzlich kleine Wölkchen, die eine Feuergarbe entsenden und langsam verschwinden, französische Shrapnels. Wir rücken an dem schönen Sommertag weiter durch herrliche, in feierlichem Schweigen ausgebreitete Gefilde, aber bald fängt vor uns ein Graupelwetter von Kleingewehrfeuer an, in das das Rrrr! der Mitrailleusen und das Bum! der Geschütze träge hineintönt. Wir überschreiten den Höhenkamm, vor uns liegt der breit aufsteigende Rücken von St. Privat, rechts unten St. Marie, vor ihm die Garde soeben zum blutigen Angriff ansetzend; die roten Röcke der hinter dem Dorfe haltenden Gardehusaren leuchten meilenweit über das von gelbem Dunst leicht umflorte Blachfeld. Der Hügelrücken vor uns ist wie ein Schachbrett mit Kolonnen bedeckt, vor und zwischen ihnen die Pünktchen der einzelnen feuernden Schützen, dahinter die ruhig arbeitenden Geschütze. Wir kommen näher, mischen uns in die Reihen der Fechtenden, schon bricht der Abend herein, da flammt der Kirchturm von St. Privat wie eine gewaltige Weihnachtspyramide auf, das Gewehrfeuer stirbt hin, das Dorf ist geräumt. Drüben von der Garde herüber klingt es: Nun danket alle Gott! unsre Kapellen fallen ein, der Sieg ist unser! Die Gewehre werden zusammengesetzt, und alles flutet in das brennende Dorf, um einen Trunk lehmigen Wassers für die verschmachteten Lippen zu erbeuten. Unter toten, sterbenden und verwundeten Menschen und Pferden kampiren wir auf dem Schlachtfelde.

Wir dringen tiefer ins Land ein, die Stimmung der Bewohner wird feindseliger, wir hören von Tücken einzelner blaubusiger Sabotträger. Vergebens laden wir durch einen Gruß aus unsern Feldgeschützen das feste Verdun zur Übergabe ein. Dann auf einem der nächsten Märsche plötzlich ein langer Halt, es heißt, Chalons sei geräumt, wir biegen im rechten Winkel zu der bisherigen Marschrichtung nach Norden ab, noch einige starke Märsche, und wir begrüßen uns flüchtig mit den ersten Rothosen, heften uns im Angesicht des plötzlich verlassenen französischen Zeltlagers bei Beaumont ernstlicher an

ihre Ferſen und rücken in der Frühe des erſten Septembermorgens ins Gefecht, ohne zu ahnen, daß wir heute — den erſten Sedantag feiern ſollen. Vorn ſteht es nicht gut, die Erde erbebt unter dem Dröhnen der entlang den Marſchkolonnen vorgaloppirenden Korpsartillerie, deren Mannſchaften auf den Protzen die Pfeifen ſchwenken. Endlich biegen wir rechts aus, marſchieren auf und dringen in ein Wäldchen ein. Wir hören das leiſe Surren von Chaſſepotkugeln, ohne ihre freundlichen Abſender zu erblicken, da ſitzt mir auch ſchon eine im Schenkel, und — aus iſt der Schmaus! Krankenträger, der erſte Verband im Granatfeuer, dann das Lazarett, eine mit Strohſchütten ausgelegte Zuckerfabrik, zwiſchen zwei grauſam zerſchoſſenen Kameraden. Endlich durch Belgien zurück in die Heimat, ein langweiliges Krankenlager, tägliche, faſt ermüdende Siegesnachrichten; alles dreht ſich um die Frage, ob Paris noch bombardirt werden wird oder nicht. Geneſen, zum Erſatzbataillon, dann wieder zum Regiment vor das bereits gefallene Paris, deſſen Kuppeln die rückſichtsvollen Deutſchen aber nur von der Enceinte aus betrachten dürfen. Gern kehren wir ihm den Rücken, genießen herrliche Frühlingstage wie Gott in Frankreich und fühlen doch Heimatsſehnſucht. Endlich der Rückmarſch, endlich wieder zu Haus, und am nächſten Tage — wieder zur Arbeit genau an der Stelle, wo wir ein Jahr vorher abgebrochen haben.

Auch dieſe fünfundzwanzig Jahre ſind dem deutſchen Volke Jahre der Arbeit geblieben. Der Arbeit zunächſt an dem innern Ausbau des wiedererſtandnen Reiches. Die Einheit der Rechtseinrichtungen iſt bis auf den nun bald einzufügenden Schlußſtein durchgeführt. Die wirtſchaftliche Einheit, die Begleiterin und Förderin der politiſchen Einigung, hat die innern Grenzen der deutſchen Staaten nahezu verwiſcht, die Stammesbeſonderheiten mehr und mehr ausgeglichen und nur einige allzu große Verſchiedenheiten des Bodens und des Klimas noch nicht überwinden können. Die Tüchtigkeit der Deutſchen hat ſich ungehemmt entfalten dürfen und die Nation als Ganzes auch wirtſchaftlich groß und reich gemacht. Die deutſchen Städte haben, bis auf wenige weltvergeſſene Idylle, den kleinbürgerlichen, ja faſt ärmlichen Charakter abgeſtreift, der ſie vor fünfundzwanzig Jahren faſt alle noch kennzeichnete. Unſre Großſtädte prunken in breiten, ſaubern, glänzend erleuchteten Straßen, beſetzt mit bequemen und anſpruchsvollen Wohn- und Geſchäftshäuſern, mit ſtattlichen öffentlichen Bauten. Der Verkehr flutet mit den Hilfsmitteln der Technik und einer in die feinſten Adern ausgebildeten Organiſation bis nach den entlegenſten Winkeln. Die Begriffe von Raum und Zeit haben ſich gewandelt, das ganze bürgerliche Leben hat einen bequemern Zuſchnitt erhalten. So ſcheint die äußere Wohlfahrt des deutſchen Volkes am Ende des erſten Vierteljahrhunderts mächtig entwickelt und gefördert.

Und doch gewahrt der Beobachter ſchon in dem äußern Bilde auch tiefe Schatten. Die Silhouette unſrer Städte iſt zwar durch Kuppeln und Türme

verschönt, aber auch durch den Fabrikschlot verunstaltet worden. Neben den eleganten Villenvierteln sind die öden Kasernenreihen der Arbeiterquartiere, und selbst die liebliche deutsche Landschaft bedeckt sich mehr und mehr mit dem nüchternen Backsteinbau der Fabriken und Arbeiterwohnungen. Wohl ist der Deutsche heute gefälliger gekleidet, er hat mehr „Manieren" als noch vor einem Vierteljahrhundert, es wird immer schwerer, die Zugehörigkeit zu einem gewissen Stande aus der äußern Erscheinung zu erkennen, sogar unsre Laden- und Dienstmädchen sind heute geschmackvoller angezogen als früher die Frauen und Mädchen der bürgerlichen Stände. Aber die frischen Farben, die drallen Gestalten sind seltener geworden, und in der geputzten, die Straßen füllenden Menge taucht öfter als sonst das hektische Gesicht des Fabrikarbeiters, die abgerackerte Gestalt der Arbeiterfrau auf. Selbst das Heim der Armen entbehrt heute nicht so leicht der Gardine, aber der Hausrat ist oft nur altes Gerümpel oder moderner Schindelkram aus den Abzahlungsgeschäften. Und wen der Weg als Armenpfleger oder wie sonst in die Dachstuben und Kellerwohnungen, in die Hinterhäuser und dreifachen Höfe der Großstädte führt, dem will das Elend heute fast massenhafter, nackter und hoffnungsloser erscheinen als früher auf dem engen Stadtgebiet. Unstreitig hat sich die Lebenshaltung auch der untern Klassen im ganzen bedeutend gehoben, aber kein Einsichtiger bestreitet, daß zugleich der Gegensatz zwischen niedrigen und hohen Einkommen viel größer und klaffender geworden ist, als einst, wo der allgemeine Wohlstand zwar viel bescheidner, aber weiter und gleichmäßiger verbreitet war. Es ist, als ob sich von den zehn Millionen nachgeborner Deutschen schon ein unheimlich großer Teil dem Zustande der englischen Paupers zu nähern begönne.

Etwas tröstlicher ist der Rückblick auf das Geistesleben der Nation. Die technischen Wissenschaften haben, begünstigt von dem wirtschaftlichen Aufschwunge und diesen wiederum steigernd, innerhalb der kurzen Spanne Zeit staunenswerte Fortschritte gemacht. Freilich von der eigentlichen Philosophie hat sich in derselben Zeit das Volk der Denker beinahe abgekehrt. Die übrigen Wissenschaften zeigen wenig bedeutende Namen und fast keine großen, bahnbrechenden Gedanken. Das Verdienst des Zeitalters liegt mehr in der Verbesserung der Methoden, in der Einzelforschung. Immerhin sind die Errungenschaften einer größern Vergangenheit festgehalten, tiefer ausgebaut und in immer weitere Kreise des Volkes hinausgetragen, im guten Sinne populärisirt worden. Freilich: die Bildung der Kreise, die sich schlechthin die „gebildeten" zu nennen lieben, ist mehr in die Breite als in die Tiefe gegangen, unsre höhern Schulen haben — dank dem Berechtigungswesen! — dem Drängen nach Verflachung nachgeben müssen, schon verrät sich in einzelnen Spracherscheinungen, die mit ungeheurer Schnelligkeit um sich gegriffen haben, nicht bloß Ungeschmack, sondern auch eine Unklarheit des Denkens, die ernstlich mit Besorgnis erfüllt.

Dabei ist die thörichte Nachahmungssucht des Deutschen auch nicht um einen Grad geringer geworden, sie hat nur den Gegenstand gewechselt: an die Stelle der Franzosennachahmung ist die Engländernachahmung getreten, und ein guter Teil unsrer Männerwelt, der jungen wie der alten, gefällt sich in einer mädchenhaft tändelnden Putzsucht, die wahrlich auch kein Zeichen tieferer Geistesbildung ist. Erfreulich ist es dagegen, daß in den untern Klassen der Wert der Wissenschaft heute willig anerkannt wird, daß gerade dort nicht selten ein Heißhunger nach Bildung herrscht, der, wenn erst die gefährliche Halbbildung überwunden sein wird, der Nation eine neue Blüte gemeinsamen Geisteslebens verspricht.

Völlig ausgeblieben ist der Aufschwung leider gerade dort, wo man ihn nach den großen politischen Erfolgen der Kriegsjahre am sichersten erwartet hatte, auf dem Gebiete der Kunst. Wir halten es aber mit denen, die in dem allgemeinen Chaos eher Überfluß als Armut an Gedanken erblicken wollen und sich der Hoffnung getrösten, daß sich auch diese Gedanken zu Idealen und die Ideale zu schönen Formen hindurchringen werden.

Wir lassen uns daher auch nicht von Unmut und Kleinmut überwinden, weil wir des Glaubens leben, daß das deutsche Volksgemüt im Grunde doch das alte, treue, sinnige und herrliche geblieben ist, das, was fremde Nationen an den Deutschen glauben bespötteln zu dürfen, weil sie es nie verstanden haben und niemals verstehen werden, der Quell unsrer Schwäche und doch auch der ewige Jungbrunnen, aus dem wir die Kraft schöpfen wollen, die im Schoße der Zukunft unser noch harrende weltgeschichtliche Aufgabe zu lösen. Gerade darum reden diese Tage der Erinnerung zu uns eine vertraute, geheimnisvolle und doch gewaltige Sprache. Deutschlands jüngste Heldenthat tritt klar und lebendig auch denen vor Augen, die sie nicht oder doch nicht mit vollem Bewußtsein erlebt haben, gerade wie wir ältern in der hochgehenden Bewegung des Jahres 1870 einen Hauch aus den großen Zeiten der germanischen Wanderungen, aus der Hohenstaufenzeit, dem Reformationszeitalter und den Befreiungskriegen zu spüren meinten. Ein Volk, das ins Feld zog in dem frommen Vertrauen auf die Gerechtigkeit seiner Sache, in treuer Hingebung an die Männer, die eine gütige Vorsehung gerade damals an seine Spitze gestellt hatte, ohne Ruhmredigkeit, ohne Selbstüberhebung, aber auch ohne Zagen und Schwanken, mit dem Entschluß zu siegen oder zu sterben, und doch ohne hiervon Aufhebens zu machen, ja ohne sich seinen Humor verkümmern zu lassen — ein solches Volk von vielen Millionen Deutschen darf um seine Zukunft nicht bange werden. Es ist ein unbilliges Verlangen, daß jene Fest- und Feiertagsstimmung der Nation, in die wir uns heute wieder versenken, auch durch das Werktagsleben immer hindurchleuchten solle. Wir sind ihr deshalb nicht untreu geworden, wenn wir sie als etwas Keusches und Heiliges in unsern Herzen geborgen haben, wenn

uns auch geräuschvolle Feste nicht als die rechte Stätte erschienen sind, nationales Denken zur Schau zu tragen. Kaiser Wilhelm der Enkel hat vielleicht niemals verständlicher zur Volksseele gesprochen, als indem er die einst nach Frankreich getragnen Feldzeichen in diesen Erinnerungstagen mit dem Laub der deutschen Eichen schmücken hieß. Der böse Taumel der ersten Friedensjahre ist unter dem harten Druck der ihm folgenden Zeiten am deutschen Gemüt ohne dauernden Schaden vorübergegangen, noch haben wir eine gemeinsame Volksmoral, die das Laster wenigstens hindert, sich offen zu spreizen, die den Prasser und Schlemmer verächtlich erscheinen läßt und die Deutschen bisher vor der Hybris bewahrt hat.

Nicht dem deutschen Volksgemüt legen wir die beklagenswerte Verwirrung der innern deutschen Verhältnisse zur Last, wie sie, Gott sei's geklagt, dieses Jubeljahr aufweist. Die sprichwörtliche deutsche Uneinigkeit hat sich doch sonst nur in dem Verhältnis der einzelnen Länder und Stämme, niemals in dem Verhältnis einzelner Volksschichten zu einander gezeigt. Jener Stammeszwist, im Grunde doch nur dynastischen Ursprungs, wurde vor fünfundzwanzig Jahren von der ersten Windsbraut des erwachenden nationalen Zorns wie Spreu hinweggefegt und ist seitdem nie wieder zu Kräften gekommen. Konfessionelle und soziale Gegensätze waren dem deutschen Volke damals noch so gut wie unbekannt. Zwar ist der inzwischen schwer gestörte konfessionelle Friede heute äußerlich wieder hergestellt. Um so schärfer und erbitterter aber tobt heute der soziale Kampf. Dank seinem verbitternden Einfluß ist es leider gewiß, daß eine Wiederkehr der Tage von Ems heute in Deutschland nicht der gleichen Einmütigkeit der nationalen Empfindungen begegnen würde. Aber hat man wirklich den Mut, bei der Gedenkfeier jener Tage einer allgemeinen nationalen Erhebung zum Kampfe der Deutschen gegen Deutsche aufzurufen? Verträgt es sich mit unsrer Vaterlandsliebe oder „richtiger ausgedrückt mit der Liebe des Einzelnen zu seiner Nation und zu seinem Volke, die da ist zuvörderst achtend, vertrauend, desselben sich freuend, mit der Abstammung daraus sich ehrend" (Fichte), wenn man gerade heute in greisenhaften Wiederholungen nur zur Unterdrückung von Millionen Deutschen, mit der Schärfe des Gesetzes oder des Schwertes, zu raten weiß? Gewiß, jene Millionen stehen gerade in diesen Tagen teilnahmlos, ja zum Teil spottend und selbst frech höhnend zur Seite. Aber haben nicht bis zur Mitte des Jahrhunderts die Herrschenden den Erinnerungen an die mindestens eben so großen Befreiungskriege ganz ebenso mißtrauisch und feindselig gegenübergestanden? Erst als sie die Versöhnung mit ihren Völkern gesucht und gefunden hatten, kehrten für Deutschland jene großen Tage wieder. Die Sozialdemokraten von heute sind zu einem guten Teile dieselben treuherzigen, still begeisterten, bis in den Tod getreuen braven Jungen gerade der untern Klassen, die in dem großen Kampfe die Bewundrung ihrer Offiziere, der Schrecken ihrer Feinde und der Neid des

Auslandes waren. Sollte der Versuch nicht lohnen, dieses kostbare Material dem Vaterlande zurückzugewinnen? Die deutsche Festfreude ist, wenn sie echt ist, den Bußgedanken allezeit nahe verwandt. Es ist der melancholische Zug der germanischen Nationen, der ihren frohen Empfindungen auch die ernsten und sinnigen Gedanken beigesellt. Gehen wir auch in dieser Festzeit in uns, und fragen wir uns, ob wir, die wir uns durch höhere Bildung und gefestigtere Lebensstellung zu Führern der Menge berufen glauben, ob wir wirklich gegen alle unsre Volksgenossen auch jederzeit unsre Schuldigkeit gethan haben. Dieses unserm innersten Wesen fremde Element des Hasses gegen das eigne Blut muß einmal hinweggethan werden, die Versöhnung der einzelnen Volksschichten muß gelingen, wenn anders Deutschland auf die Dauer die Errungenschaften von vor fünfundzwanzig Jahren behaupten will. Gern lassen wir uns, weil wir hierzu zu mahnen nicht aufhören, der Schwäche zeihen. Diese Schwäche, innige Teilnahme für die um Verbesserung ihrer Lage ringenden Deutschen der untern Klassen, hindert uns nicht, stark und wahrhaft national zu empfinden. Unter den alten Mitkämpfern von 70 und 71 wird es wohl keinen geben, dem es nicht verdammt gleichgiltig wäre, wie die Franzosen, die Russen, die Engländer und selbst unsre guten Freunde und Alliirten über uns denken, und wie sie es in einem künftigen Kriege halten wollen. Haben wir den innern Frieden erst wiedergefunden, so ziehen wir, wenn es sein muß, ebenso ruhig ins Feld wie vor fünfundzwanzig Jahren, voll Zuversicht, daß dem innerlich und äußerlich geeinten Deutschland selbst eine Welt von Feinden nicht zu widerstehen vermag.

Allgemeine zweijährige Dienstzeit

(Schluß)

Es bleibt nunmehr zu untersuchen, welche Wirkungen die allgemeine zweijährige Dienstzeit im einzelnen auf das bürgerliche Leben und die militärische Ausbildung haben würde. Welche Klassen der Bevölkerung würden von ihr berührt, welche gegebnen Falls durch sie geschädigt werden, und wie stellt sich die Bilanz? Hierbei ist billigerweise zu berücksichtigen, was bei jeder Reform der Fall zu sein pflegt, daß sie am härtesten diejenigen treffen würde, in deren Leben sie ändernd eingriffe. War eine Reform gut, so hat bereits die nächste

Generation die mit ihr verbundnen Schäden überwunden, und so dürfte sich auch hier bald zeigen, daß manche Schwierigkeiten, ja scheinbare „Unmöglichkeiten“ nur Übergangserscheinungen sind, die sich von selber heben, wenn die ganze Wirkung der Neuerung auf allen Gebieten eingetreten ist.

Fällt das Einjährigenwesen, so werden von der zweijährigen Dienstzeit natürlich alle die Gesellschaftsklassen betroffen, aus denen der bisherige Einjährige hervorging. Vielleicht wäre es vor fünfzig Jahren leichter festzustellen gewesen, welches diese Klassen sind, die den größern Teil der „jungen Leute von Bildung“ an das Heer lieferten. Der heutigen Sachlage nach haben daran so ziemlich alle Bevölkerungsschichten teil mit Ausnahme des Bauern, des Arbeiters und des Kleinbürgers, also des vierten Standes. Denn auch der kleine Kaufmann und der Subalternbeamte streben mit allen Kräften — und oft über ihre Kräfte hinaus — darnach, ihren Söhnen das Vorrecht des einjährigen Dienstes zu sichern.

Nun läßt sich die Gesamtzahl aller Einjährigen in zwei Abteilungen zerlegen, erstens in solche, die Reserveoffiziere werden, zweitens in solche, die es nicht werden, wobei wir die auf halbem Wege stehen gebliebnen Unteroffiziere der Reserve schon deshalb unberücksichtigt lassen können, weil zu ihrem Ersatz auch die bessern Zweijährigen dienen.

Nun ist aber für die erste Abteilung, für die die Einrichtung, wie sie jetzt ist, die meiste Daseinsberechtigung hat, von einem einjährigen Dienst mit der Waffe gar keine Rede, sondern der zukünftige Reserveoffizier dient außer „seinem Jahr“ noch mindestens zweimal zwei Monate als Unteroffizier und Feldwebel, ferner mindestens dreimal zwei Monate als Offizier, im ganzen also mindestens zweiundzwanzig Monate, und das ist eine Dienstzeit, die beim Militär noch immer für ungenügend gilt und im Laufe der Jahre eher zu- als abnehmen dürfte. Rechnet man freiwillige und Landwehrübungen hinzu, so dürfte der Reserve- oder Landwehroffizier durchschnittlich mehr als zwei Jahre bei der Fahne stehen, sodaß sich also für diese Abteilung die zu beantwortende Frage dahin verschieben würde: Ist vom bürgerlichen und militärischen Standpunkte aus die Verteilung einer Dienstzeit von zwei Jahren auf einen längern Zeitraum praktischer als ihr Zusammenfassen in zwei aufeinanderfolgende Jahre?

Vom bürgerlichen Standpunkte aus würde es bei Beantwortung dieser Frage darauf ankommen, festzustellen, aus welchen Klassen der Gesellschaft sich der Reserveoffizier vorzugsweise ergänzt. Uns ist eine Statistik hierüber nicht bekannt; wir müssen uns an allgemeine Daten eigner und fremder, mit Vorsicht gesammelter Erfahrungen halten, die nur einen bedingten Wert beanspruchen können. Vielleicht giebt aber gerade die Unsicherheit dieser Daten die Veranlassung dazu, durch die Bezirkskommandos eine unanfechtbare Statistik in dieser Beziehung aufstellen und dabei die Frage beantworten zu lassen, welche

Art des Dienens, die alte Praxis oder die ununterbrochne zweijährige Dienstzeit, vorgezogen wird. Freilich wäre auch diese Statistik — wie sie auch immer ausfallen möchte — nur von beschränktem Wert, da sie doch durch das Wegfallen des Einjährigenscheins, die Reform des Schulwesens u. s. w. wesentlich würde beeinflußt werden.

Wie dem auch immer sei, wir sind geneigt, anzunehmen, daß sich die Antworten in vier Hauptgruppen werden unterbringen lassen: 1. Beruf und Lebensführung begünstigen die ununterbrochne zweijährige Dienstzeit unter Wegfall weiterer ausgedehnter Übungen in späterer Zeit. 2. Alte wie neue Praxis ist gleichmäßig willkommen. 3. Zur Vermeidung längerer Berufsstörungen wird der bisherigen Praxis der Vorzug gegeben. 4. In einer spätern oder frühern Lebenslage verdient bald die eine, bald die andre Praxis den Vorzug; es sollte also die Wahl freigestellt sein.

Wir schicken hier kurz voraus, daß wir uns die allgemeine zweijährige Dienstzeit für Offiziersaspiranten der Reserve in folgender Weise eingeteilt denken: sechs Monate Gemeiner, vier bis sechs Monate Unteroffizier, und die übrige Zeit Offizier mit der Qualifikationserwerbung des Kompagnieführers. Welches sind nun die Gesellschaftsklassen, die durch eine ununterbrochne Dienstzeit begünstigt oder in ihrem Berufe doch nicht mehr beeinträchtigt werden würden, als durch die bisherige Praxis?

Zunächst sind hierher alle unabhängigen und wohlhabenden Leute zu rechnen, die einen Beruf zum Broterwerb überhaupt nicht nötig haben, also Söhne reicher Eltern, begüterte Gutsbesitzer, Großkaufleute, deren Geschäft eine längere Abwesenheit verträgt, und ähnliche glückliche Menschen. Vielleicht dürfte es auch der Landwirt im allgemeinen vorziehen, nach Beendigung seiner Lehr- und Studienzeit seinen militärischen Pflichten in ununterbrochner Folge von zwei Jahren nachzukommen, um sich dann ohne die oft sehr störenden Unterbrechungen ganz seinem Berufe widmen zu können, ebenso der Forstmann. Ferner dürften hierher alle wohlhabenden jungen Leute zu rechnen sein, die ihre körperliche Beschaffenheit befähigt, unmittelbar nach beendigter Schulzeit ihrer Heerespflicht zu genügen.

Diesem, wahrscheinlich weniger zahlreichen Bruchteil steht der andre gegenüber, der seine Dienstzeit entweder in die Studienzeit einschiebt oder sie nach Vollendung der Studien absolvirt. Verlängert sie sich nun auf zwei Jahre, so würden entweder die Studien um eine solche lange Zeit unterbrochen oder die Anstellung um so viel hinausgeschoben werden müssen. Ist eine solche Unterbrechung bedenklich?

Daß alle Studien, sei es als Fortsetzung der Schuljahre, sei es die bereits begonnene wissenschaftliche Arbeit auf der Universität, auch durch einen einjährigen Militärdienst gründlich unterbrochen werden, ist unbestreitbar; daß das aber bedenklich sei, können wir nicht zugeben. Zunächst brauchen wir nur

darauf hinzuweisen, daß der größte Teil unsrer Reserve- und Landwehroffiziere diese „bedenkliche" Unterbrechung ganz ohne Schaden für ihre geistige Befähigung durchgemacht hat; ja daß selbst in steter wissenschaftlicher Thätigkeit begriffne Universitätslehrer von ihrem militärischen Dienst mehr Nutzen als Schaden erfahren haben dürften. Eine gründliche Unterbrechung des einseitigen geistigen Drills, dem wir unsre Jugend vom neunten bis zum zwanzigsten Jahre unterwerfen, scheint uns nicht nur nicht bedenklich, sondern durchaus wünschenswert, ja notwendig, so notwendig, daß wir, wie gesagt, im militärischen Dienst augenblicklich das einzige wirksame Hilfsmittel in dem Kampfe gegen eine im Wachsen begriffne physische Entartung erblicken. Wir betrachten es als eine Notwendigkeit, daß der junge Mann, der von der Schule zur Universität geht, in freiem studentischen Nichtsthun*) den schweren Wust der Schulkenntnisse wieder abschüttelt, um wieder geistig und körperlich frisch zu neuer Arbeit zu werden, und darin wird er ganz wesentlich durch Einschiebung seines Dienstjahres im Heer gefördert. Ob dies gleich nach der Schule, während oder nach der Studienzeit geschieht, ist von untergeordneter Bedeutung; eins aber ist gewiß: daß es auch der wissenschaftlichst angelegte Mensch nicht zu bereuen braucht.

Nun erscheint allerdings eine zweijährige Unterbrechung eine lange Zeit, und es würde wohl zu erwägen sein, ob sich ein Einschieben in die Mitte der Studienzeit nicht von selber verbietet; es hindert ja nichts, die „zwei Jahre" zu Anfang oder zu Ende der Studien zu legen. Im erstern Falle wäre es recht und billig, die Dienstzeit in das Triennium, im letztern, sie in den Staatsdienst mit einzurechnen, wodurch ein Ausgleich mit den Kollegen hergestellt wäre, die zum militärischen Dienst untauglich sind und daher zwei Jahre in der Berufslaufbahn gewinnen würden. Von militärischer Seite würde der Einwand gemacht werden, daß ja dann die bisherige Vorbedingung bei der Beförderung zum Reserveoffiier, die „gesicherte Lebensstellung" wegfallen müßte. Es wäre das freilich eine durchaus notwendige Folge, aber sie kommt nur theoretisch in Betracht. Denn abgesehen davon, daß auch bei der jetzigen Einrichtung die „gesicherte Lebensstellung" von sehr zweifelhafter Bedeutung, in vielen Fällen überhaupt nicht anwendbar ist, so ist gar nicht abzusehen, weshalb für junge Leute, die durchschnittlich eine längere Schulbildung erhalten als der Berufsoffizier, bei der Beförderung nicht dieselben Gesichtspunkte maßgebend sein sollten wie bei diesem. Es wird sich in der Praxis des Soldatenlebens sehr bald herausstellen, ob der betreffende junge Mann auch im bürgerlichen Leben eine geachtete Stellung wird einnehmen und ausfüllen können (bei

*) Das allerdings weit besser zu körperlichem Wettstreit als zu Trinkgelagen u. ä. verwendet wird; aber wie soll hierzu die grundlegende Neigung kommen, wenn die Schule ihre wichtigste Aufgabe nur in geistigem Drillen sieht?

manchem wird der Offiziersrang ein besonders kräftiger Antrieb dazu sein!), während bei dem Eintritt zum Dienst nach beendigter Studienzeit dieses Bedenken selbst in der Theorie hinfällig erscheint. Wenn sich unsre akademische Jugend jetzt die Freiheit nimmt, die Studienzeit größtenteils weit über das Triennium hinaus auszudehnen, so führen wir das nicht so sehr auf eine Freude am Nichtsthun und studentischen Unwesen als vielmehr auf das Bedürfnis zurück, von einer neunjährigen auf der Schulbank verbrachten Anspannung Geist und Körper ausruhen zu lassen. Eine Schule, die für die körperliche Erziehung ebenso viel Zeit aufwendet wie für die geistige, braucht aber keine Ruhepause, und es dürfte sich herausstellen, daß auch in Zukunft die für Erwerbung des Lebensberufs verbrachte Zeit einschließlich zweier Soldatenjahre nicht länger ist als das, was der Durchschnittsstudent von heute darauf verwendet. Rechnen wir hinzu, daß für die Dienstleistung als Unteroffizier und Offizier der Staat aufzukommen hätte, so würde sich voraussichtlich ergeben, daß die Kosten der zukünftigen Einrichtung hinter denen der jetzigen zurückbleiben. Wir glauben daher zu dem Schlusse berechtigt zu sein, daß die Kreise, aus denen sich wie bisher auch in Zukunft die Reserveoffiziere ergänzen würden, keinen Schaden erleiden würden.

Anders verhält es sich mit den Einjährigen, die nicht Reserveoffiziere werden. Bisher war es mit einem Jahre gethan; das wurde verschmerzt, wenn es auch bitter genug war, mit der schönsten Berechtigung in der Tasche oft genug nur deshalb nicht befördert zu werden, weil es die „gesellschaftliche“ Stellung nicht erlaubte. Die Schnüre, die kein Gefreitenknopf, keine Unteroffizierstressen ergänzten, wurden dann oft zur bittern Qual und sehnsüchtig der Tag herbeigewünscht, wo des Dienstes ewig gleichgestellte Uhr zum letztenmale schlug. Der nicht beförderte Einjährige wäre auch bei der zweijährigen Dienstzeit das Schmerzenskind, obgleich sich hier die Sache wesentlich anders stellen würde. Zunächst unterscheidet er sich in nichts von jedem andern Kameraden: er hat keinen „Berechtigungsschein,“ keine besondern Schnüre, keine besondern Erwartungen, also auch keine besondern Enttäuschungen. Er dient schlecht und recht seine zwei Jahre wie jeder andre waffenfähige Deutsche, und da es mehr als unwahrscheinlich ist, daß sein Licht mit Gewalt unterdrückt werden würde, wenn es nur zu scheinen imstande ist, so dürfte die Praxis auch seine militärische Tüchtigkeit mit entsprechender Beförderung lohnen. Im übrigen: habeat sibi! Denn auf ihn bezieht sich in vollstem Maße, was wir über die ausgleichende Gerechtigkeit gesagt haben: soll denn, was wir als den bedeutendsten Vorzug der allgemeinen zweijährigen Dienstzeit hinstellen durften, eine gerechte, gleiche Dienstpflicht für alle, um der Bequemlichkeit einer verhältnismäßig geringen Zahl willen, die es vorziehen, dem Vater nicht unnötig lange auf der Tasche zu liegen, nicht ausgeführt werden dürfen? Man vergesse auch nicht, daß diese Art von „Einjährigen,“ die ihren Beruf zum

Reserveoffizier verfehlt hat (häufig genug gar nicht darauf rechnet), mit der zweijährigen Einrichtung wohl bald verschwinden würde. Denn wenn der „Schein" nicht mehr gilt, die Beförderung aber ganz in militärischen Händen liegt, so ist nicht abzusehen, wie man in einem besondern Falle von getäuschter Erwartung sprechen will. Mit dem Schein wird auch die Sehnsucht nach der gelehrten Schule verschwinden, und da der Regimentskommandeur nur Soldaten einer Gattung, nicht aber wie bisher „gebildete" und „ungebildete" vor sich hätte, so würde sich ihm das, was sich zum Offizier eignet, bald genug von selber bieten. Vom bürgerlichen Standpunkte aus erscheint also der Schluß gerechtfertigt, daß die allgemeine zweijährige Dienstzeit auf die verschiedensten Lebensverhältnisse nur vorteilhaft wirken würde.

So bleibt die „militärische" Seite der Frage. Nun würde es als ein unbescheidner Eingriff in ein von uns nicht fachmännisch erforschtes Gebiet erscheinen, wenn wir uns hier über rein militärische Einzelheiten ein Urteil anmaßen wollten. Wir werden daher vermeiden, etwa Ansichten darüber zu äußern, wie eine zweijährige Dienstzeit für den Reserveoffizier militär-technisch zu verwerten wäre, obgleich es auch hier den Kreis unsrer Erfahrungen nicht überschreiten heißt, wenn wir für den Berufsoffizier eine ausschließlich auf das Feldmäßige gerichtete Ausbildung für das Richtige halten. Indem wir uns vielmehr sozusagen in dem Grenzgebiete des bürgerlichen und des militärischen Lebens — da, wo sich beider Interessen berühren — bewegen, dürften uns Erfahrungen zur Seite stehen, die in der Art, wie sie erworben sind, dem Berufsoffizier meist ebenso verschlossen bleiben wie dem bürgerlichen die Geheimnisse der militärischen Technik.

Wenn wir von der anfänglich durchaus ablehnenden Haltung, die uns in Besprechungen mit ausgezeichneten Offizieren in höherer Stellung der allgemeinen zweijährigen Dienstzeit gegenüber entgegentrat, auf die Anschauung weiterer militärischer Kreise schließen dürfen, so wird es ihr dort nicht viel besser gehen. Freilich trat in jenen Unterhaltungen nach längerer Überlegung bald ein merklicher Umschwung ein; aber abgesehen von einem Konservatismus, der alles beim alten läßt, weil es alt ist, und der im militärischen Leben ebenso schädlich ist wie auf andern Gebieten, liegt es in der Natur des Soldaten, Neuerungen, namentlich organisatorischen, mit Mißtrauen zu begegnen, insbesondre, wenn sie von „Zivilisten" kommen, die sich bekanntlich in den Kreisen der Berufssoldaten als geschäftige Dilettanten, als „Zivil-Klausewitze" keiner sonderlichen Anerkennung erfreuen. Dieses Mißtrauen hat gewiß seine gute Berechtigung; es erscheint aber nicht am Platze, wenn von Dingen die Rede ist, die ebenso sehr das bürgerliche Leben wie das militärische angehen. Ein derartiges Ding ist aber das Einjährigen- und Reserveoffizierwesen in hervorragendem Maße, und nicht selten haben wir die Erfahrung machen können, daß sich militärische Urteile über bürgerliche Verhält-

nisse und Persönlichkeiten in wunderlichem Widerspruch mit den Anschauungen der bürgerlichen Welt befanden. Nicht jeden, den man in militärischen Kreisen zum Reserveoffizier „qualifizirt," würden Bürgerliche ohne weiteres dieser Ehre und Auszeichnung für würdig erachten; hier öffnet sich eine Kluft, die um so weiter wird, als eine ausschließlich militärische Erziehung und ein abgeschlossenes Aufwachsen in militärischer Umgebung den zukünftigen Offizier dem bürgerlichen Leben entfremdet. Selbst wenn sich also in dem vorliegenden Fall das militärische Urteil mit dem bürgerlichen nicht ganz decken sollte, so dürfte nicht ohne weiteres daraus auf die Richtigkeit des erstern und die Unrichtigkeit des letztern geschlossen werden.

Daß ferner dem Regimentskommandeur der „Einjährige" ganz ebenso zur Gewohnheit geworden ist, wie der Truppe das bekannte und nicht eben schmeichelhafte „natürlich wieder ein Einjähriger", daß den Herren Vorgesetzten ein wiederholtes Einberufen nach mehr oder weniger langen Pausen bürgerlicher Beschäftigung ausnehmend wichtig erscheint, damit der junge Offizier — der den allgemeinen Lebenserfahrungen nach meist viel älter ist als sein Ranggenosse von Beruf — „immer wieder an die militärische Zucht gewöhnt werde und seine militärischen Kenntnisse auffrische und vermehre," alles das ist zwar zum Dogma geworden, das sich aber von dem Standpunkte aus, den wir einnehmen, keineswegs als richtig erweist. Wir halten die jetzige Einrichtung für nichts andres als einen sehr mäßigen Notbehelf, auf den man sich beim Militär, so gut es eben ging, eingerichtet hat. Daß dies geschehen mußte, wie es stets in bewundrungswerter Weise bei unserm Heerwesen der Fall war, ist kein Beweis für die Tüchtigkeit der Einrichtung selbst, giebt daher auch keine Veranlassung dazu, ihre Reform für bedenklich und irrig zu halten. Vielmehr sind wir der Ansicht, daß dem Heere mit einem Reserve- und Landwehroffizierkorps, wie es aus der allgemeinen zweijährigen Dienstzeit hervorgehen würde, weit besser gedient wäre als bisher.

Zu keiner Zeit ist der „Einjährige" ein so guter Soldat wie am Ende seines „Jahres," zu keiner Zeit erreicht er diese Höhe militärischer Tüchtigkeit wieder. Er ist nicht nur vollständig soldatisch geschult und körperlich gestählt, sondern er hat auch Freude am Dienst und am Handwerk, wie es stets der Fall ist, wenn man Schwierigkeiten mit entsprechender Kraft und Übung zu begegnen imstande ist. In diesem günstigsten Zeitpunkte wird er „zur Reserve entlassen." Er tritt ins bürgerliche Leben, in die Vorbereitung zu seinem Beruf zurück, dem er sich physisch in vortrefflichster Verfassung mit Frische und erneutem Eifer widmet. Aber kaum hat er angefangen, dort wieder Wurzeln zu schlagen, und kaum sind andrerseits die militärischen Einzelheiten, die ihm bereits zur zweiten Gewohnheit geworden waren, wieder abgestreift und verlernt, so kommt die erste „Übung," acht Wochen, oft noch weniger, die eben genügen, um an ihrem Schluß militärisch kaum wieder so weit zu

sein wie am Ende des einen Dienstjahres. Dann wieder Entlassung, wieder bürgerliches Leben, dessen Unterbrechung mit jedem male unangenehmer fühlbar wird, und so mit Grazie in infinitum bis zum wohlbeleibten Landwehroffizier, dem es nicht wenig Mühe macht, in einem Alter, wo seine aktiven Herren Kameraden meistens längst „beritten" zu sein pflegen, noch mit jugendlicher Schwungkraft über Stoppelfelder und Sturzäcker zu stürmen. Gewiß wird das mancher als vollendeten und willkommnen Ersatz einer Karlsbader oder Kissinger Badekur ansehen, aber es fragt sich doch, ob denn mit der Veranstaltung einer solchen Kur wesentlich militärische Zwecke erreicht werden? (Wir gehen hier absichtlich auf eine Reihe von Dingen nicht ein, die näher zu beleuchten wohl der Mühe lohnen würde. Es besteht eine Reihe von Mißständen, deren Abstellung auch bei den herrschenden Verhältnissen eine nicht unbedeutende soldatische Förderung des Reserveoffizierwesens bewirken würde.)

Dem stelle man nun einen Soldaten gegenüber, wie wir ihn uns als Ergebnis der allgemeinen zweijährigen Dienstzeit ausmalen dürfen. Wie jeder andre Rekrut, tritt er ins Heer ein und erhält seine Ausbildung wie jener. Die notwendige Rücksicht auf Studien und ähnliche Verhältnisse bietet bei der großen Überzahl Militärtauglicher keinerlei Schwierigkeit. Nach beendigter Ausbildung meldet sich der junge Soldat als „Offizieraspirant der Reserve" und erhält nun, wenn er sich den gegebnen Verhältnissen und Bedingungen entsprechend dazu eignet, eine ausschließlich auf die Schulung eines tüchtigen Reserveoffiziers feldmäßig gerichtete militärische Erziehung, die sich von der zum Berufsoffizier wesentlich zu unterscheiden hat. Indem die Theorie zurücktritt, Kommandos wegfallen, ebenso wie Kriegsschule, Paraden, Garnisonwachtdienst und ähnliches, wird alle Zeit auf die praktische Ausbildung zum Feldoffizier, auf Schießen und Felddienstübung verwendet. Nach sechs Monaten wird er zum Unteroffizier befördert, nach zehn oder zwölf zum Offizier, sodaß noch ein volles Jahr für die Übung als Offizier übrig bliebe. Wird auch dieses lediglich zur feldmäßigen Schulung verwendet, so dürfte sich ergeben, daß bei einiger Anlage dem betreffenden Offizier im Kriegsfalle Kommandos bis zur Führung einer Kompagnie — ohne daß damit der Rang eines Hauptmanns verbunden zu sein braucht — anvertraut werden können. Berücksichtigt man den gewaltigen Einfluß, den schon das bisherige eine Jahr auf das ganze fernere Leben hat, und wie die Tüchtigkeit eines Reserveoffiziers ganz wesentlich auf diesem einen Jahre beruht, so wird man ohne weiteres zugeben, daß eine zweijährige Schulung noch ganz andre Erfolge aufweisen würde. Gewiß ist, daß am Schluß dieses zweiten Jahres der Regimentskommandeur felddiensttüchtige Zugführer haben wird, die dem Berufsoffizier in Bezug auf die Kriegsvorbereitung in nichts nachstehen, daß ferner die zweijährige ununterbrochne Schulung auf den Rest der gesetzmäßigen

Dienstzeit weit nachhaltiger einwirken wird, als die bisherige einjährige mit ihren achtwöchigen Übungen. Man wird deshalb den nun fertigen Reserveoffizier getrost eine Reihe von Jahren unbehelligt lassen dürfen; er erhält also Zeit, sich vollständig in seinen Beruf einzuarbeiten. Ist sein Ehrgeiz wach, seine militärische Tüchtigkeit anhaltend, seine Zivilstellung entsprechend, und verlangen es militärische Umstände, wie die Einführung eines neuen Gewehrs, einer veränderten Exerzier- oder Felddienstordnung, die Beförderung zum Hauptmann und ähnliches, so wird mit einer kürzern Übung der gewünschte Zweck erreicht werden, wenn man nicht beispielsweise eine Beförderung überhaupt von der freiwilligen Ableistung einer längern Übung abhängig machen will.

Sollte auf diese Weise nicht auch vom militärischen Standpukte aus ein großer Vorteil erreicht werden gegen die bisherige Einrichtung? Bedenken wir nur, um wie viel einheitlicher sich die gesamte Ausbildung der Truppe gestalten würde! Bedenken wir ferner, um wie viel sich die Thätigkeit der Bezirkskommandeure einschränken und vereinfachen ließe, wie sehr viel richtiger das Urteil des Regimentskommandeurs auch über die „Reserveoffiziere" seines Regiments sich gestalten müßte! Dabei würde die peinliche Lage, in der sich so mancher brave Kompagniechef alljährlich befindet, einen einjährigen, im übrigen tüchtigen Soldaten aus „gesellschaftlichen" Gründen zur Beförderung nicht vorschlagen zu können, mindestens sehr gemildert werden, und da auch die zukünftige Schulbildung nach andern Gesichtspunkten geordnet und beurteilt werden würde, wäre die Freiheit der Offizierswahl ganz in die Hände des Regimentskommandeurs und der Berufsoffiziere gelegt, wodurch alle der bisherigen Einrichtung anhaftenden großen Mängel und Ungleichheiten wegfielen. Der Soldat aber, der nicht Offizier werden will oder es nach der Ansicht der Vorgesetzten nicht werden kann, genügt eben seiner Pflicht als einfacher Soldat oder Unteroffizier für zwei Jahre, und kein ungeschmückter Halskragen wird mit den Einjährigenschnüren in Widerspruch treten.

Führt man diese allgemeinen Gedanken weiter aus, so wird man sich leicht ein Bild davon machen können, wie sich die Kompagnie der allgemeinen zweijährigen Dienstzeit zusammensetzt. Wir unterlassen es aber, auf weitere Einzelheiten einzugehen, und verhehlen uns nicht, daß einer ganzen Reihe von Fragen, für die sich bei der neuen Einrichtung überraschend glückliche und leichte Lösungen ergeben, auch andre gegenüberstehen, die weit größere Schwierigkeiten bieten. Wir haben uns auch mit guter Absicht auf die Infanterie beschränkt, indem wir von dem Gesichtspunkte ausgingen, daß sie die zahlreichste Hauptwaffe darstellt und auch die jetzt für sie geltenden Bestimmungen nur mit gewissen Änderungen auf andre Waffen Anwendung finden. So würde voraussichtlich mit dem Fallen des Einjährigenwesens die Erlangung des Reserveoffizierpatents bei der Kavallerie an eine dreijährige Dienstzeit zu knüpfen

sein, während für den Trainoffizier die allgemeine zweijährige Dienstzeit genügen würde.

Eine besondre Behandlung würden die Fragen der Ärzte erfordern, der Theologen, der Volksschullehrer; aber eine besondre Schwierigkeit bieten sie ebenso wenig, wie sie einen stichhaltigen Grund gegen die Einführung der allgemeinen zweijährigen Dienstzeit abgeben.

Aber selbst wenn sich herausstellen sollte, daß es gelte, Opfer zu bringen, namentlich auf Seiten der bisher bevorzugten Klassen der Begüterten und Gebildeten: sollte es ein utopischer Idealismus sein, wenn wir die Erwartung aussprechen, daß wir Deutschen bereit sind, solche Opfer zu bringen, wo so viel zu gewinnen ist wie: eine freie Schule, eine Körper und Geist zum Kampf ums Dasein stählende Erziehung, eine gerechtere Verteilung der vaterländischen Pflichten und Lasten, und als letztes, aber nicht geringstes: eine weitere Kräftigung und Festigung unsers Heeres, auf dem nicht nur unsre Wohlfahrt sondern unser ganzes Dasein beruht? Quo fata trahunt retrahuntque, sequamur.

Neue Novellen

Jeden Sommer und jede Weihnachten sieht sich ein gewisser Teil des Publikums, der sonst der „leichten" Lektüre abhold oder gar in dem alltäglichen Getriebe nicht einmal zu dieser leichten Lektüre gesammelt ist, nach ein paar Bänden neuer Erzählungen um und bleibt dabei meist auf den Zufall der buchhändlerischen Empfehlung angewiesen, die zwar nicht ausschließlich, aber doch merkwürdig oft die nichtigsten und ungesundesten Erscheinungen bevorzugt. Mit der Zunahme des Waschzettelwesens in unsern Zeitungen und Zeitschriften, bei der sich die wenigsten Berichterstatter die Mühe nehmen, selbst einen Blick in die von ihnen besprochnen Bücher zu thun, sondern fröhlich eine vom Verfasser oder Verleger abgefaßte Reklame abdrucken, ist die Unterscheidung zwischen gut und schlecht vollends bis zur Unkenntlichkeit aufgehoben worden, und es ist thatsächlich eines der undankbarsten Geschäfte, die Neuigkeiten der deutschen Erzählungslitteratur zu prüfen und zu sondern. Gleichwohl gehört es zu den Geschäften, auf die nicht verzichtet werden darf, so lange überhaupt noch von einer Litteratur die Rede sein soll; die unterschiedslose und allgemeine Verurteilung alles neuesten, die an gewissen Stellen für eine Förderung ernster

Anschauung und guten Geschmacks gilt, ist der schlechteste Ausweg aus diesem Labyrinth, der ehrliche Versuch, auch mit verkürzten Maßstäben wenigstens noch zu messen und die fast erstorbne Urteilsfähigkeit unsrer gebildeten Kreise wieder zu erwecken, ist bei weitem vorzuziehen. Wenn sich neben zahlreichen Lesern, die ihre Teilnahme den von uns hervorgehobnen Erfindungen zuwenden, einige andre finden, die das, was die Grenzboten ablehnen, von vornherein für das Rechte halten, so ist ja beiden Teilen geholfen; das Endurteil können wir ruhig der Zeit überlassen, die in den meisten Fällen nicht einmal eine sehr ferne Zeit sein wird.

Unter den Erzählern, deren Name uns in den letzten Jahren oft begegnet ist, ohne daß sich der Eindruck einer bestimmter ausgeprägten künstlerischen Eigentümlichkeit mit dem Namen verbände, findet sich auch der Verfasser einer Novellensammlung Trinacria, sizilische Geschichten von Konrad Telmann (Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung, 1895), die lebendigen Eindrücken von dem Eilande der Kyklopen und wohl auch ein wenig von den Nachwirkungen der sizilischen Dorfgeschichten Vergas, des berühmten Verfassers der „Bauernehre," ihre Entstehung verdanken. Die Neigung des Verfassers geht entschieden dahin, die gewaltsamen Konflikte und melodramatischen Effekte, die in den schlimmen und dunkeln Seiten des sizilianischen Lebens vorhanden sind, zu bevorzugen. Denn wenn auch der Titel „Trinacria" an die homerisch-theokritische Insel erinnert, so sieht doch der moderne Novellist in aller Fülle und Mannichfaltigkeit Siziliens hauptsächlich die entgegengesetzten Bilder. Die steilen schwarzen Felsen, an denen schwärzliche Städtchen kleben und „mit ihren Felsluken aufs blauer Ionermeer herabstarren," die Bergrücken und Schluchten, hinter und in denen nach uraltem Herkommen die „Briganten" hausen, die versteckten Dörfer in wilden, halbangebauten Thälern geben den Hintergrund für Novellen wie „Blinde Liebe," „Orest," „Die Gattensucherin" und „Santi Pellegro" ab, in denen allen der Mord eine mehr oder minder entscheidende Rolle spielt, und in denen (die Geschichte „Die Gattensucherin" ausgenommen) für das Idyll kein Raum ist. Das Sizilien, das wir namentlich durch die Schilderungen der letzten Erhebungen kennen gelernt haben, das in beständigem, offnem oder heimlichem Kriege mit dem modernen Staate liegt, giebt die Motive zu Erfindungen, von denen namentlich „Blinde Liebe" und „Santi Pellegro" wie auf einen modernen naturalistischen Operntext zugeschnitten erscheinen. In der „Blinden Liebe" treibt die Absicht eines jungen deutschen Arztes, einem schönen, jungen erblindeten Weibe das Augenlicht wiederzugeben, den Gatten der jungen Frau, der der Mörder ihres Vaters ist, von der Blinden geliebt wird, aber von der Sehenden augenblicklich wieder erkannt werden würde, in den Tod; in „Santi Pellegro" erschießt der Held, ein sizilianischer Bauer, aus grimmiger Eifersucht seinen Nebenbuhler Tito Bonera, läßt eine junge Witwe einen Meineid für sich leisten, um sein Alibi in der Mordnacht zu er-

weisen, wird dadurch in die Arme dieser Assunta Dotti getrieben und würde um ihretwillen sein Weib Benedetta (dieselbe Frau, der zuliebe er den Eifersuchtsmord auf seine Seele geladen hat) vergiften, wenn ihn nicht sein jüngerer Bruder Camillo, der bis dahin mit abgöttischer Verehrung zu ihm aufgeschaut hat, richtete, d. h. nach einer furchtbaren Szene zwischen beiden Brüdern, gleichfalls erschösse. Eine Ausnahme in diesen düstern Vorgängen bildet nur die Novelle „Die Gattensucherin," die sogar einen leichten Anflug von Humor hat. Freilich setzt auch diese Geschichte damit ein, daß der Verlobte der schönen Attilia Gianelli aus Torretta, Pilade Lanfranchi, bei einem Streite, der mit dem Messer zum Austrag gebracht wird, sein Messer etwas zu tief in die Brust eines seiner Trinkkumpane senkt, sodaß dieser das Aufstehen vergißt, und Pilade gewärtig sein muß, wegen Totschlags zum Bagno verurteilt zu werden. Da ihm der Sinn darnach gar nicht steht, so geht er „nach altem Väterbrauch lieber in die Berge," d. h. unter die Briganten. Attilia fährt fort, sich als seine Braut zu betrachten und alle andern Bewerber, zu denen die stattlichsten Burschen des Dorfes gehören, mit Hohn abzuweisen. Unter diesen Bewerbern befindet sich auch der Fischer Severo Toti, der eines Tages der trotzigen Schönen den Vorschlag macht, sie zu Lanfranchi zu geleiten, der wahrscheinlich bei der Bande des Leone verweile. Attilia geht auf diesen Vorschlag ein und tritt mit Severo die eigentümliche Wanderung in das Innere der Insel an, auf der sich in lebendig geschilderten Abenteuern Severo als der Mann erweist, der der Liebe des besten Mädchens wert ist. Von Schritt zu Schritt merkt Attilia, daß ihre Neigung zu Severo wächst, am Ende ist sie es, die vor dem Ziel die Umkehr fordert und sich dem Fischer verlobt. Wie es zu dieser Entscheidung kommt, zeigt sich, daß Severo Toti nicht ganz so uneigennützig gewesen ist, als es bei Beginn des seltsamen Abenteuers schien. Er hat nämlich, ehe er Attilia den Vorschlag der Wanderung zu den Briganten machte, Pilade Lanfranchi selbst an Bord eines nach Valparaiso gehenden Dampfers gerudert und darauf gerechnet, daß Attilia, wenn sie Pilade nicht mehr vorfände, lieber ihn, Severo, zum Manne nehmen, als mit Schimpf und Spott bedeckt nach Torretta heimkehren würde. Glückselig, daß ihm sein Plan so über alles Erwarten gelungen ist, geleitet der Pfiffige die bezähmte Widerspenstige nach Torretta. An frischer Gegenständlichkeit steht diese Novelle den tragischen Geschichten des Bandes nicht nach, und sie giebt uns zugleich die tröstliche Gewißheit, daß das sizilianische Dorfleben nicht völlig in Mord und Selbstmord und düstern Gewaltsamkeiten aufgeht.

Auf deutschen Boden zurück, aber aus der Gegenwart in vergangne Tage (ins sechste, zwölfte und siebzehnte Jahrhundert n. Chr.) versetzen uns die drei Erzählungen, die Wilhelm Jensen als Chiemgaunovellen (Weimar, Emil Felber, 1895) vereinigt hat. In der phantasievollen, skizzenhaften Manier, die ein breites Licht auf einen Vorgang, eine psychologische Wandlung fallen

und das übrige in den Schatten treten läßt, die namentlich tragische Episoden aus dunkeln Tagen mit virtuoser Kunst heraufbeschwört, und wo sie uns nicht für ihre Menschengestalten erwärmen kann, uns doch durch das Zeit- und Lokalkolorit des Hintergrundes fesselt, verkörpert hier Jensen Träume, die ihm an den Ufern des Chiemsees aufgegangen sind. „Die Glocken von Greimharting," „Hunnenblut" und „Aus der vergessenen Zeit" gehören nicht gerade zu Jensens schönsten und seelisch vertiefsten Novellen, aber sie erheben sich durch schärfere Bestimmtheit der Umrisse und größere Deutlichkeit des Zusammenhangs über zahlreiche spätere Erfindungen des fruchtbaren Erzählers. Als die bedeutendste erscheint uns „Hunnenblut," eine phantastische, wilde, aber von einem Strahl reiner Menschlichkeit und weiblicher Güte durchleuchtete Geschichte, in die freilich auch die neuesten Vorstellungen von der erblichen Belastung hereinspielen, aber doch nicht so, daß sie die Bescheidenheit der Natur verhöhnten und verletzten. Der arme „Hunnenhund," der dem weit verbreiteten Geschlecht der Kaliban und Quasimodo angehört, zeigt sich wenigstens der Dankbarkeit fähig. Die letzte Geschichte, „Aus der vergessenen Zeit," reiht sich frühern Erzählungen Jensens aus den Schrecken und der Entartung des großen Krieges an und versetzt den Leser lebendig in die trostlosen Zustände und Stimmungen der dunkeln Leidenszeit hinein. Ob Nördlingen, Wasserburg oder sonst eine deutsche Stadt den Hintergrund abgiebt, darauf kommt wenig an. Wohl aber wird sich der eine und der andre Leser fragen, ob es eine Vorahnung heraufziehenden künftigen Unheils sei, was diese Darstellungen frühern Elends so vermehrt oder ihre Anziehungskraft steigert.

Eine Novellengruppe von Rudolf Lindau: Schweigen (Berlin, F. Fontane u. Comp., 1895) führt nur Erlebnisse und Gestalten der Gegenwart vor Augen. Die tragische Novelle „Schweigen," die kurze, aber vortreffliche Geschichte „Der Hamal" und die Resignationsnovelle „Ein ganzes Leben" heben sich gut von einander ab; die erste freilich ist eine der modernen Familiengeschichten, an denen kaum innerlich Anteil zu nehmen ist, weil uns die Gestalt und das innere Leben der unglücklichen jungen Frau, deren Verschuldung die tragische Wendung herbeiführt, nicht näher gebracht wird. Wir erblicken sie gleichsam nur schattenhaft in der Erzählung des überlebenden Gatten, und in dieser erscheint alles, was er berichtet, die allmähliche Entfremdung des jungen Weibes, der Argwohn seiner Familie gegen Susanna (der zur Überwachung durch einen der Privatgeheimpolizisten führt, die zu den häßlichsten Errungenschaften der Neuzeit gehören), das Duell seines Bruders Richard mit dem unwürdigen Hausfreund, die entscheidende und erschütternde Unterredung mit der Mutter, nicht so hart und herb als die schweigende Verurteilung, die der tödlich verletzte Gatte der todkranken Frau entgegensetzt. Der Held der Erzählung maßt sich hier allzusehr an, Vorsehung zu spielen, und die schließliche Verzeihung, die er der reuigen, tiefunglücklichen Susanna zu teil

werden läßt, hebt die Wirkung seines furchtbaren Schweigens auf den Leser nicht auf. Gegenüber der Tragik dieser Geschichte, an der wir keinen vollen Anteil nehmen können, weil wir in die Seele der schuldigen Frau und ihres im Duell gefallnen Mitschuldigen nicht hineinsehen können, wirken die beiden andern Novellen, von denen die zweite ein kleines Sittenbild aus Konstantinopel ist, beinahe erfrischend. Die Novellen Rudolf Lindaus zeichnen sich übrigens durch eine sorgfältige, saubere Schreibweise aus, die in auffallendem Gegensatz zu dem tagesüblichen Plakatstil steht, dem wir z. B. in den Tollen Novellen von Ernst Ewert (Danzig, Theodor Bertling, 1895) begegnen, Novellen, die nicht ohne Talent, nicht ohne Stimmungspoesie sind, aber fast in aufdringlicher Weise die kranke Weisheit der jüngsten, lebensmüden Generation in dem Stil verkünden, der mit jedem Satz eine neue Offenbarung nicht giebt, aber zu geben behauptet. Die Helden des Verfassers sind „Seelen, die stark und frei und kühn sind, die das Dunkel zwingen, sodaß ihnen das Dasein nichts andres ist als ewige Helle, flutendes, klingendes Sonnenleuchten. Solche Seelen hassen das Weib. Ihre Liebe gilt der Kunst und der Einsamkeit, sonst kennen sie nur Verachtung. Und ihre Verachtung ist grenzenlos: sie verachten alles Kleine, Niedrige, Gemeine, sie schreiten unbefleckt durch den Schmutz. Und sie lachen in ihrer weltfremden Adlereinsamkeit. Sie lachen und verachten. So sind die Großen, die Größten.“ Aber trotz alledem, daß sie wissen, daß „das Weib der Fluch der Erde ist,“ fallen sie in einer oder der andern Weise diesem Fluch anheim, selbst der gewaltige und reine Henry Jorck schließt mit einem bösartigen Schlangenweib und Zwitterwesen, einer ausbeuterischen Kreatur Freundschaft, die aus Grimm, daß diese Freundschaft nicht Liebe in ihrem schmutzigen Sinne werden will, „das Lebenswerk eines Großen vernichtet.“ Dem Verfasser der „Tollen Novellen“ erscheinen alle diese wahren oder erträumten Schicksale tief tragisch; den unbefangnen Leser wandelt das Bedauern an, daß Gottfried Keller zu früh gestorben ist, um einige von den Großen und Größten dieses Schlags unter die unsterblichen Seldwyler einzureihen.

Die Genossenschaft Pan und die allermodernste Kunst

Von Konrad Lange

(Schluß)

Wenden wir uns von den ausländischen Beiträgen zu denen der einheimischen Künstler, so zeigt sich leider, daß sie ihrer Mehrzahl nach ebenso unerfreulich sind, und daß sich bei vielen von ihnen der Einfluß des Auslandes in ungesunder Weise geltend macht. Das Seltsame, Übertriebne, Barocke behält auch hier die Oberhand über das Einfache, Natürliche und Gesunde. Wesentlich unterstützt wird dieser Eindruck durch die bunte typographische Ausstattung der Zeitschrift. Es scheint allerdings, daß in dieser Beziehung die Meinungen innerhalb des Aufsichtsrats sehr stark auseinandergehen. Wenigstens bringt das erste Heft einen Aufsatz von W. Bode: „Anforderungen an die Ausstattung einer illustrirten Zeitschrift," der eine Reihe sehr gesunder Grundsätze (neben einigen Übertreibungen) enthält, und kurz darauf eine Notiz „Zur Ausstattungsfrage" von der Redaktion, worin genau die entgegengesetzten Grundsätze aufgestellt werden. Bode ist vor allen Dingen für eine möglichst einheitliche Ausstattung im Sinne des altdeutschen illustrirten Buchdrucks und verwirft die neuerdings so beliebt gewordne Technik der Autotypie (Netzätzung) gänzlich. Er will auch die andern mechanischen Vervielfältigungsarten, Heliogravüre und Lichtdruck, nur in beschränktem Maße zulassen, und statt dessen lieber die originalen Reproduktionsarten, Kupferstich, Radirung, Holzschnitt und Lithographie, angewendet wissen. Die Redaktion dagegen tritt im Interesse der „intimen und individuellen Wirkungen" für eine möglichste Mannichfaltigkeit nicht nur der Reproduktionsarten, sondern auch der Druckertypen ein. Die Frage ist für unser ganzes Buchausstattungswesen von großem Interesse. Es ist klar, daß eine vollkommne Einheitlichkeit in Bodes Sinne bei einer Zeitschrift wie dieser nicht zu erreichen ist. Die Einfügung von sogenannten Vollbildern neben den Textillustrationen, die gleichzeitige Heranziehung der verschiedensten Künstlerpersönlichkeiten macht sie ja schon zum großen Teil unmöglich. Allein es fragt sich, ob man das Individualitätsprinzip so weit treiben soll, daß jeder litterarische Beitrag auch in einer besondern Schrift-

gattung gesetzt wird. In den beiden ersten Heften des Pan ist das geschehen; die Firma Drugulin hat, wie es scheint, ihre sämtlichen größern Schriften von der alten Gutenberg-Gotisch bis zur Korpus Kursiv zur Schau gestellt. Eine Nötigung hierzu lag nicht vor, und man hätte wenigstens in dieser Beziehung die nun einmal nicht ganz zu vermeidende Buntheit der Zeitschrift einigermaßen mildern können. Vor allen Dingen aber hat Bode vollkommen Recht, wenn er meint, daß die niedern photomechanischen Vervielfältigungsarten, z. B. die Autotypie, einer vornehmen Zeitschrift wie dieser nicht anstehen. Hauptbilder in Autotypie, wie deren das erste Heft nicht weniger als fünf enthält, noch dazu auf so dünnes Papier gedruckt wie einige von ihnen, gehören nicht in eine Zeitschrift dieses Schlages. Es ist gut, daß man sie im zweiten Heft durch Heliogravüren ersetzt hat. Der Widerspruch zwischen diesen glatten und lappigen Blättern mit dem dicken rauhen Druckpapier des Textes springt doch gar zu stark in die Augen.

Wie sehr unsre Poesie im Zeichen der Romantik steht, erkennt man schon daraus, daß die einzigen ältern poetischen Produkte, die hier wieder abgedruckt werden, ein Fragment aus dem Parzival (in Modernisirung von Wilhelm Hertz) und die Hymne an die Nacht von Novalis sind. Die geschmacklosen, schwer lesbaren Lettern, in denen die Hymne wiedergegeben ist, haben mich leider nicht dazu kommen lassen, den Stimmungsgehalt der Worte und der umrahmenden Illustration von L. von Hofmann ganz zu empfinden. Ich bekam Augenflimmern und mußte die Lektüre aufgeben. Seltsam nimmt sich daneben das hübsche, einfach realistische Fragment von Fontane, „Aus meinem Leben," aus, das überhaupt wenig in diese Gesellschaft paßt. „Sommertod" von Johannes Schlaf ist eine Nachahmung von Guy de Maupassants Horla, nicht einmal eine besonders gute. Der spiritistische Zug steht unsern jungen Dichtern, denen noch vor kurzem die nüchterne, platte Wirklichkeit über alles ging, ganz besonders schlecht. Ein charakteristisches Kennzeichen der jüngsten deutschen Dichtung, das wir schon bei O. J. Bierbaums Übersetzung der Garborgschen Tanzgilde bemerkten, ist die Sucht nach elementaren Wortbildungen. Auch Richard Dehmels Trinklied ist voll von solchen. „Dagloni, gleia, glühlala, walla hei, Dagloni, Scherben klirrlala, hei!" sind Worte, die wohl das Lallen des Betrunknen wiedergeben sollen, auf die meisten Leser aber ohne Zweifel lächerlich wirken werden. Auch Bilder wie: „Seht doch, wie rot die Sonne lacht, die dort in ihrem Blut ersäuft; im blassen Strome ruckt und blinzt Ein Geglüh; Der Mond grinzt: Sonne hüh!" erklären sich wohl nur durch absichtliche Anpassung an die Auffassung Betrunkner. Zu dieser bewußten Formlosigkeit wollen die Steinzeichnungen des begabten, aber noch schwankenden jungen Dresdner Malers G. Lührig, die einen etwas antikisirenden Bacchantenzug und ein Totentanzmotiv darstellen, nicht recht passen. Die „Truppenrevue" von Anna Croissant-Rust peitscht ein an sich ganz hübsches Bild — die Schriftstellerin läßt ihre

eignen Gedanken Revue passiren — bis zur Ermüdung durch. Die Illustrationen dazu von Th. Th. Heine sind dumme Witze, wie man sie sich wohl in den Fliegenden Blättern, nicht aber in einer vornehmen Zeitschrift dieser Art gefallen läßt. Detlev von Liliencron hat zwei lyrische Erzeugnisse beigesteuert, die nur geeignet sind, zu zeigen, wie wenig es dieser Dichter versteht oder — beabsichtigt, eine einigermaßen einheitliche Stimmung festzuhalten. Die Vision „Rabbi Jeschua" ist zwar stimmungsvoll angelegt, aber aus dieser Stimmung werden wir grausam herausgerissen, wenn wir in dem Zuge nach Golgatha eine Menge mittelalterlicher und moderner deutscher Figuren an uns vorüberziehen sehen, wie z. B. Barone, Staatsanwälte, Bader, Doktores, einen General, einen Bärenführer, die Purpursänfte einer Edeldame, einen Fourier aus Rom mit Staatsdepeschen, die alte Semmelfrau aus Jericho(!), Soldaten, die von der Felddienstübung heimkehren, den Adjutanten von Pontius Pilatus u. s. w., wenn wir die Worte des „Gassendichters" Barrabas an den gekreuzigten Christus lesen: „Ja, hättest du wie unsereins verstanden, den Leuten Spaß zu machen, alter Freund, du hingest nicht, ein schwerer Sack, am Holz. Kerl, dein Genie hat dich ans Kreuz gebracht." Ich weiß nicht, ob es geschmackvoll war, Christus in dieser Weise gewissermaßen zum Vertreter einer revolutionären Dichter- oder Litteratenschule zu machen, die von der bösen Welt verkannt wird. Sollte aber der Dichter auf die alten Passionsspiele, auf Schongauer und Dürer, auf Menzel und Uhde hinweisen, die ja auch die biblischen Szenen modernisirt haben, so würde ich ihm erwidern, daß es ein Unterschied ist, ob man die heiligen Szenen aus Realitätsdrang in die Gegenwart versetzt und dabei wenigstens einen einheitlichen Stimmungston anstrebt, oder ob man an den Haaren herbeigezogne moderne Verhältnisse auf die biblischen Schilderungen überträgt und dabei die Einheitlichkeit der Stimmung zerstört. Auch in dem zweiten Beitrag Liliencrons, der den Titel „In Poggfred" führt, vermisse ich gerade diese Einheitlichkeit der Stimmung und werde durch rohe Gegensätze beleidigt, wie z. B. durch folgende Strophe: „Nur einmal klingt mir noch ein Sehnsuchtslied, Ein Lied fernher, schon aus der Ewigkeit: Na so wollnmrnochemal(!) wollnmrnochemal, Heirassasa, Lustig sein, fröhlich sein, Rassassasa!" Andre poetische Schöpfungen wie die „Terzinen" von Loris verfallen wieder in das entgegengesetzte Extrem. Sie sind zwar einheitlich stimmungsvoll, aber zu stimmungsvoll, so stimmungsvoll, daß man sie gar nicht versteht. Die Worte machen den Eindruck, als wären sie gewissermaßen von außen zu der Stimmung hinzugebracht worden, bloßer musikalischer Klang, der gar nichts bedeutet.

Man kann sagen, daß die litterarischen Beiträge dieser Hefte alle Fehler und Unsicherheiten der „Moderne" gewissermaßen in kondensirter Form enthalten: ungestümes Schwanken zwischen Brutalität und Vergeistigung, Nachahmungssucht und gezwungner Originalität, Realismus und Romantik. Eine einfache

und natürlich moderne Empfindung, wie sie Dichter vom Schlage Fontanes zeigen, sucht man bei den meisten unter diesen Jüngsten vergeblich. Wir sind fern davon, die moderne Poesie uniformiren zu wollen, und achten jedes ernste, aufrichtige Streben. Wir wissen auch, daß viele Vorwürfe, die man der modernen Dichtung macht, unbegründet sind. Aber wir möchten einen scharfen Unterschied machen zwischen den wirklich genialen unter den modernen Dichtern, die eine Stimmung festzuhalten und mit der Macht künstlerischer Illusion aufzuzwingen wissen, und diesen schwankenden, unsichern Gestalten, die selber noch nicht abgeklärt sind und nun von uns verlangen, daß wir ihren Mangel an einheitlicher Empfindung für wahre Kunst nehmen.

Ganz ähnliche Beobachtungen können wir auch in Bezug auf die bildende Kunst machen. Von den ältern, längst anerkannten Meistern will ich nicht reden. Böcklins Drachentöter scheint eine malerische und stimmungsvolle Komposition zu sein, wenn mir auch der kindliche Drache wieder all die Bedenken wachruft, die ich selbst diesem Großen gegenüber nicht überwinden kann. An Gabriel Maxens Porträtskizze des jugendlichen Makart kann ich gar nichts finden, sie hat nur inhaltliches Interesse. Über Uhdes Bedeutung werden jetzt wohl die meisten, die sich früher ablehnend gegen ihn verhielten, im klaren sein, abgesehen vielleicht von katholischen Ästhetikern, wie dem Freiburger Professor Paul Keppler, der noch neuerdings die Naivität hatte, dem Wiedererwecker der protestantischen Religionsmalerei anzuempfehlen, er möge zu seinen Soldaten zurückkehren. Möge Herr Keppler seine Begeisterung für die Beuroner Schule, für die „Deutsche Gesellschaft für christliche Kunst“ und für die ganze kraftlose Aufwärmung vergangner religiöser Kunststile ruhig weiter pflegen und seinen Gesinnungsgenossen mitteilen. Die moderne religiöse Malerei wird sich um seine Machtsprüche über das, was in ihr erlaubt und nicht erlaubt sein soll, wenig kümmern. Meister wie Uhde thäten aber gut, stutzig zu werden, wenn er ihre neuesten Schöpfungen (wie die heiligen drei Könige) einmal ausnahmsweise lobt, und sollten sich fragen, ob sie da nicht etwa Rückschritte gemacht haben, die ein Lob aus solchem Munde erklären. Ob es richtig war, als Beispiel von Uhdes Kunst die Studie zu einem Mohrenkönig zu publiziren, ist eine andre Frage. Sie ist wohl kaum bedeutend genug, um den Meister hier würdig zu vertreten. Auch von Liebermann hätte ich ein besseres Blatt als die Radirung „Kellergarten in Rosenheim“ gewünscht, das wegen der Schwärze der Schatten schmutzig wirkt und durchaus nicht den Eindruck von Tagesbeleuchtung macht. Daß die Gesellschaft im wesentlichen auf unentgeltliche Beiträge der Künstler angewiesen ist, halte ich nicht für einen Vorteil. Möge sie sich hüten, als Motto ihrer Veröffentlichungen das Sprichwort anzunehmen: „Einem geschenkten Gaul sieht man nicht ins Maul.“

Dieser einfach realistischen Richtung gegenüber hat die phantastisch-gedankenhafte Richtung Max Klingers freilich einen schwereren Stand. Nicht als ob

sie an sich ästhetisch irgendwie bedenklich wäre. Nur einseitiger Fanatismus wird behaupten, daß die einfache und nüchterne Nachahmung der Natur die einzige berechtigte Richtung in der bildenden Kunst sei. Phantastische Steigerung der Natur zum Zweck einer Stimmungserzeugung, Benutzung der Kunst zum Ausdruck tiefer Gedanken sind an sich durchaus berechtigt und auch von vielen großen Künstlern gepflegt worden. Aber da nun einmal die Malerei ihre Gedanken nicht anders als mit den realen Erscheinungsformen der Welt ausdrücken kann, wird sie in gesunden Kunstzeiten immer den Zusammenhang mit der Natur aufs engste festhalten. So hat z. B. Dürer seine apokalyptischen Reiter trotz ihres phantastischen Stimmungsgehalts als knochige, realistische Gestalten im Kostüm seiner Zeit gebildet, so hat Michelangelo bei seinen Deckenfiguren an der sixtinischen Kapelle vor allen Dingen lebendige Illusionswirkung, frappanten Lebensausdruck, richtige anatomische Zeichnung u. s. w. angestrebt. Gerade diese Verbindung des Realistischen mit dem Phantastischen ist es offenbar, was den eigentümlichen Reiz dieser großen Schöpfungen ausmacht. Vor allen Dingen ist bei den klassischen Künstlern niemals von Unklarheit des Inhalts die Rede. Die etwaigen Unklarheiten, die wir zuweilen bei ihnen finden, beruhen zum großen Teil nur darauf, daß wir nicht genügend in den Gedankenkreis ihrer Zeit eingedrungen sind. Sie arbeiteten meistens mit hergebrachten, dem Publikum ihrer Zeit geläufigen Anschauungen — selbst bei den scheinbar gedankenreichsten Blättern Dürers läßt sich nachweisen, daß sie ihre Quelle in den allgemeinen scholastischen Bildungsinteressen des sechzehnten Jahrhunderts hatten —, sie wollten kein Rätsel aufgeben, sondern die gewohnten und allen geläufigen Gedanken mit der Kraft der künstlerischen Illusion vor Augen führen. Wußten sie doch sehr wohl, daß ein Zwang des Beschauers, über den Inhalt eines Kunstwerks nachzugrübeln, den Kern des künstlerischen Genusses, d. h. das Hineinfühlen in die vom Künstler gewollte sinnliche Vorstellung, erschwert, wenn nicht geradezu unmöglich macht. Unsre heutigen Symbolisten dagegen wollen Rätsel aufgeben und vernachlässigen nicht selten in der überstarken Betonung des symbolisch-phantastischen Inhalts den Zusammenhang mit der Natur. Das gilt auch von Max Klinger, dem größten unter ihnen.

Über seine „Kassandra“ enthalte ich mich, ehe ich das Original gesehen habe, des Urteils. Der Beifall, den die Abbildung gefunden hat, ist, wie ich glaube, auf Rechnung des klassisch schönen Kopfs zu setzen. Es würde aber darauf ankommen, durch Autopsie festzustellen, ob dieser Kopf auch denselben fascinirenden Eindruck innern Lebens macht, wie z. B. der seiner Salome, und ob der Gesichtsausdruck ebenso wie das eigentümliche Handmotiv dem Charakter der unglückverkündenden Seherin besser entspricht als der Ausdruck der Salome dem Inhalte dieses Werkes, das doch keine Salome, sondern eine Allegorie ist. Daß in Klinger einer der ersten Bildhauer unsrer Zeit steckt, ist mir nicht

zweifelhaft. Hoffentlich ringt er sich aus dem hindernden Gestrüpp, das ihm seine spintisirende Natur offenbar in den Weg legt, möglichst bald zu heiterer Klarheit hindurch.

Vollständig darin befangen ist er noch in seiner Radirung „Der Philosoph," aus dem zweiten bisher nicht vollendeten Teil des Werkes „Vom Tode." Es ist das zweite Blatt der ersten Gruppe: „Der Tod und die Spitzen der Menschheit," von der die beiden andern Platten zwar ebenfalls vollendet sind, aber (ebenso wie wahrscheinlich auch diese Platte) kassirt werden. Der symbolische Gedanke an sich ist ja nicht undarstellbar. Das fruchtlose Streben nach Erkenntnis des höchsten Wesens wird hier durch einen Mann dargestellt, der einen steilen Schneegipfel mit Hilfe von Seilen und eisernen Haken zu erklimmen sucht, dessen Kraft aber, ehe er die Spitze erreicht hat, erlahmt. Seine Brille, das Symbol der menschlichen Kurzsichtigkeit, liegt unten am Rande des Schneefelds. Auf diesem Felde selbst sind etwa in der Art eines Warenstempels die Worte aufgedruckt: Sciens nescieris, außerdem zwei eirunde Gegenstände, die ich für eine Erd- und eine Himmelskugel halte. Es ist nicht die Wahl des Gedankens, die uns hier unangenehm berührt, wenn auch der geheimnisvolle Stempel das Verständnis nicht gerade erleichtert. Tadelnswert ist nur die unmalerische Art, wie Klinger die Szene dargestellt hat. Ein dunkler Felsenhang, gegen die sich ein weißes Schneefeld ohne jede Modellirung absetzt, auf diesem wieder in schroffem Kontrast die schwarze Gestalt des Kletterers, keine Spur von Raumvertiefung, von Luftperspektive, von scharfer Formenauffassung, kurz nichts, was an die realen Bedingungen der Naturnachahmung erinnerte. Wie anders hat da Dürer die „theologischen Tugenden" der scholastischen Moral in seinem „Hieronymus im Gehäus" dargestellt! Wir wissen, daß es Klinger kann, wenn er will — die Zeichnungen zu den Rettungen ovidischer Opfer, die freilich auch eines Kommentars bedürfen, zeigen es wieder —, aber warum will er denn nicht immer? Glaubt er, daß der Gedanke unter der sorgfältigen Beobachtung malerischer Gesetze leide, oder steht er (wie ich eher annehmen möchte) unbewußt so sehr unter dem Einfluß des Gedankens, daß er die Form vernachlässigen muß? Dann kann er sich nicht wundern, wenn man sagt, daß ihn die Natur mehr zum Grübler und Dichter als zum Künstler geschaffen habe.

Eine gewisse Verwandtschaft mit Klinger hat Hans Thoma, der ebenfalls oft durch die Übermacht des Gedankens an der malerischen Durchbildung gehindert zu werden scheint. Seine Lithographie eines alten Geigers ist zwar ein tief empfundnes aber doch sehr hart gezeichnetes Blatt, und auch von seinen Vignetten würden manche durch genauere Ausführung und feiner empfundne Konturen schwerlich in ihrem Stimmungsgehalt geschädigt worden sein.

Von Stuck giebt es bessere ornamentale Schöpfungen als den Panskopf auf dem Umschlag, und auch der weibliche Studienkopf, den das zweite Heft

in Heliogravüre bringt, gehört nicht zu seinen besten Leistungen. Ebenso wenig ist E. M. Geyger durch seine in der Zeichnung einigermaßen bedenkliche Radirung zu Nietzsches Fragment „Der Riese" genügend vertreten.

Eine ganz besondre Richtung der modernen Illustration, von der sonst auch Stuck stark beeinflußt ist, ist der bewußte Archaismus. Wie oft hat man nicht der romantischen Kunst ihr ungesundes Zurückgehen auf Fra Angelico und Perugino zum Vorwurf gemacht, wie oft nicht die Hauptschwäche der klassizistischen Richtung in ihrer äußerlichen und sklavischen Nachahmung der Antike gesehen! Daß wir gegenwärtig wieder bis über die Ohren in diesem klassizistisch-romantischen Archaismus drinstecken, scheint man gar nicht zu empfinden. Ich rede dabei natürlich nicht von der selbstverständlichen Verehrung für die alten Meister, die sich auch im „Pan" durch die Publikation Dürerscher Holzschnitte, der Kreuzigung von Grünewald und der neuentdeckten Pallas von Botticelli ausspricht. Es ist auch ganz gut, daß sich die Redaktion dabei besonders der „herben" und „unschönen" Produkte der alten Kunst annimmt, damit das Publikum endlich einmal lernt, daß Kunst nicht „Darstellung des Schönen," d. h. des konventionellen Naturschönen (in irgend einem zeitlich und national begrenzten Sinne), sondern Erzeugung von künstlerischen Scheingefühlen ist. Ich rede vielmehr von der bewußten und gekünstelten Nachahmung alter Meister, die sich z. B. in den Holzschnitten Josef Sattlers ausspricht. Dieser bietet uns unter andern als Illustration zu Liliencrons Gedicht „Rabbi Jeschua" einen Christuskopf, der allgemeines Entsetzen erregt hat, bei den Laien, weil er „häßlich" ist, bei den Kennern, weil er nichts als eine rohe dekorative Nachahmung von Mantegna und Dürer ist. Ebenso finden wir im zweiten Hefte einen Holzschnitt: „Vor dem Throne König Johanns von Leyden," *) eine Probe aus dem Cyklus „Die Wiedertäufer," der in diesen Tagen herausgekommen sein soll: eine gezwungne Nachahmung altdeutscher Holzschnitte, von gesucht primitivem Schnitt, bei dessen Anblick man erschreckt zurückfährt, von einer Formlosigkeit der Komposition, wie sie gerade bei einer solchen Holzschnitttechnik mit ihrer unplastischen Wirkung durchaus nicht am Platze ist. Sattler hat mit einem gewissen Geschick nur die rohen und primitiven Züge, das Befangne und Unfertige der altdeutschen Kunst herübergenommen, das Streben nach Illusion aber und den tiefen Gefühlsgehalt, also gerade die beiden wertvollsten, der Weiterentwicklung fähigsten Züge unsrer alten Meister beiseite gelassen. Auch seinen vielen Zierleisten und Vignetten kann ich nicht den Geschmack abgewinnen, den man jetzt, wenn man au fait sein will, den Werken dieses jungen Künstlers entgegenbringen muß. Sie bewegen sich inhaltlich auf dem Gebiet des gesuchten Symbolismus und schwanken formell in ungesunder Weise zwischen altdeutschem Stil und primitiver technischer Roheit im Sinne der neuesten

*) Auf dem Holzschnitt steht sprachlich falsch: Königs Johann.

Franzosen hin und her. Eine mehrmals wiederholte „Zierleiste," in der die Leser des „Pan" in drei Tönen, schwarz, grau und weiß dargestellt sind, macht, wenn man sie nach einiger Anstrengung verstanden hat, den Eindruck einer Versammlung von Verrückten bei bengalischer Beleuchtung. Auch der kunstgewerbliche Entwurf einer klotzigen Tapete mit einer geballten Hand und dem Motto „Ehrlich währt am längsten" wird wenig Bewundrer finden. Eine schwächlich archaistische bunte Lithographie von Otto Eckmann: „Wenn der Frühling kommt," zeigt, daß selbst der alte Kranach in seinem Grabe vor diesen Archaisten keine Ruhe hat.

Eine gesundere Art der Nachahmung spricht sich in den Zierleisten von Peter Halm aus, die liebenswürdig, aber nicht gerade bedeutend sind, während wieder Strathmann in seinen Illustrationen zu „Parzivals Ausfahrt" in manierirten und ungesunden Archaismus verfällt. Was hat es für einen Zweck, sich hineinzudenken, wie etwa ein Holzschneider des sechzehnten Jahrhunderts ein Gedicht des dreizehnten Jahrhunderts illustrirt haben würde? Wem ist mit einer solchen Fiktion irgendwie gedient? Aber so geht es, wenn man den Künstlern weismacht, auf den Naturalismus, d. h. das unmittelbare Streben nach möglichster Illusion komme es in der Kunst nicht an, der Stil, d. h. die durch persönlichen Geschmack und äußere Gesetze bestimmte Abänderung der Natur sei das wesentliche.

Wieder eine andre Art von Anempfindung und Nachahmung zeigt uns der betriebsame Th. Th. Heine, der, wie schon erwähnt, seine aus den Fliegenden Blättern genugsam bekannten Bocksprünge auch hier aufzuführen für passend hält. Mögen sich seine Bewundrer ruhig einbilden, daß das Heil der deutschen Kunst in einer Nachahmung des Japanertums bestehe, mögen sie jede Mode, die das Ausland aufbringt, getreulich mitmachen, heute die Franzosen, morgen die Engländer nachahmen, mögen sie meinetwegen wie Heine einen ungenießbaren Brei von Japanismus, Franzosentum und Engländertum zusammenrühren. Ernsthafte Zeitschriften sollten doch derartige Witzchen als das nehmen, was sie sind: alberne Modethorheiten, die der nächste Windhauch wegfegt.

Den Vogel abgeschossen hat aber diesmal W. Leistikow mit seinen Vignetten zu Rudyard Kiplings Seelenwanderungsgeschichte (S. 71 und 82). Wenn man solche kindische Schmierereien sieht, sollte man glauben, daß die ganze Zeitschrift eine Mystifikation sei, oder daß die Redaktion einmal hätte versuchen wollen, was sich das dumme Publikum wohl in Bezug auf gewaltsames Zurückschrauben aller Kunstanschauungen auf eine roh-primitive Stufe bieten läßt. Ich hatte Leistikow bisher für einen ernsthaften Künstler gehalten.

Wir stehen am Ende einer langen Musterung, in der wir allerdings nur die künstlerischen und poetischen Leistungen der neuen Zeitschrift besprochen

haben. Daß unter den kunsthistorischen Würdigungen, den Berichten, Kritiken u. s. w. manches tüchtige und interessante ist — ich weise nur auf Seidlitzens Bemerkungen über das Herbe in der Kunst, auf Lichtwarks Abhandlung über die Medaille, auf Halbes Artikel über das intime Theater hin —, soll nicht verkannt werden. Aber gerade in dem, was sich der „Pan" als Hauptaufgabe gestellt hat, in der Darstellung selbständiger künstlerischer Produktionen, bleibt er, wie wir gesehen haben, weit hinter den Erwartungen zurück.

Es erhebt sich nun für alle Mitglieder der Genossenschaft, die es gut mit der modernen Kunst meinen, die Frage: Was nun? Soll der „Pan" fortfahren, in der bisherigen Weise seinen Lesern vorwiegend die schwachen Produkte der modernen Kunst vor Augen zu führen, nur für die Ausländerei, das Modeexzentum, die ungesunde Nachahmung alter Stilarten Interesse zu zeigen, das Gute, Tüchtige, Ernste und Selbständige dagegen, das wir doch in Menge haben, andern Zeitschriften überlassen? Soll auf diese Weise der Riß zwischen der modernen Kunst und dem Publikum, der so wie so schon groß genug ist, gewaltsam immer mehr vergrößert und eine gesunde Weiterentwicklung unsrer Kunst geradezu unmöglich gemacht werden? Eine Zeitschrift von dieser Beschaffenheit, in dieser Ausstattung darf nur das allerbeste bringen und darf es ihren Lesern nur in der denkbar besten Form bieten. Ich zweifle nicht daran, daß viele Mitglieder der Genossenschaft ebenso wie ich über diese ersten Hefte empört sind, wenn sie es auch nicht öffentlich aussprechen. Ich fühle nur die Verpflichtung, mich zum Sprachrohr dieser Gefühle zu machen, weil ich weder durch persönliche Beziehungen noch durch Rücksichten meiner Stellung gehindert werde, das, was ich denke, auch offen zu sagen. Wir wünschen entschieden, daß die Zeitschrift weiter besteht, denn der Gedanke, der ihrer Herausgabe zu Grunde liegt, ist gesund und fruchtbar. Wir wünschen aber ebenso entschieden, daß bei der Aufnahme der künstlerischen Beiträge eine strengere Kritik als bisher geübt, vor allen Dingen nicht einer kleinern extremen Klique nachgegeben werde, deren Leistungen nach den hier gegebnen Proben vorläufig noch durchaus minderwertig sind. Der „Pan" kann auf die Dauer nicht von den Beiträgen seiner Mitglieder leben, sondern ist auf das Interesse weiterer Kreise angewiesen. Nach dem Fiasko, das die ersten beiden Hefte gemacht haben, wird sich die Schriftleitung wohl schwerlich der Illusion hingeben, daß viele Leute auf eine Zeitschrift abonniren werden, die ihnen nur Gelegenheit giebt, sich jährlich viermal über die moderne Kunst zu ärgern und ihren Gästen abends Stoff zu spaßhafter Unterhaltung zu bieten. Unsers Erachtens sollten die Mitglieder des Aufsichtsrats oder des Redaktionsausschusses, von denen wir wissen, daß sie nicht mit allen Beiträgen der ersten Hefte einverstanden sind, einen stärkern Einfluß auf die Redaktion zu gewinnen suchen und sich an die Spitze einer Bewegung stellen, durch die ein an sich gesundes und aussichtsreiches Unter-

nehmen vielleicht auf absehbare Zeiten in seinem Bestande gesichert wird. Es wäre schade, wenn wir nach Verlauf von drei Jahren sagen müßten: Pan, der große Pan ist tot!

Am heiligen Damm

Es war ein heißer Sommertag, und mich verlangte nach einer Auffrischung. So setzte ich mich denn auf die Bahn und fuhr nach dem nächsten Seebad Warnemünde. Doch da ist zur Zeit der Hochflut keine Erholung zu finden. Am Strande sieht es aus wie auf einem Jahrmarkt: Korb reiht sich an Korb, dazwischen kribbelt und krabbelt es, und besonders die liebe Jugend macht sich mehr breit, als ihr zukommt. Die Anlagen im Westen des großen Fleckens verdienen alle Anerkennung; sie sollen bis zur Stoltera, dem höchsten Punkte des steilen Lehmufers, wohl eine gute halbe Stunde weit, fortgeführt werden, aber zur Zeit gewähren sie noch keinen oder nur geringen Schutz vor der Hitze. Der schöne Wald im Osten von Warnemünde, jenseit der Warnow, ist zu weit entfernt, und der mehr als halbstündige Weg längs der Dünen ist beschwerlich. So mietete ich mir ein Boot und segelte um die Mittagsstunde weiter nach dem heiligen Damm.

Die Seefahrt war köstlich. Das Boot hielt sich nur wenig von der Küste entfernt. Bald hinter der Stoltera, jetzt Wilhelmshöhe genannt, mit einem Kaffeehause gekrönt, und dadurch nun erst für die stets durstigen Badegäste anziehend gemacht, bald hinter diesem Lehmvorgebirge biegt die Küste ein; in das flacher werdende Land hat das Meer eine seichte Bucht eingeschnitten. In einiger Entfernung wird ein schöner, dichter Wald sichtbar, und wie sich ihm das Boot nähert, tauchen aus dem dunkeln Grün weiße Häuser auf, alle von ähnlicher Bauart: in der prächtigen Laubumrahmung ein schönes Bild. Das ist der heilige Damm. Brückenstege, durch zwei Querstege verbunden, führen von dem flachen, mit runden Steinen besäten Ufer ins Meer heraus. Hier wird angelegt und gelandet. Ich betrete den großen kiesbedeckten Platz; da liegt gerade vor mir ein langes, niedriges Gebäude mit säulengetragner Vorhalle, über ihr an dem flachen Giebel die Inschrift:

Heic te laetitia invitat post balnea sanum.

Also das Kurhaus. In der Halle sitzt ein ausgewähltes Häuflein und schlürft behaglich Kaffee bei den Klängen der Badekapelle, die von dem Söller

des rechtwinklig nach der See angebauten mehrstöckigen neuen „Logirhauses“ eine recht gute Musik aufführt. Gegenüber dem großen, geschmackvollen „Logirhause“ erhebt sich ein andrer schöner Bau, der den Namen „Großfürstin Marie“ trägt, ein Besitz der Großherzogin-Witwe von Mecklenburg; er eröffnet die Reihe der Villen, die sich unweit des Strandes nach Osten hinziehen, während das Kurhaus und das Logirhaus den Blick auf die dahinterliegenden fürstlichen Besitzungen: „Burg Hohenzollern“ und „Krone,“ dem Großherzog gehörig, „Mariencottage“ und „Alexandrinencottage“ verdecken. Alle diese schönen Ruhesitze umfaßt der wohlgepflegte, von Wegen durchzogne Wald.

Auf dem genannten freien Platze vor der Villa der Großfürstin Marie liegt auf einem Erdhügel, von alten Bäumen beschattet, ein riesiger Granitblock mit der Inschrift: „Friedrich Franz I. gründete hier Deutschlands erstes Seebad 1793.“ Und wahrhaftig, der gute Herzog hätte keinen schönern Fleck seines an Reizen nicht armen Landes finden können zu seiner und seiner Getreuen Erholung. Lange Zeit blieb auch der heilige Damm die beliebte Sammelstätte des mecklenburgischen Adels, bis der Urenkel des Gründers, der verstorbne Großherzog Friedrich Franz II. das Bad an eine Gesellschaft verkaufte. Da änderte das vornehme Adelsbad bald seine Eigentümlichkeit. Es kamen die reichen Kaufleute von Hamburg und Berlin, und besonders die Leute vom Stamme Sem. Der Adel zog sich mehr und mehr zurück, aber auch den andern Gästen behagte das Alleinsein nicht, sie blieben auch weg. So war lange Zeit die Zahl der Besucher ziemlich gering. Erst in den letzten Jahren ist sie wieder gestiegen, und in einer Zusammenstellung der Zahlen für den Besuch der mecklenburgischen Seebäder fand ich den heiligen Damm mit mehr als 1200 Badegästen angegeben. Leider kommt ein gutes Teil davon auf die Besucher des Rennens und — die Taubenschützen. Ja, Rennen und Taubenschießen bilden die Hauptanziehung auf diesem friedlichen Fleck Erde, der von Natur wie geschaffen ist zu ruhiger und beschaulicher Erholung!

Die Rennbahn liegt in der Mitte zwischen dem Walde des heiligen Dammes und dem eine kleine Meile landeinwärts liegenden Städtchen Doberan. Auch dieser freundliche Ort, der allsommerlich viele Besucher anzieht, verdankt seinen Aufschwung dem lebenslustigen Herzog Friedrich Franz I., der sich hier, als der Ort noch ein Dorf war, in geziemender Entfernung von der alten gotischen Kirche einen Spieltempel bauen ließ. Da spielte er jeden Sommer im Kreise seiner getreuen Unterthanen, nahm ihnen ihr Geld ab oder verlor das seine. Als er eines Tags an der Seite eines ehrsamen Töpfers all sein bares Geld verjuchhet und auch den armen Teufel mit ins Unglück gerissen hatte, fragte er ihn: „Wat maken wi nu, Meister Pötter?“ Und ruhig antwortete der wackre Pötter: „Dat will ick Sei seggen; ick mak wedder Pött, un Sei — schriewen ne nige Kontributschon ut.“ Und so wirds wohl geworden sein, doch sollen die „lieben, getreuen Landstände“ schon damals, wenn es sich um Geldbewil-

ligungen handelte, etwas „steinpöttig“ gewesen sein; sie brauchten ihr Geld selber. In der genannten alten Kirche, die in den letzten Jahren prächtig ausgebaut worden ist, sind die Grabstätten mehrerer alten Adelsgeschlechter; in der Kapelle des einen prangt, gewiß zum Entsetzen manches frommen Christen, der Spruch:

Ik bün ein meckelnbörgsch Edelmann;
Wat geiht di, Düwel, min Supen an?
Ik sup mit min Herrn Jesus Christ,
Wenn du, Düwel, ewig döften müst.

Aber wo sind die Zeiten hin, wo auch der ehrsame Bürgersmann wenigstens geschmuggelten Rotwein für wenige Schillinge trinken konnte? Selbst das Spielen in Doberan hat aufgehört, wenigstens öffentlich. Dafür kann man nun beim Wettrennen sein Glück versuchen und thuts auch nach Kräften. Und es giebt Sportsleute, die es offen auszusprechen wagen, daß im Vergleich mit den Wetten bei den Rennen das Treiben in Monaco sittlich zu nennen sei. Freilich fehlt es auch heute nicht an Verteidigern und Lobrednern der Rennen, denn welcher Unfug, ja welche Schändlichkeit, die der Wahrheit gemäß als solche hingestellt wird, fände nicht ihre Fürsprecher und Beschützer! Und so läßt sich mancher immer noch vorreden, die Wettrennen hätten den lobenswerten Zweck, „die Pferdezucht zu heben“ (!), und redet sich dann selber ein, daß er dieses gute Werk fördere, wenn er sich mit einem Spieleinsatze beteilige. An die armen Opfer der Rennen denkt selten einer der Wettenden. Mir fallen, wenn ich in den Tagesblättern, auch in den bessern, die ihre Leser zu edlerer Unterhaltung erziehen wollen, die eingehenden Berichte über die Wettrennen, noch dazu im greulichsten Kauderwelsch geschrieben lese, immer die Verse ein, die der wackre Vischer auf die Rennen von Baden-Baden gedichtet hat:

Könnt' ich retten nur eine der Kreaturen, der armen,
Aus des Peinigers Faust, gäb' ich die Menschen daran:
Grafen, Barone und Lords, Sportsmen und wettende Narren,
Mit dem sämtlichen Volk, welches den Schwindel beglotzt.
Möchten sie Arm' und Beine nur immer brechen! Ein Gaul ist
Wahrlich immer noch mehr wert als das ganze Geschmeiß.

Schade, daß der treffliche Alte nicht auch den andern Auswuchs des Sports gesehen und gegeißelt hat, das Taubenschießen, das, damals in Baden-Baden vielleicht schon verboten, jetzt nur noch hier am heiligen Damm eine Stätte hat. Und hier blüht es trotz aller Anstürme der Tierschutzvereine und bildet, wie gesagt, die zweite Hauptanziehung für den mecklenburgischen Adel. Es hat sich ein besondrer Taubenschießklub gebildet, dem auch edle Damen angehören; dieser veranstaltet alljährlich Preisschießen und läßt sich das Vergnügen ein gut Stück Geld kosten.

Ich hatte schon viel von diesem Auswuchs des Jagdsports gehört; nun

bot sich mir Gelegenheit, eine Schießübung der Taubenschützen anzusehen, wie solche während der ganzen Badezeit fast täglich abgehalten werden sollen. Die Stätte des fröhlichen — Mordens liegt am östlichen Rande des Waldes: eine luftige Schießhalle, davor eine Wiese, auf der ein halbkreisförmiges Stück durch einen niedrigen Zaun abgegrenzt ist. „Der Eintritt ist nur Mitgliedern gestattet," heißt es auf einer Tafel am Eingange in die Halle. Ich stellte mich daher neben die Halle an den Zaun, wo auch ein Gendarm Platz genommen hatte. Beim Anblick dieses Hüters der Gesetze kam mir plötzlich der Gedanke: die Behörde hat am Ende gar dem Drängen der Tierschutzvereine nachgegeben und das Taubenschießen verboten! O heilige Einfalt! Der Wächter der Ordnung hatte eine ganz andre Aufgabe, wie ich bald erfahren sollte.

Anfangs wurde nur nach einer Papierscheibe geschossen; es fehlte eben noch die Mehrzahl der Schützen, sie ruhte noch von der Hauptarbeit des Tages, dem kräftigen Mahle. Da kam von der Wiese her eine Taube geflogen; ein Schütze lockte sie durch einen pfeifenden Ton näher und — piff, paff! schoß er die Doppelflinte nach dem getäuschten Vogel ab. Schlecht getroffen flatterte die Taube in die Halle hinein. Sogleich sprang ihr ein Jagdhund nach, erhaschte sie und brachte sie auf einen Pfiff des Schützen einem vor mir innerhalb des Geheges sitzenden Manne; der drehte ihr, ohne hinzusehen, den Kopf um und warf sie hinter sich in einen Verschlag. Der Schütze kümmerte sich nicht um sein Opfer, schoß wieder nach der Scheibe und stellte mit seinen Genossen Betrachtungen über seine Treffer an. Allmählich kamen die fehlenden Schützen, meist junge Leute, den Diener mit der Büchse hinter sich. Da erhob sich der Gendarm und bedeutete mir, daß ich nun nicht mehr hier stehen dürfte: Die Herren wünschen nicht, daß jemand zusieht. So so! Die Herren fürchten also, daß jemand an ihrem Treiben Ärgernis nehme (R.-St.-G. § 360, 13). Aber ich möchte mir den Spaß gern einmal mit ansehen, entgegnete ich dem Mann der Ordnung, der mich mit prüfendem Blick musterte. Milde erwiderte er: Nun, dann gehen Sie um den Busch links, und stellen Sie sich am Wege auf; dort dürfen Sie stehen. Ich begab mich auf den angewiesenen Platz, sah zu und — ärgerte mich gehörig nach § 360, wie sich schon so mancher über diesen Unfug geärgert hat, aber vergeblich. Doch zur Sache.

In der Mitte des Halbkreises standen sechs schwarze Kasten, deren Deckel durch eine nach der Schießhalle führende Schnur gehoben werden konnten. In einen der Todeskasten setzte nun ein geschäftiger, sehr passend in einen roten Kittel gekleideter Junge eine von den Opfertauben; mehrere flache Körbe voll standen vor der Schießhalle. Der Schütze stellte sich in einiger, übrigens nicht sehr großer Entfernung davor. Ein Zeichen, die Schnur wurde gezogen, der Deckel hob sich, und die unglückliche Taube schickte sich an, ihre Zelle zu verlassen, um sich in die freie Luft zu erheben. So meinte sie; doch

piff paff! und sie lag zappelnd auf der Erde. Der Jagdhund sprang hinzu und brachte sie wieder zu dem Leichensammler. Sogleich eilte aber auch schon der Rote hinzu und steckte ein neues Opfer für den edeln Scharf—schützen in den verhängnisvollen Kasten. Und nun versuchte einer nach dem andern seine Geschicklichkeit. Taube auf Taube fiel. Aber nicht alle stürzten gleich beim Auffluge. Manche flog noch eine Strecke und taumelte außerhalb der Umzäunung nieder: der gewissenhafte Jagdhund sprang rasch über den Zaun dem flatternden Vogel nach und holte die Beute heran. Andre, die weiter geflogen waren, wurden von Schuljungen verfolgt, die sich in wachsender Zahl außerhalb des Zaunes am Walde zur Rechten angesammelt hatten. Was sie erhaschen, gehört ihnen; sie sind daher eifrig hinter den angeschossenen, aber entwischenden Vögeln her. Wie viele aber mögen sich auf die Bäume des Waldes retten und sich tagelang zwischen Leben und Sterben quälen! Ob denn keiner der Taubenschützen, keine der edeln weiblichen Seelen — denn auch weichherzige Frauen beteiligen sich mitunter an dem Schießen —, keine von diesen an die Leiden der anmutigen Vögel denken mag? Von einem zuverlässigen Gewährsmann, der öfter in der Nähe des Schießplatzes gewohnt hat, habe ich gehört, daß die Zahl der angeschossenen und elend umkommenden Tiere keineswegs so gering sei, wie die Verteidiger des Taubensports behaupten, und das läßt sich wohl begreifen, wenn man hört, daß jeden Sommer Tausende von Tauben gemordet werden, jawohl, Tausende, und gemordet zum bloßen Vergnügen. Wer diesem Massenmord harmloser Tiere zusieht und kein Ärgernis daran nimmt, der hat einen dreifachen ehernen Panzer ums Herz. Was gleicht wohl auf Erden dem Jägervergnügen? heißt es in dem deutschesten aller Singspiele. Schwerlich hätte der edle Weber die schöne Weise zur Verherrlichung der Jagd ersonnen, wenn er diese Jagdgenossen bei ihrer Schlächterarbeit gesehen hätte. Als ich einem alten, allerdings nicht mecklenburgischen Forstmann von dem Taubenschießen am heiligen Damm erzählte, entfloh dem Gehege seiner Zähne ein kräftiger Jägerfluch.

Wie kommt es wohl, daß die mecklenburgische Regierung allein in ihrem Lande diesen Unfug duldet? Ist man in dem gesegneten Lande zwischen Elbe und Peene nachsichtiger als irgendwo anders? Und etwa deshalb, weil die Unfugtreibenden — nach preußischer Polizeiauffassung Unfug treibenden — die gebornen Gesetzgeber des Landes sind? Nein, ein Gesetzgeber, noch dazu einer, der nach den Worten eines vom Volke in „ganz freier Wahl" gewählten Reichsboten im Besitze einer Fülle von „Erbweisheit" ist, kann überhaupt keinen Unfug treiben. Auch der Taubensport muß also wohl als geheiligte „Tradition" angesehen werden. Aber sehr hoch ist ihr Alter noch nicht, wenigstens finde ich in den lesenswerten Erinnerungen eines alten Doberaner Badegastes (des Freiherrn Julius Maltzan) nichts davon erwähnt. Oder sollte der Verfasser so entartet sein, daß er das noble Vergnügen seiner Standes-

genossen mißbilligt? In der That giebt es auch unter den Standesgenossen der Taubenschützen manchen, der das Treiben der anscheinend zumeist jungen Herren verurteilt, manchen, der in dem Bewußtsein seiner bevorrechteten Stellung den Grundsatz wahr macht: Adel verpflichtet. Solchen echten Aristokraten würde jeder, wenn sie durch freie Wahl des ganzen Volkes oder meinetwegen auch nur des Standes zu Mitberatern der Regierung auserkoren wären, gewiß gern das Wohl des Landes anvertrauen. Jenen angehenden oder schon thätigen Gesetzgebern aber, die nichts höheres kennen, als hier Tag für Tag harmlose Geschöpfe zum bloßen Vergnügen auf den Rasen zu strecken, und in deren Leben überhaupt Jagd und Wettrennen eine hervorragende Rolle spielt, jenen zwar gebornen, wollte sagen hochgebornen Gesetzgebern schenkt einmal das Volk kein Vertrauen mehr, glaubt trotz Herrn von Buchka nicht, daß sie ein Verständnis für seine Bedürfnisse, ein Herz für seine Leiden haben. Diese Herren bewilligen zwar alljährlich „für Rennen und zur Hebung der Pferdezucht" einige Tausende aus der Landeskasse, aber für auskömmliche Besoldung der Lehrer eine größere Summe auszuwerfen haben sie keine Neigung; nicht einmal für eine geognostische Landeserforschung, aus der sie doch als Besitzer großer Güter unmittelbaren Nutzen hätten, wollen sie etwas hergeben. Ist es vielleicht die „gottlose Wissenschaft," der ganze „neuzeitliche Bildungsschwindel," dem sie in ihren Schulen den Eingang verwehren wollen? Doch ich schweife da ab. Aber man wird eben im Lande der Herren Ritter, man mag behandeln, was man will, in seiner Betrachtung stets auf die einzig dastehende Staatseinrichtung hingedrängt.

Daß die Tiere nicht bloß zum Nutzen oder Dienste des „Herrn der Schöpfung" dasind, wird freilich noch von wenigen eingesehen und zugegeben. Die meisten stimmen der Ansicht zu, die ich einmal in einem bekannten, besonders christlichen Familienblatt unter der Überschrift: „Patriotische Betrachtungen: die armen Tiere" mit steigender Verwunderung las. Da hieß es etwa: Das Tier hat keine sittlichen Aufgaben zu erfüllen wie der Mensch; es steht außerhalb der sittlichen Weltordnung. Hätte es solche Aufgaben, so dürften wir auch keinen Kalbsbraten essen u. s. w. Ein Glück für die, die in dem Fleische das allein kraftgebende Nahrungsmittel sehen, daß der Verfasser jenes lehrreichen Aufsatzes das Kalbsbratenessen nicht für unsittlich erklärt. Nun dürfen sie nicht bloß Fleisch essen, sie dürfen auch, nur um die Geschicklichkeit ihrer Hand zu üben, nach dem Rebhuhn schießen und sicherlich nach jedem andern Vogel, der über ihre Köpfe hinwegfliegt, von dem plebejischen Spatz an bis zu dem stolzen Schwan, wenn er seinen Flug in seine rauhe nordische Heimat nimmt. „Denn das ist unser Vergnügen." Die adlichen Herren unter dem Sonnenkönige Ludwig XIV. durften (nach Carlyle) auch Dachdecker vom Dach herunterschießen, um die Geschicklichkeit ihrer Hand zu üben. Wie rücksichtsvoll, daß man jetzt nur nach Tauben schießt! Aber steckt denn in diesen Vögeln

kein Wert? Von dem Erlös aus den Tausenden dieser anmutigen (einst der Liebesgöttin geweihten, hier von hochgebornen Frauen und Fräulein hingemordeten) Vögel könnte manche Familie ihren Unterhalt bestreiten. Ob sich da nicht in dem Herzen manches Armen, der hier zuschaut, Neid und Zorn regt, wenn er sieht, wie täglich so große Werte vernichtet werden nur zum Zeitvertreib oder meinetwegen zur Übung der Hand und des Auges? Haben diese angehenden oder schon ausübenden Gesetzgeber keine andern Pflichten, als ihre Geschicklichkeit im Schießen zu üben? Wie leicht könnte jemand auf den Gedanken kommen, den unermüdlich hin- und herlaufenden Jagdhund, der zwar keine sittlichen Aufgaben zu erfüllen hat, doch mit Aufbietung aller Kräfte thut, was ihm aufgetragen ist, zu vergleichen mit — piff paff! wieder eine Taube weniger auf der Welt, ein Geschöpf ohne sittliche Aufgaben! Es giebt davon ja im Überfluß. Und es steht ja in der heiligen Schrift: „Eure Furcht und Schrecken sei über alle Tiere auf Erden, über alle Vögel unter dem Himmel." Die Herren Taubenschützen handeln also durchaus im Sinne des israelitischen, auch für die Christen immer noch maßgeblichen Gesetzgebers; sie sollten diesen Spruch über den Eingang zur Schießhalle setzen, um allen Angriffen „überempfindsamer Tierfreunde" die Spitze abzubrechen.

Als im Jahre 1893 das hundertjährige Bestehen des Seebades am heiligen Damm gefeiert wurde, schenkte der Großherzog ein Stück Land für eine evangelische Kirche und ließ auch in jenen Tagen den Ort dazu weihen. Gewiß hat der Taubenschießklub auch einen reichen Beitrag für den Bau des Gotteshauses gezeichnet, und wenn der Bau fertig ist, werden auch die Taubenschützen, Männlein und Fräulein, am Sonntag in die Kirche gehen und mit den Worten des Kirchengebetes ihren Gott bitten, „daß im Lande Ehre wohne, Güte und Treue einander begegnen, Gerechtigkeit und Friede sich küssen." Und dann wieder frischauf zum fröhlichen Morden?

Mit steigender Erregung hatte ich dem Treiben am Schießplatze zugesehen. Inzwischen hatte sich am Himmel schwarzes Gewölk zusammengezogen, und der Donner grollte.... Als vor Zeiten das Land viel von Sturmfluten heimgesucht wurde, beteten die frommen Mönche von Doberan zu Gott und flehten um Schutz, und siehe da, die Flut wälzte an den gefährdeten Strand die ungeheure Menge von Steinen, die noch heute die Küste kennzeichnen, und setzte so sich selbst einen Damm. Wenn jetzt eine neue Flut — aber um Gottes Willen keinen unchristlichen Wunsch auf diesem heiligen Boden! Da, ein greller Blitz, ein heftiger Schlag, prasselnd fiel der Regen nieder und machte dem Vergnügen ein jähes Ende.

Ich flüchtete mich in das nahe gelegne Herrenbad. Als es bald darauf wieder hell wurde, wanderte ich dem Kurhause zu und in den friedlichen Wald dahinter. Das Schießen hatte wieder begonnen.

Der erſte Beſte

Erzählung von Otto Verbeck

(Fortſetzung)

18

Zehn Minuten ſpäter kam Scholz leichtfüßig und mit dem unbekümmertſten Geſicht von der Welt die Stufen der Terraſſe heraufgeſprungen. Die Hände in den Taſchen ſeiner Sammetjoppe ſtellte er ſich vor Frau Sternfeldt hin.

Wie wärs, Majeſtät, wenn wir ein bischen Muſik machten? Die bocciaſpielende Jugend da drüben hat ſchon geworben. Sie kommen mir gleich nach.

Mir iſt es rächt, natürlich. Wo haben Sie dänn aber Ihre Frau, Scholzchen?

Sie läßt ſich einſtweilen entſchuldigen. Sie hat noch ein klein bischen zu thun.

Na, das bischen möcht ich mir doch einmal etwas näher betrachten, ſagte die Hausfrau mit einem ziemlich ungnädigen Blick auf den jungen Mann, indem ſie ſich erhob.

Scholz hatte, während er ſprach, blitzſchnell aus dem Augenwinkel nach Margarete geſpäht, die wohlbehütet zwiſchen Frau Stallbohm und Frau Harder ſaß. Ihr zartes Geſicht hatte ſeine natürliche Farbe wiedergewonnen. Sie ſchien ſich eifrig zu unterhalten; ihn bemerkte ſie jedenfalls nicht. Fritz ging mit dem Malchiner Poſtdirektor rauchend auf und ab.

Die Geſellſchaft verſammelte ſich jetzt im Muſikzimmer; auch Margarete mußte mit, da nur die Skatſpieler zur Erledigung der letzten Partie auf ihrem Fleck ſitzen blieben. Die Hausfrau verſchwand auf kurze Zeit, um für „etwelche Atzung“ zu ſorgen und nach Martha Scholz zu ſehen.

Inzwiſchen verteilten ſich die Zuhörer auf Seſſeln und Divans. Nachdem die jungen Mädchen eine Reihe Laſſenſcher Sentimentalitäten und andrer moderner Niedlichkeiten verübt hatten, ſchlug Scholz ein Heft auf, wonach er während deſſen eifrig geſucht hatte: Schumanns Dichterliebe.

Sie begleiten mich wohl auch, ſagte er zu Hans, der noch am Klavier ſaß. Der Flügel ſteht hier ſo dumm, man müßte beinahe vom Publikum wegſingen, wenn man ſelber — alſo hier, bitte. Ich ſinge auswendig.

Im wunderschönen Monat Mai —

Es war keine große Stimme, aber ein Ton von unendlichem Zauber in diesem weichen Baryton, ein gefährlicher Zauber.

Fritz, der betroffen aufgehorcht hatte, sah nach seiner Frau hinüber. Wenn mir recht ist, dachte er, hört sie das nicht das erstemal von ihm. Hätten wir doch lieber nach Hause fahren sollen? So fidel, wie ich mich angestellt habe, war ich ja gar nicht.

Da hab ich ihr gestanden
Mein Sehnen und Verlangen —

Das war ich, dachte Fritz weiter, den Blick unverwandt auf seine Frau geheftet. Nur daß es bei mir nicht so poetisch herausgekommen ist. Sie sitzt so still da, sie hebt die Augen nicht auf. An was denkt sie? An unsern „Mai"? Der war ja für sie keiner.

Scholz hatte, den Beifall mit einer nervösen Handbewegung von sich abwehrend, einige Blätter umgeschlagen. Bitte weiter, sagte er halblaut zu Hans, Sie begleiten ausgezeichnet.

Ich hab im Traum geweinet,
Mir träumte, du lägest im Grab.
Ich wachte auf, und die Thräne
Floß noch von der Wange herab.

Ich hab im Traum geweinet,
Mir träumt', du verließest mich.
Ich wachte auf, und ich weinte
Noch lange bitterlich.

Die hoffnungsloseste Schwermut klang aus diesen Tönen. Fritz wandte unwillkürlich den Kopf herum. Der Sänger lehnte fast nachlässig am Klavier, gar nicht in der hergebrachten Stellung eines Vortragenden. Er sang gleichsam im Selbstgespräch. Mit großen, melancholischen Augen sah er seinem „Traum" nach.

Heine, von Schumann komponirt und so gesungen, dachte der arme Fritz, da soll sich einem nicht das Herz im Leibe umdrehen. Grete, kleine Grete, wären wir zu Haus!

Jetzt richtete sich Scholz etwas auf; seine Blicke kehrten zurück und begannen zu flammen.

Ich hab im Traum geweinet,
Mir träumte, du bliebest mir gut,

sang er mit heißer Leidenschaft,

Ich wachte auf, und noch immer
Strömt meine Thränenflut!

Es wurde Fritz einen Augenblick schwach und schwül zu Mute. Er sah Margaretens glühende Wangen, er sah ihre zitternden Lippen, ihre fest zusammengefalteten Hände. Was soll daraus werden, murmelte er in sich hinein, ich fahre aus der Haut!

Er wandte sich ab, zur Seite. Darum merkte er auch nichts von dem thränenschimmernden Blick, mit dem Margarete gleich darnach zu ihm aufsah, und von ihrem Erschrecken über sein zusammengezognes, verfärbtes Gesicht.

Wissen Sie nichts Lustigeres, Scholz? fragte jetzt der Hausherr in eine beklommene Pause hinein. Sie machen einen ja kaput mit Ihren Träumen. Übrigens haben Sie Ihren Beruf verfehlt; Sie hätten Sänger werden sollen.

Scholz lachte auf. Ich will mirs merken, versetzte er, wenns mit der Dichterei gar nicht mehr gehen will, dann sattle ich um. — Er war ersichtlich nervös gereizt. Seine unruhigen Blicke kehrten wiederholt zu Margarete zurück, spürten um sie herum, ohne ihren Augen einmal begegnen zu können. — Was Lustiges? sagte er jetzt, indem er auf die erste Frage zurückkam. Etwas Heinisch Lustiges, o ja. Er blätterte weiter. Hören Sie zu. Wenn Sie noch hören wollen — also gut.

Ein Jüngling liebt ein Mädchen,

begann er mit wenig Stimme, im gleichmütigen Erzählerton,

Die hat einen andern erwählt.
Der andre liebt eine andre
Und hat sich mit dieser vermählt.

Lächelnd, sprühend von Sarkasmus, setzte er zum zweiten Verse ein:

Das Mädchen nimmt aus Ärger
Den ersten besten Mann,
Der ihr in den Weg gelaufen —
Der Jüngling ist übel dran.

Das letzte kam spöttisch mitleidig, etwas zögernd heraus, von einem leichten Achselzucken begleitet. Halb spielend, halb wehmütig klang dann noch der Schluß von der „alten Geschichte." Unverwandt ruhten dabei seine Augen auf Margarete, die blaß und verstört vor sich hin sah.

Als Hans kaum den letzten Akkord angeschlagen hatte, brach ein Sturm von Beifall los.

Großartig haben Sie das gesungen! So witzig! So dramatisch! rief man durch einander.

Sie haben schon wieder Ihren Beruf verfehlt, Scholz, sagte Sternfeldt. Komödiant hätten Sie werden müssen; auf die Bühne gehören Sie.

An Abwechslung also wird mirs nicht fehlen, erwiderte er lustig. Aber Sie erweisen mir zu viel Ehre, wenn Sie mich so loben. Das ist Heine und Schumann. Wo die zwei sich zusammenthun, da kann kein Dritter so leicht etwas verderben. Ich glaube nicht, daß es noch ein andrer Komponist so verstanden hat, Heine in Musik zu setzen, wie Schumann. Sogar den Galgenhumor hat er in Töne gebracht. Dieses Lied von dem Mädchen, das aus Ärger den ersten besten Mann heiratet, find ich von Anfang bis zu Ende unübertrefflich, nicht wahr, gnädige Frau? — Er wandte sich plötzlich zu Margarete, der er sich während des Plauderns langsam genähert hatte. Die Komposition war Ihnen doch bekannt?

Wer kennt die nicht, sagte irgend jemand, da Margarete nicht antwortete. Sie sah sich mit einem hilflosen Blick nach Fritz um.

Und dann die Sache mit dem Jüngling, fuhr Scholz in strahlender Heiterkeit fort. „Der Jüngling ist übel dran." Glaub ich. Der ist immer übel dran. Besonders, wenn er, was ja auch vorkommen soll, selber nachher der erste beste Mann ist, den das arme Mädel aus Ärger genommen hat.

Na, ob Heine das gerade gemeint hat? warf Stallbohm ein.

Jedenfalls wäre es doch der Gipfel der Tragikomik, meinen Sie nicht, Herr Hellborn? — Scholzens Augen leuchteten vor Bosheit, indem er Fritz ansah. — Der arme Kerl spielt doch eine gar zu elende Rolle, was?

Das kommt drauf an, sagte Fritz gelassen, indem er den heitern Herrn ernsthaft betrachtete. Er hatte gleich beim Beginn des letzten Liedes mit einem Schlage das musikalische Programm durchschaut. Ein lieber Schatz, dieses Scholzchen! dachte er, als er so vor ihm stand. Und den darf man, der armen kleinen Frau wegen, nicht zwischen die Ohren hauen! — Ich meine, das kommt auf den betreffenden Jüngling an, fuhr er nach einer kleinen Pause gemütlich fort. Es mag ja welche geben, die sich eine „elende Rolle" zuschieben lassen. Die sollen sie dann nur spielen, sie verdienen nichts besseres. Sollen sich dann auch von lustigen, geistreichen Leuten auslachen lassen. Die andern schreiben sich ihre Rollen selber — um gegenüber einem so tüchtigen Schauspieler bei diesem Vergleich stehen zu bleiben —, spielen sie auch ohne Souffleur. Und wenn dann einer daherkommt, so ein Übergescheiter, der so einem „Jüngling" etwas hineinschreiben möchte in seine Rolle, was nicht dazu paßt, was ihm das saubre Buch verdirbt, dann giebt man ihm eins auf die Pfoten und schickt ihn ein Haus weiter. Aber es ist zum Lachen, fügte er nach einem flüchtigen Blick auf die verdutzten Gesichter der übrigen hinzu, wie wir uns da in Fragen vertiefen, an die der selige Heine nicht von weitem gedacht hat, als er seine Verse schrieb.

Das ist aber auch wahr, sagte die Hausfrau. Warum thun Sie dann dem Scholz den Gefallen, auf seine Spitzfindigkeiten einzugehen? Wissen Sie was, mein Lieber, wandte sie sich an Scholz, der mit kaltem, verfinstertem Gesicht daneben stand, Sie sollten einmal nach Ihrer armen Frau sehen; die sitzt oben bei einem Berg von Korrekturen und behauptet, damit müßte sie heute Abend noch fertig werden. Sprechen Sie doch als zärtlicher Gatte einmal ein Machtwort.

Das werd ich wohl müssen, entgegnete Scholz eifrig und ging schnell hinaus.

Der kommt nicht sobald wieder, dachte Fritz und suchte mit den Augen nach seiner Frau, die ihm in den letzten Minuten ganz abhanden gekommen war. Er fand sie erst im Nebenzimmer wieder, wo sie, den Kopf in die Hand gestützt, auf einem Sessel saß und mit einem Gesicht vor sich hinsah, das ihn an die ersten Zeiten auf Lindenhof gemahnte.

Na, Gretel? sagte er, indem er zu ihr trat und ihr die Hand auf die Schulter legte. Wollen wir nun nach Hause?

Ja, antwortete sie leise und stand auf. Sie sah ihn forschend und traurig an. Wären wir nur früher gefahren, fügte sie hinzu.

Er nickte, sagte aber nichts.

Die Heimfahrt in der sternhellen, köstlichen Nacht ging in tiefem Schweigen vor sich. Hans mit seiner feinen Nase hatte längst gespürt, daß etwas in der Luft läge, und hatte sich zu Krischan auf den Bock gesetzt. Er plauderte halblaut mit dem alten Kameraden und horchte dazwischen sorgsam hinter sich auf die Stille im Wagen. Was Teufel konnte mit den beiden geschehen sein?

Zu Hause angekommen, wo sich Hans sofort zurückzog, um die beiden allein zu lassen, fanden sie bei der Lampe im Wohnzimmer mehrere Briefe. Einer davon war von dem alten Heidenreich an Fritz.

So? sagte Margarete erstaunt und beunruhigt. Da ist etwas nicht in Ordnung. Mama ist sicher krank; ich habe schon beinahe eine Woche keinen Brief von ihr bekommen.

Lieber Fritz, schrieb der alte Herr, du thätest uns einen rechten Gefallen, wenn du uns deine Frau auf ein paar Tage leihen wolltest. Mamachen ist nicht ganz auf dem Posten —

Siehst du? rief Margarete erschrocken.

Hör nur weiter! — Das heißt, sie ist schon in der Besserung, möchte aber Gretchen gern ein bischen um sich haben. Es war ein gastrisches Fieber. Aus dem Bett haben wir sie schon, aber auf dem Sofa muß sie noch bleiben. Gretchen könnte sie dann, wenn sie wieder an die Luft darf, einfach mit hinausnehmen, damit ihr mir sie da ein bischen zurechtflickt. Ich komme, sie mir dann abzuholen. Laß uns bald hören, wann die Kleine kommt; lange wollen wir sie dir ja nicht entziehen. Schönsten Gruß von deinem

alten Vater Heidenreich.

Also fährst du natürlich morgen früh, entschied Fritz, indem er das Blatt zusammenfaltete.

Margarete sah ihn beklommen an. Könntest du nicht mit? bat sie zaghaft.

Aber Kind, das fragst du mich doch nicht im Ernst. Ich kann doch jetzt nicht weg, das weißt du. Vielleicht bist du in acht Tagen wieder da. Also morgen mit dem Elfuhrzug. Hans soll dich bis Waren begleiten und dir beim Umsteigen behilflich sein. Geh jetzt schlafen, damit du nicht zu müde bist zur Fahrt.

Gute Nacht. Sie hielt seine Hand fest. Du bist — sehr verstimmt, nicht wahr, Fritz?

Ja, sagte er nach kurzem Zögern. Der Abend war schließlich doch nicht sehr hübsch. Aber wer konnte das vorher wissen?

Bist du böse auf mich?

Nein, mein Kind, gar nicht, antwortete er freundlich. Geh aber jetzt schlafen. Ich sehe noch die Briefe durch. Gute Nacht.

Er zog ihre Hand an seine Lippen und drückte einen Kuß darauf.

Sie ging still hinaus. Auf der Treppe weinte sie leise vor sich hin. Er schickt mich weg, hauchte sie durch ihre rinnenden Thränen. Er fragt mich nichts mehr, er läßt mich einfach gehen; er denkt, diese Musik hätte mich gerührt, er glaubt, ich dächte dabei an diesen — an diesen erbärmlichen — und damit schickt er mich weg, ohne ein Wort. Es ist alles aus, er hat kein Vertrauen zu mir. Alles war umsonst!

(Schluß folgt)

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Ein Brief Gustav Freytags aus der Kriegszeit. Als im August 1870 die Eisenbahnen viele Tausende unsrer wackern Soldaten über Leipzig nach dem

Kriegsschauplatze beförderten, vereinigten sich einige vaterländisch gesinnte Männer, jedem von ihnen auf dem Bahnhof ein Liederheftchen zu überreichen, das eiligst in großer Auflage hergestellt worden war. Außer der damals in rascher Verarbeitung begriffnen Wacht am Rhein und Deutschland über alles waren darin von Arndt des Deutschen Vaterland und das Kriegslied gegen die Welschen, von Körner das Schwertlied, Lützows wilde Jagd, Trinklied vor der Schlacht, Gebet vor der Schlacht, Gebet während der Schlacht, von Uhland der gute Kamerad; ferner das Volkslied: O du Deutschland, ich muß marschieren, das Landwehrlied: Wo Mut und Kraft, ein Kriegserntelied von Max Moltke mit der Mahnung an das deutsche Schwert:

Nun heimse ein den Erntestand:
Das Elsaß und Lothringerland!

Endlich das eben entstandne Chassepotlied und noch ein paar kleine Sachen.

Als die Truppendurchzüge zu Ende gingen, tauchte der Wunsch auf, das Heftchen, das viel Beifall gefunden hatte, womöglich dem ganzen Heere zukommen zu lassen, und einer von uns übernahm es, deshalb an Gustav Freytag zu schreiben, der sich in der Begleitung des Kronprinzen befand. Wir mußten lange auf die Antwort warten. Freytag hatte den Brief erst am 7. September in Rheims erhalten, er hatte dann hie und da angefragt und war schließlich an den Fürsten von Pleß verwiesen worden; Vorbedingung der Verteilung sei aber Einzelverpackung nach Korps, Divisionen und Regimentern. Unter dem 23. September schrieb uns das Freytag aus Siebleben. Er fügte zugleich seine Ansicht über die Angelegenheit bei. Der Brief ist so bezeichnend für seine Denkungsart und seine Schreibweise, daß es den Lesern dieser Blätter Freude machen wird, ihn kennen zu lernen.

„Ich gestehe, schreibt er, nicht einzusehen, warum man, wenn einmal in Leipzig eine solche Verpackung erfolgen muß, nicht von dort aus direct an die einzelnen Corps senden könne, und ich halte dies auch für das praktische. Vorausgesetzt, daß die Post sich diesen Sendungen nicht entzieht.

Aber, verehrter Freund, die Schwierigkeit der Spedition, welche wirklich weit größer ist, als man in Leipzig annahm, ist nicht das einzige Bedenken, welches mir gegen das patriotische Unternehmen erhoben wurde. Die Hptsache ist — u. ich spreche hier nicht nur die eigne Ansicht, sondern das Urtheil Aller aus, denen ich die kleinen Liederhefte zeigte — diese Lieder sind es nicht, welche unsere Soldaten zu singen lieben, u. nicht die, welche sie im Felde brauchen, um den Segen eines frischen Liedes zu empfinden. Es wird in diesem Kriege im Ganzen weit weniger gesungen, als 64 u. 66. Die Anstrengungen waren zu groß, die Stimmung zu geschäftsmäßig, oft auch so ernst u. gespannt, daß zur wohlthätigen Herstellung des Gleichgewichts ganz andere Noten wünschenswerth waren. Die Mehrzahl der Lieder, welche man gewählt, sind Gesellenlieder in keineswegs volksmäßigen Weisen, sehr werthe Gabe der Gebildeten, schön vierstimmig daheim zu singen, um eine gehobene Stimmung zu fördern. Dem Soldaten im Felde ist dies Genre viel zu vornehm u. unbequem. Ein Refrain wie z. B. in dem nicht gewählten Liede »Stoßet an, Mann für Mann, wer den Flamberg schwingen kann,« ist dem Soldaten leicht lächerlich, jedenfalls unheimisch. Das Anstoßen setzt Gläser voraus, mit den Feldflaschen stößt man nicht an u. die meisten sind leer. Und wer ist Flamberg? Kein Offizier, kein Feldwebel hat ein solches Ding jemals genannt. Wenn ein Witzbold der Compagnie den Gesang jener Strophen durch den Rythmus unterbräche: »Trink aus meiner Flasche, Bruder, der Fran-

zose ist ein Luder, der — nanu? — Napoleon,« so würde er wahrscheinlich alle Lacher auf seiner Seite haben.

Ist das Roheit unseres Volkes? Im Gegentheil. Es ist nur Wahrhaftigkeit, der in der Regel eine sehr feine Empfindung zu Grunde liegt. Wen der grimmige Ernst des Krieges umgiebt, der hat vor allem das Bedürfniß, nicht sich poetisch darein zu versenken, sondern humoristisch daraus zu erheben. Diese Befreiung u. Herstellung des Gleichgewichts wird am schnellsten durch einen Spaß, einen derben Ausdruck erreicht. Der Soldat singt deshalb am liebsten etwas Lustiges. Und der Hauptmann überhört gern, wenn der Text nicht immer plumpe Ausdrücke vermeidet. Der Soldat braucht ferner flüssige Melodien u. Texte, bei denen sich gut marschirt, solche, in denen nicht zu viele Anschauungen u. schilderndes Detail zusammengedrängt ist, wie in der Regel bei Arndt u. Körner. Vor Allen solche, welche seinen Tagesstimmungen, den kleinen Freuden u. Leiden gerecht werden. Er hängt noch jetzt fest in den alten Maßen u. der Ausdrucksweise unseres Volksliedes. Auch sein Pathos und seine Sentimentalität bedürfen diese Form. Die drei Reiter u. der gute Kamerad werden noch durch mehrere Generationen gesungen werden, das »Lieb Vaterland kannst ruhig sein« haben Offiziere und Soldaten im Felde ziemlich satt. Es ist ein eigenes geheimnißvolles Ding um die Poesie des Volkes, — für uns Gebildete. Und ich fürchte nicht, von Ihnen ungerechter Kritik geziehen zu werden, wenn ich Ihnen geradezu sage, daß mir grade die sogenannte volksthümliche Poesie der Deutschen von Bürger über die Sänger der Freiheitskriege u. selbst Uhland hinweg noch nicht den richtigen einfachen Ton gefunden zu haben scheint, welcher die Kluft zwischen Kunstpoesie u. Volkslied überklingt. Goethe, der gar nicht darauf ausging, Uhland, der das Volkslied genau kannte, und Heine, der raffinirt darnach suchte, haben jeder in einzelnen Liedern diese Herrschaft über das Volksgemüth gewonnen, fast nur zufällig. Einen gebildeten Dichter, der ganz volksthümlich empfand, haben wir noch nicht gehabt. Unterdeß macht sich der Soldat am besten seinen bescheidenen Liederbedarf selbst. Von Allem, was aus unseren Kreisen in diesem Kriege dem Heer zugebellmaust wurde, hat sich blitzschnell nur das Chassepotlied des Kladderadatsch verbreitet, obgleich es nach Rythmus u. Text dem Soldaten nicht völlig bequem ist. Aber es hat einzelne Stellen, wie: »Immer feste auf die Weste,« die nebst der beherzten Tendenz dem Heere durchaus liebenswerth sind.

Durch meine Bemerkungen möchte ich aber den Leipziger Freunden nicht die Früchte ihrer aufopfernden Thätigkeit verkümmern. Es ist eine Auswahl guter Lieder, und sie wird unsern Soldaten immerhin lieb sein können. Nur möchte ich mir den Vorschlag erlauben, dieselben nicht in das Feld zu schicken, wo die Hunderte von Paketen umherirren müßten, um ein nicht völlig empfängliches Publicum zu suchen, sondern nach der Heimkehr in die Garnisonen. Dort ist Muße zum Vertheilen, jeder Truppentheil ist leicht zu finden, den Regimentscommandeuren erscheint die Sache dann als ein Theil des nationalen Dankes u. man kann der guten Wirkung bei den Soldaten ganz sicher sein, die sich das Büchel dann als Andenken gern nach Hause nehmen."

Der freundliche Rat wurde, soweit möglich, befolgt.

Leipzig J. G.

Deutsche Schriften über Ostasien. Die Waffen schweigen in Ostasien — einstweilen, und in Europa ringen mit einander die verschiedensten Auffassungen über die Stellung der Mächte zu dem neuen Zustande. Nie hat ein so lebhaftes

Bedürfnis bestanden, sich über die ostasiatischen Zustände und Aussichten zu unterrichten. Diese fernsten Gebiete der alten Welt türmen sich nun gleichsam an unserm Horizont empor. In Deutschland haben wir die Zeitungen einen so raschen Wechsel der Ansichten durchmachen sehen, wie noch nie in einer großen Frage der außereuropäischen Politik, natürlich nicht infolge einer innern Umstimmung, sondern durch die Haltung unsrer Regierung. Die Lage erinnert etwas an die vor 110 Jahren, als sich eine neue Welt voll unübersehbarer Möglichkeiten im Westen politisch und wirtschaftlich selbständig machte. Etwas ähnliches hat sich jetzt im Osten vollzogen. Es ist natürlich, daß zuerst die unerwarteten Leistungen Japans alle Welt in Erstaunen setzten und, unterstützt von einer regen, mit Eifer und Geschick auf die Presse Einfluß suchenden Diplomatie, besonders in Deutschland einen lebhaften Eindruck zu Gunsten des alten jungen Inselreichs hervorbrachten. Wie liebevoll sich deutsche Gelehrte in das Wesen des japanischen Volkes vertieft haben, dafür haben wir noch neuerdings in den im vorigen Jahre hier besprochnen „Wanderungen durch Japan“ von Otfried Nippold ein erfreuliches Beispiel kennen lernen. Es ist das eine alte Liebe, deren Geschichte einmal geschrieben werden muß. Ihre litterarischen Denkmäler tragen Namen wie Varenius, Kämpfer und Siebold. Sie hat aber in Japan nur platonische Erwiderung gefunden. Es ist ganz gut, daß sich unsre leitenden Staatsmänner nicht von wissenschaftlichen und künstlerischen Erwägungen haben leiten lassen, sondern sich zu rechter Zeit darauf besonnen haben, daß Deutschland in Europa liegt und eine ostasiatische Frage aus der Auffassung seiner europäischen Interessen heraus behandeln muß. Japans Liebe ist an die Vereinigten Staaten von Amerika vergeben, die ein Lockmittel von unvergleichlicher Kraft haben anwenden können: Ostasien den Ostasiaten! fort mit dem Einfluß der europäischen Mächte! Teilung des Einflusses im nördlichen Stillen Ozean zwischen Amerika und Ostasien! Außerdem ist England durch das Übergewicht seiner Handelsinteressen und seinen unbegreiflich japanfreundlichen Handelsvertrag Deutschland in der praktischen Schätzung des Inselvolkes überlegen. Selbst Frankreich hat mehr greifbare Gunstbeweise der Japaner erhalten als Deutschland. Die pessimistische Beurteilung Chinas, die der Verlauf des Krieges hervorgebracht hat, kann den Blick des ernsten Politikers, der das Bleibende und Wesentliche sieht, nicht trüben. Ein Volk von nahezu vierhundert Millionen, das Kulturleistungen wie China aufzuweisen hat, ist nicht durch einen unglücklichen Krieg ausgestrichen. Die Chinesen des Nordens und die Mandschu sind körperlich kräftiger und geistig massiver als der bewegliche malayenähnliche Japaner. Man wird aus ihnen vorzügliche Soldaten machen können. Japan ist politisch und wirtschaftlich aktiv, es brennt darauf, auf immer mehr Gebieten mit uns in Wettbewerb zu treten. China ist noch unentwickelt, bedarf der Leitung und Stützung und bietet einem Lande mit Überfluß an Intelligenz und Kapital ein weites Arbeitsfeld. Wenn nun die europäische Lage so ist, daß Deutschland, indem es China vor der völligen Abhängigkeit von Japan schützt, zugleich seine Stellung zu Rußland und mittelbar zu Frankreich bessert, so halten wir sein Vorgehen an der Seite dieser Mächte und mit Spanien, das für uns wichtiger werden kann, als wir jetzt glauben, für um so klüger, je unabhängiger sich dadurch die Politik des kontinentalen Europas neben die Englands und der Vereinigten Staaten und möglicherweise gegen sie abhebt. Die Grenzboten haben immer die Ansicht verfochten, daß Deutschland vor allem berufen sei, die Interessen von „Festeuropa“ (wie Herr Lieber sagt) gegen die „inseleuropäischen“ zu vertreten. Weder Drei- noch Zweibund dürfen ihm diesen großen und schönen Beruf verkümmern.

Ein Blick in wichtigere Erscheinungen der deutschen Litteratur über Ostasien zeigt uns, daß diese Auffassung von mehr unabhängigen Denkern geteilt wird oder vielmehr vorgedacht worden ist, als die großenteils recht unklaren und schwankenden Äußerungen der Tagespresse erwarten lassen, und da uns die ostasiatischen Angelegenheiten immer näher treten werden, so ist eine kurze Übersicht der in gewissem Sinne zur Tageslitteratur zu rechnenden Bücher und Schriften vielleicht gerade jetzt von Nutzen.

M. von Brandt, früher deutscher Gesandter in Japan und China, bringt in seiner kleinen Schrift: Die Zukunft Ostasiens, ein Beitrag zur Geschichte und zum Verständnis der ostasiatischen Frage (Stuttgart, 1895) das Gediegenste, was in Deutschland über diese Angelegenheit veröffentlicht worden ist. Es ist vor der russisch-deutsch-französischen Intervention veröffentlicht worden, und so erscheint die von der damaligen, Japan gegenüber so vertrauensvollen Stellung der deutschen Presse abweichende Auffassung der Ergebnisse des chinesisch-japanischen Kriegs um so beachtenswerter. Brandt sieht schon den Widerstand Rußlands gegen eine Fußfassung Japans in Korea oder in der Mandschurei voraus und erkennt in der — seitdem zur Thatsache gewordnen — Abtretung Formosas und der Pescadores eine schwere Bedrohung der Stellung Englands in Hongkong und mehr noch der schwachen Spaniens auf den Philippinen. Daß die Japaner mit aller Macht auf die Hinausdrängung der Fremden zunächst aus Japan, dann aber auch aus den ihrem Einfluß zugänglichen andern Teilen Asiens hinwirken, unterliegt ihm keinem Zweifel. Das sind ja die Prämissen der seitdem auch zur Thatsache gewordnen Politik der vier europäischen Mächte. Nur politische Weiber können an ihr gegenüber dem grundrealistischen Zug des japanischen Volkscharakters einen allzu realpolitischen Zug beklagen. Schade, daß es nicht mehr möglich ist, der Koalition eine rückwirkende Kraft zu geben, damit sie die Vertragsrevisionen zerreiße, zu denen nach dem schwachmütigen Vorgange Englands, der Vereinigten Staaten und Italiens nun auch Deutschland gedrängt wird. Was die Aufhebung jeglicher besondern Bürgschaften für den Fremden in einem Lande wie Japan heißt, illustrirt am besten die Thatsache, daß seit der letzten Christenverfolgung in Japan ganze 26 Jahre verflossen sind. Daß sich in Brandts Erinnerung der chinesische Volkscharakter im allgemeinen sympathischer, auch praktisch hoffnungsvoller zeichnet als der japanische, geht übrigens noch klarer als aus dieser Schrift aus seinen 1894 erschienenen Plaudereien Aus dem Lande des Zopfes (Berlin) hervor, deren letzter Abschnitt über Deutschlands Stellung in Ostasien bei unsern Landsleuten bei weitem nicht genug Beachtung gefunden hat.

Eine Ergänzung der Brandtschen Schrift nach der wirtschaftlichen Seite möchte ich den jetzt im Druck vorliegenden Vortrag von Dr. R. Jannasch: Die Erschließung Chinas (Charlottenburg, 1895) nennen. Der Verfasser ist der um die überseeischen deutschen Interessen hochverdiente Vorsitzende des Zentralvereins für Handelsgeographie und Förderung deutscher Interessen im Auslande. So finden wir denn auch in dem Vortrage eine weitblickende Vertretung der Interessen Deutschlands in dem chinesisch-japanischen Wirtschaftsgebiet. Er greift zwar etwas weit in die Vergangenheit zurück, faßt aber dann die Probleme der Gegenwart mit fester Hand an. Im Vordergrunde stehen dem Verfasser die sicherlich großartigen Naturschätze Chinas, besonders die noch fast jungfräulichen Kohlen- und Eisenlager und ihre Erschließung durch ein zu entwerfendes Eisenbahnnetz. Die Aussicht der chinesischen Wettbewerbung und die zweifellos einst zu erwartende Abschließung des bei höherer Entwicklung seiner Gaben und seiner Bevölkerung immer mehr

sich selbst genügenden Landes schrecken ihn nicht. Er sieht als praktischer Politiker die Jahrzehnte vor sich, wo China gezwungen sein wird, Massen von Kapital, geschulter Arbeit und Erzeugnissen der Industrie einzuführen, und möchte, daß sich Deutschland seinen Anteil daran nicht entgehen ließe. Daß eine erst zu schaffende chinesische Industrie dann künftig einmal zum Schutzzoll übergehen könnte, würde bei der Billigkeit der chinesischen Arbeit für den Westen freilich bedenklich werden können, aber wir sind ganz der Meinung Jannaschs, daß auf die Dauer die Verbindung zwischen großen Kulturvölkern und Kulturzentren stets die wirtschaftlichen Interessen aller Teile gekräftigt hat. Und außerdem ist der Weltverkehr ein Strom von solcher Kraft und Breite, daß er auch die fortreißt, die stehen bleiben möchten. Werden wir etwa unsern Verkehr mit den Vereinigten Staaten einschränken, weil wir voraussehen, daß sie uns mit jedem Jahre wirtschaftlich stärker gegenübertreten?

Freiherr von Richthofen, der beste Kenner der Geographie Chinas, hat in einem beachtenswerten Aufsatz: Der Friede von Schimoneseki in seinen geographischen Beziehungen*) dem Unbehagen Ausdruck gegeben, das manchen Kenner Chinas erfülle, wenn er die unaufhörlichen Bemühungen der europäischen und amerikanischen Geschäftsleute wahrnehme, ganz China in das Verkehrsleben des Westens hereinzuziehen. Er nennt dieses Vorgehen für die Gesamtheit der europäischen Industrie und Arbeit selbstmörderisch. Wollte aber Deutschland dieser Warnung folgen und sich zurückhalten, was anders wäre die Wirkung, als das um so heftigere Vordringen der andern, die um so größern Gewinn ernten würden? Diese Bewegung ist ein Verhängnis, dem kein Volk entgeht. Wir weisen auf diesen Aufsatz namentlich wegen der trefflichen gedrängten Darstellung der drei ostasiatischen Mächte und Völker hin und besonders wegen der schönen Schilderung Japans und der Japaner, in der sich eine viel wärmere Auffassung der Anlagen der Japaner, als wir sie bei andern Kennern des Ostens finden, und eine fast optimistisch anmutende Beurteilung ihrer Zukunft ausspricht. Man kann nach Richthofen nicht zu groß von der Umwälzung in Ostasien denken; sie erscheint ihm als der Wendepunkt zu einer neuen Teilung der Erde bezüglich der politischen Machtstellung der Staaten und der Beteiligung der Rassen an der Weltwirtschaft. Man wird freilich die innern Reibungen nicht vergessen dürfen, die bei rascherer Vorwärtsbewegung auch in Japan nicht ausbleiben können, während Chinas innerer Zusammenhang schon jetzt bedenklich locker erscheint.

Der neue Mongolensturm. Caveant Europae Populi. Stimme eines Predigers in der Wüste über die Vorgänge in Ostasien. Von Dr. C. Spielmann (Braunschweig, C. A. Schwetschke und Sohn, 1895) birgt hinter seinem unheimlichen Titel eine höchst verständige Auseinandersetzung über die Thorheit der sentimentalen Auffassung unsrer Stellung zu den Ostasiaten. Schon in der Vorrede verkündet er seine Absicht, den zu weit gehenden deutschen Sympathien für das „liebenswürdige und thatkräftige“ Volk der Japaner warnend entgegenzutreten. Er geht aber tiefer. Er weist auf das Epochemachende in der Aufrüttlung der im Kulturschlaf gelegnen Mongolen hin und begründet die Befürchtung, daß sie nicht bloß in Asien, sondern in der Welt die herrschende Rasse werden könnten. „Der Enthusiasmus für die japanischen Kulturverbreiter sollte den arischen Nationen angesichts der furchtbaren drohenden Gefahr vergehen.“ Dabei beschuldigt er zwar

*) Im ersten Heft der neuen, von Professor Alfred Hettner in Leipzig herausgegebnen Geographischen Zeitschrift (Leipzig, Teubner).

in beliebter Weise die Professoren, daß sie von ihren Kathedern die Tugenden der Japaner in alle Welt posaunt hätten, geberdet sich aber selbst recht pedantisch, indem er durch eine lange ethnographisch-historische Einleitung gleichsam sein Recht zu begründen sucht, mitzusprechen. Die Rassen- und Geschichtsprobleme Ostasiens sind aber für den Politiker nur in zwei Beziehungen wichtig: sie sollen ihm die Fragen beantworten, welches die Anlagen und welches die Leistungen jener Völker sind. Der Verfasser bringt da viel herbei, was nicht zur Sache gehört, er trifft aber endlich den richtigen Punkt, wenn er in Japanern und Chinesen höchst lebenskräftige Rassen mit bedeutenden Talenten sieht, die die Wettbewerbung mit den Europäern noch über die jetzt erreichte Stufe hinaus entwickeln wird. Er stellt ihnen die Russen zur Seite, die sich um so mehr mongolisiren, je tiefer sie nach Asien eindringen oder vielmehr gezogen werden. In ihnen sieht er die Vermittler der drohenden asiatischen Beeinflussung Europas, das sich gegen Englands wie Rußlands Weltmacht zusammenschließen sollte. Die lebendig geschriebne Schrift verdient gelesen zu werden. Sie liefert, ebenso wie die Brandtsche, wieder einmal einen Beweis dafür, daß es ungerecht wäre, aus den Zeitungen den Maßstab des politischen Denkens eines Volks zu nehmen.

Der Krieg zwischen China und Japan 1894/95, auf Grund authentischer Quellen bearbeitet von Müller, Leutnant u. s. w. (Berlin, 1895) behandelt im ersten Hefte die Veranlassung und Einleitung des Kriegs und die Ereignisse bis zum Fall von Port Arthur, im zweiten die Kämpfe in den Provinzen Liao Tong und Schantung bis zum Waffenstillstand. Es sind klare Übersichten ohne Anspruch auf Neues und Bedeutendes, gewissermaßen Läuterungen der Zeitungsberichte. Diese Art von Geschichtschreibung begleitet ja jeden Krieg. Sie ist der Übergang von dem verworrenen und verwirrenden Zeitungsgeschwätz zu einer ruhigern Beurteilung. Dankenswert sind die im Vergleich zu ihrem Preis zahlreichen und sehr gut gezeichneten Skizzen der Kriegsschauplätze und Schlachtfelder, weniger der Text, der überall, wo er mehr als Bericht geben will, von großer Unreife des Urteils zeugt.

Es ist sehr lehrreich, daß in einem Lande, dessen geographische und völkerkundliche Litteratur die besten Werke der Welt über China und Japan hat, ziemlich oberflächliche Urteile über diese beiden Länder immer wiederholt werden. Erscheint einmal eine gediegne Betrachtung, wie der Vortrag Max Buchners über Chinesen und Japaner in der Beilage zur Münchner Allgemeinen Zeitung, der eine Fülle von feinen Beobachtungen und keine einzige Phrase enthält, so kümmert sich niemand darum. Gegen den auf die Menge wirkenden glänzenden Eindruck der Überlegenheit Japans kommen solche ruhige Mahnungen, die Kehrseite nicht unbeachtet zu lassen, zuerst gar nicht zur Geltung; ganz langsam, gleichsam tropfenweise, gehen sie in die Diskussion über, die im glücklichen Fall nach Monaten, wenn sie hundertmal in dieser verdünnten Form wiederholt worden sind, einen Ton von ihrer Farbe annimmt.

Das Heftchen: Unter chinesischer Flagge, Schilderungen der Erlebnisse eines ehemaligen deutschen Seeoffiziers (Kiel, 1894), dessen Deutsch zwar etwas verschossen, dessen Geist aber von derber Gesundheit ist, schildert neben der unglaublichen Faulheit im Innern der chinesischen Flotte auch sehr lehrreich die Ausbreitung des englischen Einflusses in ihr und die Verdrängung des deutschen, sowie das Umsichgreifen der Engländer durch die Stellung, die sie im chinesischen Zollwesen gewonnen haben. Der einfache Seemann trifft jedenfalls den Nagel auf den Kopf, wenn er am Schluß sagt: „Nur wenn bei der noch schwebenden hochwichtigen

Eisenbahnfrage eine andre Nation als Erbauer hervorgehen sollte, dürfte den Engländern im größern Maße Konkurrenz geboten werden können, und werden vielleicht die noch mißtrauisch im Dunkel tappenden Chinesen einst einsehen, daß der Deutsche nur Handelsanschluß sucht und dem Lande nie gefährlich werden kann." Es ist von der englischen und amerikanischen Presse besonders laut hervorgehoben worden, daß in der Seeschlacht am Yalufluß es die seinerzeit in Kiel gebauten chinesischen Kriegsschiffe waren, die so jämmerlich zu Grunde gingen. Hier kann man lernen, wie diese schönen Fahrzeuge geführt und bemannt waren.

Für die geographische Kenntnis der ostasiatischen Länder wird A. Herrichs Ostasien, eine der bekannten Karten in grünem Umschlag aus der Flemmingschen Anstalt in Glogau, gute Dienste leisten. Sie reicht von Hongkong bis zur Südspitze von Sachalin und landeinwärts bis in die westliche Mongolei. Als Nebenkarten sind die weitern Umgebungen von Peking, Tokio und Söul gegeben. Für höhere Ansprüche verweisen wir noch auf das Blatt Ostasien in dem vortrefflichen neuen Handatlas von Debes, das Hans Fischer nach den neuesten Quellen gezeichnet hat. Es ist reich und dabei von einer wahrhaft ästhetisch anmutenden Klarheit und Übersichtlichkeit. Man wird gegenwärtig nicht bloß bei uns, sondern auch in Frankreich und England vergebens nach einer so genauen und schönen Karte dieser Gebiete suchen.

Litteratur

Hans Sachs. Humanitätszeit und Gegenwart. Vortrag zur Hans-Sachsfeier in Weimar, nebst zugehörigen Aufsätzen von Bernhard Suphan. Weimar, Hermann Böhlau, 1875

Unter den zahlreichen Veröffentlichungen, die das vierhundertjährige Geburtsfest von Hans Sachs im November vorigen Jahres gebracht hat, ist die vorliegende eine der wertvollsten, indem nicht bloß die Gelegenheitsrede, die Bernhard Suphan bei dem bezeichneten Anlaß in Weimar und Jena gehalten hat, und die zu den inhaltreichern gehört und dem Orte entsprechend besondern Nachdruck auf die Beziehungen zwischen Hans Sachs und Goethe legt, hier gedruckt erscheint, sondern auch ein paar sehr hübsche Aufsätze hinzugefügt sind. Zwei Feuilletons der Weimarischen Zeitung vom 27. und 28. Oktober reproduziren den Aufsatz Wielands über Hans Sachs aus dem Aprilheft des „Deutschen Merkur" von 1776 und eine daran geknüpfte Betrachtung Suphans und einen Bericht Karl Rulands über eine Hans-Sachsausstellung, in dem besonders die Mitteilungen über die verschiednen Bildnisse des Hans Sachs (die Ruland insgesamt auf die drei Typen der Holzschnitte von Hans Brosamer von 1545 und Balthasar Jenichen von 1567 und des Bildes von Endres Herrneyßen von 1575 zurückführt) interessant und lehrreich sind. So wird es niemand gereuen, seine Hans-Sachsbibliothek um dies Heftchen zu vermehren.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Beitrag eines deutſchen Koloniſten

zur Löſung der ſozialen Frage*)

Ich bin Deutſcher und Koloniſt. Als ſolcher wohne ich auf meinem Grundbeſitz, den ich vor etwa fünfzehn Jahren erworben habe. Aber wenn ich auch Deutſcher bin, ſo wohne ich doch nicht in einer deutſchen Kolonie, aber in einem Lande, das vielleicht noch zu einer ſolchen werden kann.

Das Klima iſt ein tropiſches, gemildert durch den ſtarkwehenden Paſſatwind, der in neun Monaten des Jahres der vorherrſchende Wind iſt und vom Meere her über mein Haus und Land fegt, die Luft rein erhält und die Moskitos verſcheucht. Während der übrigen drei Monate des Jahres wehen veränderliche Winde, die ſich aber nur von Südſüdoſten nach Norden bis Südweſten verändern und ebenfalls von der See her wehen. Ein ausgeſprochner Südwind iſt ſelten und bringt dann meiſt den erwünſchten Regen. Neun Monate herrſcht gutes Wetter, das nur hin und wieder von Regenſchauern unterbrochen wird; in den übrigen drei Monaten treten häufige Regenperioden von drei, ſechs und mehr Tagen ein, die der Natur die Kraft verleihen, das ganze Jahr hindurch die Pflanzen wachſend und in friſchem Grün zu erhalten. Der mittlere Thermometerſtand iſt im Laufe des Jahres nur ſehr geringen Schwankungen unterworfen; er betrug z. B. im Laufe des Jahres 1889 + 20,6 Grad Reaumur und erreichte ſeine größte Höhe in der mittlern Temperatur des Monats Januar mit + 21,6 Grad Reaumur, ſeine geringſte Höhe mit + 19 Grad Reaumur in der Mitte des Monats Auguſt.

*) Dieſer Aufſatz iſt keine Erdichtung, ſondern er iſt uns von einem ehemaligen deutſchen Offizier, der auf einer der Samoainſeln angeſiedelt iſt, eingeſandt worden.

Das Land ist fruchtbar und trägt nicht nur freiwillig, ohne Düngung, alle tropischen Früchte, Wurzelgewächse, Gewürze, Faserpflanzen, Stärkepflanzen, Ölpflanzen, Farbpflanzen, Gerbstoff liefernde Pflanzen, Arzneipflanzen und viele andre Gewächse in großer Menge, sondern infolge der stets wehenden kühlenden Seewinde auch Pflanzen, die man sonst aus den Gegenden bezog, wo der Wärmegrad nicht beständig die hiesige Höhe erreicht, wie Bohnen, Erbsen, Kohl, Gurken, Melonen, Kürbisse, Salat, Rettiche und Radieschen, mitunter sogar Spargel, der aber, da er hier das ganze Jahr hindurch schießt, nur dann gleichmäßigen Ertrag liefert, wenn das alte Kraut von Zeit zu Zeit abgeschnitten wird.

Der Urwald liefert die kostbarsten Werk- und Bauhölzer, gutes Brennholz, wilde Schweine, wildes Rindvieh (in früherer Zeit wild geworden), wilde Hühner und sehr fette Tauben einer großen Art, das Meer liefert Fische, und Trinkwasser sprudelt in kryštallklaren Quellen am Meeresstrande hervor.

Der Grund und Boden gehörte ursprünglich den Ureinwohnern des Landes, einem schön gebauten, gut beanlagten, heitern, aber unzivilisirten und trägen Völkchen, dem noch vielfach in seinen Anschauungen die Überbleibsel eines alten heidnischen Monotheismus anhängen, der früher in Menschenopfern, Vielweiberei u. dergl. seine Befriedigung suchte.

Da das Land fruchtbar ist und einige Morgen bequem eine Familie ernähren, so liegt der größte Teil des Landes unbenutzt, und der benutzte Teil wird nur einen Tag in der Woche, nämlich — seit englische Missionare hier Einfluß erlangt haben — an jedem Freitag auf einige Stunden bearbeitet. Diese Arbeit von zwei bis drei Stunden an einem einzigen Tage in der Woche genügt den Eingebornen meist, um die Lebensmittel für eine ganze Woche zu pflanzen oder zu ernten. Dabei sind die Eingebornen tüchtige Esser, groß, wohlgenährt und stark. Sie leben meist von ihren Feldfrüchten, und was sie von Fleischnahrung nötig haben, schaffen sie sich durch Fischfang im Meere, durch Schweinejagd (die Schweine werden mit Hunden gehetzt) und durch ihre eigne Hühner- und Schweinezucht. Man sieht: die Leute überarbeiten sich nicht, leben genügsam, befriedigen alle ihre Bedürfnisse, sind dabei gesund, kräftig und zufrieden.

Auch ich lebe also hier, arbeite allerdings jeden Tag — infolge alter Gewohnheit mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage — einige Stunden, habe genug Felderzeugnisse zu meinem Leben und kann über einen Teil davon noch anderweit verfügen. Einige Kühe liefern mir Milch und Kälber, meine Schweine liefern mir das Fett für die Speisen, Eier liefern meine Hühner und Enten, Fische liefert mein Fischkanoe, das ein Eingeborner für die Hälfte des Ertrags zum Fischfang führt, Honig liefern meine Bienen, und den Sonntagstaubenbraten liefert die Jagd.

Nachdem ich so ausführlich meine Lage als Kolonist geschildert habe,

wird der Leser fragen, was das alles mit dem Thema zu thun habe, über das ich schreiben wollte. Sehr viel, wie ich nun nachweisen will.

Als ich Deutschland verließ, gab es noch keine deutschen Kolonien; der erste schwache Anfang zur Kolonialpolitik war durch die deutschen Volksvertreter in der Samoavorlage zurückgewiesen worden. Und doch gährte es schon damals unter den Proletariern der Reichshauptstadt und vieler großen Industriestädte Deutschlands.

Die Beendigung des großen deutschen Einigungskrieges hatte viele junge und kräftige Leute aller Stände, die im Kriege verwundet oder durch Leiden, die sie sich im Kriege zugezogen hatten, zur Fortsetzung des Militärdienstes untauglich geworden, im übrigen aber oft noch recht rüstig waren, vor die Wahl gestellt, mit Hilfe ihrer Pension bis ans Ende ihrer Tage zu vegetiren oder aber sich einen neuen Lebensberuf zu wählen. Die Zivilbehörden konnten unmöglich bei der großen Anzahl der Anwärter alle verwenden.

Die aus dem Kriege heimkommenden Studenten kehrten in die Hörsäle, die Lehrlinge zu ihren Meistern zurück, um die seit ein oder zwei Jahren, bei den Angehörigen der Okkupationsarmee sogar seit drei Jahren unterbrochnen Studien und Vorbereitungen für einen Lebensberuf wieder aufzunehmen. Daß die Fortsetzung dieser Studien nach der Zerstreuung des Kriegs und eines längern Aufenthalts im Feindesland nicht leicht war, zeigte der Erfolg: viele dieser Leute erreichten ihr Ziel nicht. Man hörte oft Klagen über verfehlten Lebensberuf, über die Aussichtslosigkeit, eine Selbständigkeit zu erringen, ein eignes Heim zu begründen. Zu diesen beiden Klassen kamen dann noch die, die nach der Rückkehr aus Feindesland an dem militärischen Friedensdienste kein Gefallen mehr fanden. Ihr Mißbehagen nannte man damals scherzweise „Weltschmerz." Wenn man sich auch über den Grund dieses Weltschmerzes nicht immer klar war, so zeigt doch die Militärrangliste jener Jahre (1871 bis 1875), daß recht viele sich darüber klar wurden, denn man findet sehr oft die Vermerke: „zu den Reserveoffizieren des xten Bataillons (Landwehr) übergetreten," oder „der Abschied bewilligt," oder „der Abschied behufs Auswanderung bewilligt."

Was diese drei Klassen fühlten und was ihre Handlungen leitete, das war nichts andres, als was jetzt die Proletarier bewegt, und was auch mich bewog, außer Landes zu gehen: der Wunsch, ein eignes Heim auf freier Scholle zu gründen.

Wenn ich so meine jetzige Lage überblicke, dieses Klima, den Grund und Boden und seine Fruchtbarkeit, und die großen, unbebauten Flächen, die der Thätigkeit des Landmanns noch warten, so sage ich mir immer: wie viel glücklicher sind wir hier in diesem Lande als die Leute, die in kältern Gegenden leben, wo man sich neun Monate des Jahres nicht wohlfühlt, wenn nicht der Ofen zum Glühen geheizt wird, wo es Leute giebt, die nicht wissen, wo sie

abends ihr Haupt hinlegen sollen, wo man täglich acht bis zwölf Stunden (zur Zeit der Heu- und Roggenernte oft sogar sechzehn Stunden) arbeiten muß, um sein bischen tägliche Nahrung zu verdienen, und ich kann es den Leuten nicht verdenken, wenn sie, mit den „sozialen Verhältnissen" unzufrieden, auf deren Abänderung hindrängen — und je größer das Mißbehagen ist, desto heftiger wird das Drängen sein —, weil sie ihnen nicht erlauben, sich ein eignes Heim zu gründen, ein menschenwürdiges Dasein zu führen, sich täglich wenigstens einmal satt zu essen und für die kalte Jahreszeit das genügende Brennholz und warme Kleidung zu schaffen.

Es kann nur böser Wille, Leichtsinn, Beschränktheit oder empörende Spottlust sein, die den Leuten Religion predigt, statt ihre Lage zu verbessern, die auf die Frage: Was ist Sozialismus? antwortet: „Es ist das Bestreben der untern Klassen, ein Wirtschaftssystem, das bisher in der ganzen Welt sechstausend Jahre bestanden hat, und das von ihnen als ungerecht bezeichnet wird, auf friedlichem Wege durch das allgemeine Stimmrecht oder mit Gewalt zu beseitigen." Denn nicht die Verhältnisse der Gesellschaft, nicht die Gesetze, nicht das Wirtschaftssystem oder sonst etwas, sondern die Volksvermehrung ist es, was den Sozialismus geschaffen hat, der nun so lange wachsen wird, bis ein Ausweg gefunden ist. Da die Volksvermehrung nicht mit der Austeilung des Grundbesitzes gleichen Schritt gehalten hat, diese Austeilung bei weitem von der Volksvermehrung überflügelt, der anbaufähige Boden der alten Welt vergeben, eine noch weitere Teilung des Grundbesitzes nur in wenigen Fällen möglich ist, ohne die Produktionskraft des Landes zu schädigen, so sind die Leute unzufrieden und haben ebenso und mit demselben Recht ein Stichwort, nämlich „Sozialdemokratie," auf die ihren Interessenkreis bezeichnende Fahne geschrieben, wie die „Agrarier," die gegen die Geldmacht und die Großindustrie, oder die „Nationalliberalen„ die für die Geldmacht und die Großindustrie gegen die bestehende Gesellschaft kämpfen, und so fort. Daß der ungebildeten Masse der Grund ihrer Unzufriedenheit nicht klar ist, daß sie in dem Parteigetriebe die Spreu nicht vom Weizen unterscheiden kann, das ist nicht neu, denn sie befindet sich in derselben Lage wie ein Kranker, der nur fühlt, daß er nicht gesund ist, ein bestimmtes Glied aber anzugeben, das ihn schmerzt, nicht imstande ist.

Was ist nun bisher geschehen, um diese Krankheit zu heben, die Sozialdemokratie zu bekämpfen?

Nun, man hat Zugeständnisse gemacht auf Kosten der ländlichen und der gewerblichen „Arbeitgeber" und hat diese Klassen bis an die Grenze des Möglichen zu Gunsten ihrer Arbeiter belastet, man hat Hilfskassen, Krankenkassen, Altersversorgungskassen gegründet und Zwangsversicherung eingeführt; man hat die Steuergesetze zu Gunsten der untern Steuerklassen geändert, man hat es versucht, den Preis des Brotkorns herabzudrücken, und einige pro-

testantische Prälaten haben sich in das Parteigetriebe gemischt und versucht, durch einen auf Religion gegründeten Gegensozialismus den Brand zu löschen. Die erstern Versuche haben die Unzufriedenheit nicht gemindert, sondern die Massen nur um so begehrlicher gemacht, und der letzte Versuch mit der Haarspalterei zwischen „sozial“ und „sozialistisch“ war zu lächerlich, um eine ernsthafte Kritik zu ertragen.

Nun, sehen wir uns doch einmal in der Geschichte um! Was thaten denn die Römer, als ihre Proletarier unruhig wurden? Sie gaben Ackergesetze, gründeten Kolonien und verteilten Ländereien. Sie begünstigten die Auswanderung, begünstigten den jedem Menschen innewohnenden Trieb, sich eine freie Heimstätte auf eigner Scholle zu gründen. Sie ermutigten die Auswanderung mehr, als daß sie ihr chikanöse Hindernisse von Polizei- und Verwaltungsbehörden in den Weg gelegt hätten. Sie beschenkten verdienstvolle Leute, tapfere Soldaten, Generale, gute Beamte mit freiem Grundbesitz in ihren Kolonien, und sie fürchteten nicht, daß die Auswanderung ihre Wehrkraft beeinträchtigen würde, denn sie erkannten, daß sich die Einnahmen des Reichs in dem Maße erhöhen würden, als freie Römer in den Kolonien ansässig wären. Sie betrachteten das an ihre Kolonien abgegebne lebende Menschenkapital als ein Kapital, das sich reichlich verzinste, und als die natürliche Wehrkraft der Kolonien.

Da nun einmal die Einrichtungen, Gesetze und Thaten der alten Römer den Deutschen bekannter sind als die Thaten kolonisirender deutscher Kaiser, brandenburgischer Kurfürsten und preußischer Könige, so könnte man sich doch schon an jenen klassischen Heiden ein Beispiel nehmen. Jetzt haben wir Kolonien, und es ist nicht mehr nötig, daß die Vereinigten Staaten von Nordamerika oder die australischen Kolonien als Blutegel an deutscher Volks- und Wehrkraft zehren. Anstatt mit englischem Kapital flott gemachten „deutschen“ Spekulationsgesellschaften große Länderstrecken zu überlassen, sollte man mit vollen Händen Land an Leute geben, kostenfrei geben, die ihrer Wehrpflicht genügt haben, selbst wenn man den Unbemittelten unter ihnen das für den ersten Anfang erforderliche Kapital auf einige Jahre ganz zinsenfrei und von da ab zu billigem Zinsfuß bei kleiner jährlicher Tilgung überließe. Man mache doch nur einen Versuch! Der Verlust an Wehrkraft würde sich dadurch ausgleichen, daß diese Leute, wenn nur in zusammenliegenden Landstrecken angesiedelt, der beste Ersatz für eine Schutztruppe sein würden, die jetzt dem Reiche jährlich viele Tausende kostet. Man brauchte ja nicht anfangs gleich Tausende von Reservisten auf diese Weise jährlich anzusiedeln, vielleicht nur von jedem Regiment einen Mann, sodaß man erst einen Kern von Ansiedlern schaffte. Hätte man gefunden, daß sich das Mittel bewährte, daß die mit Land beschenkten es erreichten, sich ein Heim zu gründen, dann könnte man nach einem bis zwei Jahren auf den gewonnenen Erfahrungen weiterbauen, man könnte

dasselbe Unternehmen, aber auf breiterer Grundlage, für tüchtige Proletarier aller Berufsklassen, für alle Deutschen, die sich dazu berufen fühlen, Pioniere deutscher Sitte und deutscher Arbeitsamkeit, Ausdauer und Ehrlichkeit zu sein, zugänglich machen. Pensionirten Beamten und Militärs könnte man zu ihrer Pension einen kleinen Landbesitz in den Kolonien anweisen, den sie selbst oder ihre Söhne in Besitz nehmen könnten, und der, falls er innerhalb einer bestimmten Zeitgrenze nicht in Besitz genommen wäre, dem Staate wieder zufiele. Sollten die Führer der Proletarier nicht einmal selbst einen Versuch wagen wollen, ihre blassen Theorien mit einigen ihrer Anhänger in einer deutschen Kolonie auf eigner Scholle in die Wirklichkeit zu übersetzen? Gelänge es ihnen, so könnte man vergangnes verzeihen, denn „Erfolg macht ehrlich“ (Honesta quaedam scelera successus facit). Auch Heimstätten für entlassene Verbrecher könnten auf diese Weise beschafft werden, sodaß der Entlassene ein neues Leben in einer neuen Welt beginnen könnte.

Die Kosten für eine solche Unternehmung würden durch die Freigebigkeit der Deutschen in der ganzen Welt leichter beschafft werden können, als die, wenn auch gut gemeinten, aber für den beabsichtigten Zweck recht unfruchtbaren Sammlungen für „Abschaffung der Sklaverei,“ denn daß die Sklaverei in Afrika nach wie vor blüht, steht doch wohl fest.

Ein solches Vorgehen des Reichs würde zur Folge haben, daß die Proletarier einsähen, daß die Behörden, die Mitbürger, die Volksvertretung, kurz alle Faktoren der Gesellschaft ihren Wünschen nicht verneinend gegenüberstehen, sondern daß die ganze Gesellschaft Anteil nimmt an den Leiden, die ein Hauptglied der Gesellschaft befallen haben, daß die Gesellschaft ihnen wohlwill; und das Reich würde ein Kapital nutzbringend angelegt und eine Gefahr beseitigt haben, die die Gesundheit der heutigen Gesellschaft und die Ruhe des Reichs bedroht. Mit Belehrung nach Art Stöckers, Richters oder des Evangelisch-sozialen Kongresses wird niemand überzeugt, geschweige denn der Sozialismus beseitigt, wenn mit der Belehrung nicht materielle Hilfe Hand in Hand geht.

Eine materielle Hilfe kann aber nicht ein Einzelner, eine in ihren Mitteln beschränkte Gesellschaft, sondern die kann nur der Staat gewähren. Die „Arbeitgeber,“ die ländlichen wie die industriellen, fordern und erhalten ja fortwährend Staatshilfe in Gestalt von Schutzzöllen u. s. w., die die Preise ihrer Erzeugnisse in die Höhe treiben oder auf einer bestimmten Stufe erhalten sollen. Warum nicht auch dem Arbeiter eine Hilfe gewähren, die er so nötig braucht, um ein menschenwürdiges Dasein zu führen?

Wenn ich zu Anfang dieses Aufsatzes mein Leben als Kolonist, allerdings nicht als Kolonist in einer deutschen Kolonie, kurz schilderte, so wollte ich zeigen, wie sich das Leben der neuen Ansiedler, die sich dann unter dem Schutze des Reichs anbauen würden, etwa gestalten würde, unter einem Schutze, dessen

Wohlthaten ich leider bisher noch habe entbehren müssen. Es würde ihnen voraussichtlich noch besser gelingen als mir.

Während sich die große Volksvermehrung in Deutschland (wie man sagt, vermehrt sich die Bevölkerung jährlich um mehr als eine halbe Million) bis jetzt als ein Unglück erwiesen hat, würde sie, wenn gut ausgenutzt, Deutschlands Kolonien zu schneller Blüte bringen, würde den Sozialismus für Deutschland ungefährlich machen, das auf Kolonisation verwendete Kapital reichlich verzinsen und dem deutschen Ausfuhrhandel einen großartigen Aufschwung geben.

Dürften wir hoffen, daß diese Möglichkeit recht bald geschaffen werde!

Unser Irrenwesen

2. Die Irrenpflege

er erste Teil dieses Aufsatzes war den Grenzboten bereits zugegangen, als der Aachener Prozeß wieder einmal die allgemeine Aufmerksamkeit auf unser Irrenwesen lenkte. Die Mißstände, die durch die Gerichtsverhandlungen aufgedeckt worden sind, haben solche Aufregung hervorgerufen, daß ich den beabsichtigten Gang meiner Ausführungen unterbrechen und zunächst bei der Betrachtung dessen verweilen will, was uns die Mißwirtschaft der Alexianer lehrt. Ich thue das um so lieber, als mir die zu so trauriger Berühmtheit gelangten Ereignisse eine vorzügliche Handhabe geben, eine alte Forderung der Irrenärzte eindringlicher zu wiederholen und mich zugleich über eine wichtige Seite der ganzen Irrenfrage ausführlicher zu verbreiten. Meine Erörterungen werden so recht eigentlich die Fortsetzung des in dem ersten Aufsatze behandelten Gegenstandes bilden. Hatte ich dort die Behauptung verfochten, daß nur der fachmännisch vorgebildete Arzt den Geisteszustand prüfen und beurteilen könne, so will ich jetzt zu beweisen suchen, daß auch die Behandlung Geistesgestörter einzig und allein dem Irrenarzte zusteht, und daß überall, wo sich Unberufne die Irrenpflege anmaßen, Mißstände die unausbleibliche Folge sind. Zu diesen Unberufnen gehören aber in erster Linie Geistliche und geistliche Orden, und eine besonders schlagende Probe geistlicher Laienpsychiatrie ist die Behandlung, die den Geisteskranken in dem Kloster Mariaberg zu teil wurde. Schon die Versammlung deutscher Irrenärzte, die im Mai 1893 in Frankfurt a. M. tagte, hatte die Forderung aufgestellt, daß Irrenanstalten nur von Ärzten geleitet

werden sollten, ihre Worte sind damals ungehört verhallt; mögen sie jetzt willigere Ohren finden.

Es giebt in Deutschland noch Leute genug, die nur in dem Geistlichen den berufnen Arzt des Geisteskranken sehen; namentlich unter den Seelsorgern selbst ist diese Ansicht verbreitet. Sie stützt sich zum Teil auf die geschichtliche Überlieferung, wonach die Irrenpflege schon in einer Zeit, wo sich die Ärzte noch nicht um sie bekümmerten, von geistlichen Orden gehandhabt wurde. Aber die Pflege der Körperkranken hat sich aus ähnlichen Anfängen entwickelt, und doch steht sie schon längst unter der ausschließlichen Oberaufsicht der Ärzte. Der gleichen Entwicklung der Dinge auf dem Gebiete der Irrenpflege steht aber noch eine grundsätzliche Verteidigung entgegen, die in dem Geistlichen den Vormund und Arzt der Geisteskranken sieht. Aber sie beruht auf einem trügerischen Spiel mit Begriffen. Der Seelsorger, meint man, müsse auch besonders geeignet sein, die Störungen der Seele zu bekämpfen. Dementsprechend macht man sich einen Begriff von der Seelenstörung zurecht, der mit der Wirklichkeit nichts zu thun hat. Man faßt Seelenstörung im geistlichen Sinne und versteht darunter eine sündhafte Besessenheit der Seele. Man vergleicht das Thun und Lassen eines Kranken mit dem, was Religion und gute Sitte vorschreiben, und wünscht ihn, wo er hiervon abzuweichen scheint, durch geistlichen Zuspruch und durch mehr oder weniger gelinden Zwang wieder auf den rechten Weg geführt zu sehen. Aber diese Vergleiche sind ganz oberflächlich und die darauf gestützten Heilversuche völlig nutzlos, gelegentlich sogar schädlich und auf jeden Fall eine Qual für den Kranken. In Wahrheit handelt es sich gar nicht um eine sittliche Zerrüttung, die von geistlicher Lehre und Mahnung erzieherisch beeinflußt werden könnte, sondern Geisteskrankheiten sind Störungen der elementarsten geistigen Verrichtungen, Störungen der Wahrnehmung, des Denkens und des Wollens. Eine Geisteskrankheit ergreift Körper und Geist des Menschen mit der unwiderstehlichen Gewalt eines Stromes, wirbelt ihn umher und reißt ihn in vorgezeichneter Richtung mit sich fort. Was nützt da alles täppische Eingreifen in den Verlauf der Bewußtseinsvorgänge? Es klammert sich an die äußern Zeichen des Leidens, die Handlungen und Worte; auf die innern Ursachen kann nur eine sachkundige Behandlung einwirken, die sich auf den ganzen Menschen, den Körper wie den Geist erstreckt.

Leider haben gerade in neuester Zeit die verschiednen Bundesstaaten und die preußischen Provinzen ihre Kranken mehr als früher geistlichen Anstalten anvertraut. Sie nehmen an Zahl und Umfang ganz beträchtlich zu. Zu den Anstalten katholischer Orden sind auch evangelische Pflegehäuser getreten, von denen das des Pfarrers von Bodelschwingh in Bielefeld am bekanntesten ist. Man muß diesem Manne die Anerkennung zollen, daß er einer der ersten gewesen ist, der sich der Epileptischen angenommen hat zu einer Zeit, wo sich

der Staat dieser Verpflichtung noch entzog. Zu bedauern ist es aber, daß Bodelschwingh zugleich der Vorkämpfer der eben entwickelten falschen Auffassung der Seelenstörung wurde.

Für den Irrenarzt ist es oberster Grundsatz, daß der Geisteskranke für keine seiner Handlungen verantwortlich gemacht werden darf, gleichviel, ob sich die Gründe seines Handelns im einzelnen Falle aus der Krankheit herleiten lassen oder nicht. Viele Handlungen Geisteskranker gehen allerdings aus ganz normalen Erwägungen hervor, aber ganz abgesehen davon, daß wir nicht immer einen genügenden Einblick in das Seelenleben haben, um den Zusammenhang richtig zu deuten, würde eine Strafe auf einen Kranken seiner ganzen geistigen Verfassung wegen nicht in gleicher Weise einwirken wie auf einen Gesunden. Auch für die Behandlung der Seelenstörung hält der Irrenarzt diese Unterscheidung nicht in jedem Falle für wesentlich. Die krankhaften geistigen Äußerungen sind ihm Anzeichen einer bestehenden Geisteskrankheit, aber nicht die Krankheit selbst. Es kommt ihm nur darauf an, aus einer hinreichenden Zahl solcher Anzeichen einen sichern Schluß auf das Leiden zu gewinnen und immer wieder zu erneuern, seine Behandlung wendet sich aber gegen das Grundübel und nicht gegen die einzelnen Krankheitszeichen. Der Anfang jeder Behandlung besteht darin, dem Kranken körperliche und geistige Ruhe zu verschaffen. Statt geistig auf ihn einzuwirken, wird der Arzt daher den geistigen Verkehr mit ihm einschränken und so vorsichtig handhaben, daß jede schädliche Aufregung wegbleibt. Bei den krankhaften Gedanken wird er nicht mehr als nötig verweilen, sie lassen sich nicht unmittelbar bekämpfen, sie kommen und gehen mit ihren tiefern Ursachen, und diesen ist nur mit einer allgemeinen Behandlung beizukommen. Hat sie den gewünschten Erfolg, dann wird man den Geist langsam wieder zur normalen Thätigkeit anregen, indem man zuerst mit der Anleitung zu mechanischen Beschäftigungen beginnt und erst später höhere geistige Thätigkeiten folgen läßt.

Das gerade Gegenteil dieser Behandlungsart ist ein Vorgehen, das sich an die krankhaften Äußerungen des Geistes hält und sie unmittelbar durch Zureden oder womöglich durch Strafen zu beeinflussen sucht. Die psychiatrische Wissenschaft untersagt, wie bekannt, alle Straf- und Zuchtmittel. Man darf hierunter aber nicht nur gröbere Strafmittel verstehen, wie Schläge, Nahrungsentziehung und Einsperrung, nein, auch Vorwürfe, Ermahnungen und Zurechtweisungen sind zwar weniger roh, aber genau so unzulässig. Sie beruhen im Grunde genommen auf derselben Anschauungsweise, die dem Geisteskranken sein Thun zur Last legt, als wäre er ein Gesunder. Es ist gar nicht so leicht, sich von dieser falschen Auffassung freizuhalten. Es genügt z. B. nicht, Angriffe und Beschimpfungen von einem Kranken gelassen hinzunehmen, ohne sie zu erwidern, man hat nicht einmal ein Recht, sich innerlich über ihn zu entrüsten. Ein Kranker, der sich an seinem Arzte oder Pfleger vergreift, braucht

deshalb noch keinen gewaltthätigen Charakter zu haben, rohe und gemeine Worte, die ein Kranker ausstößt, berechtigen nicht, auf eine gemeine Gesinnung zu schließen. Jeder Irrenarzt hat Gelegenheit, zu beobachten, wie feingebildete Frauen von sanfter Gemütsart durch eine geistige Erkrankung zeitweilig so verwandelt werden, daß sie sich wie die rohesten Dirnen benehmen, und wie solche Zustände dann wieder spurlos verschwinden. Nicht selten bleibt den Genesenden eine ziemlich gute Erinnerung ihrer Aufregungszustände, deren Krankhaftigkeit sie jetzt erkennen; wenn sie dann der Vorwürfe gedenken, die ihnen damals gemacht worden sind, so können sie noch nachträglich darüber schwer bekümmert und in ihrer Genesung aufgehalten werden. Es giebt aber auch Kranke, die umgekehrt den Arzt tief beschämen, dadurch, daß sie ihm sein unrichtiges Benehmen vorhalten, mochte es auch nur in einem unangebrachten Lächeln oder in einem ärgerlichen Worte bestanden haben. Andrerseits thun Geisteskranke vieles ganz ohne bewußte Überlegung, ihre Handlungen gehen triebartig vor sich. Zu diesen Handlungen gehören oft auch die Reden der Kranken. Es ist daher ganz verfehlt, hinter ihren Worten immer denselben Sinn anzunehmen, den sie im Munde eines Gesunden haben würden. Ein Beispiel zur Verdeutlichung: es sind Krankheitszustände beobachtet worden, wo die Kranken mit allen Zeichen einer großen Angst behaftet waren; sie klagten jammernd über Angst, liefen unruhig umher, zitterten und bebten. Dabei hatten sie aber in Wirklichkeit gar keine Angst: es fehlt ihnen trotz aller äußern Zeichen das entsprechende innere Gefühl. Man sieht hieraus, wie vorsichtig man in der Beurteilung aller seelischen Äußerungen Geisteskranker sein muß.

Das Wohlbefinden der Geisteskranken wird überhaupt weniger durch einzelne unmittelbar auf Heilung lossteuernde Eingriffe befördert, als vielmehr durch den Geist, der die ganze Pflege erfüllt. Diesen Geist rechter Krankenpflege kann nur der Arzt verbreiten. Ich denke nicht gering von der aus wahrer Frömmigkeit fließenden barmherzigen Liebe, aber ich meine, daß sie am Kranken nur wirksam werden kann, wenn ihr Sachkunde die richtigen Wege weist. Mit einer Frömmigkeit, die sich in religiösen Betrachtungen ergeht, kann man sich leicht am Kranken versündigen, statt ihm zu nützen. Viele Kranke werden durch Gebete und religiöse Gespräche erregt, besonders gewisse Melancholische, die gerade Wahnideen religiösen Inhalts hegen, sich selbst der Sünde zeihen und die Auflegung von Bußen fordern. Es wäre völlig verfehlt, auf ihre Gedanken einzugehen und irgend etwas an ihnen als Selbsteinkehr anzuerkennen; nur dadurch, daß man sie rundweg für Erzeugnisse ihrer Krankheit erklärt, gewährt man den Kranken einige Erleichterung und Beruhigung. Nur die Erkenntnis der in ihrem Wesen so verschiedenartigen Geistesstörungen verleiht dem Arzte die überlegne Sicherheit des Auftretens, die dem Kranken Vertrauen einflößt und ihm wohlthut. Der Arzt kann zuweilen durch sein bloßes Benehmen ohne viele Worte die Aufregung eines

Kranken beseitigen oder eine drohende Aufregung im Keime ersticken. Wie wenig geeignet mit Geisteskranken zu verkehren ist dagegen der Geistliche, der mit einer vorgefaßten Meinung an sein Amt herantritt! Bei jungen Anstaltsgeistlichen kann man das oft beobachten. Sie müssen ihrer Mißgriffe wegen so lange Vorwürfe anhören, bis sie alle eigenmächtigen Versuche zu unmittelbarer geistiger Einwirkung aufgeben und sich darauf beschränken, das religiöse Bedürfnis der ihnen eigens vom Arzt überwiesenen Pfleglinge zu befriedigen. Ältere, erfahrene Anstaltsgeistliche haben fast immer diesen richtigen Standpunkt gewonnen und wollen von Übergriffen in das Reich des Arztes nichts mehr wissen. Gerade sie wirken segensreich, denn nicht wenige Kranke haben ein ganz normales religiöses Bedürfnis, dem nachzukommen sie kein Arzt verhindern wird, wenn er auch keine Beeinflussung ihres Leidens dadurch erwartet.

Also der Geisteskranke ist dem Irrenarzt ein Gegenstand der Pflege, nicht der Erziehung. Freilich giebt es Geisteskranke, die ebenso erziehungsbedürftig sind wie mancher Gesunde — nicht alle ihre Handlungen sind Ergebnisse der Krankheit —, aber die Kranken werden doch dem Arzte nicht der Erziehung, sondern der Heilung wegen übergeben, die Heilung aber kann durch Erziehungsversuche nicht gefördert, sondern höchstens beeinträchtigt werden. Nur wo das Leiden chronisch geworden ist, wird man innerhalb gewisser Grenzen erzieherisch einwirken können; dazu gehört aber ein Arzt, der seit Jahren mit dem Kranken und seiner Krankheit völlig vertraut ist. Eine Gattung von Kranken, bei denen die Erziehung größere Bedeutung hat, sind allein die Idioten. Es sind das Kranke, die von frühester Jugend an Geistesschwäche leiden. Ein Teil von ihnen ist einer gewissen Ausbildung fähig. Diese braucht nicht in den Händen des Arztes zu liegen, aber sie muß von ihm geleitet und geregelt werden, wenn Unheil verhütet werden soll. Das Gehirn des Idioten, das durch die Erziehung angestrengt wird, ist krankhaft geschwächt und wird ohnehin leicht von mannichfachen gemeinen Geisteskrankheiten befallen.

In noch höherm Grade thut den Epileptischen die verständnisvolle Fürsorge des Arztes not, und gerade diese Kranken werden mit Vorliebe Laien überantwortet. Sehen doch die Geistlichen in dem Epileptischen mit seinen Krampfanfällen und den Zwischenzeiten anscheinend völliger Vernünftigkeit den Typus der Besessenheit und damit den eigentlichsten Gegenstand ihrer Bemühungen. Dem Arzte gilt der Epileptiker auch in den krampffreien Zeiten nicht als geistig normal. Die Abweichungen von der Norm können allerdings sehr verschiednen Grades sein, bei manchen äußern sie sich als leichte Verstimmungen, als Niedergeschlagenheit, als Gereiztheit, als krankhafte Ausgelassenheit, bei andern treten heftigere Erregungen bis zur furchtbarsten Tobsucht auf, wieder andre leiden an stumpfer Benommenheit, und schließlich entwickeln sich auch Bewußtseinstrübungen, die als Wahnideen auftreten. Gerade

der ewige Wechsel des Verhaltens, das Unberechenbare des Wesens macht die Pflege dieser Kranken sehr schwierig. Sie geraten bei der geringsten Veranlassung unter einander oder mit den Wärtern in Streit und verfallen dabei in blinde Wut. Hinterher bereuen sie nicht selten ihren Jähzorn und versprechen Besserung. Damit erwecken sie den Anschein, als ob sie erzieherischer Einwirkung besonders zugänglich wären, doch ist das gerade Gegenteil der Fall. Ermahnungen fruchten bei ihnen gar nichts, zur Unzeit angebracht, rufen sie nur heftige Erregung hervor, und gegen bereits bestehende Erregung sind sie erst recht zwecklos. Der Epileptische vermag sich eben auf keine Weise zu beherrschen, so sehr er sich das auch in ruhigen Zeiten vornimmt, die Erregbarkeit ist eben ein Teil seiner Krankheit. Man erreicht daher beim Epileptischen nur durch freundliches Nachgeben etwas, oft sogar recht viel. Jedenfalls stellt seine Pflege nicht nur an den Arzt, sondern auch an den Wärter ganz besondre Anforderungen.

Die Ausbildung der Wärter ist überhaupt eine der wichtigsten Aufgaben des Anstaltsleiters, geradezu ein Prüfstein seiner Befähigung für die Irrenpflege. Die Wärter sind in dauernderer Berührung mit den Kranken als der Arzt, und das Wohlbefinden der Kranken hängt daher unmittelbar davon ab, wie die Wärter die Pflege handhaben. Für die offenkundigen schweren Geistesstörungen haben sie ja nun bald das richtige Verständnis; wenn aber der Kranke als ein Gemisch von Vernunft und Unvernunft erscheint, wie es bei sehr vielen Geisteskrankheiten und besonders bei der Epilepsie geschieht, dann verfallen sie nur gar zu leicht immer wieder in die laienhafte Auffassung, die in den gegen sie gerichteten Handlungen des Kranken nicht Erzeugnisse seines Leidens, sondern Ausflüsse eines schlechten Charakters sieht. Das ist ja auch ganz begreiflich, wenn man sich vergegenwärtigt, daß der Wärter vielleicht wochenlang ganz kameradschaftlich mit dem Kranken verkehrt und für alle seine Anordnungen volles Verständnis findet, bis plötzlich eine krankhafte Erregung dazwischentritt. Der Wärter hat sich schon fast daran gewöhnt, den Kranken wie einen Gesunden zu behandeln, und kann nun nicht gleich das richtige Verhalten finden. Es fehlt ihm als Laien die theoretische Durchbildung, die auch in den wechselnden Gestaltungen das Bild der Krankheit festhält und das Benehmen darnach einrichtet. Diese tiefere Einsicht muß aber der Irrenarzt haben und darnach seine Untergebnen anleiten.

Die geistlichen Anstalten stehen hinsichtlich der Pfleger entschieden hinter den weltlichen zurück, erfreuen sich doch selbst die Bodelschwinghschen „Brüder" keines guten Rufs mehr, seit die an der Irrenanstalt in Bremen thätigen wegen planmäßiger Mißhandlung der Kranken entlassen worden sind. Dennoch liegt es mir ganz fern, daraus den Schluß zu ziehen, daß sich Mitglieder religiöser Gemeinschaften zur Irrenpflege weniger eigneten, im Gegenteil, ich bin überzeugt, daß sie dazu vortrefflich befähigt sind, ebenso wie zur Kranken-

pflege überhaupt. Aber es giebt neben sehr guten „Brüdern“ und „Schwestern“ sehr schlechte, und das rührt einfach daher, daß der eine unter Anleitung von Ärzten etwas tüchtiges gelernt hat, der andre nicht. Wo die Ordenszucht fortwährend störend in die Ausbildung eingreift, oder Ordenszwecke sie gar verfrüht abbrechen, ist es mit den Kenntnissen meist schlecht bestellt. Treten gar nun noch geistlicher Hochmut und Eigenmächtigkeit an ihre Stelle, dann können die geistlichen Pfleger zu einer Plage der Kranken wie der Ärzte werden. An der Straßburger Universität habe ich vor Jahren ein Lied davon singen hören. So gut auch die sittliche Festigung ist, die die Zugehörigkeit zu einem Orden gewährt, so reicht sie allein doch zur Krankenflege nicht hin, die Hauptsache ist eine gediegne Ausbildung. Lassen nun die geistlichen Pfleger schon, soweit sie der Wartung körperlich Kranker dienen, öfter zu wünschen übrig, so gilt das von den Wärtern der geistlichen Irrenanstalten in noch höherm Grade, da sie hier dem Einfluß des allein sachverständigen Arztes noch mehr entrückt sind als in andern Krankenhäusern. Die Behandlung Geisteskranker will eben gelernt und gelehrt sein. Wärter zu schulen, dazu bedarf es der ganzen Kunst des Arztes, er muß sie durch Wort und Beispiel unterrichten. Nur wer selbst den Kranken immer in der rechten Weise entgegentritt, pflanzt auch den Wärtern den rechten Geist ein. Schilt und ermahnt der Vorgesetzte, so schlägt der Untergebne. Mit den verfehlten Erziehungsversuchen geistlicher Anstaltsleiter hält meist die Verrohung der „Brüder“ gleichen Schritt. An gut geleiteten öffentlichen Anstalten wird der Wärter wegen eines unfreundlichen Wortes getadelt und auf eine andre Abteilung versetzt, auf jede Mißhandlung aber folgt unweigerlich Dienstentlassung. Dabei glaubt der Arzt den sich beschwerenden Kranken meist mehr als den sich verteidigenden Wärtern, wenn auch natürlich nicht bedingungslos, namentlich nicht, soweit es sich um Epileptische handelt, da sie zu oft von der Wahrheit abweichen. Nur wer sich selbst in Zucht hat, kann solche Disziplin aufrecht erhalten. Alle Selbstzucht aber und damit aller Erfolg der Irrenpflege, mag es zu heilen oder Unheilbaren ein erträgliches Dasein zu schaffen gelten, fließt schließlich aus der wissenschaftlichen Vertiefung in das Wesen der Geistesstörung.

Es mag ja sein, daß der Geist wissenschaftlicher Irrenpflege noch nicht in allen öffentlichen Anstalten zur Geltung gekommen ist — hie und da mögen noch ältere Anschauungen bestehen geblieben sein —, aber der endgiltige Sieg ist nicht zweifelhaft. Wenn die Geisteskranken heute nicht mehr als Verbrecher, sondern als Kranke behandelt werden, so haben sie das nur der Entwicklung der psychiatrischen Wissenschaft zu danken, in geistlichen Anstalten gelten sie noch immer als Verworfne. Alle Gedanken, ihr Los zu erleichtern, sind von Irrenärzten ausgegangen. Irrenärzte haben die Strafmittel beseitigt und den Zwang auf das Notwendigste eingeschränkt. Nur wenn der Kranke die Nahrung verweigert oder sich selbst zu beschädigen trachtet, übt man noch einen

milden Zwang auf ihn aus, man thut es aber auch dann nur in einer Form, die den Kranken nicht erniedrigt. Fort aus den Anstalten sind die Zwangsstühle, die Zwangsbetten, die Zwangsjacken, fort die Einzelzellen, in denen der Kranke, sich selbst überlassen, vertierte, fort auch die vergitterten Fenster, die das Irrenhaus zum Gefängnis machen; an die Stelle der frühern Vernachlässigung ist die sorgsamste Pflege im Krankenbett getreten, an die Stelle der gefängnisartigen Einsperrung die Behandlung bei offnen Thüren, und an die Stelle plumper geistiger Bearbeitung die planmäßige Gewöhnung an nutzbringende Beschäftigung, vor allem in ländlichen Kolonien. Das Leben auch des unheilbaren Geisteskranken verfließt nicht mehr in entsetzlicher Öde, auch dies zeigt Lichtblicke, ist menschenwürdiger geworden. Das alles verdankt der Geisteskranke dem Irrenarzte, und es ist daher ein berechtigtes Verlangen des Irrenarztes, wenn er die Pflege der Geisteskranken, der Idioten und der Epileptischen für sich in Anspruch nimmt und dagegen Verwahrung einlegt, daß sie Laien anvertraut wird, die nichts von ihr verstehen und sie obendrein in einem Sinne handhaben, der seiner Anschauung schnurstracks zuwiderläuft.

Nachdem wir so einen Einblick in die wissenschaftliche Irrenpflege gewonnen haben, werden wir die Zustände, die in dem Kloster Mariaberg geherrscht haben, mit besserm Verständnis betrachten. Wir werden in ihnen weniger einen verabscheuungswürdigen Einzelfall sehen, als vielmehr die Beschaffenheit der Laienpsychiatrie überhaupt. Zentrumsblätter freilich suchten die Alexianer nur als verirrte Schafe einer sonst vortrefflichen Herde hinzustellen, und auch ein konservativer Abgeordneter nannte sie eine unrühmliche Ausnahme und wies auf die großen Verdienste hin, die sich die Orden um die Irrenpflege erworben hätten. Dieser Auffassung gegenüber kann nicht nachdrücklich genug betont werden, daß der Geist des Mittelalters, der die Behandlung der Kranken im Kloster Mariaberg kennzeichnet, den andern geistlichen Anstalten im wesentlichen ebenso anhaftet. Es mag sein, daß nicht überall so grobe Ausschreitungen vorkommen, wie es hier geschehen ist. Ob das Verfahren gröber oder feiner ist, hängt von dem Stande der Bildung dessen ab, der es handhabt. Ich halte es aber auch für ungerecht, die Alexianer nun als einen Ausbund der Roheit und Schlechtigkeit hinzustellen, wie es allgemein geschehen ist. Ich kann in ihnen nur ungebildete und nicht gerade zartfühlende Leute sehen, die ohne irgend welche Anleitung — sie hatten nicht einmal einen Mann von höherer Bildung an ihrer Spitze — ihren überaus schwierigen Dienst versahen, und wenn sie eine Reihe mehr oder weniger kräftiger Strafmittel planmäßig anwandten, sich gewiß in dem guten Glauben befanden, ohne sie nicht auskommen zu können. Man muß sich den Beruf des Irrenwärters nicht leicht vorstellen. Er ist fortwährend den Schimpfreden und den thätlichen Angriffen der Kranken ausgesetzt, namentlich die Epileptischen haben oft eine wahre Geriebenheit darin, ihn durch allerhand Hinterlist, Schabernack und falsche Beschuldigungen zu

reizen. Da hat auch ein geschulter Wärter einen schweren Stand, der ungeschulte aber weiß sich gar nicht zu helfen und verliert bald die Geduld. Besonders erschwert wurde den „Brüdern" ihre Stellung durch ihre geringe Zahl; an öffentlichen Anstalten sind für die gleiche Krankenzahl zwei- bis dreimal so viel Wärter thätig.

Es hat also keinen Sinn, auf einzelne Personen einen Stein zu werfen, wo der Fehler an der ganzen Einrichtung liegt. Ganz thöricht aber ist der Vorwurf, den man der Staatsanwaltschaft gemacht hat, daß sie nicht selbst gegen die „Brüder" eingeschritten ist. Brüder sind keine Beamten, wie die Wärter öffentlicher Anstalten, gegen die der Staatsanwalt ohne weiteres vorgehen kann. Gegen die Brüder konnte der Staatsanwalt nur auf Antrag der Geschädigten einschreiten. Will man die Kranken wirksamer schützen, so übergebe man sie nicht Leuten, die man hinterher nicht zur Verantwortung ziehen kann.

Aber wie gesagt: die Hauptsache sind nicht die einzelnen Ausschreitungen, die Hauptsache ist die ganze Einrichtung. Unter den Ärzten ist es öffentliches Geheimnis, daß auch in andern geistlichen Anstalten und nicht nur in solchen, die Geisteskranke beherbergen, die Krankenbehandlung ähnlich gehandhabt wird wie in Mariaberg. Aber was ist mit der bloßen Brandmarkung und Bestrafung der Missethäter geholfen? Fort mit der ganzen Einrichtung, die Laien an die Stelle des Sachverständigen setzt, denn sie wird immer wieder ähnliche Blüten hervortreiben.

Es leuchtet jedermann ein, daß die Ärzte in Mariaberg eine klägliche Rolle gespielt haben. Zwei Ärzte waren abwechselnd ein Stündchen des Tages um die Kranken beschäftigt, im übrigen gingen sie ihrer Privatpraxis nach. Dabei waren ihnen im ganzen nicht weniger als sechshundertsechzig Kranke anvertraut, wofür an öffentlichen Anstalten mindestens vier, gewöhnlich fünf Ärzte ihre ganze Zeit aufwenden. Die beiden Aachener Ärzte sind überdies ihrem Bildungsgange nach nicht als geschulte Psychiater anzusehen, und nach ihren Aussagen vor Gericht erscheinen sie auch nicht als solche, denn wer Geisteskranke „nichtsnutzige Kerle" nennt und gegen ihre Schimpfreden die Zwangsjacke verordnet, ist kein Psychiater. Sie werden sich wohl fast nur um das körperliche Wohlbefinden ihrer Pfleglinge gekümmert haben, während die Behandlung der geistigen Leiden den „Brüdern" überlassen war.

Ganz so schlimm sieht es nun nicht an allen andern geistlichen Anstalten aus, manche verfügen wenigstens über eigne Ärzte, doch besteht auch hier überall das offenkundige Bestreben, diese auf die Heilung der körperlichen Leiden zu beschränken und die Behandlung der Geisteskrankheiten den Geistlichen vorzubehalten. Von einer großen evangelischen Anstalt weiß ich sogar, daß sie noch weniger Gebrauch von der Kunst des Arztes macht, als es das Kloster Mariaberg gethan hat. Jedenfalls lassen sich auch die beiden Anstaltsärzte nicht für

die Mißstände der Klosterverwaltung verantwortlich machen: sie hatten weder den hinreichenden Einfluß, noch ein genügendes Urteil.

Schließlich wenden sich die Vorwürfe noch gegen die kontrollirenden Beamten, aber auch nicht mit viel größerm Recht. Es ist allerdings richtig, daß die Aufsicht sehr viel wirksamer gehandhabt werden kann, aber dazu gehören zunächst wieder Sachverständige, und das sind Kreisphysiker und Regierungsmedizinalräte, bis auf verschwindende Ausnahmen, nicht. Sie können wohl die allgemeinen hygienischen Einrichtungen beurteilen, aber in der eigentlichen Irrenpflege wissen sie nicht Bescheid. Ferner müssen Revisoren auch so gestellt sein, daß sie auf ihre Revisionen die genügende Zeit verwenden können. Die Kreisphysiker aber werden vom Staate so schlecht bezahlt, daß sie ganz auf ihre Praxis angewiesen sind. Ihre Revisionen nehmen daher kaum Stunden in Anspruch, während sich in Wirklichkeit etwas größere Anstalten selbst in ein paar Tagen nicht gründlich revidiren lassen. Man vergleiche nur damit die Revisionen auf andern Gebieten. Ich habe gehört, daß ein Landgerichtspräsident einzelne Amtsrichter öfter fast eine Woche lang revidirte, den Gerichtssitzungen beiwohnte und alle Akten durchsah, um von ihrer Amtsführung ein klares Bild zu gewinnen, und von den gewöhnlichen Revisionen unsers hiesigen Gefängnisses, das sechs bis zwölf Insassen beherbergt, weiß ich, daß sie länger dauern als die mancher großen Irrenanstalt.

Die Kontrolle der Irrenanstalten liegt also in der That im Argen, aber es wäre doch verfehlt, von ihrer Verbesserung alles Heil zu erwarten. Wenn sie auch die gröbsten Mißstände verhindert, so verwandelt sie doch noch lange nicht eine schlechte Einrichtung in eine gute. Die Anstalten, an denen am meisten auszusetzen ist, die Privatanstalten, sie mögen nun von Laien oder von Ärzten geleitet werden, sind ja einer Aufsicht unterworfen, aber die öffentlichen größtenteils nicht. In Preußen ist das Irrenwesen den Provinzen übertragen, und von ihnen haben einige mit den Regierungsmedizinalräten ein Abkommen getroffen, wonach diese ihre Anstalten revidiren, andre lassen gar keine Kontrolle ausüben. Der Grund dafür ist leicht ersichtlich. Die Provinzialverwaltungen haben nicht immer Verständnis für das, was ihren Schutzbefohlnen frommt, sie sehen in ihren Irren weniger Kranke als Arme und scheuen jede Ausgabe. Sie wünschen daher keinen Sachverständigen an der Spitze ihres Irrenwesens, der ihnen mit seinem Rat in den Ohren liegen könnte, und erst recht unwillkommen wäre es ihnen, wenn ein Regierungsbeamter einen Druck auf sie ausübte.

Hiermit haben wir auch den Schlüssel dazu, weshalb Anstalten, die so wenig auf der Höhe stehen wie die Alexianerklöster, von den Provinzen zur Unterbringung ihrer Kranken benutzt werden können. Man muß nicht etwa glauben, die Verwaltung der Rheinprovinz hätte um den minderwertigen Zustand des Klosters Mariaberg nicht gewußt, ganz gewiß war sie davon unter-

richtet, aber seit durch das preußische Gesetz vom 11. Juli 1891 die öffentliche Fürsorge auf alle hilfsbedürftigen Geisteskranken, Epileptiker und Idioten ausgedehnt und den Provinzen hierdurch eine vermehrte Last aufgebürdet worden ist, suchen sie sich dadurch zu helfen, daß sie ihre Kranken zum großen Teil nicht in eignen Anstalten unterbringen, sondern Privatanstalten übergeben. Dieser Weg ist billiger, obgleich die meisten Privatanstalten verdienen wollen, und in der That schon mancher Unternehmer an öffentlichen Kranken wohlhabend geworden ist. Wie das möglich ist? Nun, die Einrichtung ist eben darnach: weniger Ärzte, weniger Wärter, geringere Löhnung, weniger Raum und schlechteres Essen. Hierzu kommt noch, daß manche Privatanstalten die Arbeitskraft der ihnen übergebnen Kranken stärker ausnutzen, nicht immer zu deren Vorteil. Beim Fortgeben arbeitsfähiger Kranken täuschen sich übrigens die Provinzen in ihren Berechnungen, da gerade sie den Durchschnitt der Verpflegungskosten nicht unwesentlich herabsetzen würden.

Die Provinzen züchten gegenwärtig Privatanstalten groß, darunter viele von sehr zweifelhaftem Wert, und behandeln sie wie rohe Eier. Das Zeugnis, das der Landesrat Brandts im Aachener Prozeß abgab, ist hierfür ein beschämender Beweis. Die Provinz, so sagte er aus, legte den Alexianern die Bestimmungen zur Annahme vor, nach denen die Regierung die Thätigkeit der Ärzte geregelt wissen wollte, und obwohl es die „Brüder" ablehnten, sich diesen Bestimmungen zu unterwerfen, überließ die Provinz dennoch ihre Kranken dem Kloster zur weitern Verpflegung. Aber damit noch nicht genug, die Provinz wünschte einige ihrer Kranken entlassen zu sehen, und darauf verbat sich der Obere des Klosters jede Einmischung. Auch das ließ sich die Provinz bieten, die nach dem Gesetz unumschränkte Gewalt über ihre Kranken hat!

In manchen Provinzen sind die Privatanstalten mit Hilfe der Provinzialverwaltungen wie die Pilze aufgeschossen, sodaß eine gründliche Aufsicht gar nicht mehr möglich ist, in andern haben einzelne eine solche Ausdehnung erlangt — sie enthalten bis zu sechshundert Kranken —, daß auch hier die Vertrauensseligkeit der Provinzen mehr als leichtfertig erscheinen muß. Eine Mitschuld trägt aber überall die Regierung, denn sie ist es, die alle Konzessionen erteilt. Die Personen, denen man die Kranken übergiebt, sind zum Teil Ärzte, zum Teil Geistliche und geistliche Orden, zum Teil einfach Bauern, die mit den Kranken ihre Felder bestellen. Die letzte Art der Verpflegung ist noch gar nicht einmal die schlimmste, denn man darf nicht glauben, daß die ärztlichen Privatanstalten den andern ohne weiteres vorzuziehen wären. Es giebt ja wohl einzelne tadellos geleitete, aber die große Masse ist es nicht. Die leitenden Ärzte sind meist gar keine Psychiater und überdies in erster Linie Geschäftsleute. Wie leicht aber und in welchem Maße die Pflege der Kranken durch das Streben nach Gelderwerb leidet, davon kann sich der Uneingeweihte gar keine Vorstellung machen. Schon durch den Umstand, daß nicht genug

Wärter gehalten und die vorhandnen nicht ausreichend besoldet werden, kann die ganze Anstalt den Kranken zur Hölle werden. Ich habe zu wiederholten malen von Privatanstalten, die sich eines guten Rufs erfreuen, den traurigsten Eindruck gewonnen. Ich denke dabei gar nicht an die mannichfachen gewissenlosen Schröpfungen wohlhabender Kranken, sondern nur an den furchtbar vernachlässigten Zustand, in dem ich manche Kranke antraf. Wenn ihre Pflege Wärtern und Ärzten zu viel wurde, steckten sie sie einfach in ein finstres Loch und überließen sie sich selbst. Wirklich sorgsame Krankenpflege ist teurer als die kostbarsten Arzneien, deshalb ist sie in Privatanstalten fast nirgends zu finden. Meine eignen Erfahrungen werden aber von denen andrer völlig in den Schatten gestellt, manche ließen mich in einen wahren Sumpf blicken. Die Revisionen haben selbstverständlich nie etwas ergeben, da sich die Revisoren stets gründlich hinters Licht führen ließen. Auch darüber haben mir Eingeweihte manches berichtet.

Eine von wirklich Sachverständigen, z. B. frühern Direktoren öffentlicher Anstalten, ständig ausgeübte Kontrolle könnte gewiß viele Übelstände beseitigen oder wenigstens einschränken; um aber völlig aus diesem ungeheuern Pfuhle herauszukommen, dazu bedarf es, glaube ich, noch ganz anders einschneidender Maßnahmen. Es wäre nicht nötig, die Privatanstalten vollständig aufzuheben, das Verbot, irgend einen Geisteskranken wider seinen Willen in ihnen zurückzuhalten, würde genügen, den meisten den Todesstoß zu versetzen. Ich vertrete in der That die Ansicht, daß da, wo die Freiheitsentziehung zum Heile des Kranken und der Gesellschaft notwendig ist, der Staat die Verantwortung nur erprobten Beamten auferlegen darf. Giebt er doch seine Strafgefangnen nie einem Privaten in Gewahrsam, sondern wacht selbst darüber, daß sie ihrer Freiheit nicht über Gebühr verlustig gehen und während ihrer Haft angemessen behandelt werden. Sollten seine Kranken nicht die gleiche Sorgfalt verdienen?

Wenn man aber vor einem so weit gehenden Verbote zurückscheut, so würden auch folgende Bestimmungen noch hinreichen, die Privatanstalten ganz bedeutend einzuschränken. Zunächst wären nur Ärzte, die eine genügende fachwissenschaftliche Vorbildung nachweisen, als Anstaltsleiter zuzulassen. Diese müßten nicht nur für die Krankenbehandlung, sondern auch für die ganze Verwaltung verantwortlich sein. Nur wenn der Arzt einen bestimmenden Einfluß auf alle Zweige der Anstaltsverwaltung hat, ist eine wirkliche Fürsorge für die Kranken möglich. Ebenso entschieden aber wäre darauf zu dringen, daß die Provinzen ihre Kranken nur in eignen Anstalten verpflegen. Der Entwurf des Gesetzes vom 11. Juli 1891 bestimmte schon die Unterbringung in eignen Anstalten, aber Zentrum und Konservative machten daraus: in geeigneten Anstalten. Sie tragen also mit an der Verantwortung sowohl für die Mißhandlungen in Mariaberg, als auch für den Handel, der mit Geisteskranken getrieben wird.

Werden diese Forderungen erfüllt, dann sind die Privatanstalten so eingeengt, daß sie sich recht gut kontrolliren lassen, die öffentlichen Anstalten gewähren aber überhaupt eine viel größere Sicherheit. Ihre Ärzte sind geschulte Beamte und kommen zur Leitung erst, nachdem sie jahrelang womöglich an verschiednen Anstalten erprobt worden sind. Außerdem ist ihnen ihr Amt keine Quelle der Bereicherung. Trotzdem ist es aus mehreren Gründen dringend erwünscht, daß auch die öffentlichen Anstalten einer staatlichen Kontrolle unterworfen werden. Die preußische Staatsregierung mischt sich freilich nicht gern in die Angelegenheiten der Provinzen und hat ihnen daher im Irrenwesen freie Hand gelassen. Bei seiner großen öffentlichen Bedeutung aber muß die Regierung ein Auge darauf behalten. Ganz abgesehen von dem Gefühle der Sicherheit, das eine staatliche Kontrolle im Volke verbreiten würde, schüfe sie auch eine Verbindung zwischen den Anstaltsärzten und der Regierung, die auf die ganze Weiterentwicklung der Irrenpflege nur segensreich einwirken könnte. Der Rat der Sachverständigen würde zum Wohle der Kranken größern Einfluß erlangen.

Nachschrift. Noch hatte ich diesen Aufsatz nicht beendet, als die Anstalt, an der ich thätig bin, ganz unvermutet von zwei Herren überfallen wurde, einem Oberregierungsrat und dem Medizinalrat des Regierungsbezirks, die im unmittelbaren Auftrage des Ministers unter Umgehung des Landeshauptmanns eine zweitägige Revision vornahmen. Es liegt mir ganz fern, den Herren etwas übles nachzusagen, sie gaben sich alle Mühe, gründlich vorzugehen, und wir Ärzte suchten ihnen ihre Aufgabe zu erleichtern, indem wir sie auf alles aufmerksam machten. Aber eine eigentlich wirksame Revision war es doch nicht: es fehlte eben der Sachverständige, der nun einmal allein den Dingen auf den Grund gehen kann. Da es scheint, daß jetzt alle öffentlichen Anstalten in derselben Weise durch die nächste Regierung einer außerordentlichen Revision unterzogen werden sollen, so wäre die Regierung doch vielleicht darauf aufmerksam zu machen, daß sich ein Überblick nur gewinnen läßt, wenn eine geringere Zahl von Beamten mit den gesamten Revisionen betraut wird. Übrigens ist doch ein Regierungsmedizinalrat kein schicklicher Revisor für den Direktor einer öffentlichen Irrenanstalt. Was würden wohl die Staatsanwälte, diese juristischen Spezialisten, dazu sagen, wenn sie von Richtern gleichen Ranges revidirt werden sollten? Nun, ein Anfang ist ja gemacht, hoffentlich wird sich etwas brauchbares daraus entwickeln.

Konrad Fiedler

Ein Lebensbild von Hans Marbach

Ein treuer Freund tot! nichts auf Erden sonst,
Was eines festgesinnten Mannes Fassung
So ganz verwandeln kann.

Porzia im Kaufmann von Venedig

Sein Lebensbild will ich entwerfen, noch unter dem betäubenden, fassungraubenden Eindruck des Todes, der jäh, gewaltsam, schrecklich das blühendste Leben vernichtet hat, das geliebte Leben selbst, von dem diese Zeilen ein Bild geben sollen, ein Schattenbild nur, einen schwachen Ausdruck oder Wiederhall der Erinnerung, die in vielen trauernden Herzen noch lange fortleben wird.

Unser naturwissenschaftliches Zeitalter hat die Erkenntnis bis in die weitesten Kreise des Volkes verbreitet, daß es in der Natur keinen Zufall, kein Wunder giebt. Alles bewegt sich, entsteht und vergeht nach ewigen, unwandelbaren Gesetzen. Wir fürchten nicht, daß die Sonne eines Tages nicht aufgehen werde, oder daß der Mond und die Sterne plötzlich erlöschen oder aus ihren Bahnen weichen könnten, und wenn es auch geschähe, so würden wir doch annehmen, daß es aus bestimmten, gesetzmäßigen, d. h. im Einklang und Zusammenhange mit allen übrigen Naturvorgängen stehenden Ursachen geschehe, und daß der menschliche Geist imstande sei, wenn auch erst nach langem Mühen und Forschen, diesen ursächlichen Zusammenhang zu begreifen, d. h. ihn mit dem ihm schon bekannten und nach seinen Ursachen und Wirkungen erforschten wieder in Verbindung zu setzen. An Willkür, Zufall, Unbegreiflichkeit würden wir unter allen Umständen nicht glauben. So geht es in der natürlichen Welt zu, in der uns demzufolge alles weise eingerichtet erscheint.

Aber in der sittlichen Welt, in der der menschliche Wille und die menschliche Vernunft das Szepter führen sollen und wollen, in der es sich um unser Wohl und Wehe, um die niedern und hohen Zwecke des menschlichen Daseins handelt, da kreuzt plötzlich etwas ganz unvorhergesehenes und unvorhersehbares den Weg, den uns die Vernunft gehen heißt, zerstört alle Pläne und Erwartungen, richtet uns selbst und unser Werk zu Grunde. Wenn auch

jedes, auch das sittliche Ereignis, als äußeres, natürliches Geschehen in das Netz des Zusammenhangs aller Dinge verflochten und somit auch in dieser einen Hinsicht ein Werk der Notwendigkeit, nicht des Zufalls ist, so greift doch gerade diese Notwendigkeit, die Natur selbst, in den innern Zusammenhang, in das wohlgeordnete Ganze der Sittenwelt ein, scheinbar ohne allen Zusammenhang, unbegreiflich, wie ein tückischer, täppischer Zufall, unsern unfehlbarsten Berechnungen, unsrer auf die höchsten Ziele gerichteten Thätigkeit hohnsprechend. Wir stehen plötzlich vor etwas unfaßbarem, jeden Widerstand vernichtendem, vor einem blindwaltenden, unerbittlichen Schicksal. Wohl uns, wenn wir uns diesem Furchtbaren gegenüber zu fassen vermögen und noch die Kraft in uns haben, uns auf jene Arche zu retten, an der der Menschengeist seit so vielen Jahrtausenden baut, seitdem wir auf dieses Klippeneiland des irdischen Daseins geworfen sind, jeden Augenblick gewärtig, daß uns die rings um uns tosende Flut wieder zurückreißt und verschlingt. Wohl uns, wenn wir die Gewißheit in uns tragen, daß auch das Furchtbarste, was uns treffen kann und getroffen hat, kein Zufall ist.

Dann werden wir auch den Mut finden, unsern Blick wieder abzuwenden von dem Schrecklichen, das ihn bannte und wieder zu verweilen bei den freundlichern Bildern unsrer Erinnerungen, bei dem Guten, das uns begegnet ist, bei dem, was wir begriffen, mitempfunden, geliebt haben. Wir werden den Mut finden, noch unter dem Eindruck des erbarmungslosen Waltens des Todes vom Leben zu sprechen.

Im Jahre 1864 lernte ich Konrad Fiedler in Berlin kennen. Ein gemeinschaftlicher Freund von ihm und mir, der mich gastlich beherbergte, führte mich gleich am Abend des Tages meiner Ankunft bei ihm ein, zu einem fröhlichen Zusammensein mit noch einigen andern Freunden, wie es allwöchentlich in der Wohnung eines von ihnen stattfand. So wurde mir Fiedler gleich von der Seite bekannt, die man am leichtesten zu schätzen geneigt ist, selbst bei denen, die sich der Pflichten des Wirts nicht in so anmutiger und vollkommner Weise zu entledigen imstande sind, als es durch ihn geschah. Es war ein sehr lustiger Abend. Der kleine Kreis, der sich hier zusammengefunden hatte, bestand aus lauter jungen Männern in gleichem Alter, Studenten in höhern Semestern, und man konnte sie nicht nur in jeder Beziehung hoffnungsvoll nennen — das ist ja die Jugend mehr oder weniger immer —, sie gehörten auch zu der geringen Zahl der Auserwählten, die mit dem, was sie schon in der Gegenwart haben, recht zufrieden sein können, junge Leute, die, wie man sich damals studentisch ausdrückte, sehr vorsichtig in der Wahl ihrer Väter gewesen waren und sich demgemäß in der Lage befanden, die Freuden der Jugend im reichsten Maße zu genießen. Dazu auch alle von der Natur körperlich und geistig wohl ausgestattet und durch eigne Vernunft und Erziehung so geschult, daß sie auch ihren Genüssen die nötigen Schranken zu

setzen wußten und die ernstern Ziele, die sie verfolgten, nie aus den Augen ließen.

Der am meisten mit Glücksgütern gesegnete in diesem erlesenen Kreise war damals Konrad Fiedler. Er hatte, was ja ein seltener Fall ist, schon als zweiundzwanzigjähriger Student die freie Verfügung über ein bedeutendes Vermögen, das bald noch durch eine Erbschaft, die ihm von einem Oheim zufiel, vermehrt wurde, sodaß seine Freunde von wahren Unsummen fabelten, die ihm zu Gebote stünden. Mancher von ihnen hätte wohl auch schon damals, wenn er sonst gewollt hätte, erzählen können, einen wie edeln Gebrauch Fiedler von seinem Gelde machte.

Von diesem Abend an durfte auch ich mich als ein Mitglied des engern Freundeskreises betrachten, und besonders schloß ich mich an Fiedler an, dem ich äußerlich in manchen Beziehungen, schon dadurch, daß wir beide unsre Familien in Leipzig hatten, näher stand als den andern.

Vor allem aber fühlte ich mich durch gleiche Geistesrichtung mit ihm verbunden. Ich war zwar nur Philosoph, d. h. ich hatte — obwohl ich mich schon, wie Faust, Doktor und „Magister gar" nennen durfte — eigentlich nichts rechtes gelernt, während er, als dicht vor dem Examen stehend, mit Eifer das juristische Studium betrieb. Aber er war durchaus nicht, wie es viele Juristen schon als Studenten sind, einseitig und wissenschaftlich exklusiv, sondern nahm aufs lebhafteste teil an allen höhern Lebensinteressen. Er hatte eine ausgezeichnete Erziehung erhalten und zugleich eine seltne Weltbildung in dem gastfreien Hause seiner Mutter, das besonders während ihres allsommerlichen Landaufenthalts auf ihrem Rittergute Crostewitz bei Leipzig eine mächtig anziehende, von nah und fern mit Freuden aufgesuchte Stätte der auserwähltesten Geselligkeit war. Als Erbteil einer edeln Mutter hat Fiedler diese Freude am Verkehr mit Menschen, diese Gastlichkeit sein ganzes Leben über bewahrt; sie bildete die Grundlagen seines großen, segensreichen Wirkens. Denn er hatte zugleich die seltnen Eigenschaften, die dazu gehören, im Verkehr mit den Menschen durch die getroffne Auswahl und den Einfluß, den man in dem erwählten Kreise ausübt, nicht nur den höchsten Genuß zu finden, sondern auch den höchsten Nutzen aus ihm zu ziehen.

Vor allem kam ihm dabei sein wunderbares Temperament zu statten. Mit dem heitersten, sonnigsten Gemüt verband er einen für seine Jahre ungewöhnlichen Ernst, der vielleicht die Folge des frühen Verlustes seines geliebten Vaters war. Ich habe Fiedler nie ausgelassen, aber auch nie — mit Ausnahme eines einzigen Falles — niedergeschlagen gesehen. Selbst schmerzhafte, anhaltende Körperleiden ertrug er mit bewunderungswürdiger Geduld und guter Laune, und ich wüßte nichts, was imstande gewesen wäre, ihn von der Beschäftigung mit geistigen Interessen und von dem Gedankenaustausch über solche zurückzuhalten.

Die erste Periode unsrer Freundschaft, wie ich mein Verhältnis zu ihm schon damals nennen durfte, dauerte nicht lange. Schon nach ungefähr zwei Monaten verließ ich Berlin, um nach kurzem Aufenthalt in Leipzig wieder auf Reisen zu gehen. Als ich nach Ablauf eines Jahres nach Leipzig zurückkehrte, fand ich Fiedler dort vor. Er hatte inzwischen sein erstes juristisches Examen bestanden, war zum Doctor u. j. promovirt worden und schickte sich eben an, in das Büreau eines Rechtsanwalts einzutreten, um die juristische Praxis kennen zu lernen. Ich erinnere mich nicht, ob er dabei die bestimmte Absicht hatte, später eine juristische Laufbahn einzuschlagen. Ins Auge gefaßt hatten er und seine Familie diese Berufswahl jedenfalls, und Fiedler hatte sich, in dem strengen Pflichtgefühl, das ihm eigen war, mit Eifer und Fleiß der Vorbereitung für diese Lebensaufgabe gewidmet, aber wohl ohne schon fest entschlossen zu sein, sie ernstlich zu ergreifen. Nur wollte er, nachdem er geprüft worden war, selbst erst prüfen, wie weit ihm die Laufbahn zusagen würde.

Ich brachte dem Freunde, den ich alsbald nach meiner Rückkehr aufsuchte, von meinem Ausfluge drei Neuigkeiten mit, zwei litterarische und eine, die ich nicht gleich rubriziren kann. Die litterarischen Neuigkeiten, d. h. Neuigkeiten für ihn, waren die Dichtungen Alfred de Mussets und die Philosophie Arthur Schopenhauers. Mussets Name war natürlich in Deutschland bekannt, dafür hatte schon die Heinische Muse gesorgt, die den Dichter als „der Alfred de Musset der Gassenbub" bei uns eingeführt hatte, eine poetische Licenz, die der berühmte Satiriker dadurch wieder gutmachte, daß er in seiner Abhandlung über die französische Litteratur den Gassenbuben als den größten lebenden Dichter der Franzosen bezeichnete. Das hinderte aber nicht, daß die Werke Mussets noch sehr wenig gekannt und, meines Wissens, öffentlich noch gar nicht besprochen worden waren. Die Philosophie Schopenhauers fing zu dieser Zeit auch erst an, über den Kreis einer kleinen Gemeinde hinaus Beachtung zu finden. Diese beiden ihm neuen litterarischen Erscheinungen, die unnachahmliche und noch nie dagewesene Leichtigkeit, Klarheit und Anmut, mit der beide, der Dichter wie der Philosoph, die tiefsten und schwierigsten Probleme des menschlichen Denkens behandelt hatten, waren dazu angethan, den Freund ganz anders zu interessiren als seine dermalige juristische Praxis. Er geriet in einen wahren Enthusiasmus, und die unter diesem Einfluß angestellten Erwägungen mochten ihn endgiltig bestimmen, nicht in die Verfolgung einer juristischen Laufbahn seinen Lebenszweck zu setzen, sondern sich ganz dem Studium der Philosophie und der Beschäftigung mit der Kunst, die ihn beide schon längst mächtig angezogen hatten, zu widmen und sich einen dem entsprechenden Wirkungskreis zu schaffen. Nach Absolvirung seines „praktischen Jahres" ging er an die Ausführung dieses Vornehmens und begab sich, um mit dem Lesen zugleich das Sehen zu verbinden, auf Reisen, zunächst nach

Paris. Denn die dritte Neuigkeit, die ich ihm mitgebracht hatte, war die Schilderung des Eindrucks gewesen, den Paris auf mich gemacht hatte, das er noch nicht kannte. Und so lockte es ihn vor allem dorthin, um zunächst an der vornehmsten modernen Kulturstätte einen längern Aufenthalt zu nehmen. Spätere Reisen führten ihn auch zu den Kulturstätten des Altertums, namentlich zu denen, die sich um das Mittelmeer gruppiren, nach Spanien, Ägypten, Syrien, Palästina. Dauernder verweilte er verschiednemal in Italien, erst in Rom, später in Florenz.

In den Jahren 1868 bis 1872 hatte ich noch einmal das Glück, längere Zeit mit ihm zusammen im vertrautesten persönlichen Verkehr in Berlin zu leben. Es hatte sich wieder ein kleiner Freundeskreis gebildet, der aber doch noch durch wichtigere und klarer erkannte Ziele verbunden war, als der noch jugendlichere und harmlosere Kreis, in dem ich ihn kennen gelernt hatte.

Nach seiner Verheiratung im Jahre 1875 ließ sich Fiedler zunächst in Berlin nieder und siedelte dann dauernd nach München über, der Heimat seiner Gattin.

Diese kurzen Angaben über den äußern Lebensgang Fiedlers und über meine persönlichen Beziehungen zu ihm mögen genügen. Ich will mich nun zu der Hauptaufgabe wenden, die ich mir gestellt habe: ein, wenn auch nur unvollkommnes, so doch möglichst getreues Abbild des Wesens und Wirkens eines der edelsten, begabtesten Menschen zu geben.

Seine Reisen, besonders sein erster längerer Aufenthalt in Rom hatten Fiedler in persönliche Berührung mit einigen jungen Künstlern gebracht, die er in den schwierigen Anfängen ihrer Laufbahn ermutigte und unterstützte. Diese Entwicklung vom Kunstfreunde zum Künstlerfreunde, die eine ihn immer mehr in Anspruch nehmende, aber mit steter Freudigkeit und aufopfernder Liebe von ihm erfüllte Lebensaufgabe für ihn wurde, hat ihm mit Recht den Ruf eines Beschützers von Kunst und Künstlern, den Namen eines Mäcen eingetragen.

Ein kurz nach seinem Tode in der Frankfurter Zeitung erschienener Aufsatz von Wilhelm Porte hat ihn in dieser Eigenschaft, sowie auch als Kunstschriftsteller so vortrefflich charakterisirt und gewürdigt, daß ich eigentlich nichts besseres thun könnte, als diese meisterhafte Skizze hier wiederzugeben. Doch möchte ich, selbst auf die Gefahr hin, mit andern Worten manches schon in jenem Aufsatz enthaltene zu wiederholen, meine eigne Auffassung darlegen. Es läßt sich ja auch noch viel zur Ergänzung und Erläuterung jener kurz gefaßten Charakteristik hinzufügen.

Alle Schwächen, die dem landläufigen Mäcenatentum anzuhaften pflegen, waren der Art, wie sich Fiedler dieser Aufgabe unterzog, fremd. Sein Verhältnis zum Künstler war nicht das des Dilettanten, der den Umgang mit Künstlern sucht und sich etwas kosten läßt, um sich selbst als Künstler zu fühlen. Es war auch nicht das Verhältnis des reichen Genußmenschen, für

den die Beschäftigung mit der Kunst nichts weiter ist als eine Unterhaltung und Zerstreuung in müßigen Stunden, und der in dem Künstler selbst, der ihm dieses Vergnügen verschafft, eben auch nur einen von den vielen sieht, die für seine Bequemlichkeit und Annehmlichkeit arbeiten, nur daß er diesem die Ehre erweist, ihn von Zeit zu Zeit an seine Tafel zu ziehen, mehr um mit seiner eignen Liberalität zu prunken, als um dem Künstler ein Vergnügen zu machen. Fiedlers Verhältnis zu denen, die er förderte, war nicht — aber wie viel könnte man noch sagen, was es nicht war. Ich habe ja hier keine Anklageschrift zu schreiben; also genüge es, zu sagen, daß sich in dieses Verhältnis kein egoistisches Motiv, keine unlautere Nebenabsicht mischte. Um es auf die kürzeste Formel zu bringen: er war der Freund derer, die er als Künstler beschützte.

Was das zu bedeuten hat, darüber wird man sich klar werden, wenn man bedenkt, in welcher unsichern Lage sich der Künstler der Welt gegenüber befindet.

Wer sich der Kunst widmet, der scheidet gewissermaßen aus der bürgerlichen Gesellschaft aus, weil er sich der Hauptverpflichtung entzieht, die diese ihren Mitgliedern auferlegt: in erster Linie darauf bedacht zu sein, für ihren und ihrer Angehörigen Lebensunterhalt zu sorgen, oder, wenn das nicht nötig ist, doch überhaupt etwas nützliches zu thun, um ihren Platz am Lebenstische zu verdienen. Es heißt nun zwar: die Kunst geht nach Brot, aber dieses Brot ist nicht ein im eigentlichen Sinne verdientes, sondern, um es kurz und deutlich zu sagen, ein Bettelbrot. Eine harte Wahrheit, die auch in dem Sprichwort ihre Ausprägung erhalten hat: Kunst braucht Gunst. Soviel auch der Künstler arbeiten, ja soviel Erfolge er auch erringen mag, immer ist das, was er hervorbringt, nichts im eigentlichen Sinne nützliches, sondern ein völlig entbehrliches, ein Luxus, und er hat daher keinen strikten Anspruch auf ein Entgelt für seine Leistungen, er ist auf das angewiesen, was ihm die Großmut oder — die Filzigkeit derer, die an seinen Werken Gefallen finden, dafür zuzuwenden beliebt, auf ein Honorar, das eben — und leider oft genug nicht nur im eigentlichen, tiefern Sinne, sondern auch nach der allgemein angenommnen Bedeutung des Wortes — ein Bettellohn ist. Dieser nicht wegzuleugnende und nicht zu beseitigende Umstand ist es, der der Künstlerwelt, die sich im Gegensatz zur bürgerlichen Gesellschaft gebildet hat, der Bohême, ihren Stempel aufdrückt. Es ist eine Welt für sich, eine Welt der Geächteten und Gemiednen. Geächtet, denn man verachtet sie wegen ihrer offenbaren Vernachlässigung einer anerkannten Hauptpflicht; gemieden, weil jeder, der mit ihr in allzu nahe Berührung kommt, die nicht unbegründete Sorge hegen muß, früher oder später doch einmal finanziell von ihr in Mitleidenschaft gezogen zu werden. Daß dieses Geächtet- und Gemiedensein von jedem Insassen dieses Wunderhofs empfunden wird und imstande ist, ihm

manche bittere Stunde zu bereiten, ist ja schon schlimm genug. Schlimmer ist, daß er von diesem Mißtrauen, das andre gegen ihn hegen, oft selbst angesteckt wird. Denn der Leichtsinn und der „Künstlerstolz," die er dem allgemeinen „Vorurteil" entgegenstellt, sind in der Regel nur Maske. Im Innersten muß er den Leuten Recht geben und sich immer sagen, daß er doch einen verzweifelt gefährlichen Weg geht, selbst wenn das, was er sein Talent nennt, das, was ihn zu dem gewagten Schritt bewogen hat, nicht ein Hirngespinst sein sollte. Und wirklich, kann er es denn wissen, ob er Talent hat, ehe er noch das geleistet hat, was trotz alles Talents doch nur der angestrengteste Fleiß in Verbindung mit noch allen möglichen Umständen zu leisten imstande ist? Kann er es denn wissen, selbst wenn er endlich etwas geleistet hat, was er für gut halten muß auch bei der strengsten Selbstprüfung, solange es noch andre nicht für gut halten? Er weiß ja von so vielen seiner Kollegen, die sich einbilden, oder wenigstens andern die Einbildung beibringen möchten, daß sie Meister seien, während sie doch offenbar nur Stümper sind. Also Anerkennung, Erfolg! Und solange diese fehlen, das niederdrückende Bewußtsein, daß alles, was er auch leisten mag, nicht den Wert einer Stecknadel hat, und daß er selbst in den Augen der Welt und in seinen eignen nicht viel besseres ist als ein elender Hungerleider und Tagedieb.

Ja giebt es nicht sogar solche, denen selbst der Erfolg, der Beifall, den sie bei andern finden, nicht über diesen Zweifel am eignen Talent hinweghelfen kann? Nun, sie gehen wenigstens nicht an äußerm Mangel zu Grunde, wie die armen Erfolglosen, die Verkannten, wie man sie spöttisch nennt. Aber die Welt hat kein Mitleid mit ihnen. Warum setzen sie sich leichtsinnig der Gefahr aus? Wer zwingt sie dazu? Niemand. Aber wenn keiner den Mut oder den Leichtsinn hätte, sich in diese Gefahr zu begeben, so hätte die Menschheit auch keine Kunst, nicht einmal einen Dilettantismus, denn dieser ist ja nur ein Schmarotzergewächs, das seine Nahrung aus dem großen saftstrotzenden Baume der Kunst zieht. Die Errungenschaften der Kultur kosten Menschenopfer so gut wie die Kriege mit den Waffen. Ehrt nicht nur die Überlebenden, beklagt auch die Gefallenen!

Man kann sich wohl vorstellen, was es für einen solchen Ausgestoßenen, der sich in dem heißen Kampf ums Dasein abarbeitet, bedeutet, einen zu finden, der sich seine Not zu Herzen nimmt, nicht nur die äußere, sondern auch die innere Not, der erkennt, was er will, ihn ermutigt, sein Selbstvertrauen befestigt, seine Bestrebungen nach allen Richtungen hin fördert, mit einem Worte: einen Freund.

Fiedlers tiefes Verständnis für die Individualität des Menschen, diese höchste ihm angeborne Begabung, sie war es, durch die er vor allem in seinem Verkehr mit Künstlern eine so segensreiche Wirkung ausübte. Denn in der Individualität wurzelt ja das Schaffen des Künstlers. Jeder Maler malt

sich selbst, sagt Michelangelo. Dieses sein geistiges Ich, das das Ideal in sich trägt, diese ihm angeborne Harmonie, oder den Sinn für die Harmonie, die in der Welt liegt und von denen nicht wahrgenommen wird, deren Ohr nur für Nebengeräusche empfänglich ist, diese völlige Hingebung an die Natur, für die allein die Welt der Erscheinungen kein Chaos, kein Rätsel ist, mit einem Worte, diese seine Weltauffassung zum entsprechenden Ausdruck zu bringen, ist vor allem das, was dem Künstler obliegt. Dadurch allein ist er etwas für die Menschheit, bereichert er sie um etwas, das überflüssig sein mag, aber der köstlichste, edelste Luxus ist, den die Kulturarbeit hervorbringt. In dieser Individualität sah sich der Glückliche, der Fiedler begegnete, begriffen und gewürdigt.

So bestand denn auch der Nutzen, den er seinen Künstlerfreunden brachte, in erster Linie wesentlich in einer innerlichen Förderung. In dem erwähnten Aufsatz von Wilhelm Porte heißt es ganz richtig: „Es kam ihm nicht in den Sinn, die Künstler, mit denen er in Verbindung stand, irgendwie beeinflussen zu wollen; daß sie sich im geringsten nach ihm zu richten hätten, nach seinen Wünschen, Neigungen, Ansichten, das war in diesen Verhältnissen durchaus ausgeschlossen. Er war überzeugt, daß dem Mäcen ganz und gar die Rolle des Empfangenden zukomme, daß er einzig die Künstler in die Möglichkeit zu versetzen habe, so zu arbeiten, wie es ihnen selbst am tauglichsten erschien!" Fiedler war weniger ein beratender als ein erratender Freund. Aber desto größer war sein ungesuchter Einfluß auf das Schaffen seiner Freunde. „Ein solcher ungesuchter Einfluß, sagt Goethe, entspringt aus der Fähigkeit, das Talent zu lieben, es zu begreifen, sich selbst zu entzünden beim Anblick der Eindrücke, die es hervorbringt. Diejenigen, die wissen, wie der Gedanke sich vergrößert und befruchtet, indem wir ihn vor einer andern Intelligenz entwickeln, daß die Hälfte der Beredsamkeit in den Augen derer ist, die euch zuhören, daß der zur Ausführung nötige Mut aus dem Anteil geschöpft werden muß, den das Unternehmen in andern erweckt," diese, fügen wir hinzu, werden auch begreifen, welchen großen, segensreichen Einfluß Fiedler auf das künstlerische Schaffen seiner Freunde haben mußte. Es war seine Liebe zur Kunst, die ihn dazu befähigte; diese selbstlose Hingebung an eine Sache, die alles Große im Menschen hervorbringt. Und er liebte die Kunst, wie er die Natur liebte, mit derselben scheuen Ehrfurcht vor ihren Werken, ohne je auf die vermessene Idee zu kommen, da eingreifen und vorgreifen zu wollen. Er ehrte den künstlerischen Genius als die höchste Gabe, die der Mensch von Gott empfangen hat, freute sich seines Schaffens, ohne den Ehrgeiz oder die Eitelkeit zu haben, anders dabei thätig zu sein, als es ihm seine eigne Begabung und seine Mittel erlaubten. Es war in ihm nicht eine Spur von Dilettantismus, deshalb stand er dem künstlerischen Schaffen und den schaffenden Persönlichkeiten so durchaus neidlos, so objektiv gegenüber.

Daß er im mündlichen Verkehr mit Künstlern oft in der Lage war, seine Ansichten über Kunst und Kunstschaffen im allgemeinen auszusprechen und so dem, der hören wollte, für das eigne Denken und Schaffen Fingerzeige zu geben, versteht sich ja von selbst. Und er zögerte auch nicht, wenn er gefragt wurde, sein Urteil über Ansichten und Leistungen seiner Freunde auszusprechen. Aber er that es stets in der zurückhaltendsten und, wenn das Urteil kein ganz billigendes sein konnte, in der schonendsten Art, schon deshalb nicht verletzend, weil er stets streng sachlich und — richtig urteilte. Richtig, indem er immer nur auf das drang, was der Künstler selbst wollte. Fiedler führte den Freund immer wieder zu dem zurück, was dieser selbst erstrebte, wenn er, was ja so oft geschieht, verleitet von Ehrgeiz, von Not, von den vielen falschen Anforderungen, die an die Knnst und an die Künstler gestellt werden, etwas unternommen und gethan hatte, was gegen seine eigne bessere und wahre Natur gerichtet war.

War Fiedlers Wirken für seine Schützlinge nach dieser innerlichen Seite hin einzig in seiner Art und nur einer so hochbegabten Persönlichkeit möglich, so zeugt das, was er äußerlich that, um die Künstlerlaufbahn seiner Freunde zu ebnen, von einer unendlichen Herzensgüte und wird auch von denen bewundert werden, die für seine hohen geistigen Absichten weniger Verständnis haben. Er setzte seine Freunde nicht nur zeitweilig — und manchmal viele Jahre hindurch — in den Stand, ohne jede Rücksicht auf den materiellen Gewinn zu arbeiten, und zwar so, daß dabei auf ihre Wünsche und Bedürfnisse in jeder Weise Rücksicht genommen wurde — seinem Freunde Marées z. B. ließ er nach dessen Angaben ein eignes Atelier bauen, um das jeder Maler den Glücklichen hätte beneiden können —; er kaufte ihnen nicht nur von ihren Werken ab, so viel als ihm seine Mittel erlaubten, und machte diese Werke dem Publikum zugänglich; er war auch unablässig bemüht, daß ihre künstlerischen Persönlichkeiten und die Ergebnisse ihres Schaffens überhaupt in allen maßgebenden Kreisen bekannt und anerkannt würden. Er veranstaltete oft mit sehr bedeutenden Kosten und großen Bemühungen öffentliche Ausstellungen ihrer Werke, schrieb selbst Zeitungsartikel über sie und suchte auch andre Kunstverständige zu Kundgebungen über sie zu veranlassen. Auch wandte er seine weitreichenden Verbindungen an, um den Ankauf ihrer Werke in Museen und Galerien zu befürworten, nötigenfalls mit sanfter Gewalt durchzusetzen. Ja seine Fürsorge für das Streben und die Lebensarbeit seiner Freunde erstreckte sich noch über ihr Grab hinaus. Wenigstens war das der Fall bei dem einzigen, dessen Name hier als einer der Schützlinge Fiedlers genannt sein soll — eben weil er schon verstorben ist —, bei Hans von Marées. Fiedler schuf dem Freunde ein dauerndes äußeres Erinnerungszeichen, indem er seine Grabstätte zu Rom durch ein Marmordenkmal schmücken ließ: ein in antiker Weise gearbeitetes Relief nach einem Entwurf von Adolf Hildebrand, ausgeführt

von Arthur Volkmann. Ein Genius leitet die Idealgestalt des Verklärten zu einer Göttin, die ihm den Kranz reicht, nach dem der Künstler im Leben vergeblich gestrebt hatte. Daß aber auch die Ergebnisse dieses Strebens selbst nicht der Vergessenheit anheimfallen und noch nach des Meisters Tode segensreich wirken sollten, war Fiedlers andre Sorge, die er in der rührendsten und großartigsten Weise bethätigte. Nachdem er nach langen und peinlichen Unterhandlungen mit den Erben des Malers dessen gesamten Nachlaß an sich gebracht hatte, veranstaltete er noch einmal eine Ausstellung und schenkte ihn dann dem bairischen Staate. Die vorzüglichsten Werke ließ er photographisch vervielfältigen und die gesammelten Exemplare an Akademien und einzelne Kunstverständige verteilen. Als Kommentar zu dieser Sammlung verfaßte er selbst eine größere Schrift, in der die Persönlichkeit und das Wirken Marées in der liebevollsten und eindringendsten Weise charakterisirt sind.

Und zu alledem kam, daß ihm die Erfüllung seiner Freundespflichten, die er sich selbst auferlegte, manchmal recht erschwert wurde, und zwar meistens von denen selbst, denen er seine Fürsorge widmete. Es wurden an seine Opferwilligkeit von der Naivität einzelner seiner Künstlerfreunde, die den Wert äußerer Mittel um so weniger zu schätzen wußten, je weniger sie sich um deren Beschaffung zu kümmern brauchten, oft unerhörte Anforderungen gestellt. Es bereitete ihm Schmerz, das Geforderte nicht gewähren zu können. Sagte er sich doch, daß ein solches Zurückweisen, je gerechtfertigter es war, die Betroffnen verstimmen müsse und vielleicht den segensreichen Einklang stören würde, der zwischen ihm und ihnen bestand. Er that alles, was er nur thun konnte, um einer solchen Störung vorzubeugen oder sie wieder zu beseitigen, wenn sie nicht zu beseitigen gewesen war. Mit wahrhaft erhabner Selbstverleugnung zog er die wieder an sich, die sich in Selbstverblendung von ihm losreißen wollten. „Was soll denn ohne mich aus ihnen werden?“ sagte er dann. Und sie mochten wollen oder nicht, er sorgte und mühte sich weiter für sie.

Zum Schluß will ich nur noch flüchtig darauf hinweisen, wie mancherlei Verdienste sich Fiedler auch um die Förderung des Kunstinteresses und Kunstverständnisses im allgemeinen erworben hat. Namentlich sei hier hervorgehoben, daß ihm auch das Leipziger Museum wertvolle Zuwendungen verdankt; wie er denn überhaupt stets regen und sich in Rat und That mannigfach bethätigenden Anteil an dem Kunstleben unsrer Stadt nahm. Ehrgeiz lag ihm auch bei diesen Bestrebungen ganz fern. Es ist ihm wiederholt nahe gelegt worden, Ehrenbezeigungen anzunehmen. Er lehnte es ab — nicht aus falscher Bescheidenheit. Er wußte, was sein Thun wert war. Aber äußere Ehren schienen ihm kein angemessenes Entgelt für das, was er that. Wenn er dafür einen andern Lohn im Auge hatte, als den, den das eigne Bewußtsein gewährt, so war es nur der, daß sein Wirken auch von andern in richtiger Weise gewürdigt würde. Offenbarer Undank, ein geflissentliches Verschweigen seiner

Verdienste, wo sie nach Lage der Sache erwähnt werden mußten, betrübte ihn. Je weniger er, aus Stolz, nicht aus Bescheidenheit, von seinem Wirken öffentlich Aufhebens machte, desto berechtigter glaubte er sich, in der Öffentlichkeit nicht von andern übergangen zu werden. Jeder, auch der Edelste und Uneigennützigste, wird so fühlen; auch Bismarck hat bekannt, daß er „Wert auf eine gute Grabschrift lege“ und sich über jedes Zeugnis freue, das ihm beweise, daß er seine Sache den Menschen zu Danke gemacht habe. Und es ist ja auch im Interesse der Menschheit selbst, zu zeigen, daß sie anerkennt, was einer für sie thut.

(Schluß folgt)

Alte Leute

Von Wilhelm Berger

Es ist sonderbar, daß niemand gern etwas vom Alter hören mag, sogar der kaum, der das Glück hat, alt geworden zu sein. Und doch möchte jeder alt werden, und wer es ist, möchte es in den meisten Fällen noch recht lange bleiben.

Am wenigsten ist es der Jugend zu verdenken, wenn sie es durchaus ablehnt, sich vorzustellen, wie ihr einst im Schnee des Alters zu Mute sein möchte. Auch würde das ein vergebliches Bemühen sein: kein Zwanzigjähriger kann das Wesen eines Siebzigjährigen ergründen. In den fünfzig Jahren, die zwischen beiden liegen, vollzieht sich ein vollständiger Wechsel der Beweggründe, aus denen die Handlungen entspringen. Und noch weit mehr: in dieser langen Zeit haben sich die Fäden, die der Geist aus den Eindrücken von außen spinnt, und woraus er, stets geschäftig, das Gewebe seiner Weltanschauung herstellt, dermaßen vervielfältigt und verfeinert, daß zwar das Muster deutlich bleibt, aber die Art seiner Entstehung nicht durch das schärfste Mikroskop nachweisbar sein würde. Des Jünglings Ansichten und Meinungen waren wie eine Schrift auf der Gehirntafel, die sich ändern, die sich löschen ließ; man konnte fast immer erkennen, wer sie geschrieben hatte. Ganz anders die des Greises: sie stehen wie in Stein gemeißelt; sie liegen über dem Mark wie die Borke um einen alten Stamm. Woher sie ihm gekommen sind, vermag er nicht zu sagen, er empfindet sie nur noch als die seinigen; wer sie antastet, befehdet seine Persönlichkeit, bestreitet seine Daseinsberechtigung.

Natürlich wissen die Jungen, daß sich auch ihr Sommer einst in Winter wandeln wird. Aber das scheint ihnen noch unendlich lange hin. Wer kümmert sich denn auf dem Wege, den er wandelt, um die Tagereisen, die er in ferner Zukunft zurücklegen muß? Es ist immer nur die nächste Strecke, in die er prüfend vorausblickt. Dem Knaben schwebt der Jüngling vor, dem Jüngling der Mann. Und wie unendlich groß ist die Fülle der Gesichte für den Zwanzigjährigen! Wie genußreich das Gefühl der Kraft, das ihn durchströmt! Er weiß sich nicht zu retten vor all dem neuen Leben, das von allen Seiten auf ihn eindringt, von innen wie von außen. Und da sollte er Neigung haben, sich einen künstlichen Schauer anzufrösteln vor den fernen Tagen, wo seine Pulse langsam schlagen werden, wo es nur noch ein Unbekanntes für ihn geben wird: den Tod? Es wäre unnatürlich.

Wer aber schon ein halbes Jahrhundert hinter sich liegen hat, wer seine schwerste Lebensarbeit gethan zu haben glaubt, der sieht den Herbst vor sich mit seinen klaren, stillen, freundlichen Tagen, mit seiner milden Wärme und dem Füllhorn voll von köstlichen Früchten, das er heranträgt und über die Erde schüttet. Stunden der Ruhe, Stunden der Muße winken ihm. Nun erst glaubt er, sein Leben auf die richtige Weise genießen zu können. Seine Kinder hat er erzogen, so gut er es vermochte, und sie ins Leben entlassen. Sie sind seiner Leitung entwachsen und müssen sich selbst ihr Schicksal schaffen. Wie eine Befreiung kommt es über ihn. Als er heiratete, wußte er da, was ihm die Natur im Rausche der Liebe aufpackte? Dachte er daran, daß er bei Unterzeichnung seiner Eheakten auf lange Jahre hinaus über einen Teil seiner Kraft, seiner Zeit, seiner Bequemlichkeit zu Gunsten des nächsten Geschlechts verfügte? Nein, so nüchtern war er nicht. Eine jener Illusionen, die sich unfehlbar dann einstellen, wenn der Egoismus des Einzelnen zum Nutzen der Gesamtheit gebeugt werden muß, fälschte sein Urteil.

Wohl denkt der Fünfzigjährige zuweilen an den Abstieg in das Thal der Schatten, der auch ihm bevorsteht. Immer häufiger werden die Grauköpfe unter seinen Bekannten. Aber noch weiß er sich auf der Lebenshöhe. Er sieht unvollendete Aufgaben vor sich, die insbesondre ihm gesetzt sind, die er keinem andern überlassen möchte; noch hält er sich für unentbehrlich an der Stelle, die er in der Gesellschaft einnimmt. Und auch mit den Freuden des Lebens hat er noch lange nicht abgeschlossen. Er ist Großvater geworden und sieht nun das zweite Geschlecht heranwachsen, das ihm seinen Ursprung verdankt. Die Enkel — kaum mag er es sich gestehen — sind ihm fast noch lieber, als ihm die Kinder in demselben Alter waren. Er steht anders zu ihnen, das Gefühl der Verantwortlichkeit für sie drückt ihn nicht, sie sind für ihn Rosen ohne Dornen. Der Wunsch scheint ihm durchaus nicht vermessen, noch die Mädchen im Myrtenkranz und die Knaben im Waffenrock zu sehen. Dann mag das Abendrot kommen.

Ein Geburtstag folgt dem andern. Eines Tages hört der Fünfundfünfzigjährige, daß man hinter seinem Rücken von ihm als von dem alten Herrn Soundso spricht. Er lächelt verächtlich. Er schlägt sich an die Brust: „So lange sichs da drin noch regt, ist man nicht alt.“ Aber das Wort geht ihm doch nach und klingt ihm bisweilen unbehaglich in den Ohren. Heimlich wird der Spiegel zu Rate gezogen. Nun ja: die grauen Haare haben sich in letzter Zeit gemehrt, im Barte oben auf den Kinnbacken haben sie schon förmliche kleine Kolonien gebildet, und an den Schläfen schimmert es wie ein leichter Reif. Und die Stirn ist ganz langsam ein paar Centimeter in die Höhe gewachsen. Was aber will das sagen? Giebt es nicht eine Menge gesunder junger Männer, die entweder grauen Haarschmuck tragen oder sich eine Glatze gefallen lassen müssen?

Der Fünfundfünfzigjährige beruhigt sich. Er läßt sich vom Spiegel belehren, daß er allerdings nicht mehr so aussehe wie auf jener Photographie an der Wand, die ihn als Bräutigam an der Seite einer blühenden Braut darstellt. Natürlich nicht. Aber er sagt sich, daß er sich eigentlich zu seinem Vorteil verändert habe. Die ehemals verschwommenen Züge haben feste Prägung erhalten; in scharfen Linien tritt der ausgebildete Charakter hervor. Und schließlich kommt er zu der Einsicht, daß jede Altersstufe ihre eigentümliche Art von Schönheit habe. Die beaux jours fallen bei dem einen früh, bei dem andern spät. Ein Mann kann noch mit siebzig Jahren das Entzücken aller Maler werden.

Damit hat jedoch bei dem Alternden das Nachdenken eingesetzt. Nun möchte er der Frage auf den Grund kommen, wo der Mittagsmeridian des Lebens gezogen sei. Er wendet sich an die Wissenschaft und erfährt von einem Chemiker, daß der menschliche Körper bei voller Arbeitsleistung etwa vom dreißigsten bis zum fünfundvierzigsten Lebensjahre seine größte Menge an Kohlenstoff verbrenne, von da an aber immer weniger.

Darnach also stünde er bereits seit zehn Jahren in der Liste der Abreisenden. Das hat er gar nicht gemerkt. Jedenfalls ist er nicht in einen Schnellzug eingestiegen, sondern in eine altmodische Postkutsche, mit der sichs reizend hinrödelt.

Auf dem nächsten Meilenstein erscheint die Ziffer Sechzig und gleitet vorüber. Muß sich der Fahrende jetzt gefallen lassen, alt genannt zu werden? Er überlegt. Allerdings: Allotria treibt er nicht mehr. Wettfahrten auf dem Rade unterbleiben, und die Beteiligung an einem Fußballspiel ist ausgeschlossen. Ein spätes Mittagessen von sechs Gängen mit schweren Weinen, das sich bis in die Morgenstunden hinzieht, ist zu einer gefürchteten Plage geworden. Es macht sich leise ein Bedürfnis nach Wärme bemerkbar; die Widerstandsfähigkeit gegen schädliche klimatische Einflüsse nimmt langsam ab. Dem Sturm, dem Regen, dem Wind entgegen — daran ist kein Gedanke

mehr. Keine Spur mehr von titanischem Trotz, der dem Schicksal herausfordernd die Stirn bietet. Man beugt sich vor jeder Notwendigkeit, vielleicht noch mit saurer Miene und begehrlichem Schielen nach unerreichbar gewordnen Früchten; aber man beugt sich doch und ist so klug, nicht mehr zu wollen, was man nicht mehr kann.

Im übrigen aber: die gewohnten Geschäfte des Lebens leiden nicht. Als stille Gehilfin tritt die Routine ein und erleichtert die Arbeit. Schon suchen die Gedanken mit Vorliebe vertraute Bahnen; dennoch lernt man noch immer weiter, dennoch vermag man noch immer, mit den geistigen Strömungen der Zeit eine gewisse Fühlung zu behalten, und kann zuweilen, namentlich wenn ein Glas alten Rheinweins die Herzthätigkeit erhöht hat, mit der Jugend fühlen und empfinden.

Aber die Kutsche rollt unaufhaltsam weiter. Siebzig Jahr ein Greis — heißt es in dem alten Spruche. Nun hilft kein Sträuben mehr: das Alter ist da. Angepocht hat es oft genug, aber immer wieder hat es sich bescheiden zurückgezogen, wenn es merkte, daß es noch nicht willkommen sei. Jetzt aber bleibt es und richtet sich häuslich ein. Der Gast muß geduldet, ja der Versuch muß gemacht werden, sich mit ihm zu befreunden.

Bei gutem Willen ist das nicht allzu schwer. Denn noch immer, wenn auch die Wintersonne scheint, quillt das Leben aus geheimnisvollen Tiefen zu, so unbegreiflich wie am ersten Tage. Langsamer freilich, wie aus teilweise verstopften Röhren, aber es fließt doch noch und treibt das verwickelte Werk. Die Augen sehen noch, die Ohren hören noch, und unzählige Fäden verbinden noch das Innere mit der Welt. Allerdings gilt nun wohl meist das Goethische Wort: „Wer lange lebt, hat viel erfahren, nichts Neues kann für ihn auf dieser Welt geschehn.“ Aber doch nicht immer. Wären alte Leute so eifrige Zeitungsleser, wenn sie damit nichts Neues erführen? Ben Akiba mit seinem „Es ist alles schon dagewesen“ muß zu jener stumpfsinnigen Sorte von Greisen gehört haben, die für neue Eindrücke unempfindlich sind. Es wäre doch eine traurige Weisheit, die in einem solchen Spruche enden müßte. Wo bliebe da die Evolutionstheorie, dieser glänzende Erkenntnisblitz der spekulirenden Wissenschaft, der den immerwährenden Fortschritt an ein Naturgesetz gebunden zeigt? Nein, der Acker der Menschheit birgt noch unzählige Keime, die nach einander treiben werden, je nachdem sie die Wärme erreicht, und immer wird Neues geschehen, so lange Leben auf der Erde ist.

Sollte aber der Greis des Treibens müde sein, sollte ihm schwindeln, wenn er den Blick auf den Wirbel der Erscheinungen richtet, dann mag er sich zu seinen Erinnerungen wenden. Wenn auch sein Leben, von außen betrachtet, arm an bedeutenden Ereignissen gewesen ist, wenn auch einst der Schreiber seines Nekrologs vielleicht mit einer guten Feder voll Tinte aus-

reicht: vor ihm selbst breitet sich eine unendliche Mannichfaltigkeit interessanter Thatsachen aus. Welch eine Reihe von Veränderungen von dem Augenblicke an, wo er sich seiner bewußt geworden ist! Vom Kinde bis zum Greise — in welcher Anzahl von Formen ist er andern, ist er sich selbst erschienen! Was ist nicht alles nach einander aus seinem Innern zu Tage getreten — an Leidenschaften, an Empfindungen, an Gedanken! Mit jedem Jahre fast ist er ein andrer geworden. Alles das findet sich in dem Buche seiner Erfahrungen aufgezeichnet, und daneben der Verlauf seines Lebens in der Welt, eine Menge von Bruchstücken aus dem Schicksal seiner Zeitgenossen, die Geschichte der Politik und der Kultur seit fünfzig Jahren. Dieses Buch der Erfahrungen ist zu einem stattlichen Foliobande geworden. Wenn der Greis darin blättert, glaubt er, einen Roman vor sich zu haben, und er findet es oft unbegreiflich, daß er selbst der Held sein soll. Wie? ruft er kopfschüttelnd aus, das hätte ich gethan? Wie in aller Welt bin ich nur dazu gekommen? So hätte ich einmal gedacht? War ich denn ganz und gar von Gott verlassen? Und es weht ihn etwas an wie ein Grauen vor dem Schicksal, das über ihm war und heute noch ist.

Erkenne dich selbst! wurde ihm in der Jugend gepredigt. Das schien ihm damals nicht sonderlich schwierig. Nun aber, nachdem er über ein halbes Jahrhundert lang äußerst intim mit sich selbst verkehrt hat, findet er, daß er in der Selbsterkenntnis nur geringe Fortschritte gemacht hat. Das meiste darin ist so dunkel und unergründlich wie am ersten Tag. Wie wenig wir von uns selbst wissen — wissen können —, wie viel von unserm Leben da verläuft, wo das Gehirn keine Beobachtungsstation hat: der Greis sieht es endlich ein. Und verzichtend wendet er sich zu der Sphäre, die von dem Lichte des Verstandes beleuchtet ist.

Was mag mir noch bevorstehen? fragt er sich. Vielleicht erinnert er sich einer Abhandlung des Cicero über das Greisenalter, die er einst gelesen — gelesen? nein durchgeackert hat, als ihr Thema ihn so wenig interessirte wie eine Jungfrau auf dem Monde. Er liest sie wieder; über zweitausend Jahre hinweg lauscht der Greis dem Greise.

Enttäuscht legt er sie aus der Hand. Das Opus ist trocken und schwerfällig, voll von Familienklatsch aus den leitenden Kreisen des damaligen Roms, und tischt breit und wichtig die Gemeinplätze der stoischen Lebensweisheit auf. Und wenn nur sein positiver Inhalt zutreffend wäre! Aber auch das ist nicht der Fall. Cicero sagt, in der Regierung eines Staates könnten die alten Leute nicht entbehrt werden. Dagegen ist nichts einzuwenden. Dann aber vergleicht er sie den Steuerleuten, denen auf dem Schiffe das wichtigste Amt übertragen sei. Das ist die selbstgefällige Täuschung eines alternden Staatsmannes. Die Senate sind immer nur die Regulatoren des Kurses gewesen, den die jüngern Volkshäuser bestimmt haben. Sie waren — und

sind noch — die Schutzwehren gegen das allzu stürmisch andrängende Neue. Die Alten vertreten die beharrende Kraft in der rollenden Kugel, die Nachwirkung ehemaliger Stöße. Der neue Antrieb nach rechts oder links geht von geistigen Strömungen aus, die der Greis unbehaglich empfindet.

Nicht alles ist Fortschritt, was von der großen Masse der Lebenden dafür gehalten wird. Sicher ist aber, daß die Herrschaft der Alten Stillstand bedeuten würde. Neue Ideen gebiert das Alter nicht mehr. Und alle Erfahrung hat nur einen relativen Wert. Auch hat sie niemals, wie die Welt einmal ist, das letzte Wort gesprochen. Haben jemals die Väter ihre Söhne, die Mütter ihre Töchter vor Thorheiten bewahren können? Wäre es auch nur wünschenswert, daß die Erziehung leisten könnte, was fanatische Pädagogen von ihr verlangen? Schleppt sich nicht schon genug von Geschlecht zu Geschlecht weiter, das längst wert war, zu Grunde zu gehen?

Gewiß ist die in den Köpfen der Alten aufgespeicherte Lebensweisheit ein kostbares Gut. Aber nur in Zeiten der Stille macht sie sich vernehmbar. Auf dem lauten Markte, in dem Brausen des Sturmes ist sie nur ein einziger Ton unter vielen. Besserwissenwollen ist das natürliche Vorrecht der Jungen, der Aufwärtsstrebenden. Laßt uns auch einmal an das Regiment, das ihr lange genug geführt habt! rufen beständig die Jungen und drängen die Alten unbarmherzig von den Ratsstühlen. Diese Bewegung vollzieht sich beständig in allen Kreisen der Gesellschaft, meistens in den Formen achtungsvoller Höflichkeit, manchmal aber auch unter heftigen Fehden. Und immer ist der Sieg bei den Jungen. Das ist der Lauf der Welt. Deshalb gieb nach, Alter, gieb beizeiten nach! Zum freiwilligen Rückzuge werden dir Fanfaren geblasen, den unfreiwilligen mußt du ohne Sang und Klang vollziehen. Ein „effektvoller" Abgang von der Bühne ist das letzte, was du dir sichern kannst. Sich selbst überleben — schmerzlichstes Schicksal der Staubgebornen!

Jede Lebensstufe hat ihren besondern Charakter, den sie mehr oder weniger rein ausprägt. Beim Austritt aus dem Kindesalter fangen freilich die Grenzen an sich zu verwischen. Das dauert so lange, bis das Greisenalter erreicht ist. Kind und Greis — die beiden Extreme — kommen am deutlichsten zur Darstellung. Und es muß wohl zwischen ihnen eine gewisse Wesensähnlichkeit sein. Daher kommt es, daß zwischen alten Leuten und dem kleinen Volk häufig ein inniges Freundschaftsverhältnis angetroffen wird. Die alten Lieblinge der Kinder sind nicht etwa in Stumpfsinn versunkne Greise und Greisinnen; mit solchen weiß schon ein aufgeweckter Dreijähriger nichts rechtes anzufangen und erkennt mit erstaunlichem Scharfblick ihre Gebrechen, für die er keine Spur von Mitleid hat. Nein, es sind die zur Milde und Güte durchgereiften, die alle Äußerungen der reinen, unverfälschten Natur mit freundlichem Lächeln und liebevollem Verständnis betrachten. Es sind die glücklichen Naturen, die unverbittert die Enttäuschungen des Lebens über sich haben er-

gehen lassen, die gebornen Optimisten, die allem eine helle Seite abzugewinnen verstanden. Dafür enden sie dann auch nicht in Nacht und Grauen, wie die Murrköpfe und stachelschaligen Sonderlinge, die in Selbstsucht stecken geblieben sind, sondern in dem sanften Scheine der Abendsonne, wo immer ihr Weg liegen möge, gleichviel ob auf den Höhen oder in den Tiefen der Gesellschaft.

Niemand wird behaupten wollen, daß dem Alter die Lebensfreude fehle. Die Erfahrung lehrt das Gegenteil. Daß alte Leute häufiger als junge von jener Stimmung befallen werden, die Salomo mit den Worten ausdrückt: „Es ist alles eitel“ — ist nur natürlich. Die Todessehnsucht ist ein Gefühl, dazu bestimmt, den Weg zur Ausgangspforte zu einer Via triumphalis zu machen; deshalb stellt sie sich ein, wenn das Leben ebbt. Sein unabänderliches Schicksal selbst zu wollen — das ist Freiheit. Wer den Schlaf sucht, weil er müde ist, und das Nirwana, weil die Schleier der Maja vor ihm gefallen sind, der wirft die Welt von sich. Es ist seine eigne That. Und dennoch: wie wenig alte Leute mögen wohl den erlösenden Freund Hain, mit dem sie so häufig geliebäugelt haben, zufrieden lächelnd willkommen heißen, wenn er ihnen endlich die Knochenhand bietet, um sie in jenes Land zu führen, von wo kein Wandrer wiederkehrt?

Ich kannte ein uraltes Spittelweiblein, das auf dem weiten Erdenrund keinen einzigen Verwandten zu nennen wußte und nur noch für die alltäglichsten Erscheinungen des Lebens ein blödes Verständnis hatte. Aber nie kam ihr der Wunsch, von der freundlichen Gewohnheit des Daseins zu scheiden, nicht einmal im Winter, wenn sie fröstelnd an dem spärlich geheizten Ofen saß, ein Gegenstand des tiefsten Mitleids für alle, die des Anblicks ungewohnt waren. Aus der Stube, die sie gemeinsam mit drei andern verhuzelten alten Weibern beherbergte, war sie seit Jahren nicht herausgekommen, weil sie keine Treppe mehr begehen konnte. Aber an langer Weile litt sie nicht. Einst im Januar, als ich sie wieder dicht am Ofen gekauert fand und ihre Kinnbacken vor Kälte aneinanderschlugen, fragte ich sie geradezu, ob sie kein Verlangen trüge, in die himmlischen Wohnungen überzusiedeln. Da schüttelte sie den Kopf: „Dazu bleibt noch Zeit genug, Herr; die Ewigkeit ist noch lang. Sehen Sie: sind wir erst ein paar Wochen weiter, dann scheint mittags schon die Sonne dort in die Fenster, und meine Blumen fangen an, neue Knospen zu treiben. Und wenn sie in Blüte stehen, sitze ich dahinter. Und draußen spazieren Leute vorüber, prächtig gekleidet, und Kinder spielen umher und rufen und lachen. Ach, Herr, es ist eitel Lust und Herrlichkeit vom Morgen bis zum Abend. Kann ich mir etwas Schöneres wünschen?“ Und das frierende uralte Spittelweiblein hegte und pflegte seinen bescheidnen Frühlingstraum und war glücklich dabei — glücklich, obgleich ihr von dem großen Strom der Liebe, der beständig durch die Menschenherzen flutet, kein Tröpfchen zu gute kam.

Wer möchte sich eine solche homöopathische Verdünnung des Lebens wünschen, ehe es erlischt?

Renan schrieb kurz vor seinem Tode: „Wenn mir in meinen letzten Jahren nicht noch herbe Leiden zugeteilt werden, so kann ich, indem ich vom Leben scheide, nur dem Urquell alles Guten für den reizenden Spaziergang danken, den er mich durch die Wirklichkeit hat thun lassen.“ Beneidenswerter Renan! Deutscher und tiefer äußert sich Nietzsche, wenn er in glücklicher Ahnungslosigkeit seines eignen beklagenswerten Schicksals sagt: „Dasselbe Leben, das seine Spitze im Alter hat, hat auch seine Spitze in der Weisheit, in jenem milden Sonnenglanze einer beständigen geistigen Freudigkeit. Dann ist es Zeit und kein Anlaß zum Zürnen, daß der Nebel des Todes naht. Dem Lichte zu — deine letzte Bewegung; ein Jauchzen der Erkenntnis — dein letzter Laut.“

Der erste Beste

Erzählung von Otto Verbeck

(Schluß)

19

etzt aber — es kam wieder ein Wagen angerumpelt —, dieser mußte doch nun endlich vor dem Hause still halten. Frau Heidenreich ließ das Zeitungsblatt sinken und sah wieder nach der Uhr. Jetzt konnten sie wirklich da sein. Sie horchte nach dem offnen Fenster hin. Richtig, er hielt. Da klappte der Schlag zu. Nun noch die Treppen herauf — o Himmel, wie sie sich auf das Kind freute! Jetzt waren sie im ersten Stock, jetzt im zweiten. Sie richtete sich von ihrem Kissen auf, sie schob die Decke von den Knieen, wollte aufstehen — da rasselte das Thürschloß draußen, und wenige Sekunden später schoß auch schon Margarete ins Zimmer. Wie eine Schwalbe, rief der Regierungsrat vergnügt.

Stürmisch, gar nicht schwalbenhaft fiel sie über die Mutter her.

Mein Süßes, mein Einziges! Mama, Mama! Hab ich dich! Gieb her dein liebes Gesicht! Wie siehst du aus? Blaß — aber schrecklich lieb. Wie konntest du krank werden! O meine geliebte Mama!

Nu nu, laß mir nur noch ein Endchen von ihr übrig, rief der Vater lachend. Du zerdrückst und zerknüllst sie mir ja ganz.

Ach, laß mich sie nur ein bischen zerdrücken, bat Margarete. Ich mach sie dann wieder glatt — nicht wahr, du?

Sie kauerte auf dem Rande des Divans, auf dem sie die Mutter mit zärtlichen Händen „angenagelt“ hatte. Die also Gemaßregelte sah mit ihrem

stillen, aufmerksamen Blick in das erregte Gesicht der Tochter, in dem seltsame Wehmutsschatten die Freude überhauchten.

Er hat dir also gern erlaubt, herzukommen, dein Fritz? fragte sie, nachdem das erste Hin und Her über die langweilige Fahrt, das Umsteigen, das Warten, die Hitze unterwegs u. s. w. abgethan war.

Sehr gern, gleich, auf der Stelle.

Es kam ziemlich gedrückt heraus, ziemlich tonlos; das Zittern der schnell wieder geschlossenen Lippen verriet, was sie verschweigen wollten: ach, allzu gern hat ers erlaubt!

Lieber Papa, sagte Frau Heidenreich zu ihrem Mann, der am andern Ende des Zimmers sein sammetnes Hauskäppchen vom Kamin geholt hatte, wenn du der Lina draußen ein Wort wegen des Abendbrotes sagen wolltest. Nicht zu spät, ja?

Will ich, Mamachen. Überhaupt verschwinde ich zunächst aus euerm geehrten Gesichtskreis; habe noch Akten durchzusehen, die meuchlings gekommen sind. Also gute Verrichtung! Nach dem Essen kommen dann meine Ansprüche.

Als der alte Herr hinaus war, hob Frau Heidenreich den Schleier der Lampe in die Höhe und betrachtete aufmerksam Margaretens Gesicht, das ihr jetzt, leicht erblaßt, aus großen, etwas ängstlichen Augen unsicher lächelnd entgegensah.

Daß du nicht sehr wohl und frisch aussiehst — so schloß sie die stumme Prüfung —, daran mag die Fahrt in der Hitze und dem Staub schuld sein. Aber — fügte sie mit ernster werdendem Blick hinzu: froher hätt ich dich gewünscht.

Froher — wiederholte Margarete leise. Sie war noch blasser geworden; sie blickte an der Mutter vorbei, ins Weite. Dann hob sich ihre Brust in einem tiefen Atemzug, sie drückte plötzlich die Hände ans Gesicht und brach in Schluchzen aus.

Die Mutter hatte, ohne ein Wort zu sagen, die Weinende an sich gezogen und hielt sie nun in den Armen, an ihre Schulter gedrückt, ohne sich zu rühren. Sie hörte wohl, daß da erst viele Thränen ins Freie wollten, die gefangen gesessen hatten. Und so wartete sie.

Dann aber — nach einigen Minuten — sagte sie ruhig, während sie die Arme ein wenig sinken ließ: So, nun ists genug. Nun sprich, was quält dich, mein Kind!

Margarete richtete sich auf und trocknete ihr Gesicht. — Es ist ja nur — stieß sie heraus, es ist ja nur — daß ich ihn so lieb habe, Mama!

Und darum weinst du? — Frau Heidenreich lehnte sich wie im tiefsten Erstaunen zurück. Aber du unglaubliches kleines Schaf, dann ist ja alles in schönster Ordnung!

Ach Mama! Du weißt ja nicht — ich konnte dir das nicht schreiben —

Nein, aus deinen kurzen, dummen, ungenügenden Briefen konnte ich freilich nicht viel entnehmen — oder vielleicht zu viel, mehr, als du wolltest —

Margarete faßte die Hand der Mutter und küßte sie leidenschaftlich. Verzeih! es war mir ja auch so schwer. Aber sieh, ich dachte, über unfertige Dinge — und ich hoffte ja auch eine Zeit lang — zu Anfang war ich zu traurig, zu unglücklich — und jetzt ist alles wieder aus!

Sie schluchzte von neuem bitterlich.

Was ist aus? Du mußt nämlich nicht denken, daß ich auch nur anfinge, zu verstehen.

Mit seinem Vertrauen ist es aus. Er glaubt mir nicht mehr, und darum — wie kann er mir da noch gut sein?

Was glaubt er dir nicht mehr?

Daß ich ihn lieb habe, nur ihn.

Er glaubt dir nicht mehr — hat er es dir denn schon geglaubt?

Er fing an, ach, er fing an! Ich dachte schon immer: heute kommt es, oder morgen, oder bald!

Was, dachtest du, kommt?

Daß er mich fragen würde, ob ich ihn lieb hätte, daß er mich endlich, endlich ganz einfach in den Arm nehmen würde und fragen — ach Gott — sie drückte die gefalteten Hände an den zitternden Mund, die Augen liefen ihr wieder über — ich wollte es ihm ja sagen, ich wollte es ihm ja so gerne sagen, ich wartete ja nur, alle Tage wartete ich — alle Stunden —

Und es kam nicht? fragte die Mutter nach einer kleinen Pause. Warum denn nicht?

Weil dieser — dieser schlechte Mensch — weil wir ihn da trafen, bei Sternfeldts, gestern, und weil Fritz da plötzlich glaubte — o wie konnte er das glauben, bei dem Lied, ich war so entsetzt, als ich sein Gesicht sah, und in dem Augenblick wußte ich auch: alles war umsonst. Und als wir nach Hause kamen und fanden Papas Brief und er da gleich sagte: also fährst du morgen, ohne ein Wort weiter, als ob er nur froh wäre, wenn ich ginge —

Frau Heidenreich zog sacht ihre Uhr heraus und sah nach der Zeit. Dann, nach einem zärtlichen Blick auf ihre Tochter, die da so elend neben ihr kauerte und wieder in ihr Taschentuch hineinschluchzte, sagte sie: Weißt du was, meine alte Grete — wir haben noch reichlich drei Viertelstunden bis zum Abendbrot. Bis dahin kann man meilenlange Dinge besprochen haben, wenn mans geschickt anfängt. Bis dahin solltest du mir ordentlich der Reihe nach erzählen, warum du anfangs so unglücklich warst, warum er dann anfing zu glauben und du zu hoffen, womit du ihn hast glauben machen wollen, und so weiter, bis zum sogenannten Ende, also bis gestern Abend. Was meinst du? Sollte das nicht gut sein? Nun? Also? —

Es wurde doch noch ein bischen später mit dem Abendbrot. Aber da es nur kalte Küche gab, so that ihm das Warten keinen Schaden. Und der Vater merkte nichts; der hätte, einmal in seine Arbeit vergraben, auch bis Mitternacht so weiter „gebüffelt," wenn man ihn nicht abgerufen hätte. Er machte ein sehr verdutztes Gesicht, als gegen Neun die beiden Frauen an seiner Zimmerthür erschienen und sich beklagten, daß er sie so lange warten ließe.

Unter der Hängelampe am runden Tisch saßen die drei dann wieder beisammen, als wären sie nie getrennt gewesen. So meinte wenigstens der alte Herr, der sich aus Behagen an seinem Margretchen immer noch ein Butterbrot mehr von ihr zurechtmachen ließ. Mutter und Tochter freilich tauschten zuweilen einen Blick, der ein Gespinst von feinen Fäden webte, Fäden so fein und leuchtend, wie sie die Seele der kleinen Grete vom vorigen Jahre trotz all ihrem stillbeweinten Liebeskummer nicht zu weben gewußt hätte.

Nicht allzu spät trennte man sich für die Nacht. Mama hatte heute zum erstenmale wieder mit bei Tische gesessen, wenn auch noch hinter ihrem Teller mit Hafersuppe; dafür mußte sie nun auch beizeiten ins Bett. Mar-

garete hatte nach ihrer Reise die Verpflichtung, müde zu sein. Sie begleitete die Mutter hinüber, um ihr beim Ausziehen zu helfen.

Gute Nacht, meine süße, einzige Mama. Gute Nacht! Ich danke dir!

Daß ich dir den Kopf zurechtgesetzt habe, meinst du; na ja, wenns nur was geholfen hat, du entsetzlich dummes kleines Ding. Es ist schließlich ein wahres Glück, daß ich krank geworden bin und Papa dich mir zur Belohnung für das Einnehmen verschrieben hat; sonst säßest du noch wer weiß wie lange und grämtest dir die Augen aus dem Kopfe.

Ich glaubs auch, murmelte Margarete, an die Schulter der Mutter geschmiegt. Nie hätte ich den Mut gefunden, ihm von selber —

Und wirst du ihn jetzt finden, den bewundrungswürdigen „Mut," diesem schrecklichen Tyrannen gegenüber? Diesem kalten, harten, unzugänglichen —

Ich hoffe — ach liebe Mama! —

Am Spätnachmittag des dritten Tages saßen Mutter und Tochter mit Handarbeiten beschäftigt zusammen im Erker. Frau Heidenreich war auch vom Sofa entlassen und hatte nur Margarete zuliebe noch die leichte Decke über den Knieen behalten, damit es doch „noch ein bischen nach Pflege aussähe."

Von Zeit zu Zeit hob sie still den Blick von der fleißig nähenden Hand zu dem verträumten Gesichtchen ihr gegenüber. Die Stickerei lag schon wieder im Schoß. Mit dem Vorlesen war es auch nicht gegangen; sie hatte ihr das Buch aus der Hand genommen. Laß nur, hatte sie bei Margaretens Abwehr gesagt, den Genuß entbehre ich gern. Wenn du deine Gedanken wieder beisammen hast, fahren wir fort.

Mit ihren wachsamen Augen hatte sie dieser stillglühenden innern Unruhe zugesehen, scheinbar ohne sie zu bemerken. Von dem, was sie am ersten Abend so tief bewegt hatte, war zwischen ihnen nicht wieder die Rede gewesen. Klug und vorsichtig vermied die Mutter, diese einmal erschlossene Kammer bis in ihre letzten Winkel zu erleuchten. Aber mit dem feinen Ohr, das nur den durch Leid und Freud geprüften Müttern eigen ist, lauschte sie auf den zitternden Flügelschlag der jungen Seele; wehmütig-glücklich sah sie zu, wie diese die Schwingen lüftete zum Flug in das gelobte Land. Eine zarte, rosige Wolke kam langsam dahergezogen und legte sich zwischen sie und ihr Kind; und durch diese Wolke, nicht ganz deutlich, sah sie abschiednehmend in die fernhin träumenden braunen Augen ihres Lieblings, sah auf den kleinen, blassen Mund, jetzt so ernsthaft geschlossen — wurde die Wolke dichter?

Draußen ging die Thürglocke; der helle Ton unterbrach die Stille, die das Weben der Abenddämmerung noch vertieft hatte. Margarete schreckte leicht zusammen und nahm nach einem kurzen, zärtlichen Blick auf die Mutter die Arbeit wieder zur Hand. Frau Heidenreich lehnte den Kopf tief an die Sessellehne zurück. Aufwärtsblickend tranken die Augen tapfer und friedlich die Thränen wieder auf, die da „gegen alle Verabredung" hervorgewollt hatten. Nur zwei winzige Tröpfchen wischte der Zeigefinger weg, leise und vorsichtig.

Dann horchte sie schon auf die Schritte, die über den Flur und ins Nebenzimmer kamen.

Noch Besuch? sagte sie halblaut, zur offnen Thür hinübersehend. Wirklich! Besuch! wiederholte sie dann laut, fröhlich, mit etwas zitternder Stimme. Gretchen, sieh doch, wer kommt!

Margarete stand auf und wandte sich um. Der da in der Abenddämmerung in der Thür stand —

Du! schrie sie auf und wurde totenblaß.

Im nächsten Augenblick lag sie an seiner Brust, lag an seinem Munde. Das Leben verging ihr in diesem Kuß. Nie mehr von dir! dachte sie noch. Dann wurde es still.

Als sie die Augen wieder aufschlug, fand sie sich auf seinem Schoß, noch fest in seinen Armen. Die Mutter war nicht mehr da. Er lächelte sie an und nickte, noch stumm. Sie seufzte tief auf und schlang den freien Arm um seinen Nacken.

Sprich zu mir! bat sie. Es klang, als ob ein Verdurstender sagt: Gieb mir zu trinken.

Mein Liebling, murmelte er zärtlich, bist erschrocken, armes kleines Ding?

Sie nickte mit glückseligem Lächeln.

Und ist dir wieder gut? Du warst mir ganz weg einen Augenblick. Wo warst du denn hin, sag?

Zu dir! flüsterte sie. Sie wandte den dunkel strahlenden Blick nicht von ihm. Ich habe dich sehr lieb, sagte sie dann etwas lauter, mit weicher Stimme, ich wollte es dir schon lange sagen, ich wollte — ich habe dich sehr lieb — ein zitterndes Aufschluchzen nahm ihr die Worte wieder weg.

Er zog sie aufs neue an sich, so heftig, daß es ihr fast weh that. Aber küß mich nur tot! ging es in dieser seligen Atemlosigkeit durch sie hin.

Glaubst du mir jetzt? fragte sie, als sie wieder sprechen konnte, als er sie wieder sprechen ließ.

Was?

Daß ich dein bin. Und willst du nie mehr denken — das andre meine ich, das Häßliche?

Nie. Ich habs ja schon nicht mehr gedacht. Wär ich sonst gekommen? Es war nur ein böser Augenblick. Ich wollte dann uns beide prüfen. Aber ich hielts nicht aus. Es riß mich. Ich mußte zu meiner Grete.

Voll glückseliger Dankbarkeit sah sie ihn ein Weilchen stumm an. In ihrem tieferblaßten Gesicht begannen die Rosen wieder aufzublühen. Leise, fast zaghaft legte sie beide Arme um seinen Hals.

Und du verzeihst mir? fragte sie bittend.

Was in aller Welt, du lieber Narr?

O so vieles, Fritz, die ganze böse, erste Zeit — du weißt wohl, was ich meine.

Er schien sich zu besinnen; mit seinem sonnigen Lächeln leuchtete er ihr tief in die Augen.

Gieb mir ganz von selbst einen Kuß, sagte er dann leise, dann will ich sehen, ob ich dir „verzeihen“ kann.

Sie erglühte. Hab ich dir denn noch keinen gegeben? flüsterte sie. Mit geschlossenen Augen bot sie ihm den Mund. Er umschlang sie sanft und nahm sie ans Herz.

Ich muß dich noch etwas fragen, sagte Margarete nach einer langen Weile, dicht an seine Schulter geschmiegt.

Nun?

Du weißt doch noch den Tag, wo du das Datum neben dem Vers gelesen hast?

Nein, sagte er und zog sie fester an sich. Weder Tag, noch Datum, noch Vers, ich hab ein zu elendes Gedächtnis.

Du sollst dich aber erinnern. Sie richtete sich auf und sah ihn ernst an. Hör zu, ich sag dir was. Ich wollte die Zahlen wegradiren, weißt du, die schrecklichen Zahlen! Sie brannten mich förmlich. Damals fing mein Leiden an um dich. Es ging nicht, sie standen zu fest mit dem spitzen, harten Bleistift eingeschrieben. Ich habe sehr geweint. Dann bin ich in den Garten gegangen, zu deinem lieben Baum, und hab ein Blatt davon gepflückt und hab es an die Stelle gelegt, das sollte sie wieder — weihen, versöhnen — du verstehst?

Sei doch still, murmelte er und küßte sie.

Hör mich weiter, bat Margarete, die Arme noch um seinen Hals. Wie der Vers hieß, weißt du auch recht gut. Sag nur nichts. Aber ich hab ihn mir in Gedanken ein bischen verändert, ein bischen für mich zurecht gemacht — warum zuckst du so mit dem Arm? Hör zu. Im Buche steht: Hingeben, was dir lieb; hinnehmen, was dir leid, nicht wahr? Ich habe dann gedacht: Vergessen, was dir leid; verdienen, was dir lieb — die Stimme versagte ihr. Zitternd drückte sie sich an ihn, der sie fest umschlang.

Dich hab ich mir verdienen wollen, schluchzte sie an seinem Hals. Das war schwer. Das Frühere zu vergessen — wie schnell ging das! Um dich aber hat mir das Herz weh gethan, Tag und Nacht. O sage mir, daß du mich lieb hast!

Ich werds nicht ordentlich können, sagte er ganz weich. Aber weißt du, wir fahren nach Warnemünde, und da setzen wir uns in unsern alten Strandkorb, und ich nehme dich wieder auf den Schoß — und dann sag ichs dir.

Sag mirs jetzt, bat sie. Mit scheuer Zärtlichkeit streichelte sie sein Haar, seine Wange, die bärtige Wange — zum erstenmal. Sag mirs jetzt, ich hab so sehr darauf gewartet. Einmal!

Er nahm die kleine, zaghafte Hand und drückte sie an seinen Mund. Ganz leise flüsterte ers ihr dann zu.

Sie merkten nichts davon, daß für einen Augenblick hinter ihnen die Mutter auf die Schwelle trat, daß sie mit stillem Lächeln herübernickte und dann sacht die Thüre schloß.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

E. T. A. Hoffmann als Musiker. In dem Streit um klassisch und romantisch nimmt die Musik eine eigentümliche Stellung ein: bei ihr sind auch die Klassiker romantisch. Mozart ist der Schöpfer des kindlich-romantischen Don Juan, der märchenhaften Zauberflöte; weil er in die Ecksätze der Sinfonie ein „kantabiles" Element einführte, einen sentimentalen, mit Schiller zu reden, oder mit Jean Paul

zu reden einen romantischen Zug, hat er sich den Vorwurf eines „unreinen Instrumentalkomponisten“ gefallen lassen müssen. Beethoven zeigt sich in allen seinen Hauptwerken als ein durch und durch romantischer Geist. Und im neunzehnten Jahrhundert reiten Schubert, Weber, Chopin, Spohr, Mendelssohn, Schumann und Brahms und entschiedner als sie alle Richard Wagner teils in fröhlicher Naivität, teils mit dem düstern Ernst des „zielbewußten“ Theoretikers immer tiefer hinein ins Land der Romantik.

Wie die Plastik dem klassischen, so entspricht die Musik von vornherein dem romantischen Wesen am meisten. Denken und Sehen gehören auf der einen Seite zu einander, Fühlen und Hören auf der andern. Die unmittelbare Wirkung des Tones auf das Gefühl, das unbestimmbare, ans Unbegrenzte streifende in der Welt der Töne, der natürliche Stimmungsgehalt, den die Musik vor den andern Künsten voraus hat, das alles prädestinirt sie zur romantischen Kunst schlechthin. Brandes hat auf Stellen in Tiecks „Sternbald“ aufmerksam gemacht, wo Leben und Poesie geradezu in Musik aufgehen; da ist z. B. einmal die Rede von Augenblicken, wo es sei, „als wollte der Waldstrom seine Melodie deutlicher aussprechen, als würde den Bäumen die Zunge gelöst, damit ihr Rauschen in verständlicherm Gesang dahinrinne. Nun fängt die Liebe an, auf fernen Flötentönen heranzuschreiten ... ein Zirkel von Wohllaut hält uns mit magischen Kräften umschlossen“ u. s. w. Romantiker sind es auch gewesen, deren Reflexion über Kunst und Künste zu dem Ergebnis geführt hat, daß die Musik die höchste aller Künste sei; als solche preisen sie die Romantiker der Philosophie, Schopenhauer und die beiden Männer, denen die Gabe des musikalischen und des poetischen Schaffens zugleich verliehen war, E. T. A. Hoffmann und Richard Wagner.

Hoffmann — in der Taufe hatte er den Vornamen Ernst Theodor Wilhelm erhalten, erst in einem Alter von einigen zwanzig Jahren vertauschte er Wilhelm aus Verehrung für Mozart mit Amadeus — ist in vieler Beziehung ein Vorläufer Wagners. Unmittelbar entlehnt scheint Wagner von Hoffmann nicht viel zu haben (das Textbuch zum Tannhäuser lehnt sich an Hoffmanns Jugendnovelle „Der Kampf der Sänger“ an und an seinen „Heinrich von Ofterdingen,“ auch ist Wagner durch Hoffmann mit Wagenseil bekannt geworden, der Quelle für die Meistersinger), und Ellinger erledigt in seiner ausführlichen Biographie Hoffmanns*) die Beziehungen zu Wagner auf einer halben Seite; trotzdem beweist dieses Buch, das wir unsern Lesern warm empfehlen, die große innere Verwandtschaft beider. Sehr hübsch legt Ellinger dar, was Lortzing, was Marschner und was Schumann Hoffmann verdanken. Der phantastische Schluß von Lortzings „Undine“ stammt aus Hoffmanns gleichnamiger Oper, der „Waffenschmied“ geht auf Hoffmanns „Meister Martin“ zurück, „von den Erörterungen, die in den »Serapionsbrüdern« an die pseudobyronsche Erzählung vom Vampyr angeknüpft werden, und in denen die Frage nach der Möglichkeit der poetischen Behandlung dieses Stoffs ausführlich erwogen wird, haben aller Wahrscheinlichkeit nach Marschner und sein Textdichter W. A. Wohlbrück die erste Anregung zu ihrer Oper erhalten.“ Daß Schumanns „Kreisleriana“ an eine Hoffmannsche Gestalt, den genialen Musiker Kreisler, anknüpfen, ist allbekannt; Ellinger weist nur im einzelnen darauf hin, wie sentimentalische Wonne, Humor, schmerzlich-düstre Stimmung, grimmige Ironie,

*) E. T. A. Hoffmann. Sein Leben und seine Werke. Von Georg Ellinger. Hamburg und Leipzig, Leopold Voß, 1894.

inniges Klagen bei Kreisler so gut mit einander abwechseln wie in Schumanns „Kreisleriana."

Wir kennen heute Hoffmann fast nur noch als Dichter; aber als junger Mann war er nicht weniger berühmt als Zeichner, besonders als geistvoller Karikaturenzeichner, und berühmter noch als Komponist. Der Musik hat er sich in seinen besten Jahren, zwischen dem fünfundzwanzigsten und dem fünfunddreißigsten mit hingebendem Eifer gewidmet; noch gegen Ende dieser Zeit, als er in drückenden Sorgen steckte, hat er einmal geäußert: „Zum Musiker bin ich nun einmal geboren, das habe ich von meiner frühsten Jugend an in mir gefühlt und mit mir herumgetragen. Nur der mir innewohnende Genius der Musik kann mich aus meiner Misere reißen." Als früheste Komposition hat sich eine kirchliche Ouvertüre des fünfundzwanzigjährigen erhalten, der Ellinger Sicherheit in der musikalischen Form, Eigenart und Wirkungskraft zuschreibt; nicht viel jünger sind eine Sinfonie und zwei Klaviersonaten, die mehrfach an Mozart erinnern sollen. In Warschau hat Hoffmann Musik zu Zacharias Werners „Krug an der Ostsee" und zwei Opern: „Liebe und Eifersucht" und „Der Kanonikus von Mailand" geschrieben, endlich eine Messe in D-moll, in Bamberg, wo er kurze Zeit Musikdirektor am Theater war, wieder zwei Klaviersonaten, nun nach Beethovenschem Vorbild, ein Quintett und eine Reihe kleinerer Kirchenkompositionen. Beklagenswert scheint der Verlust seiner Musik zur Genovefa des Malers Müller zu sein; seine beste Oper aber, die „Undine," ist erhalten. Nach Ellingers Urteil steht sie weit über Lortzings Oper, abgesehen von den komischen Episoden, die Lortzing eingefügt hat, und für die Hoffmanns Oper keine Vergleichungspunkte bietet. Wenn Hoffmann, wie Ellinger bestimmt behauptet, auch als Komponist Anspruch hat, für uns mehr als ein bloßer Name zu sein, so wäre die „Undine" gewiß das erste seiner Werke, das den Versuch einer Wiederaufführung lohnen würde.

Litteratur

Das Neue Testament. Übersetzt von Karl Weizsäcker. Sechste und siebente verbesserte Auflage. Freiburg und Leipzig, J. C. B. Mohr, 1894

Hoffentlich teilt kein Leser der Grenzboten den Standpunkt der jungen Dame, von der die Christliche Welt vor einiger Zeit erzählte, daß sie ihrer Freundin entsetzt zugerufen habe: „Was, du liesest in dem Weizsäcker, diesem ungläubigen Kritiker, der uns die Bibel zerstückt und zerpflückt?" Aber ist nicht vielleicht die Befürchtung begründet, daß viele unsrer Leser dies Buch ebenso wenig kennen wie offenbar jene Dame? Jedenfalls beweist die Thatsache, daß es jetzt, ungefähr fünfzehn Jahre nach seinem ersten Erscheinen, in sechster und siebenter Auflage ausgegeben worden ist, was für manches andre Buch ein schöner Erfolg heißen würde, bei Weizsäckers Neuem Testament, daß es noch viel zu wenig bekannt ist. Soll sich dieses Buch, das jeder Theologe neben seinem Urtext braucht, nicht auch bei denen einbürgern, für die es recht eigentlich bestimmt ist, bei der großen Zahl unsrer

Gebildeten, die sich nicht an den Grundtext halten können, und die doch so viel Interesse an ihrem Christenglauben haben, daß sie von dessen Haupturkunde eine möglichst getreue deutsche Wiedergabe in der Hand haben möchten? Daß dabei Weizsäcker selbst am wenigsten daran denkt, Luthers wunderbares durch die Jahrhunderte geheiligtes Werk als Erbauungswerk ersetzen zu wollen, das zeigen die schönen Worte, mit denen er seine Einleitung beginnt.

Das Ziel, das sich der Übersetzer gestellt hat, ist kein andres als: seinem Volke das Neue Testament in einer Form zu geben, die jeden Wortbegriff, jede Stilform, jede Eigenart des Grundtextes so treffend wie möglich in unsrer Sprache wiedergiebt. Wie er diese Aufgabe zu lösen verstanden hat, darüber haben wir nicht mehr zu urteilen: jeder, der das Buch gebraucht, kennt seinen Wert.

Wir wollen hier nur darauf hinweisen, daß auch die im vorigen Jahre erschienene neue Auflage zeigt, wie der Übersetzer unermüdlich zu verbessern bestrebt ist, wo noch verbessert werden kann. Nicht weniger als achtundachtzig Stellen sind nach wiederholter Prüfung geändert worden, das meiste davon sind freilich Kleinigkeiten, doch beweisen gerade sie die peinliche Genauigkeit, mit der Weizsäcker verfährt.

Im Anschluß an diese Änderungen seien hier ein paar Wünsche ausgesprochen. Die gebräuchliche Genetivform Jesu, die nun ganz konsequent in Jesus' umgewandelt worden ist, fand sich noch einmal in der fünften Auflage. Man sieht daraus, daß dem Übersetzer selbst das Jesus' und Christus' nicht das natürliche ist. Weshalb denn nicht das alte Jesu Christi (oder allenfalls Jesu des Christus) beibehalten, das jedem Menschen geläufig und grammatisch gewiß nicht schlechter ist als der unaussprechliche Apostroph! Ferner hat Weizsäcker bei der Schreibung der Eigennamen konsequenter zu sein gesucht, doch ist nicht klar, nach welchen Grundsätzen er dabei verfahren ist. Statt Phönikia hat er jetzt Phoinike geschrieben. Dies entspricht z. B. dem unverändert aus dem Griechischen übernommnen Kypros. Weshalb dann aber nicht auch Phoinix (Apostelgesch. 27, 12), weshalb nicht auch Antiocheia statt Antiochia (einmal auch Antiochien: Apostelgesch. 18, 22)? Die Personennamen sind ja übrigens alle in der lateinischen Form gegeben. Schließlich sind wohl auch in den Stellen: *τὴν Φρυγίαν καὶ Γαλατικὴν χώραν* (Apostelgesch. 16, 6) und: *τὴν Γαλατικὴν χώραν καὶ Φρυγίαν* (Apostelgesch. 18, 23) die Namen alle adjektivisch zu fassen, so wie sie Weizsäcker in der ersten Stelle giebt, die er geändert hat.

Mehr als diese Kleinigkeiten liegt uns freilich der Wunsch am Herzen, daß ganz im allgemeinen bei einer neuen Ausgabe, die sich hoffentlich bald wieder nötig machen wird, neben der einen Übersetzungsregel: den Sinn des fremden Textes genau wiederzugeben, die andre noch etwas mehr beachtet werde: auch wirklich reines Deutsch zu geben. Ein Satz wie: „Es heißt in allewege für euch schon: herunterkommen, daß ihr Klagen unter einander habt" (1. Kor. 6, 7) ist doch einfach nicht zu verstehen. Der Wahl eines neuen Ausdrucks bedürfte es dann vielleicht sachlich auch bei Wörtern wie „Heilige" für *ἅγιοι* und „weissagen" für *προφητεύειν*, da wir doch thatsächlich jetzt andre Begriffe mit diesen Ausdrücken verbinden.

Nicht recht möglich scheinen uns endlich Wendungen wie: zur Gottesfurcht halten (*σέβεσθαι*), abgeschätzt werden (für: gering geschätzt werden, *εἰς οὐδὲν λογισθῆναι*), aus euer selbst Mitte, (*ἐξ ὑμῶν αὐτῶν*), bereinigen (?) (für: zum Austrag bringen, *ἐπιλύειν*), und entworden (sehr genau, aber kühn für *ἀπογενόμενοι*).

Das Râmâyana und die Râmalitteratur der Inder. Eine litteraturgeschichtliche Skizze von Alexander Baumgartner, S. J. Freiburg im Breisgau, Herdersche Verlagshandlung, 1894

Der Verfasser, der durch seine Goethebiographie, seine Schriften über Lessing und den niederländischen Dichter Jost van den Vondel als einer der streitbarsten unter den Schriftstellern der Gesellschaft Jesu bekannt ist, die die Geschichte und Litteraturgeschichte im ultramontanen Sinne umzubilden und umzuschreiben trachten, giebt in dem Buche über das indische Râmâyanaepos eine dankenswerte Studie von objektiverem Gehalt. Der sichtliche Vorzug, den er dem Râmâyana vor dem Mahâbhârata giebt, läßt deutlich genug erkennen, daß er dem Gedicht, in dem nach seiner eignen Aussage „nicht so sehr ein Geist klarer Einsicht und kraftvoll männlichen Willens, sondern ein Geist dunkel unbestimmten Gefühls und stiller, geduldiger Ergebung“ vorherrscht, entschieden näher steht als dem heldenhaftern und weltfreudigem ältern Epos der Inder. Er meint, daß das Mahâbhârata allerdings den Vorzug habe, daß es die größere Masse alter Sagen, Dichtungen und Überlieferungen verschiedner Zeiten in sich schließe, „das Râmâyana aber ist kunstvoller abgerundet, hat fruchtbarer auf die spätere Litteratur eingewirkt und ist als Ganzes auch volkstümlicher geworden.“ Und am Schlusse seiner Schrift betont er, daß es nicht nur gedruckt und von einzelnen gelesen werde, wie die europäischen Bücher, nein, es werde auch noch wie vor zwei Jahrtausenden durch mündliche Überlieferung weitergepflanzt, von volkstümlichen Rhapsoden vorgelesen, hergesagt, gesungen, gespielt, in großartigen Volksaufzügen dargestellt. Und da es nun unter allen Umständen gewiß ist, daß sich aus den beiden großen Epen und den ihnen entstammten poetischen Erzählungen und volkstümlichen Schauspielen die beste Kenntnis des indischen Lebens und des indischen Volkscharakters gewinnen läßt, da die beinahe wüste Mythologie und krause Phantastik des Ramaepos namentlich das brahmanische Zeitalter der indischen Kultur spiegelt und vergegenwärtigt, die ausgedehnte Dichtung selbst aber nur wenigen zugänglich ist, so reicht Baumgartners lebendige, mit zahlreichen (wenn auch gelegentlich etwas tendenziös gewählten) Proben durchsetzte Skizze jedenfalls hin, an die Stelle eines bloßen Wortschalls den Anfang eines Begriffs von dem Inhalt, der Eigenart und der Bedeutung des großen indischen Gedichts zu geben.

Geschichte des Gothaischen Hoftheaters 1775—1779. Nach den Quellen von Richard Hobermann. Hamburg und Leipzig, Leopold Voß, 1894

Die vorliegende Schrift bildet den neunten Band in der Reihe von Schriften, die der Bonner (früher Jenaer) Litterarhistoriker Bernhard Litzmann herausgiebt, und gründet sich gleich den andern auf aktenmäßiges, zum größten Teil seither unbekanntes Material. Wenn es an sich eine erschreckende und unentschuldbare Gründlichkeit wäre, der Geschichte eines kleinen Hoftheaters in einem Lustrum ein ganzes Buch zu widmen, so liegt die Sache hier anders, es handelt sich um das Hoftheater, das unter Eckhofs und Reichards Leitung stehend, unter völlig neuen Verhältnissen der Litteratur und der Bühne, mitten in der Sturm- und Drangperiode, zuerst den Gedanken einer wesentlich nach künstlerischen Gesichtspunkten geleiteten Bühne verwirklichte. Seine kurze Dauer läßt Bedeutung, Leistungen und Mängel leichter erkennen, als eine über Jahrzehnte hinweg zu erstreckende Betrachtung. Der Gegensatz zwischen dem frühern Enthusiasmus, mit dem ein solches Unternehmen begrüßt und begonnen wird, und der nüchternen Übermüdung,

die sich im Lauf der Tage und der Dinge einstellt, war bei dem Gothaer Hoftheater viel enger aneinandergedrängt als anderswo. Anfänglich war nur Konrad Eckhof, der Altmeister der Schauspielkunst, der hier seine letzten Jahre verbrachte und nach langen Komödiantenfahrten hier eine Thätigkeit fand, die den Idealen entsprach, die er gleichsam durch alle Wetter des rauhen Frühlings der deutschen Bühne getragen und bewahrt hatte, die Seele der Gothaer Unternehmung gewesen. Nach seinem Tode (16. Juni 1778) zeigte sich H. A. O. Reichard, der nunmehrige alleinige „Oberdirektor," der an sich schwierigen Aufgabe (nicht nur Gotha hatte sich „verausgabt" an Gastfreundschaft und Kunstschwärmerei, sondern auch der fürstliche Begründer und Beschützer Herzog Ernst II. hatte Lust und Laune an der Sache verloren) in keiner Weise gewachsen, und so mußte es noch als ein besondres Glück erachtet werden, daß es gelang, einen Teil der vorzüglichen in Gotha vereinigten, durch Freundschaft verbundnen, künstlerisch zusammengespielten Darstellerkräfte gemeinsam nach dem neubegründeten Mannheimer „Nationaltheater" hinüberzuführen. Das Verdienst davon gebührte übrigens nicht H. A. O. Reichard, sondern dem Dichter Fr. Wilhelm Gotter, der wohl in jeder Beziehung der geeignetere Mann für die Leitung des Gothaer Versuchs gewesen wäre.

Schleiermacher und die Romantik. Von Dr. Otto Kirn, Professor der Theologie in Basel. Basel, R. Reich, 1895

Dieser geistvolle und durch außerordentliche Klarheit und Rundung der Form ausgezeichnete Vortrag geht von einer gedrängten, aber meisterhaften Charakteristik der deutschen Romantik aus, schildert Schleiermachers Verhältnisse zu der jungen romantischen Schule und namentlich zu Friedrich Schlegel und stellt als das Hauptergebnis der Beziehungen zwischen dem Theologen und der Romantik Schleiermachers „Reden über die Religion" von 1799 dar. Kirn kritisirt die Mängel dieses immerhin unsterblichen Werkes eingehend, scharf und überzeugend: „Der Mensch, den Schleiermachers romantische Religionstheorie ins Auge faßt, ist nicht der ganze Mensch. Die Religion, die er beschreibt, ist auch nicht die ganze Religion." Aber trotz dieser Kritik bleiben dem Verfasser die Reden über die Religion „ein epochemachendes und wirklich bedeutendes Buch; bedeutend als ein Versuch, in dem neuen Lebensideal auch der Religion ihre Stelle zu sichern; bedeutend als das Denkmal einer Persönlichkeit, die es wagt, zugleich gebildet und fromm zu sein; bedeutend in der kühnen Energie, mit der der einmal betretene, obschon einseitige Weg bis zum Ende verfolgt wird." Der Vortrag betont ausführlich, daß Schleiermacher der Wahrheit nahe gekommen sei, wenn er Gefühl und Anschauung für das Wesentliche der Religion erklärt habe. „Noch heute gilt es, gegenüber einem falschen Intellektualismus daran festzuhalten, daß die Religion nicht ein Stück des allgemeinen Wissens, sondern ein Element unsers persönlichen Lebens ist, dessen Tiefe und Fülle durch keine Verstandesbegriffe erschöpft wird. Aber auch darin lag etwas Richtiges, daß Schleiermacher dem Gefühl die Anschauung als zweites Element des religiösen Lebens zur Seite stellte." Unumwunden räumt nach alledem Kirn ein, daß auch die Theologie der Romantik für die tiefern Anfänge der religiösen Psychologie verpflichtet sei. Kirns Vortrag gehört zu den verdienstlichen Schriften, die dem landesüblichen Zerrbild der romantischen Bewegung und Entwicklung kräftig Widerpart halten, und wenn sich die Gebildeten unsrer Tage nicht mehr zum Lesen von Schleiermachers Buch aufzuraffen vermögen, dann sollten sie wenigstens diesen Vortrag nicht ungelesen lassen.

Pipara, die Germanin im Cäsarenpurpur. Historischer Roman aus dem dritten Jahrhundert nach Christus. Von Guido List. Zwei Bände. Leipzig, Litterarische Anstalt (August Schulze), 1895

Es steht übel um den deutschen Roman, insofern er in die Periode der bloßen Experimente eingetreten ist. Statt eines Stückes Leben, das dem Dichter ans Herz gewachsen ist, statt der Wiederspieglung vergangner Dinge zur Deutung des Lebens und des Menschen überhaupt trachtet die jüngste archäologische Poesie nach schattenhafter Vorführung von Zuständen und Begebenheiten, die für uns höchstens noch ein wissenschaftliches, kein poetisches Interesse mehr einschließen. Von Alexandria und Byzanz bis Thule giebt es keine Landschaft und von den Tagen der Perserkriege und des Alexanderzugs nach Indien bis zu denen des schwarzen Todes und der Geißler keine Zeit mehr, die nicht zum Hintergrunde eines Romans gedient hätte. Je abnormer, verworrener, unserm eignen Handeln, Fühlen und Meinen ferner die Stoffe sind, je unerläßlicher sie wissenschaftlicher Anmerkungen und Erläuterungen bedürfen, um so mehr erhalten sie den Vorzug. Die lebendige Anschauung und Gestaltungskraft, mit der der Meister des deutschen historischen Romans, Wilibald Alexis, gerade die Elemente, Charaktertypen und Züge der historischen Vergangenheit ergreift und gestaltet, von denen sich geheime Fäden zu unsrer Phantasie und zu unsrer Seele herüberspinnen, begegnet uns nur noch ganz vereinzelt. Die eigentlichen Vorbilder des neuern historischen Romans sind J. V. Scheffel, K. Ferd. Meyer und Felix Dahn. Und wenn sich gegen die ersten beiden nur erinnern läßt, daß ihre Erzählungskunst hart auf der Grenze hingeht, wo die echt schöpferische Thätigkeit in Reflexion und Manier umschlägt und die Überfülle des Materials die belebende Kraft schwächt, so sind doch schwächern Naturen und Talenten diese Vorbilder gefährlich. Der vorliegende Roman „Pipara," eine Geschichte aus den Tagen des Imperators Gallienus und des Verfalls des Römerreichs, erscheint gleichermaßen von Scheffel und von Dahn beeinflußt. Während an Dahn die mannichfache Anlehnung an Bild und Ton der Heldensage, die stark pretiöse Art gewisser Schilderungen und Redewendungen erinnert, verrät sich die Einwirkung Scheffels in dem halb humoristischen Tone einzelner Teile des Vortrags und dem ironischen Dreinsprechen des Verfassers. Ja diese Besonderheit ist zuzeiten so stark, die Durchsetzung der Erzählung aus dem dritten Jahrhundert nach Christus mit modernem Witz und neuestem Überlegenheitsbewußtsein so auffällig, daß der Gedanke entstehen kann, das Ganze solle eine Parodie dieser Art von Romanen, eine Satire auf Scheffel, Dahn, Ebers sein, wie Hauffs „Mann im Mond" eine auf Clauren war. Doch dafür ists nicht karikirt genug, wenn es auch höchst bezeichnend für das Manieristische dieser ganzen Art von Darstellungen bleibt, daß man überhaupt auf einen solchen Einfall geraten kann. Die Erfindung und Charakteristik, namentlich auch des Niedergangs in den römischen Menschen der geschilderten Verfallzeit und viele Einzelheiten sind gar nicht übel, und wir wollen dem Verfasser wünschen, daß er sein Talent an einem glücklichern Stoffe und in selbständigem Vortragston erweisen möge.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Der Zug nach dem Osten

Seit Beginn des Mittelalters hatte die Wanderung der Völker die Richtung nach dem Westen eingeschlagen. Um die Wende des ersten Jahrtausends christlicher Zeitrechnung fand eine rückläufige Bewegung statt. Die germanischen Völkerschaften, beengt in ihren Wohnsitzen, verdrängten die benachbarten slawischen Stämme. Im Anschluß an die Kreuzzüge wurde die Bekehrung zum Christentum vielfach der leitende Beweggrund: der deutsche Orden ebnete die Bahnen nach Osten bis an die Ostgrenzen des jetzigen deutschen Reichs und weiter hinaus bis zum finnischen Meerbusen und zur Narowa.

In unserm Jahrhundert hat die Übervölkerung Westeuropas eine stetige Auswanderung nach der westlichen Halbkugel veranlaßt. Die günstigsten Bedingungen für die germanischen Stämme boten die Vereinigten Staaten Nordamerikas. Aber abgesehen davon, daß in letzter Zeit durch den mächtigen Einwanderungsstrom aus den verschiedensten Ländern die Gelegenheit zum Erwerb ertragreichen Bodens sehr verringert ist und die Eingebornen eine feindselige Stellung gegenüber der Einwanderung einnehmen, wird in Deutschland immer mehr erkannt, daß die Millionen Deutscher, die dorthin ausgewandert sind, dem Mutterlande entfremdet werden, daß dagegen die Bildung eines Kolonialstaats mit germanischem Charakter ein dringendes Bedürfnis ist.

In Neuholland nehmen die zahlreichen Deutschen keine andre Stellung ein als in Nordamerika. Die in neuester Zeit von Deutschland gegründeten Kolonien in Ost- und Westafrika, in Neuguinea, gestatten wegen der klimatischen Verhältnisse keine Auswanderung im großen Stil.

Alle diese Umstände weisen darauf hin, den Nachteilen der Übervölkerung Abhilfe zu schaffen, indem der Strom der Auswanderung in Gegenden gelenkt

wird, wo unter günstigen Bedingungen das germanische Element mit Beibehaltung seiner Eigenart einen Kolonialstaat gründen kann.

Bei keinem andern westeuropäischen Lande ist dieses Bedürfnis so dringend. England hat mit rücksichtsloser Energie in dieser Richtung die besten Erfolge erzielt; Frankreich, das der Übervölkerung durch Mittel abzuhelfen weiß, zu denen nur eine Gesellschaft greift, die sich überlebt hat, findet bei seiner expansiven Kolonialpolitik Raum genug für die, die außerhalb des Heimatlandes ihr Glück versuchen wollen. Italien hat sich die Levante zum Sitz seiner Handelsthätigkeit erkoren, in Tripolis, am Roten Meere festen Fuß gefaßt und überschwemmt die Nachbarländer mit seinen fleißigen Arbeitern, deren Bedürfnislosigkeit jeden Wettbewerb ausschließt. Auch ist in Italien der Zuwachs der Bevölkerung geringer als in Deutschland.

Als Carlyle vor Jahrzehnten in seinem lapidaren Stil die verhängnisvolle Demokratisirung Englands, den Niedergang in den politischen, sozialen und sittlichen Zuständen geißelte und die aus der Übervölkerung und der irischen Einwanderung entstehenden Übelstände hervorhob, fand er die Mittel zur Abhilfe nur in Erziehung und Auswanderung. Die Erde biete noch genug Stätten, die der Kultur zu gewinnen seien und lohnende Arbeit versprächen; sei es nicht würdiger, in dieser Richtung im Kampf ums Dasein nicht nur, sondern im Dienste der Menschheit seine ganze Persönlichkeit einzusetzen, statt im übervölkerten Vaterlande mit allen Mitteln und doch oft vergeblich um eine Existenz zu ringen, die sich selten befriedigend gestalte und so viele verkümmern lasse? Dieser Mahnruf hat auch für Deutschland seine Geltung. Die leidige „Magenfrage" wirkt entsittlichend in weiten Kreisen, erzeugt das Strebertum mit dem unvermeidlichen Servilismus, wird zur Handhabe der Sozialdemokratie.

„Erziehung und Auswanderung" sollten nach Carlyle in England die Abhilfe gewähren. Nun, in Deutschland fehlt es nicht an Erziehung. In wie weit sie die richtigen Ziele verfolgt, soll hier nicht erörtert werden. Umsomehr wird die Auswanderung, in richtige Bahnen geleitet, eine wesentliche Macht sein bei den Bestrebungen, frische Luft und freien Ausblick zu schaffen in einer Zeit, die durch eine dumpfe Atmosphäre, ein allgemeines Unbehagen, eine öde Ratlosigkeit dringenden politischen und sozialen Fragen gegenüber gezeichnet ist.

Und wiederum, wie vor tausend Jahren, richtet sich der Blick nach Osten. Ex oriente lux! konnte man wohl sagen, als Europa in dem Dunkel vorgeschichtlicher Zeit noch des Lichtes harrte, das ihm die orientalischen Kulturvölker und Griechenland bringen sollten. Dieses helle Licht erlosch, als der Halbmond die Herrschaft antrat. Auch das Christentum wurde verdrängt aus den Stätten seiner Entstehung. Aber die Zeiten des Aufschwungs der Anhänger des Islams waren von kurzer Dauer, und der „kranke Mann" fristet ein kümmerliches Da-

sein diesseits des Bosporus. Der Alttürke duldet die Ungläubigen nur, solange sie ihm untergeben sind. Wo er die Herrschaft nicht ausüben kann, zieht er sich vor der christlichen Kultur zurück. So geschah es in Rumänien und Serbien, so räumten die Türken ihre Wohnplätze, als die russischen Heere in Bulgarien einrückten, und die Begs und Agas Bosniens suchen sich seit der österreichischen Besetzung nach Kleinasien zurückzuziehen. Durch diese Verschiebung innerhalb der Bevölkerung der Balkanhalbinsel ist ein Gebiet gewonnen, auf dem die deutsche Einwanderung den Zug nach Osten antreten kann.

Der Berliner Kongreß von 1878 bezeichnet den Wendepunkt in der politischen Lage, die bisher Rußland als alleinigen Erben des kranken Mannes erscheinen ließ. Nicht nur die russische Presse, sondern auch maßgebende Personen aus den Regierungskreisen haben zwar seitdem nicht aufgehört, die Ergebnisse jenes Kongresses einer Intrigue Bismarcks zuzuschreiben. Aber man wird sie wohl richtiger als einen Protest Westeuropas gegen die Übergriffe des Panslawismus auffassen, nachdem die Einmischung Englands die Eroberung Konstantinopels verhindert und zu dem Friedensschluß in San Stefano genötigt hatte. Unter den in Berlin beschlossenen Abänderungen dieses Friedensschlusses dürfte die Besetzung Bosniens und der Herzegowina die größte Bedeutung haben.

Es würde die Grenzen, die diesen Betrachtungen gesetzt sind, überschreiten, wenn diese Länder in ihrer Eigentümlichkeit eingehend geschildert werden sollten. Land und Volk waren in Europa in Vergessenheit geraten, und erst in neuester Zeit haben verdiente Forscher die Kenntnis des Landes der wissenschaftlichen Welt zugänglich gemacht. Unter ihnen ist besonders hinzuweisen auf J. v. Asboth (Bosnien und die Herzegowina, Wien 1887/88), der in Begleitung des Finanzministers v. Kállay vier Jahre hindurch Gelegenheit hatte, Land und Leute näher kennen zu lernen.

Vorzüglich zur Ansiedlung geeignet ist Bosnien, das durch die dinarischen Alpen von der gebirgigen, weniger fruchtbaren Herzegowina getrennt ist. Zwar ist auch Bosnien ein Gebirgsland, aber es fällt ab gegen die Flächen der Unna und der Save. Es ist durchschnitten von wasserreichen, langen Thälern, ist mit dichten Wäldern bedeckt, birgt reiche Erzlager in sich und bietet dem Anbau der Kulturpflanzen des mittlern und südlichen Europas weiten Raum. Wo findet sich in der Nähe des Mittelpunktes europäischer Kultur ein zur Auswanderung so geeigneter Boden, dessen Bevölkerung auf einer Quadratmeile die Zahl von 3000 nicht erreicht und in manchen Gegenden auf 500 herabsinkt? Unter der vorzüglichen Leitung des Ministers v. Kállay hat die Reorganisation dieser Provinzen ersichtlich gute Ergebnisse gehabt. Eine deutsche Einwanderung würde den Wettbewerb der ansässigen slawischen Bevölkerung nicht zu scheuen haben.

Die ganze Balkanhalbinsel, reich an kulturfähigem Boden und verhältnismäßig schwach bevölkert, mit einem milden Klima, das durch regern Anbau des Landes auch von den Nachteilen der Malaria befreit werden kann, bietet Raum und günstige Verhältnisse für die Einwanderung. Die kleinen Balkanstaaten, die sich dem Einfluß Rußlands entzogen haben, werden und können ihr keinen Widerstand entgegensetzen. Und warum soll man nicht, dem nüchternen Realpolitiker zum Trotz, den Blick noch weiter schweifen lassen, wenn eine elementare Macht diesen Zug nach Osten wach ruft und zu weitern Besetzungen drängt? Die Jahre der Herrschaft des Halbmonds auf europäischem Boden sind gezählt. Ist es eine Utopie, darauf hinzuweisen, daß der Keil deutscher Einwanderung bis Salonichi und an den Bosporus vordringen kann und über ihn hinaus in die alten, jetzt verödeten Kulturstätten Kleinasiens, und daß diese unter den fleißigen Händen deutscher Arbeiter und durch die Intelligenz der deutschen Bildung zu neuem Leben erweckt werden könnten? Diesem Zuge nach Osten sind keine engen Grenzen gesetzt. Die türkische Gleichgiltigkeit und Unfähigkeit, selbst das Vorhandne zu erhalten, geschweige denn Neues zu schaffen, muß der Kultur weichen; das räuberische Gesindel der Kurden und andrer Bergvölker des Taurus vermag ebenso wenig den Fortschritt aufzuhalten. Was könnte in den von der Natur so reich bedachten transkaukasischen Provinzen, deren Kultivirung und Ausbeutung den Russen bei ihrem Mangel an Unternehmungsgeist und organisatorischem Talent nicht gelingen will — was könnte in jenen Gebieten geschaffen werden, wenn sich der deutsche Pionier ihrer bemächtigte, iter facturus

per inhospitalem
Caucasum vel quae loca fabulosus
Lambit Hydaspes.

Mancher wird sagen, das heiße denn doch der Phantasie zu sehr die Zügel schießen lassen: müssen wir Deutschen uns nicht verteidigen gegen den russischen Koloß, der, stets zum Ausfall gerüstet, mit enormen Truppenmassen seine Westgrenze besetzt hält? Wie soll unter solchen Umständen, mit dem vergeltungslüsternen Frankreich im Rücken, Deutschland eine solche Politik treiben!

Es handelt sich hier nicht um die augenblickliche politische Lage, um die Schachzüge der Diplomatie, sondern um Erwägung von Möglichkeiten, die in sich die Keime zu neuen Gestaltungen enthalten und diese mit Notwendigkeit entwickeln werden. Sehr wohl könnte das germanische Element auf friedlichem Wege nach Osten vordringen. Der alte Reichskanzler hat noch kürzlich wieder das slawische Naturell mit dem weiblichen verglichen und darauf hingewiesen, daß der Germane befruchtend wirke, wo Natur und Geschichte die beiden Stämme zusammengeführt haben. An den Tschechen, Slowenen und andern slawischen Völkerschaften habe sich diese Auffassung bewährt. Solch ein günstiger Einfluß

wäre nicht ausgeschlossen, wenn deutsche Kultur in die slawische Bevölkerung der Balkanhalbinsel auf friedlichem Wege Zugang fände: nach Bildung einzelner kolonialer Gruppen würde mit der Zeit ein Zusammenschluß stattfinden, der, wenn nicht zu einem deutschen Kolonialstaat, so doch zu staatlichen Gestaltungen führen könnte, in denen die Deutschen in ihrer Eigentümlichkeit beharrten und eine maßgebende Macht werden würden, denn vom slawischen Stamme würden sie nicht aufgesogen werden, wie vom angelsächsischen.

Es könnte gegen diese Auffassung der Einwand erhoben werden, daß die starke Einwanderung und die Ansiedlung Deutscher in den südwestlichen Provinzen Rußlands und in den Steppen der Wolgagegend keinen bildenden Einfluß auf die russische Bevölkerung ausgeübt haben. Aber die Sachlage ist hier eine andre. Die ansässige slawische Bevölkerung bildet hier eine feste Masse, während sie sich auf der Balkanhalbinsel, wie schon bei einem Blick auf die Völkerkarte Bosniens zu ersehen ist, mehr in versprengten Gruppen zusammenhält. Das russische Reich mit seiner autokratischen Zentralisation gewährt Fremden nicht leicht Spielraum. Statt sich an dem deutschen Kolonisten ein Beispiel zu nehmen, verharrt der Südrusse in Trägheit und Trunksucht und verliert Jahr für Jahr mehr an Bodenbesitz. Während die Kolonisten den Boden verbesserten, verödeten die Russen durch Raubbau die fruchtbaren Gegenden der „schwarzen Erde" und wanderten nach Osten aus, in die nächstliegenden anbaufähigen Gegenden Sibiriens. Die Auswanderung wurde um so notwendiger und wurde von der Regierung organisirt, als der mit dem leidigen Gemeindebesitz aus der Zeit der Leibeigenschaft stammende Grundsatz, daß jeder Bauer eignes Land besitzen müsse, bei der Zunahme der Bevölkerung nicht mehr durchgeführt werden konnte.

Diese Umstände wirkten zusammen, den zahlreichen deutschen Kolonisten das Leben zu verleiden. Statt durch Volkserziehung die einheimische Bevölkerung auf eine höhere sittliche Stufe zu bringen und konkurrenzfähig zu machen, hat die Regierung unter dem Druck der panslawistischen Strömung der Einwanderung Hindernisse aller Art bereitet, sodaß sie zurückgegangen ist. Maßgebend ist dabei dieselbe Verblendung, die eine feindselige Stimmung gegen die ihrer Nationalität nach nichtrussischen Provinzen unterhält. Finnland, die Ostseeprovinzen und Polen haben die aus dem Westen überkommne Kultur zu pflegen gewußt. Jetzt führt die Staatsräson zu einer öden Gleichmacherei. In seltsamem Widerspruch zu der dem Russen eigentümlichen Ironie, mit der er die innern Schäden des Reichs oft in cynischer Weise aufdeckt, steht die nationale Selbstüberhebung, die nicht nur in der Tagespresse, sondern auch bei Schriftstellern ersten Ranges grell hervortritt. Gogol schildert in seinen „Toten Seelen" meisterhaft die Fäulnis der russischen sozialen Zustände und vergleicht doch am Schluß des ersten Teils Rußland mit einem feurigen Dreigespann, das unaufhaltsam prächtig dahinsaust. „An allem, was auf der Erde

ist, fliegt es vorbei, und die andern Völker und Reiche treten beiseite und geben ihm Raum."

Daß unter solchen Umständen die deutsche Kolonisation in Rußland keinen Bestand gewinnen und befruchtend wirken kann, ist ebenso selbstverständlich, wie es unrichtig wäre, hieraus ein ungünstiges Zeichen für eine deutsche Kolonisation in den jetzt noch unter türkischer Botmäßigkeit stehenden Ländern zu sehen. Daß sich so mächtige Wanderungen und Verschiebungen nicht nur auf friedlichem Wege vollziehen, ist allerdings nicht zu bestreiten, doch dürften sich manche Umstände gerade in unsrer Zeit als günstig erweisen.

Das durch eignes Mißgeschick verlorne Ansehen in den Balkanstaaten hat die russische Orientpolitik auf Konstantinopel zwar nicht verzichten lassen, wohl aber ist ihre Aufmerksamkeit zur Zeit auf andre Dinge abgelenkt. In den letzten Jahrzehnten hat Rußland jenseits des Urals und des Kaspischen Meeres seiner Botmäßigkeit riesige Länderstrecken unterworfen. Zu dem Generalgouvernement Turkestan mit Taschkent wurde Ferghana und Kaschgar erworben; Chiwa und Bochara fristen ein Scheinleben; erst auf dem Hochplateau Pamirs findet der Vorstoß durch England ein Hemmnis. Mag der Kultureinfluß Rußlands in jenen Gegenden, nach dem Maßstab der europäischen Kultur gemessen, noch so kärglich sein, so läßt sich doch im ganzen ein gewisses Geschick in der Behandlung jener barbarischen Völker nicht verkennen, wobei sich eine Verwandtschaft der Russen mit diesen asiatischen Nomadenstämmen geltend gemacht haben mag. Wo die ansässige Bevölkerung den wasserarmen Boden durch künstliche Bewässerung ergiebig gemacht hatte, soll freilich diese Kultur seit der russischen Besetzung in Verfall geraten sein. Der Russe hat keinen Sinn für die Pflege solcher mühsamen Anlagen.

Neben dem Vordringen in Zentralasien beginnt Sibirien die Thätigkeit der russischen Regierung in hohem Grade in Anspruch zu nehmen. Die Reise des ehemaligen Thronfolgers, des jetzigen Kaisers, durch Sibirien hat sein Interesse für das in so verschiednen Richtungen nutzbare Land erregt. Ein Zeugnis dafür ist die rasche Förderung der sibirischen Eisenbahn und die Besiedlung der durch sie zugänglich gewordnen Gegenden.

Einen noch größern Aufschwung hat diese Verwaltungsthätigkeit infolge des ostasiatischen Kriegs genommen. Rußlands Machtstellung am Stillen Ozean ist nach den Erfolgen Japans nicht aufrecht zu erhalten, wenn nicht bedeutende Streitkräfte auf Land und Meer dort verwendet werden. Das dringende Bedürfnis, durch einen eisfreien Hafen seiner Marine Bewegungsfreiheit zu sichern, läßt die Ansprüche auf herrschenden Einfluß in Korea und auf Besetzung des Teils der Mandschurei, wo die sibirische Eisenbahn ihren Ausgang zum Stillen Ozean nehmen soll, immer unverhohlener hervortreten.

Damit ist gegenüber den schon erworbnen Ansprüchen Japans ein Widerstreit der Interessen entstanden, der über kurz oder lang Konflikte erzeugen

wird, die auf die Orientfrage nicht ohne Einwirkung bleiben können. In wie weit sich diese geltend macht, entzieht sich bei den gegenwärtig schwebenden Fragen der europäischen Politik jeder nähern Beurteilung.

Napoleon I. hat einmal gesagt, in fünfzig Jahren werde Europa eine Republik oder unter der Herrschaft der Kosaken sein. Bei Prophezeiungen kann oft nur ein Irrtum in der Zeitangabe nachgewiesen werden, in der Sache selbst hatten sie Recht. So könnte auch das Napoleonische Wort sich noch erfüllen: einerseits nimmt die Demokratisirung ungehemmt ihren Fortgang, andrerseits erheben sich warnende Rufe und Befürchtungen, ein Einbruch der Slawen könnte die Kultur Westeuropas vernichten.

Diesen Gefahren gegenüber ist in Deutschland trotz aller Zerfahrenheit und allen politischen Jammers der gegenwärtigen Zustände ein mächtiger Widerstand geboten. Wohin die sozialdemokratische Strömung führt, dessen ist man sich nach den Ausschreitungen der Anarchisten wohl bewußt. So verworren sich auch diese sozialen Verhältnisse darstellen, so fehlt es doch nicht an Bestrebungen, den Faden zu finden und zu ergreifen, der aus dem Labyrinth führt. Hinsichtlich eines von Osten her drohenden Angriffs dürfte eine nähere Kenntnis der russischen Militärmacht wohl zur Beruhigung dienen. Die faulen Zustände, die in dem letzten russisch-türkischen Kriege unverhüllt hervorgetreten sind, mögen durch die eifrige und nicht erfolglose Thätigkeit des Kriegsministeriums in mancher Hinsicht verbessert worden sein. Nicht nur die Armeestärke hat bedeutend zugenommen, auch die Schulung und Ausrüstung ist besser geworden. Die nationalen Eigentümlichkeiten aber, die sich nicht ausrotten lassen und in allen Schichten der Bevölkerung und der Gesellschaft ihren Ausdruck finden, diese Eigentümlichkeiten, die zu der landläufigen Bezeichnung des „Kolosses auf thönernen Füßen“ geführt haben, sie untergraben auch die Wirksamkeit der Militärmacht. Die Unzuverlässigkeit, die durch Selbstüberhebung dauernd geworden ist, wird sich in allen Richtungen geltend machen. Die Mobilisirung, scheinbar geordnet, wird unzureichend vor sich gehen; die Befehlshaber sind zum großen Teil ungebildet und ohne Kriegserfahrung; die Intendantur ist nachlässig und diebisch; der abgehärtete, tapfere gemeine Soldat ist beschränkt und versagt unter schwacher Führung leicht den Dienst. Was wollen da die gegen Turkmenen und Techinzen, Usbeken und Dungenen erzielten Erfolge bedeuten, wenn eine solche Macht der deutschen Armee gegenübersteht!

Auch von einem Entgegenkommen der zahlreichen slawischen Völkerstämme Österreichs kann kaum die Rede sein. Hat Rußland nicht verstanden, die griechisch-orthodoxen Bulgaren nach der Befreiung vom türkischen Joch in seinem Machtbereich zu erhalten, um wie viel weniger werden sich die meist der katholischen Konfession angehörigen slawischen Völker Österreichs, die seit der von Taaffe eingeleiteten innern Politik ungezügelt ihre Ansprüche geltend

machen konnten, dazu verstehen, sich den panslawistischen oder richtiger allrussischen Ansprüchen zuliebe den rohen, gleichmacherischen Bestrebungen des in der Bildung zurückstehenden russischen Reiches preiszugeben, nachdem sie die Wohlthaten des deutschen Kulturlebens erfahren haben!

Beachtet man endlich, daß Rumänien die russische Wirtschaft, die zur Zeit des letzten russisch-türkischen Krieges die unangenehmsten Eindrücke hinterlassen hat, nicht leicht vergessen wird und unter einem Hohenzollern zu einem selbständigen Staat erwachsen ist, daß das orthodoxe Serbien, dessen Königtum von russischen Zeitungsschreibern als ein Königtum „à la Offenbach" bezeichnet wird, ebensowenig einen Anhaltegrund für die Balkangelüste Rußlands bietet, so darf man wohl annehmen, daß für die nächste Zeit einer deutschen Auswanderung in die Balkanhalbinsel keine unüberwindlichen Hindernisse entgegenstehen.

Es handelt sich hier nicht um sogenannte Konjekturalpolitik. Wir haben die in Betracht kommenden Fragen gegenüber der für Deutschland unabweisbaren Notwendigkeit einer Auswanderung erörtert. Ob sich die „führenden Geister" finden werden, die der büreaukratischen Schablonenwirtschaft ein Ende machen, müssen wir abwarten. So gewaltige Umgestaltungen werden nicht gemacht, sie entstehen mit innerer Notwendigkeit, zumal da Machtverschiebungen im europäischen Konzert nicht ausbleiben werden. „Sie rufen Friede, Friede! und ist doch kein Friede." Kommen die schwebenden Fragen zu einer Entscheidung, so wird auch der Weg gebahnt sein für den Zug nach dem Osten.

Die Ehre und der Zweikampf

Ueber das Leben geht noch die Ehre! — Was mag wohl der, der diesen ritterlichen Glaubenssatz zuerst verkündigt hat, unter Ehre verstanden haben? Jedenfalls etwas andres als Sir John Falstaff, wenn er vor der Schlacht von Shrewsbury philosophirt: Was ist Ehre? Ein Wort. Was steckt in dem Wort Ehre? Was ist diese Ehre? Luft. Eine feine Rechnung! — Wer hat sie? Er, der vergangne Mittwoch starb: fühlt er sie? Nein. Hört er sie? Nein. Ist sie also nicht fühlbar? Für die Toten nicht. Aber lebt sie nicht etwa mit den Lebenden? Nein. Warum nicht? Die Verleumdung giebt es nicht zu. Ich

mag sie also nicht. — Ehre ist nichts als ein gemalter Schild beim Leichenzuge, und so endigt mein Katechismus.*)

Wir lachen über den feisten Ritter, werden ihm aber zugestehen müssen, daß seine Ausführung leicht verständlich ist, was man von dem an die Spitze gestellten Satz nicht behaupten kann. Denn wie kann etwas, was durch das Leben bedingt ist, diesem an Wert überlegen sein? — Sehen wir zu!

Die Ehre eines Menschen ist nichts mehr und nichts weniger als eine Meinung, die andre Menschen von ihm haben. Der Inhalt dieser Meinung ist eigentlich negativer Art. Er besteht nämlich darin, daß man der Eigenschaften nicht ermangle, die man haben muß, teils um ein brauchbares Mitglied der bürgerlichen Gesellschaft im allgemeinen zu sein, teils um eine besondre Stellung darin auszufüllen. In der ersten Hinsicht wird von jedem unbedingte Redlichkeit, d. h. die strenge Beachtung der Grenzen von Mein und Dein verlangt, und die Meinung, daß sich der Einzelne dieser Anforderung nicht entziehen werde, macht das aus, was man bürgerliche Ehre nennt. Von dieser unterscheidet man die Standes-, Berufs- oder Amtsehre und die geschlechtliche Ehre, sofern jeder Beruf ebenso wie das Geschlechtsverhältnis zu seiner zweckentsprechenden Bethätigung gewisse Eigenschaften voraussetzt, wie man denn beispielsweise vom Soldaten Mut und Tapferkeit in seinem Berufe, vom Beamten Pflichttreue und die Fähigkeit, sein Amt zu versehen, von der Frau die völlige Unzugänglichkeit für den geschlechtlichen Verkehr mit andern Männern, als ihrem Gatten, fordert, und in der Meinung der andern, daß es darin jeder an seinem Teile nicht fehlen lassen werde, beruht seine besondre Ehre. Die in dem Begriff der Ehre liegende Meinung des angegebnen Inhalts stellt sich als eine auf einer allgemeinen stillschweigenden Übereinstimmung beruhende Vermutung dar, wie sie sich in dem bekannten Rechtsgrundsatze: Unusquisque praesumitur bonus, donec probetur contrarium ausgedrückt findet. Ob bezüglich des Einzelnen alle andern diese Vermutung thatsächlich hegen, darauf kommt so lange nichts an, als nicht etwas bekannt geworden ist, was jene Vermutung widerlegt: so lange wird sie gefordert, und so lange die Ehre gewahrt. Darauf hat jeder ein gutes Recht. Worauf er aber kein Recht hat, das ist die positive Überzeugung der andern von irgend welchen guten Eigenschaften auf seiner Seite oder gar solchen, die ihn über die Menge erheben. Bricht sich eine solche Überzeugung bei den andern durch, dann gereicht sie ihm natürlich auch zur Ehre; aber das ist nicht die Ehre, die ihm nicht versagt werden darf, ohne daß er sich darüber beklagen dürfte, sie wird ihm freiwillig gewährt, und er nimmt sie, auch wenn er sie zu verdienen glaubt, als Geschenk an, ohne Dank, wenn er hochmütig, dankbar, wenn er bescheiden ist.

*) Shakespeare, König Heinrich IV., 1. Teil, 5. Akt, 1. Szene.

Nur das braucht er sich freilich nicht gefallen zu lassen, daß ihm die andern das Gegenteil einer solchen Überzeugung, nämlich Verachtung zu erkennen geben. Geschieht das, sei es in Worten oder in Handlungen, so wird ihm ein Leid angethan, er wird beleidigt. Die Beleidigung eines Menschen ist ein widerrechtlicher Eingriff in seine Persönlichkeit. Diese ist nämlich, soweit sie andern gleichberechtigt gegenübersteht, unverletzlich; sie wird aber nicht erst durch Verwundung des Leibes, sondern schon durch Schläge und Stöße, ja durch Schimpfworte oder verächtliche Geberden verletzt.

Ist nun eine solche Verletzung der Persönlichkeit, die, wie gesagt, als Beleidigung bezeichnet wird, gleichzeitig auch eine Verletzung ihrer Ehre? — Da die Ehre nur in einer Meinung andrer von dem im Eingange angegebnen Inhalt besteht, so kann sie offenbar nur dadurch verletzt werden, daß diese Meinung erschüttert oder in ungünstiger Weise verändert wird; wird sie gar aufgegeben oder in ihr Gegenteil verkehrt, so ist die Ehre verloren. Wirkungen solcher Art hervorzubringen, hat jeder selbst in der Hand; er braucht nur zu zeigen, daß er die betreffenden Eigenschaften, die man ihm bis dahin nicht bestritten hatte, thatsächlich nicht hat. Wenn einer durch sein Verhalten beweist, daß er es mit dem Unterschiede von Mein und Dein nicht genau nimmt, wenn das unbescholtene Mädchen einen Fehltritt thut, wenn der Soldat Spuren von Feigheit zeigt, so bewirkt dadurch jeder in seiner Art eine Verschlimmerung in der Meinung, die andre vorher von ihm zu hegen verpflichtet waren, und schädigt damit seine Ehre. Wenn das aber die einzige Art wäre, wie solches geschehen kann, dann würde man nicht von Ehrverletzungen sprechen können, die andre einem zufügen. Von vornherein erscheint es seltsam, daß das überhaupt möglich ist, da die Ehre des Einzelnen doch eigentlich nur von seinem eignen Thun und Lassen abhängt. Es kann also nur dadurch geschehen, daß über dieses Thun und Lassen unwahre Behauptungen aufgestellt und diese von andern geglaubt werden. Das ist das Werk der Verleumdung. Ihre schädliche Wirkung braucht nicht ausschließlich auf die bösartige Natur des Menschen zurückgeführt zu werden, der nur allzu geneigt ist, wenn er über den Nächsten Schlechtes hört, es zu glauben, ja in dessen Seele sich der Argwohn sogar dann festsetzt, wenn es leicht ist, das, was ihm berichtet wird, als unwahr zu erkennen. Denn nehmen wir an, daß ein Mann von durchaus wohlwollender Gesinnung und arglosem Gemüt von einem andern, den er gerade dieser seiner eignen Art gemäß als völlig glaubwürdig ansieht, schlimme Dinge über einen dritten erzählen hört, wird man es nicht ganz natürlich finden, daß, wenn er sich auch vielleicht dagegen sträubt, sie gleich zu glauben, er doch an der Rechtschaffenheit des dritten zu zweifeln anfängt? Das genügt aber, um dessen Ehre zu verletzen. Schon deshalb würde es thöricht sein, die Verleumdung gering zu schätzen, als wären ihr nur gemeine Naturen zugänglich, an' deren Meinung einem wenig liege. Aber selbst wenn sie nur insoweit ihre

Macht äußern könnte, würde man diese doch bald sehr unangenehm empfinden, da man nun doch einmal in der Welt, die, wie bekannt, im argen liegt, zu leben hat. Kein Zweifel also, daß das, was sie über den Einzelnen urteilt, ihn persönlich berührt und, wenn es auf Verleumdung beruht, von ihm als Verletzung seiner Ehre empfunden werden muß. Da diese von der Persönlichkeit untrennbar ist, so liegt in der Verleumdung offenbar auch eine Verletzung der Persönlichkeit. Daraus folgt aber nicht, daß die andern, oben erwähnten Fälle einer solchen gleichzeitig eine Verletzung der Ehre bilden. Wenn jemand z. B. von einem andern geprügelt wird, so ist das ein roher Angriff gegen seine Person, dessen Anblick bei dem Pöbel Schadenfreude, in dem edeln Menschen Mitleid und Empörung wachrufen wird; aber daß aus dieser Veranlassung bei irgend einem andern die Meinung über die sittlichen Eigenschaften des Gemißhandelten verschlimmert werden könnte, wird sich schlechterdings nicht behaupten lassen, und es ist deshalb völlig verkehrt, hier von einer Ehrverletzung zu sprechen. Aus demselben Grunde muß — nebenbei bemerkt — der Begriff der sogenannten entehrenden Strafen, als die man die Prügelstrafe, die früher gebräuchliche Prangerstrafe u. s. w. bezeichnet, als widersinnig erachtet werden. Nicht die Strafe entehrt, sondern die That, für die sie verhängt wird, und als deren angemessene Sühne sie von dem Inhaber der Strafgewalt angesehen worden ist. Man kann darüber streiten, ob Strafen jener Art in der That angemessen und zweckentsprechend seien, sie aber als entehrend zu bezeichnen, widerstrebt geradezu den Denkgesetzen.

Was von den thätlichen Beleidigungen gilt, trifft im allgemeinen auch bei denen zu, die durch Worte oder Zeichen verübt werden: sie verletzen die Person, lassen aber ihre Ehre unberührt. Nur solche Schimpfreden sind allerdings auch als ehrenkränkend anzusehen, die, wie sich Schopenhauer ausdrückt, eine summarische Verleumdung bilden, d. h. die allgemeine Behauptung dieser oder jener Thatsache in sich schließen, die den andern verächtlich zu machen oder in der öffentlichen Meinung herabzusetzen geeignet ist. So, wenn einer den andern Dieb, Betrüger, Ehebrecher u. dergl. schimpft. Den für gewöhnlich gebrauchten Schimpfworten fehlt dieses Merkmal; sie sind nichts als sinnlose, rohe Äußerungen der Mißachtung.

Es kann nicht nachdrücklich genug hervorgehoben werden, daß die Ehre nur in einer Meinung andrer Menschen besteht, und daß sie deshalb, außer durch das eigne Verhalten, einzig und allein durch die Verleumdung, die jene Meinung irreführt, geschädigt oder geraubt werden kann. Denn hiernach läßt sich beurteilen, durch welche Mittel sie wiederherzustellen oder zurückzugewinnen ist. Offenbar kann das nur dadurch geschehen, daß die Meinung der Welt berichtigt wird. Das läßt sich unzweifelhaft dadurch erreichen, daß die ehrenrührigen Behauptungen in einer Weise als unwahr erwiesen werden, die jeden vernünftigen Menschen überzeugen muß; daß sich etwa einer oder der andre

dennoch nicht überzeugen läßt, kann dann nicht in Betracht kommen, man muß annehmen, daß es ihm am guten Willen fehle und kann ihm überlassen, seinen Zweifel zu hegen, wenn er ihn nur nicht äußert. Nun liegt es aber in der Natur der Sache, daß bei ehrenkränkenden Behauptungen regelmäßig nicht ihre Unwahrheit bewiesen werden kann, sondern daß es eben bloß nicht gelingt, ihre Wahrheit zu beweisen. In solchen Fällen läßt sich nicht unbedingt verlangen, daß der dritte die in ihm geweckten Zweifel aufgebe; es kommt darauf an, wem er mehr Vertrauen schenkt, dem, der die ehrenrührige Behauptung ausgesprochen hat, oder dem, auf den sie sich bezieht, und wenn es auch einer wohlwollenden Gesinnung entspricht, hier eher einen Irrtum anzunehmen, als seine Meinung verschlimmern zu lassen, so kann man es doch niemand verwehren, sich für das letztere zu entscheiden. Und wie leicht ist man dazu geneigt! Semper aliquid haeret. Das ist der eigentliche Grund, weshalb die Anwendung des Gesetzes, das, der oben erwähnten Rechtsvermutung gemäß, jeden schon dann der Verleumdung für schuldig und deshalb für strafbar erklärt, wenn er eine ehrenrührige Thatsache, die er behauptet oder verbreitet hat, nicht beweisen kann, einem ehrliebenden Gemüte noch nicht die Überzeugung verschafft, daß seine Ehre wirklich wiederhergestellt sei, und ihm also keine vollständige Genugthuung gewährt. Diese psychologische Thatsache rechtfertigt das Verlangen, ein Mittel zu finden und anzuwenden, durch das sich jener Zweck in vollem Maße erreichen ließe. Ein solches Mittel, und zwar das einzige dieser Art, hat man im Zweikampf zu finden geglaubt und glaubt man in ihm auch heutzutage noch zu haben.

Nach einer weit verbreiteten Annahme hat er in dieser Bedeutung seinen Ursprung in dem mittelalterlichen Gerichtsverfahren genommen, wo er zu einer Art der wichtigsten Beweismittel, nämlich der Gottesurteile gehörte. Nach der religiösen Auffassung jener Zeit bedurfte es in einem Strafverfahren nur der Anrufung Gottes, des alleinwissenden und allmächtigen Richters über gut und böse, damit er in einer bestimmten Form offenbarte, ob einer, der einer Missethat angeklagt war, die er begangen zu haben leugnete, und die auf andre Art nicht zu erweisen war, schuldig sei oder nicht. Eine dieser Formen war der gerichtliche Zweikampf zwischen dem Ankläger und dem Beschuldigten; sein Ausgang entschied über die Schuld und enthielt unter Umständen zugleich die Strafe des Schuldigen für seine That oder des Anklägers für seine ungerechte Beschuldigung, je nachdem der eine oder andre unterlag und leiblichen Schaden erlitt oder gar sein Leben einbüßte.

Wenn sich diese Einrichtung des mittelalterlichen Gerichtsverfahrens bis in unsre Tage verirrt haben sollte, so hat sie sich wenigstens auf diesem langen Wege ihres Charakters dermaßen entäußert, daß von ihr eigentlich nichts mehr übrig geblieben ist als ein in bestimmter Ordnung geführter lebensgefährlicher Zweikampf. Ein gerichtlicher und darum gesetzlicher Akt ist dieser zunächst

nicht mehr, im Gegenteil, ein durchaus widergesetzlicher Akt der Selbsthilfe. Trotzdem könnte man vielleicht behaupten, daß ihm noch die dunkle Vorstellung eines gerichtlichen Verfahrens zu Grunde liege, insofern man sich als richterliche Gewalt gleichsam die Gesamtheit der Standesgenossen vorstellt, die in dieser Eigenschaft durch die Zeugen des Zweikampfs als ihre Abgeordneten vertreten wird. Jedenfalls aber fehlt dem modernen Zweikampfe das, was im Mittelalter sein inneres Wesen ausmachte: die Bedeutung des Gottesurteils. Denn wer wird im Ernste behaupten, daß man heutzutage in dem Ausgange eines Duells die göttliche Entscheidung über die Schuld oder Nichtschuld eines angeblichen Ehrenräubers erblicke! Nehmen wir an, es habe einer von einem andern eine ehrenrührige Thatsache behauptet, die er ebensowenig zu beweisen vermag, als er selbst der Verleumdung überführt werden kann, er will seine Behauptung nicht zurücknehmen, und es kommt darauf zum Duell. Wird man, wenn er dabei getötet wird, darin den Beweis sehen, daß er gelogen hat, und deshalb etwaige Zweifel an der Rechtschaffenheit des andern schwinden lassen, oder wird man die Thatsache glauben, wenn der andre fällt? Sicherlich keins von beiden. Übrigens bedarf es ja wohl kaum der nähern Ausführung, daß die bewußte religiöse Meinung des Mittelalters ein Aberglaube gewesen ist und als solcher heutzutage allgemein anerkannt wird. Von einem Gottesurteil kann also bei dem modernen Zweikampf nicht mehr die Rede sein. Und doch soll er die verletzte Ehre vollständig wiederherstellen, d. h. die Überzeugung begründen, daß der Bescholtene den ihm gemachten Vorwurf nicht verdiene.

Wie mag das zugehen? Glaubt man etwa deshalb an seine Unschuld, weil er den Mut zeigt, sein Leben zu wagen, indem man annimmt, daß er das nicht thun würde, wenn er ein böses Gewissen hätte? Dann müßte er also nur in diesem Falle die Kugel seines Gegners fürchten, was lediglich auf den Aberglauben an eine göttliche Mitwirkung zurückgeführt werden könnte, der ja, wie gesagt, längst abgethan ist. Geschieht es denn nicht auch oft genug, daß einer, der thatsächlich unehrenhaft gehandelt hat, mit dem, der das behauptet, wohlgemut einen Zweikampf unternimmt, zumal wenn er weiß, daß der andre ein schlechter Schütze ist? — Aber vielleicht glaubt man, daß ein solcher durch seinen Mut alles wieder gut macht, daß, wenn er auch durch seine Handlungsweise die gute Meinung aller anständigen Leute verscherzt haben sollte, er sie doch, wenigstens die seiner Standesgenossen, auf die es ja hauptsächlich ankommt, lediglich dadurch wiedergewinnt, daß er den Beweis von Todesverachtung liefert. Jedenfalls hat er dann etwas davon. Aber schlimm ist die Lage dessen, der frei von Schuld und Fehle ist und von irgend einer Lästerzunge seine Ehre befleckt sieht: er muß, da man den wahren Sachverhalt ja nicht kennt, ebenfalls jenen Beweis liefern und also um diesen Preis etwas wiedergewinnen, was er zu Unrecht verloren hat.

Man kann vernünftigerweise wohl nicht anders sagen, als daß die Auf-

fassung, der Beweis von Gleichgiltigkeit gegen Lebensgefahr stelle den Menschen so hoch, daß man an seiner Rechtschaffenheit nicht zweifeln könne, auch wenn er hierzu durch seine Handlungsweise noch so sehr Veranlassung gegeben haben sollte, im höchsten Grade absurd sein würde. Gleichwohl scheint gerade sie von denen vertreten zu werden, die den Zweikampf verteidigen. Diese gehen aber noch weiter. Sie erachten den Mut, in einen Zweikampf einzutreten, als eine für einen ehrenhaften Mann unerläßliche Eigenschaft und sehen deshalb den Mangel daran als das Kennzeichen einer so verächtlichen Gesinnung an, daß, wer diesen Mangel zeigt, in ihren Augen seiner Ehre verlustig geht, auch wenn er sonst nichts ehrenrühriges begangen haben sollte. Er mag sich also bis dahin noch so sehr als ein anständiger, rechtschaffner Mann gezeigt haben, er mag sogar unverkennbare Proben des Mutes in Lebensgefahr abgelegt haben, wenn es für ihn darauf ankam, etwa als Offizier in der Schlacht oder als Arzt bei Epidemien, seine Berufspflicht zu erfüllen: das hilft ihm alles nichts, wenn er sich scheut, im Zweikampfe sein Leben einzusetzen. Diese Ansicht zeigt ihre praktische Bedeutung namentlich auch bei dem, der zum Zweikampf herausgefordert wird, insofern sie ihn zwingt, falls er bei seiner Behauptung stehen bleibt, die Forderung anzunehmen; andernfalls verwirkt er seine Ehre, während die des Herausfordernden in diesem Falle als geheilt angesehen wird, da er nicht mehr thun kann, als seinen guten Willen zeigen. Hieraus geht hervor, daß es sich bei der Wiederherstellung der Ehre nicht darum handelt, überhaupt den Beweis von Todesverachtung zu führen; dieser muß vielmehr gerade dadurch geführt werden, daß man in dem betreffenden Falle einen Zweikampf unternimmt, d. h. man muß auch selbst in die Lage kommen, den andern zu töten. Die Ehre erheischt nicht gerade, daß man dies wirklich versucht, man kann auch absichtlich in die Luft schießen, wenn man sich nicht scheut, die eigne Lebensgefahr, wie es dadurch unter Umständen geschieht, zu steigern. Aber jedenfalls muß man es in der Hand haben, den andern niederzuschießen.

Darauf ist es also bei der Wiederherstellung der Ehre ebenfalls wesentlich abgesehen. Hieraus ergiebt sich, daß dem Zweikampfe außer der Vorstellung der Mutprobe noch eine andre zu Grunde liegt, nämlich die der Züchtigung, der Rache, der Strafe. Insoweit wäre er also nicht als ein Mittel zur Ehrenrettung, sondern als ein Strafmittel anzusehen. Diese beiden Begriffe sind offenbar verschieden. Denn nicht die Strafe, die ein Verleumder erhält, ist es, die die Ehre des Verleumdeten wieder herstellt, sondern das geschieht vorher durch Widerlegung der Verleumdung, und die Ehre ist dann gerettet, selbst wenn nachher die Strafe ausbleibt, z. B. erlassen wird.

Daß es aber beim Zweikampf eigentlich nur auf eine Strafe ankommt, die der angegriffne Teil an dem angreifenden vollstrecken soll, ist ganz unzweifelhaft daran zu erkennen, daß er nicht bloß bei Ehrverletzungen, sondern

bei allen persönlichen Beleidigungen mit Ausnahme der Körperverletzungen angewendet wird. Für diese scheint man die gesetzliche Strafe als ausreichend zu erachten; für Schimpfworte, Ohrfeigen, Stockschläge u. s. w. aber bedarf man einer durch Selbsthilfe zu vollstreckenden Strafe, die man in dem Zweikampfe mit dem Beleidiger findet. Man nennt sie ebenso wie die Wiederherstellung der gekränkten Ehre Genugthuung. Allein der Ehre braucht doch bei Beleidigungen als solchen nicht Genüge geleistet zu werden, da diese, wie schon hervorgehoben worden ist, die Ehre völlig unberührt lassen. Die Genugthuung kann also hier nur in der Befriedigung des Racheverlangens oder, wenn die gesetzliche Strafe wirklich nicht für ausreichend zu halten sein sollte, des Rechtsgefühls bestehen. Weshalb kann sie aber dann nur durch den Zweikampf erreicht werden, der dem strafenden Beleidigten selbst das Leben kosten kann und unter Umständen eine übermäßig harte Bestrafung des Beleidigers herbeiführt? Wer nur eine Beleidigung rächen will, der braucht doch offenbar nicht den angeblich zur Herstellung der verletzten Ehre erforderlichen Beweis von Todesverachtung zu liefern; er könnte von seinem Standpunkte aus das bequemere Mittel der Privatrache im eigentlichen Sinne wählen, also z. B., wenn ihm der Fall schwer genug erscheint, den Beleidiger aus dem Hinterhalte überfallen und niederstechen. Aber das wird als unzulässig angesehen: auch wer eine bloße Beleidigung erfahren hat, darf sich nur durch den Zweikampf Genugthuung verschaffen. Nur in dem einen Falle kann er, wenigstens bei wörtlichen Beleidigungen, davon absehen und sich ohne weiteres für befriedigt erklären, wenn der beleidigende Teil die verletzenden Worte zurücknimmt. Wenn das einen Sinn haben soll, so kann es nur der sein, daß jemand eine beleidigende Behauptung, die er ausgesprochen hat, nachmals als unwahr bezeichnet, sei es, daß er gelogen oder sich geirrt hat. Das paßt aber nur auf Behauptungen, die wirklich die Ehre eines andern verletzen, nicht auf alle übrigen Beleidigungen: diese können logischerweise ebensowenig zurückgenommen werden, wie etwas, was einmal geschehen ist, ungeschehen gemacht werden kann. Wenn sich also jemand damit begnügt, daß einer, der ihm Schimpfworte zugerufen hat, diese zurücknimmt, so zeigt er damit zwar friedfertige Gesinnung, aber auch Mangel an logischem Denken. Anders, wenn einer die schnöden Worte, die er ausgesprochen hat, bereut und um Verzeihung bittet, und der andre ihm dann die Strafe schenkt, indem er, wie es in Injurienprozessen bisweilen geschieht, die Klage zurücknimmt; wenn unter dieser Bedingung auch der Zweikampf vermieden werden könnte, so würde das allerdings seinem Charakter als Strafe gar wohl entsprechen. Aber hier handelt es sich eben um die Frage: weshalb sieht der sogenannte Mann von Ehre den Zweikampf als die einzige zulässige Strafe für Beleidigungen unter Standesgenossen und ihresgleichen an? Die Antwort lautet: weil er, trotzdem daß es sich, wie im vorstehenden nachgewiesen worden ist, beim Zwei-

kampfe logischerweise nur um Rache oder Strafe handeln kann, in diesem eben nicht ein Strafmittel, sondern ein Mittel, die verletzte Ehre wieder herzustellen, erkennt. Gäbe er zu, daß durch Beleidigungen als solche die Ehre thatsächlich nicht berührt wird, so würde er auch nicht in Abrede stellen, daß keine Veranlassung vorliegt, sie durch Selbsthilfe zu bestrafen, und daß jedenfalls der Zweikampf das allerungeeignetste Mittel dazu ist, da er den Strafenden selbst der Lebensgefahr aussetzt und für den Beleidiger möglicherweise eine Strafe zur Folge hat, die zu seinem Vergehen in ungeheuerlichem Mißverhältnis steht. Aber die Ehre steht auf dem Spiele, das ist es. Denn diese wird nach seiner Meinung nicht erst durch Verleumdung, sondern schon durch jede Beleidigung als solche verletzt; ja er sieht in der Beleidigung das Wesentliche der Ehrenkränkung, sodaß er selbst da, wo wirklich eine Ehrenkränkung vorgefallen ist, sie nur insoweit anerkennt, als sie gleichzeitig eine Beleidigung bildet. Denn die Männer von Ehre fragen eben nicht darnach, ob einer das wirklich gethan hat, was ihm vorgeworfen wird, sondern begnügen sich damit, daß ihm etwas schlimmes vorgeworfen worden ist, ja sie sehen unter Umständen den Fall selbst dann nicht als erledigt an, wenn der Vorwurf begründet sein sollte. Man versuche einmal, einem alten Oberstleutnant oder einem Grundbesitzer aus guter Familie begreiflich zu machen, daß ein Ehrenmann, der von einem andern geohrfeigt worden ist, dadurch an seiner Ehre keinen Schaden erlitten hat: sie werden uns kopfschüttelnd ansehen und vielleicht für geistesgestört halten.

Hierin liegt der eigentliche Kern der Duellfrage. Wie ist es möglich, daß denkende Menschen in der Beleidigung eine Verletzung der Ehre erblicken? Denn ob und wie es geschehen könne, daß gerade nur der Zweikampf eine solche Ehrverletzung heile — das ist eine Frage, die sich schlechterdings nicht eher beantworten und also auch nicht eher aufwerfen läßt, als bis man weiß, was das eigentlich für ein Wesen ist, das hier als Ehre auftritt. Also was verstehen sie unter Ehre? Das, was vernünftigerweise allein darunter verstanden werden kann, offenbar nicht, obwohl der Satz, daß der Ehrenhandel durch Zurücknahme der Beleidigung erledigt werden kann, eine dunkle Ahnung der Wahrheit verrät. Damit wird die Frage überflüssig, ob der Zweikampf die verletzte Ehre in der wahren Bedeutung des Worts wieder herstellen könne: das wird von denen, die ihn verteidigen, gar nicht behauptet. Man wird zu der Annahme gedrängt, daß sie die Ehre des Menschen nicht in der Meinung der andern, daß er nichts übles thun werde, sondern darin erkennen, daß er nichts übles dulden werde; ist ihm solches widerfahren, und er läßt es auf sich sitzen, wie der technische Ausdruck lautet, so ist es um seine Ehre geschehen. Traut man ihm sonst nichts schlimmes zu, so ist das ja nicht gerade zu verachten; thut man es aber, so ist auch nichts daran gelegen, nur darf man es nicht sagen, sonst wird seine Ehre gekränkt. Das heißt mit

kurzen Worten: die Ehre eines Menschen besteht in der Furcht, die andre haben, daß er jeden Angriff auf seine Person in blutigem Kampfe ahnden werde.

Um zu sehen, wie sich diese Auffassung im praktischen Leben bethätigt, nehme man den Fall an, daß Graf A die Gemahlin des Freiherrn v. B zum Ehebruche verführt hat. Wer vernünftig zu denken imstande ist, wird hier sagen, daß B von seiner treulosen Frau und ihrem Verführer aufs schwerste beleidigt worden, übrigens aber nichts geschehen ist, was die Meinung der anständigen Leute über ihn selbst in ungünstigem Sinne verändern könnte, daß dagegen natürlich die Frau ihre Ehre verloren, ebenso aber auch A den Anspruch verwirkt hat, für einen Ehrenmann gehalten zu werden, da ein Ehrenmann nicht die Nichtswürdigkeit begeht, das Weib eines andern zu berühren.

Ganz anders der Mann von Ehre. Er sieht davon ab, das Verhalten des schuldigen Paars zu beurteilen — das ist ihm Nebensache; nur der betrogne Gatte fesselt seine Aufmerksamkeit, ihn sieht er mit Schmach und Schande bedeckt, und er wartet gespannt, ob der Unglückliche in der bei Männern von Ehre üblichen Weise den Fleck auf seiner Ehre mit Blut abwaschen werde. Thut er das, und wird er im Zweikampfe getötet, so hat er die Genugthuung, daß sein Andenken in Ehren gehalten wird. Der Ehebrecher mag dann immerhin die Witwe heiraten; wenn diese auch bei den Damen immer als anrüchig gelten wird, so hat doch der Mann durch Ausfechtung des Ehrenhandels allen Anforderungen entsprochen, die man billigerweise an ihn stellen kann, und er wird als gerechtfertigt, vielleicht gar als besonders schneidig angesehen.

Will jemand behaupten, daß dieser Fall unrichtig dargestellt sei? Schwerlich. Nun wohl, so bleibt es also dabei: Ehre hängt nicht davon ab, was einer thut, sondern was er sich gefallen läßt. Man bedenke, was das sagen will! Da Angriffe auf die Person nur dann mit Erfolg zurückgewiesen werden können, wenn der Angegriffne dem Angreifer überlegen ist, sodaß, wenn das thatsächlich nicht zutrifft, es völlig zwecklos ist, daß er den andern zu züchtigen versucht, so ist thatsächlich nur der in der glücklichen Lage, sich nichts gefallen lassen zu müssen, d. h. seine Ehre zu wahren, der allen andern überlegen ist; die Ehre hängt also von der physischen Kraft und Geschicklichkeit ab, sie ist das Erbteil, das angeborne Recht des Stärkern.

Da haben wir die soziale Grundanschauung des Menschen, solange er sich noch in jenem Naturzustande befindet, der aller Rechtsbildung und Gesittung vorausgeht. Bei den germanischen Stämmen insbesondre hat sie von grauer Zeiten Anbeginn in der Volksseele Wurzel geschlagen und sich schon in den Reckengestalten verkörpert, die uns die deutsche und die nordische Sage vor Augen führt. Durch des eignen Arms und der Waffen Gewalt aller Gegner Herr zu werden, das war das Ziel und, soweit es erreicht werden

konnte, der Stolz und die Ehre des wehrhaften Mannes. Natürlich durfte er dem Feinde nur im ehrlichen, offnen Kampfe entgegentreten; wie hätte er sonst zeigen können, daß er der stärkere sei! Das Bewußtsein seiner Überlegenheit oder wenigstens der feste Glaube daran gab ihm den wilden Kampfesmut, der nicht durch den Gedanken erschüttert wurde, daß auch der Starke unterliegen könne; denn widerfuhr ihm das, so hatte es ihm Allvater Wotan beschieden, der die Starken liebte und im Kampfe fallen ließ, um sie zu sich nach Walhall zu versammeln.

Dieser gewaltthätige Charakterzug des heidnischen Germanentums, der in der Vorstellung des Volks die Gewalt zum Recht umwandelte, hat, den Einwirkungen des Christentums und der von ihm getragnen Kultur Trotz bietend, die Jahrhunderte überdauert, er hat sich in dem Faust- und Fehderecht des Mittelalters mit besondrer Kraft geäußert, und er ist es denn auch allein, der sich noch in unsrer Zeit, die auf dem Höhepunkte der Rechtsentwicklung und Gesittung angelangt zu sein wähnt, in der Form des Zweikampfs in Ehrensachen geltend macht.

Aber man würde wohl der großen Anzahl ernster und verständiger Männer, die heute noch für das Duell eintreten, bitter Unrecht thun, wenn man annehmen wollte, daß sie mit Bewußtsein die Anschauung jener Helden der grauen Vorzeit hegen, die ihre Ehre darein setzten, jeden niederschlagen zu können, der ihnen zu nahe treten sollte. Zwar ist das sogenannte Recht des Stärkern sogar von einem Philosophen unsrer Tage, der inzwischen freilich in offenkundigen Irrsinn verfallen ist, aber doch Anhänger gefunden hat, zu einer Art von sittlichem Prinzip erhoben worden. Möglich ist es auch, daß sich hin und wieder ein Raufbold findet, der, im Gegensatz zu Shylocks Ausspruch: Mein Geld ist meine Ehre, alles Ernstes erklärt: Meine Ehre ist mein Degen und meine sicher treffende Pistole. Aber mit solchen Leuten haben wir es hier nicht zu thun.

Wie weit entfernt von diesem Standpunkte jene Herren sind, beweist übrigens gerade der Umstand, daß sie allen Standesgenossen ohne Ausnahme, nicht bloß den starken und gewaltigen unter ihnen, jene rätselhafte Ehre mit ihren Rechten und Pflichten zuerkennen. Dadurch werden die schwachen, namentlich die im Gebrauche der Waffen unerfahrnen oder ungeübten, in die seltsame Lage versetzt, die ihnen völlig unangemessene Rolle der Starken spielen, also da Mut zeigen zu müssen, wo man ihn vernünftigerweise von ihnen nicht verlangen kann. Denn Mut ist der Wille, einer Gefahr zu trotzen, die man nach seinen Fähigkeiten überwinden kann, und Mangel an Mut wird — selbst von denen, die auch da Mut verlangen, wo es nicht notwendig ist, ihn zu zeigen — als Feigheit nur an dem getadelt, der der Gefahr ausweicht, obwohl er imstande ist, sie zu bestehen, der also seinen Fähigkeiten mißtraut. So wird man dem nicht Feigheit vorwerfen, der es ablehnt, einem Ertrinkenden

nachzuſpringen, wenn er ſelbſt nicht ſchwimmen kann, oder einen feurigen Renner zu beſteigen, wenn er noch nie auf einem Pferde geſeſſen hat. Trotzdem verlangt man von einem Gelehrten, der weder ſchießen noch fechten kann, daß er einen, der ihn beleidigt hat, zum Zweikampf fordere, oder dem, der ſich von ihm beleidigt fühlt, mit den Waffen Genugthuung gebe. Hier ſehen wir deutlich, worin die für den Zweikampf charakteriſtiſche Forderung der wunderthätigen Mutprobe eigentlich ihren Grund hat: in der unbewußten Fiktion, daß jeder Mann von Ehre imſtande ſei, durch Waffengewalt andre zu bezwingen. Freilich bedarf es andrerſeits einer ſolchen Fiktion inſoweit nicht, als bei dem heutzutage regelmäßigen Gebrauche der Schußwaffe der Ausgang des Zweikampfs zum großen Teil auch vom Zufall abhängt, ſodaß auch ein David einen Goliath fällen kann. Inſoweit würde es für das Duell nur des Mutes von Menſchen bedürfen, die um ihr Leben ſpielen, wie jene beiden Apotheker, die ſich in der Art duellirten, daß ſie zwei Pulver, von denen das eine unſchädlich, das andre Gift war, unter einander verloſten, und jeder das von ihm gezogne verſchluckte. Aber Scherz beiſeite! Wenn auch der Umſtand, daß im Laufe der Jahrhunderte der Zufall mehr oder weniger die Rolle des Stärkern beim Zweikampfe übernommen hat, ebenfalls dazu beiträgt, ſeine heutigen Verteidiger von dem Verdachte zu reinigen, daß ſie in ihm eine Bethätigung des Rechts des Stärkern erblickten, ſo giebt er darum doch noch keinen nähern Aufſchluß über das, was ſie unter Ehre verſtehen. Denn offenbar kann es nicht etwas ſein, was von dem Spiele des Zufalls abhängt.

Was in aller Welt denken ſie ſich alſo unter Ehre?

Nach allem bisher Geſagten läßt ſich auf dieſe Frage in der That keine andre Antwort geben, als die: ſie denken ſich überhaupt nichts dabei, ſie haben nur den unerſchütterlichen Glauben, daß, wer einen andern beleidigt, ihm dadurch etwas raubt, was ihm zum Leben ebenſo notwendig iſt wie die Luft, und was er ihm deshalb zurückgeben muß, aber nur dadurch zurückgeben kann, daß er auf Tod und Leben mit ihm kämpft. Dieſes unbeſtimmte Etwas nennen ſie Ehre. Wie es eigentlich zugeht, daß dieſe ſo leicht verloren geht und ſo ſchwer wiedergewonnen wird — müßige Frage! Wer es nicht fühlt, wird es nie begreifen. Der Mann von Ehre fühlt es und verachtet die, die es ihm nicht nachfühlen können.

Da haben wir einen jener Fälle, wo die menſchliche Vernunft an einem beſtimmten Punkte ihre Thätigkeit ausſetzt, um einer ihr widerſtreitenden geiſtigen Macht das Wort zu erteilen und deren Entſcheidungen zur Grundlage ihres weitern Vorgehens zu nehmen. Denn läßt man dieſe einmal gelten, ſo ſieht man das Gehirn geſetzmäßig weiterarbeiten; an einer Stelle aber iſt es gewiſſermaßen verbogen und verſagt den Dienſt.

Erſcheinungen dieſer Art bezeichnet man als Narrheit. Ihre Urſache iſt darin zu finden, daß ſich der Wille in einer beſtimmten Richtung übermächtig

regt, wodurch er die Vernunft zum Schweigen bringt. Zu diesem Zwecke muß er eine Stelle im Vorstellungskreise finden, an der er einsetzen kann. Im vorliegenden Falle ist das die uralte Rachevorstellung, die sich durch den Lauf der Jahrhunderte, auf diesem langen Wege vielleicht aus der mittelalterlichen Idee des Gottesurteils neue Nahrung saugend, bis auf den heutigen Tag unbemerkt fortgeschlichen hat und jetzt noch unbewußt in den Köpfen spukt. Sie benutzt der Wille als Mittel, um, unterstützt durch die von Kindheit an und, wie bekannt, sehr stark wirkende Macht des Herkommens, die Denkthätigkeit zu unterbrechen und jene heillose Narrheit hervorzubringen, die uns in der Unsitte des Duells entgegentritt.

Und welches ist die Willensregung, die wir hier am Werke sehen? Keine andre als der Hochmut, der schon so viel Unheil in der Welt angerichtet hat und es noch täglich thut. Man steht ja hoch über den gewöhnlichen Sterblichen und hat infolge dessen eine ganz besondre Ehre für sich allein, die mit dem allgemein üblichen Maßstabe keineswegs gemessen werden kann und ein so zartes Wesen ist, daß sie sich nicht von dem groben Verstande erfassen, sondern eigentlich nur fühlen läßt; sie ist das Vorrecht der ersten Stände des Volks, des Adels, der Offiziere und aller, die sich als Männer von Ehre fühlen, und sie wird von ihnen als teuerstes Kleinod gehütet, umsomehr, je schwerer die Opfer sind, die es erfordert, um sie zu wahren.

So erklärt es sich, daß bis zur Stunde Herren aus den höchsten Gesellschaftsschichten und Volksvertreter, die die Auslese und das Vorbild des Volks sein sollen, diesem das seltsame Schauspiel von „Schießaffären" bieten, und daß man täglich von besonnenen Männern die Ansicht aussprechen hören kann, das Duell sei trotz allem das einzige, was einem anständigen Manne unter Umständen schließlich übrig bleibe, wie denn vor kurzem im Reichstage (Sitzung vom 10. Mai) ein Abgeordneter erklärt hat, es sei ein notwendiges Übel wie — die Ehescheidung. Nein, ein Übel wohl, aber ein höchst überflüssiges! In England ist es bekanntlich seit fünfzig Jahren aus dem sozialen Leben verschwunden.

Das ist sicherlich auch die Meinung aller Ehrenmänner, deren Gehirn nicht verbogen ist. Dennoch sehen wir viele von ihnen, wenn der Fall an sie herantritt, ebenfalls zu dem unter Männern von Ehre üblichen Mittel greifen, um ihre eigne Ehre oder die eines andern zu heilen. Bei Offizieren liegt der Grund nahe: sie gehen einfach ihres Amtes verlustig, wenn sie eine Herausforderung zum Zweikampfe unterlassen oder ablehnen. Denn wie bekannt, duldet die Staatsgewalt solche Offiziere nicht im Dienste; damit erklärt sie eine Handlungsweise als Berufspflicht des Offiziers, die sie gleichzeitig als Vergehen bestraft, und sie nötigt ihn also, ein solches zu begehen. Aber die maßgebenden Persönlichkeiten achten diesen offenbaren Widerspruch geringer als den Zweck, den sie verfolgen. Dieser Zweck besteht darin, den Offizier-

ſtand als eine bevorzugte Klaſſe aus dem Volke herauszuheben, dadurch ſeinen ſogenannten Standesgeiſt zu ſtärken und ihn ſo dem Throne möglichſt feſt zu verbinden. Bei einer ſolchen Haltung der Staatsgewalt dem Zweikampfe gegenüber iſt es nicht zu verwundern, daß die Macht dieſer Narrheit über die Gemüter bis zu dem Grade ſteigt, daß ſich dieſer oder jener außer ſtande fühlt, ihr Trotz zu bieten und, den Spott und die Verachtung der Standesgenoſſen, die ihn als feige verſchreien, auf ſich nehmend, ihnen zuzurufen: Ihr Narren, haltet mich, wofür ihr wollt, mir genügt, wofür ich ſelbſt mich halte, und wofür andre vernünftige Menſchen mich halten müſſen!

Erwägt man das alles, ſo wird man es weniger befremdlich finden, als man vielleicht zuerſt geneigt war, daß es ſelbſt ein ſo bedeutender Mann wie Profeſſor Wagner, dem man doch ſicherlich ein richtiges Urteil über den hier behandelten Gegenſtand zutrauen darf, in ſeinem vielbeſprochnen Ehrenhandel mit dem Freiherrn von Stumm vermieden hat, deſſen Herausforderung zum Zweikampfe grundſätzlich abzulehnen. Zu bedauern bleibt es freilich dennoch.

Es giebt mancherlei Narrheit im ſozialen Leben: die Modenarrheit, die Reiſenarrheit, die Kouleurnarrheit auf unſern Univerſitäten u. ſ. w. Sie alle koſten im ſchlimmſten Falle viel Zeit und Geld. Das Ungeheuer der Duellnarrheit aber fordert jährlich ſo und ſo viel Opfer von Menſchenleben. Und wofür?

Kommen wir auf den thatſächlich einzigen Fall zurück, wo jemand ſeine Ehre im wahren Sinne des Wortes als nicht völlig wiederhergeſtellt erachten mag, wenn nämlich eine ihm nachgeſagte ehrenrührige Thatſache eben nur nicht hat nachgewieſen werden können, ſodaß andre Menſchen, wenn ſie nicht von beſonders wohlwollender Art ſind, ſie immer noch glauben mögen. Das iſt freilich ein Übelſtand. Aber es giebt ſchlimmeres, und wenn ſich einer deshalb totſchießen laſſen wollte, ſo könnte er es nur gleich thun. Denn er wird immer Menſchen finden, die ihm das ſchlimmſte zutrauen, auch wenn es niemand von ihm behauptet haben ſollte. Und ſo endigt mein Katechismus, wie Falſtaff ſagt.

Konrad Fiedler

Ein Lebensbild von Hans Marbach

(Schluß)

In der innigsten Verbindung mit Fiedlers Wirken als Förderer der Kunst und der Künstler, das selbst ja nur als ein Ausfluß, ein Teil eines Umfassendern zu betrachten ist, steht sein Wirken als Freund überhaupt, etwas, das allerdings die sogenannte Öffentlichkeit weniger angeht, das aber doch in seiner Art so selten und merkwürdig war, daß es ein allgemeines Interesse in Anspruch nehmen kann.

Die Freude am Umgange mit Menschen, die Fiedler von Haus aus eigen war, steigerte sich bei ihm zu einem wahren Freundschaftskultus. Er hatte ja auch die Auswahl. Und gewiß ist, daß ihm dabei seine glückliche äußere Lage zu statten kam. Das Wort, das Goethe dem armen Gretchen in den Mund gelegt hat: „Nach Golde drängt, am Golde hängt doch alles — ach, wir Armen!“ gilt nicht bloß von den Armen und von denen, die von diesem Golde unmittelbar etwas profitiren möchten. Auch edlere Naturen, besonders die ästhetisch begabten, fühlen sich angezogen von der heitern, glänzenden Außenseite des Daseins, wie sie der Reichtum so verlockend auszustatten vermag. Und wer möchte sich scheuen, eine so freudig dargebotne Gastlichkeit anzunehmen, bei der der Gastgeber seine Gäste in die Illusion zu setzen versteht, daß sie ihm durch ihre Gegenwart das, was er ihnen bietet, überreichlich vergelten? Und das war bei Fiedler der Fall. Nicht das, was er bot, so vollendet es alles auch war, machte den Zauber seiner Gastlichkeit aus, sondern die Art, wie er es bot. Man hatte ihm gegenüber immer das Gefühl, daß er selbst auf alle diese äußerlichen Dinge keinen höhern Wert lege, als ihnen zukam, daß sie nur ein Mittel sein sollten, einen bequemen und angenehmen geistigen Austausch zu ermöglichen, in dem der eigentliche Zweck des Zusammenseins zu suchen sei, und bei dem er vor allen sich bereicherte. Wenn auch dieses Mittel gerade durch den höhern Zweck, dem es diente, noch an Wert gewann, und wenn auch, im Gegensatze zu so vielen, die nur durch ihr Gold glänzen, das Wesen und die Persönlichkeit des Besitzers hier erst dem Golde

den rechten Glanz verlieh, so hatte man eben doch immer das Gefühl, daß er es eigentlich sei, von dem der Glanz ausging. Wer einer Einladung zu ihm folgte, der wollte sich vor allem an ihm erfreuen, wie er selbst sich an seinen Gästen erfreute. Ja, das war das eigentliche Geheimnis seiner Anziehungskraft. Fiedlers Gastlichkeit war nur wie die heitern, lichtdurchfluteten Propyläen eines Freundschaftstempels ohne gleichen, und in jedem, der diese Vorhallen betreten hatte, regte sich, so gut sichs auch darin weilte, der Wunsch, auch in das Heiligtum selbst zu gelangen; es ahnte ihm, daß er dort ein Glück finden würde, das nur wenigen beschieden ist, das Glück, verstanden zu werden.

Wie bei Fiedlers Wirken als Mäcen das tiefe Interesse, das er für die Persönlichkeit hegte, die Grundlage bildete, so verhielt er sich auch in seinen Beziehungen zu Menschen überhaupt. Er respektirte die Natur, er wollte sie nicht anders haben, als sie ist, weil er ihre geheimsten Absichten begriff, weil er wußte, daß sie das Gute nie ohne das Böse schafft, und zum Licht sich der Schatten gesellen muß, wenn es unser sterbliches Auge erfreuen soll. Er verlangte nie etwas andres von seinen Freunden, als so zu sein, wie sie waren. Ihre Natur, sie selbst forderte er von ihnen, das genügte ihm, ja es konnte ihn entzücken, selbst wenn er unter dem Mangelhaften, was dabei mit zu Tage gefördert wurde, litt. Wie er ein abgesagter Feind alles Gespreizten, Gezierten, Gemachten, aller Prätension und Ostentation war, so konnte er der Natur gegenüber sogar seine eigne aristokratische Art und Erziehung verleugnen, die ihn wohl sonst manchmal zu Klagen über die täglich fortschreitende Verpöbelung der Welt brachten. Und wie seine Freunde sicher waren, für alle Ausbrüche ihrer wahren Natur, selbst wenn sie sich in schroffer, ja roher Weise äußerten, Nachsicht bei ihm zu finden, so konnten sie erst recht darauf zählen, für alles Gute, das von ihnen ausging, von ihm anerkannt zu werden. Das Gute am Menschen wagt sich sonst noch weniger zu Tage als das Schlechte. Der Edle fürchtet dafür die Verkennung, den Spott, besonders da er im mündlichen Verkehr nur selten in der Lage ist, für das Gute einen angemessenen, nicht mißzuverstehenden Ausdruck zu finden. Er fürchtet, daß ihm sein Heiligtum entweiht werde, daß ihm die Quelle, aus der er den Mut zu leben schöpft, getrübt werde. Alles das war Fiedler gegenüber nicht zu besorgen. Wie Frivolität vielleicht das einzige war, was ihm einen andern Menschen unerträglich machte, so war auch in seinem eignen Wesen keine Spur davon. Der Ernst und die Tiefe seines Innern verbreiteten über seine Person und über die ganze Atmosphäre, in der er lebte, eine weihevolle Stimmung, die alles Triviale, alles Gemeine ausschloß. Ein Freund von ihm sagte einmal: Wenn Fiedler kommt, so ist es immer wie Sonntag. So war es auch. Und jeder, der mit ihm zusammen war, hatte dieses Gefühl des Besondern, des Feierlichen und suchte sein Denken und Reden demgemäß einzurichten. „Es giebt edle Seelen,

die mit allen hohen Gedanken sympathisiren, mit allen reizenden Schöpfungen der Einbildungskraft. Ihr möchtet edle Werke hervorbringen, um sie ihnen zu vertrauen, das Gute und Rechte thun, um es ihnen zu erzählen." Was Goethe hier von einer Frau, von Madame Récamier sagt, galt auch in reichstem Maße von Fiedler. Aber zu dieser vorwiegend weiblichen Fähigkeit seiner Natur, zu dieser Empfänglichkeit gesellte sich noch die echt männliche, daß er nicht nur allem Guten die vollste Sympathie entgegenbrachte, sondern auch den Willen, es mit Aufbietung aller seiner Kräfte fördern zu helfen. Wer sich ihm anvertraute, der fand nicht nur einen verständnisvollen und teilnehmenden Freund, sondern auch einen Kampfgenossen. Fiedler war nicht bloß ein Mäcen für Kunst und Künstler, er war im echtesten Sinne der Freund aller seiner Freunde, auf den sie in jeder Lage des Lebens unbedingt zählen konnten. Er ging ja förmlich darauf aus, zu seinem nähern Umgang solche zu wählen, die seiner bedurften. In der arbeitenden Klasse, in der geistig arbeitenden natürlich, suchte er die Freunde, denen er seine Muße wie seine Thätigkeit widmete. Der „Welt, in der man sich langweilt," dem gewöhnlichen banalen oder auf den Sinnenkitzel berechneten Gesellschaftstreiben hielt er sich möglichst fern, um Zeit für besseres zu gewinnen.

So hatte sich allmählich ein immer wachsender Kreis von Menschen um diesen einen gebildet, die von ihm gewissermaßen ihr eigentümliches Gepräge und eine Art idealer Beleuchtung empfingen. Es giebt geborne Herrschernaturen, nicht solche, die durch Gewalt zu herrschen berufen sind, sondern durch die Liebe, Friedensfürsten, deren unwiderstehliche Macht darin besteht, daß sie am wenigsten von allen Egoisten sind. Ich fing einmal ein Wort von Fiedler auf, das er bei irgend einer Gelegenheit ganz beiläufig in seiner schlichten Art ohne jede Betonung in die Unterhaltung warf: Ich denke sehr selten an mich. Wer kann das von sich sagen? Dieses Wort ist ein ganzer Panegyrikus. Aber es wurde wahrhaftig nicht in der Absicht des Selbstlobes gesprochen, sondern nur die einfache Thatsache in aller Naivität ausgesagt. Er dachte auch bei diesem herrlichen Selbstbekenntnis nicht an sich.

Die Macht einer solchen Persönlichkeit ist unwiderstehlich. Dem Bedürfnis, sich hinzugeben, sich aufzuopfern, entspricht die Liebe, die sich freudig unterordnet. Wie sollte man sich auch von dem nicht leiten lassen, der unser bestes will, der so selten an sich denkt und über so viele Kräfte und Mittel verfügt, unser bestes zu bewirken? Wie ein Bote der Vorsehung erschien er seinen Freunden, wie einer, der den Weg kennt, und dem man nur zu folgen braucht. Und ein solcher wird auch wie ein leuchtendes Vorbild vor uns stehen. Fiedlers Art, zu sehen, Menschen und Dinge aufzufassen nur nach ihrer besten, tiefsten, dem gewöhnlichen Beobachter verborgnen Seite, teilte sich allen mit, die mit ihm in näherm Verkehr standen. Sie sahen die Welt, ihn selbst, sich selbst und sich gegenseitig in dieser verklärenden, vergeistigenden Beleuchtung. Ja,

ein Lichtkreis war es, der ihn umgab, in dem, wie es in dem Schillerschen Liede heißt, nur die Freude die Räder zu treiben schien, die Freude am Dasein und am Streben. An Fiedlers Seite waltete in dieser Lichtsphäre seine schöne, liebenswürdige und hochgebildete Gattin, die mit vollstem Verständnis alle seine Neigungen teilte und seine Bestrebungen unterstützte.

Jeder suchte aber auch hier sein Bestes zu geben. Jeder hatte das Bedürfnis, dem Freunde sein Wichtigstes, Heiligstes mitzuteilen und dafür seine Billigung zu erlangen. Erst wenn man ihn zum Mitwisser hatte, glaubte man seiner Sache gewiß zu sein. Was man geistig erwarb, brachte man ihm zu, um sich doppelt und dreifach daran zu erfreuen, das Größte erschien größer, klarer, schöner in dem Lichte seiner Auffassung. Es mochte sich um Goethe, Michelangelo oder Bismarck handeln, man glaubte sie erst recht zu kennen, wenn man mit ihm seine Gedanken über sie ausgetauscht hatte. Hatte doch selbst jeder, dem das Glück zu teil wurde, sich in dieser reinen Seele spiegeln zu dürfen, das Gefühl, dem Goethe einst Ausdruck gab, indem er das Wesen der Freundschaft mit den Worten schilderte: „Man weiß erst, daß man ist, wenn man sich in andern wiederfindet."

Ihm wiederum gereichte es zur Freude, das, was er selbst, auch außerhalb des engern Kreises, dessen Mittelpunkt er war, innerlich und äußerlich erlebte, den Freunden mitzuteilen. Und staunenswert war die Aufnahmefähigkeit, die Genußfähigkeit dieser einzig organisirten Natur. Sein ganzes Leben war ein Sammeln, Auswählen, Ordnen, Betrachten, Beurteilen. Was sich in der Natur, in Kunst, Wissenschaft und Gesellschaft von Bedeutendem ereignete, erweckte sein Interesse. Überall suchte er in die Tiefe zu dringen, den Kern der Sache zu erfassen, den verborgensten Wert zu erforschen und ans Licht zu bringen. Und wem er dann die Ergebnisse seiner auf die Ermittlung des Guten und Schönen in der Welt gerichteten Thätigkeit mitteilte, der sah die Dinge klarer, besser als mit den eignen Augen. In diesem geistigen Wiedergebären der Welt in verschönerter Gestalt war Fiedler selbst ein Künstler der seltensten Art. Seine Freunde wußten es zu würdigen und die Welt wird sich an den Früchten dieser seltenen Geistesthätigkeit noch oft erlaben.

Und wie von Alters her, im stillen,
Ein Liebewerk nach eignem Willen,
Der Philosoph, der Dichter schuf;
So wirst du schönste Gunst erzielen:
Denn edeln Seelen vorzufühlen
Ist wünschenswertester Beruf.

Ja, das war Fiedlers Beruf, und er hat ihn in der herrlichsten Weise erfüllt. Und dieser Beruf seiner Persönlichkeit, dem er sich mit Leib und Seele gewidmet hatte, war auch bestimmend für ihn in der Wahl des Berufs im engern Sinne, den zu übernehmen er sich als Mitglied der bürgerlichen Ge-

sellschaft nicht glaubte erlassen zu dürfen. Nach der Art, wie Fiedler lebte und wirkte, hätte wohl niemand das Recht oder den Mut gehabt, einen solchen Anspruch an ihn zu erheben, aber er selbst stellte an sich diese Forderung. Er wollte nicht nur thätig sein, er wollte auch etwas greifbares schaffen. Seine persönliche Wirksamkeit, so einzig in ihrer Art und so köstlich sie war, war doch etwas, was ihm vorwiegend nur Freude machte, war zu sehr ein fast müheloses Ergebnis seiner Natur und Erziehung, als daß er es als Arbeit empfunden hätte. Und arbeiten, etwas leisten wollte er, dazu fühlte er sich berufen, dazu hatte er die Kraft, das Bedürfnis in sich. Und er hat gearbeitet, viel, bewundernswürdig viel, wenn es auch nur sehr wenige, selbst von denen, die ihm nahe, ja am nächsten standen, zu beurteilen und zu schätzen vermochten. Die Ergebnisse seiner Arbeit liegen vor aller Augen, und der Verständige wird wissen, was dazu gehört hat, sie hervorzubringen.

Ehe sich Fiedler entschloß, sich ausschließlich dem Berufe des Kunstschriftstellers zu widmen, um hier im kleinsten Punkte die größte Kraft zu sammeln, hat er vielfach die Frage erwogen, und sie ist auch von außen an ihn gestellt worden, ob er sich nicht zur Annahme einer festen Stellung, zum Eintreten in ein Amt entschließen wolle. Es konnte für ihn, da ihn nun einmal seine Interessen und Studien ganz auf das Gebiet der Kunst geführt hatten, nur eine akademische Laufbahn oder eine Stellung als Museumsleiter in Betracht kommen. Aber zu beiden konnte er sich nicht entschließen; nicht aus dem trivialen Grunde, den ihm solche, die ihn nicht näher kannten, wohl unterschoben: weil ers „nicht nötig hatte," sondern weil er auf dem Wege, den er wählte, und den zu wählen er unter wenigen geistig befähigt und zugleich in der glücklichen äußern Lage war, weil er auf diesem Wege mehr leisten zu können glaubte. Als Museumsleiter wäre er wohl in der Lage gewesen, sich einen umfänglichern Wirkungskreis zu schaffen wie als Privatmann; er hätte aber nicht unabhängig dem Antriebe seiner Persönlichkeit folgen können. Und das hielt er beim Wirken in Kunstangelegenheiten für die Hauptsache. Er wußte zu gut, daß alles Urteil über Kunstwerke auf subjektiver Empfindung beruht, auf dem, was sich weder lehren, noch lernen, noch durch Überredung mitteilen läßt; daß alles, was aus einem Kompromiß hervorgeht, was von Vereinen, Komitees, Preisrichterkollegien oder gar von dem Ermessen einer hohen Behörde abhängt, in Sachen der Kunst zu den beklagenswertesten Ergebnissen führt.

In seinem Fach eine akademische Laufbahn mit Glück zu betreten, wäre Fiedler sehr leicht gewesen; er hätte nur seine umfassenden kunstgeschichtlichen Studien noch etwas mehr pflegen müssen. Aber gerade das widerstrebte nicht nur seiner Neigung, sondern geradezu seiner ganzen Kunstauffassung. Er betrachtete die Kunstgeschichte als eine freilich kaum entbehrliche Anhäufung wertloser Notizen, die, nach untergeordneten Gesichtspunkten rubrizirt und mühsam

zu einem Ganzen zusammengeleimt, sich als „Wissenschaft" von sehr zweifelhaftem Werte repräsentirt. Er vermißte bei den meisten, die dieses Handwerk zu betreiben haben, gänzlich die „innere Beziehung" zum Kunstwerk, die er doch als das Maßgebende für den Wert aller Beschäftigung mit der Kunst forderte.

Was er unter dieser innern Beziehung verstand, darüber hat er sich in seinen Schriften ausgesprochen, und er hat dadurch in der That etwas geleistet, was wohl als epochemachend in der Entwicklung des Denkens über Kunstwerke und Kunstschaffen betrachtet werden darf. Wilhelm Porte nennt in dem schon erwähnten Aufsatz Fiedler einen der tiefsten und unabhängigsten Kunstschriftsteller und sagt unter anderm über seine Schriften: „Von den absoluten Ideen und anderm abstrakten Spuk, der in der akademischen Schulästhetik eine so große Rolle spielt, ist da keine Spur. Nicht ein systembaulustiger Philosoph reflektirt, weil eine ganze Philosophie doch auch einmal die Ästhetik mit einschließen muß, auf der Höhe des reinen Gedankens über »das Schöne an sich« und über die Kunst und schreibt ihr vor, was sie darf und was sie nicht darf, sondern die Kunst selber scheint, zum Reden gebracht, ihr Wesen darzulegen. Vom Einfachsten, Selbstverständlichsten wird ausgegangen: die Kunst schafft fürs Auge, sie gliedert und belebt den Raum. Sie will die sichtbare Welt zum gestalteten Ausdruck bringen. Sie ist die eine, der Wissenschaft gleichgeordnete Seite der menschlichen Erkenntniskraft. Während das diskursive Denken mit Begriffen, mit Worten — also an sich nichtssagenden Zeichen — operirt, giebt die Kunst ein anschaulich = anschaubares Denken, die Dinge selbst in der Form, darin allein sie geistiges Eigentum der Menschen werden können." Ich konnte mir schon deshalb nicht versagen, auch noch diese Stelle des vortrefflichen Aufsatzes wiederzugeben, weil es schwierig sein würde, den Hauptinhalt der Fiedlerschen Kunstauffassung, wie sie in seinen Schriften sich ausspricht, kürzer und klarer darzulegen. Ich möchte nur noch über Fiedlers Art zu schreiben etwas hinzufügen. Viel der Menge nach ist es freilich nicht, was er uns als Schriftsteller gegeben hat. Vor Folianten, wie sie unsre wiederkäuende Schulgelehrsamkeit in so überreicher Menge liefert, braucht man sich bei Fiedler nicht zu ängstigen. Er hatte ja auch die Weisen aller Zeiten zu Rate gezogen und dabei die Erfahrung gemacht, wie viele Rosen man ernten muß, um ein paar Tröpfchen Rosenöl zu erzeugen. Aber er hatte nicht den Zweck dabei, mit seiner Gelehrsamkeit irgend wem, und wäre es nur einem andern Gelehrten, zu imponiren, sondern er wollte nur seine eignen Gedanken prüfen und klären, um sie dem Leser mitzuteilen, fertige Ergebnisse, während sichs die Eitelkeit und Gewinnbeflissenheit unsrer Schulgelehrten nicht nehmen läßt, in ihren Werken immer auch zugleich ihre ganze Werkstatt mit zur Schau zu stellen, damit nur ja alle Welt sehe, wie sauer sie sichs haben werden lassen. Fiedler arbeitete nicht vor dem Leser, sondern

für den Leser. Aber wer da weiß, was dazu gehört, einen solchen Gedankenextrakt herzustellen, dem wird es bei alledem nicht entgehen, welche große Arbeit hier geleistet ist; er wird es spüren an der eignen Mühe, die ihm das Lesen und Verstehen dieser Schriften kosten wird. Die Schwierigkeit entsteht durch die Sache, nicht durch die Form. Denn diese ist hier zu einer Durchsichtigkeit und Einfachheit gediehen, wie sie bei Behandlung solcher Stoffe nur selten erreicht wird. Mit der ihm eignen Selbständigkeit, Kühnheit und Folgerichtigkeit des Denkens verband Fiedler, unter Verzicht auf jede Geistreichigkeit und jede Schönrednerei, das Streben, den Ausdruck des Gedankens bis zur äußersten Klarheit und Schärfe zu bringen. Der Weg ist steil, aber wir dürfen dem Führer vertrauen. Dasselbe Gefühl der Sicherheit, das er als Freund seinen Freunden mitteilte, flößt Fiedler auch seinen Lesern ein: der läßt dich nicht los, auf den kannst du dich unbedingt verlassen! Und wenn wir dann an seiner Hand glücklich oben angelangt sind und mit ihm stehen auf seiner Warte, welche herrliche, weite, weite Aussicht!

Wie eine Offenbarung wirkten auf mich die beiden Hauptschriften Fiedlers „Über die Beurteilung von Werken der bildenden Kunst" (Leipzig, Hirzel, 1876) und „Der Ursprung der künstlerischen Thätigkeit" (ebenda, 1887). Hier trat mir etwas völlig neues entgegen. Freilich ging der Verfasser auch von einem so andern Standpunkte aus als die meisten, die über Kunst denken und schreiben, daß es mir schwer wurde, die Ergebnisse seines Denkens, die ich mir unbedingt aneignen konnte, mit dem in Verbindung zu setzen, was ich selbst über das Wesen der Kunst bisher gedacht hatte. Eine solche Verbindung herzustellen, versuchte ich endlich in einer kleinen Schrift: „Das Mysterium der Kunst" (Leipzig, C. B. Hirschfeld, 1890), die vielleicht dazu dienen kann, die Fiedlersche Kunstauffassung mit der allgemeinen zu vermitteln und ihr so eine möglicherweise vielen unentbehrlich scheinende Ergänzung zu geben. Daß Fiedler mit dem Neuen, das den Inhalt seiner Schriften bildet, und womit er so vieles bisher gäng und gebe gewesene Falsche beseitigt, nicht das letzte Wort gesprochen habe — wie es überhaupt nie gesprochen werden wird —, wußte niemand besser als Fiedler selbst. Aber ein Zugang ist durch ihn eröffnet, der nicht in eine Sackgasse führt; eine Grundlage ist gegeben, auf der sich weiterbauen läßt — ins Unendliche.

Die letzte größere Arbeit, die Fiedler im Drucke weitern Kreisen zugänglich machte, ist seine Schrift über Marées. Nachdem er der Trauer über den Hingang des Freundes einen tief ergreifenden Ausdruck gegeben hat, schließt er mit den Worten: „Ein Dasein freilich ist auch dem Toten noch vergönnt: es ist die Fortdauer im Andenken seiner Freunde und in den unberechenbaren Fortwirkungen alles dessen, was von ihm ausgegangen ist. Dem Dahingeschiednen dieses Leben zu verleihen und zu erhalten, ist die Aufgabe seiner Freunde und seiner Schüler; wenn sie ihr treu bleiben, so werden sie dem Toten

wenigstens einen Teil der Schuld abtragen für alles das, was sie von dem Lebenden empfangen haben."

Nun ist er selbst in das unbekannte Land gegangen. Am 3. Juni, am zweiten Pfingstfeiertage dieses Jahres, stürzte er, als er sich beim Herablassen oder Heraufziehen einer Jalousie über die niedrige Fensterbrüstung hinausbeugte, so unglücklich auf die unter dem Fenster befindlichen Steinstufen, daß er einen Schädelbruch erlitt, der sofortige Bewußtlosigkeit und nach etwa einer Viertelstunde den Tod zur Folge hatte. Nach menschlichem Ermessen ist dem so jäh aus dem Leben berufnen alle Qual und Angst des Sterbens erspart geblieben. Das Furchtbare liegt hier in dem Plötzlichen und in dem Tode selbst, in dem Erlöschen dieses Lebens.

Freilich sind die Wirkungen eines solchen Lebens unberechenbar, weit über die Grenzen seiner irdischen Dauer hinaus, immer wachsend, immer weiter Licht und Segen verbreitend, je geistiger sie aufgefaßt, je mehr sie allen Einzelinteressen enthoben und zur Sache der Menschheit gemacht werden. Und doch in der tiefen Trauer, in allen den Fragen und Zweifeln, in all dem Jammer, der sich in den einen unfaßbaren Gedanken drängt: Er ist nicht mehr! wer tröstet uns darin?

Da taucht sie wieder auf, wie aus weiter Ferne, die Gestalt des seltsamen Denkers, der einst in jungen Tagen das Band festigte, das uns zu dauernder Freundschaft, zu gemeinsamer Lebensarbeit verbinden sollte — die Gestalt Arthur Schopenhauers. Und siehe, sein finstres Antlitz hat sich erhellt, es sind nicht mehr die zum bittern, sarkastischen Lächeln verzerrten Züge, nein, tröstlich, mild blickt er uns an; er fühlt unser Weh mit, aber er weiß, daß es auch für diese Wunde einen Balsam giebt.

Wir hatten ihn beide längst vergessen, oder wenigstens den geistigen Verkehr mit ihm abgebrochen. Das thätige Leben des Mannes, die Freude, die ihm das Schaffen gewährt, die Illusion, die er dazu braucht, vertragen sich nicht mit dem Pessimismus. Das Leben ist so schön — und das eben ist das Entsetzliche des Todes, daß er uns alles das raubt, was uns das Leben gewährt hat und noch gewähren könnte. Das ist das, um was wir den Toten so beklagen, was wir so schwer verwinden können. Noch nach langen Jahren:

Der Schmerz wird neu; es wiederholt die Klage
Des Lebens labyrinthisch irren Lauf,
Und nennt die Guten, die um schöne Stunden
Vom Glück getäuscht, vor mir hinweggeschwunden.

Jawohl, hast du ein Recht, so zu klagen, großer Dichter! Aber auch er, dein gewaltiger Widersacher, der Philosoph, hat Recht: die schönen Stunden auch des Glücklichsten sind gezählt. Der achtzigjährige Bismarck hat es uns jetzt wieder bestätigt. Ja, das Leben, seinem Hauptinhalt nach, ist Leiden, und als ein solches wird es uns auch immer erscheinen, wenn wir es nicht mehr

als Zukunft durch den verhüllenden und verschönernden Schleier der Hoffnung betrachten, sondern als hinter uns liegend, als Vergangenheit, die — niemand noch einmal durchleben möchte. Und der Tod ist das Ende dieses Leidens. Ganz sicher.

Mag uns dies einen Trost gewähren — dies und das ferne Licht der Ewigkeit, das auch durch die Grabesnacht noch zu uns herüberschimmert.

Das Männle

Ich kann die Geschichte noch genau so erzählen, wie er sie mir erzählt hat. Als ich ins Gastzimmer komme, sitzt er da am Tisch, ein langer Kerl mit einem langen Bart und einem Hut wie ein Wagenrad, vor einer Flasche Terlaner. Ich bestelle mir bei der Zenz einen Roten und setze mich zu ihm. Mit Verlaub! sage ich. Sagt er: Im Wirtshaus ists jedem erlaubt! Ich will das zuerst für eine Unfreundlichkeit nehmen, aber wir kommen doch in ein Gespräch und reden von dem und jenem, und endlich fängt er an zu erzählen:

Ich wollte hinüber in den Süden, aber die gewöhnlichen Straßen war ich schon öfter gegangen, und ich suche mir gern neue Eindrücke und Bilder. Deshalb war ich höher hinauf gewandert und dann in ein wenig besuchtes Seitenthal, das zu den Gletschern hinaufführte und mir einen lohnenden Übergang versprach. Im letzten Dorf hatte ich im Wirtshaus halt gemacht, um mich mit Lebensmitteln zu versehen für den Fall, daß ich droben keine Hütte mehr fände, und trank ein Flaschel Wein, während mir der Wirt die Sachen zusammenpackte.

So so, da herauf seid Ihr gestiegen, und über das Joch wollt Ihr auch noch, sagte der Wirt zu mir; wird freilich eine strenge Partie für den Herrn werden, und Unterkunft für die Nacht wirds kaum geben. Aber wer sich im Gebirg auskennt, der findet sich schon hinauf und hinaus. Das Bildstöckl dürft Ihr nicht verfehlen. Am Gletscher hinauf und immer links auf den Muren, zu der Scharten dort droben, da stehts. Jetzt kommt selten einer da hinauf, fuhr der Wirt fort und schaute zum Fenster hinaus auf den Pfad, der sich im Thal aufwärts schlängelte; und über den Berg geht kaum einer, ich schon gar nicht — was ich mir auch denken konnte, denn es war ein behäbiger Mann. Wenn sich einmal eine Geiß verstiegen hat, dann schon, aber da schickt man halt den Buben. Früher solls anders gewesen sein, da hat eine Straße hinübergeführt, die hinausgegangen ist bis ins Welschland. Das war in alten Zeiten, da hats auch noch keine Gletscher gegeben hier herum. Und Gold haben sie geklaubt, die Welschen. Römer sinds gewesen und

Venezianer. Es heißt noch die Römerstraßen, wo Ihr heraufgekommen seid. Die haben gewußt, wo es liegt drunten im Gestein. Aber mit rechten Dingen ists nicht zugegangen. Heiden sind sie gewesen, die keinen Glauben an nichts gehabt haben. Zum Teufel haben sie gebetet, und der Teufel hat sein Wesen getrieben hier in den Bergen. Ihre Seele haben sie ihm verschreiben müssen, die Welschen, daß sie das Gold gefunden haben. Deshalb hat man nachher das Bildstöckl droben aufgestellt, das hat den Spuk gebannt. Aber der Teufel hat das Land verwunschen, daß es ringsumher vereist ist, wo früher Almen und Triften gewesen sind, und die Welschen haben den Weg nimmer heraufgefunden. Das Gold ist hinabgesunken in die Erden, kein Mensch findet keins mehr. Aber daß eins dagewesen ist, das sieht man heute noch. Die Jäger und die Geißbuben haben mehr als einmal ein Loch gefunden droben im Gestein, wo sie die Stollen in den Berg getrieben haben. Manches geht tief hinab, in die Erde sagen sie, aber es wagt sich keiner mehr hinein. Und er fände doch nichts, wenn er auch hinabstiege, denn versunken ists! Ja, Gold wenn man finden thät, brauchen könnt mans schon!

Hinterm Ofen saß ein altes Knechtlein und spaltete Schindeln. Jetzt mischte es sich mit seiner dünnen Stimme ins Gespräch. Haben könnt mans auch, sagte es. Mir ist immer gesagt worden, wie ich ein Bub bin gewesen, man müßt nur zur rechten Stund hinauf ans Bildstöckl kommen, wo dem Teufel seine arme Seel ist gebannt worden, daß sie nicht selig werden kann, sondern alleweil das Gold muß hüten; und man müßt nur das rechte Wort wissen, daß er erlöset würd — alles Gold thät er einem zeigen. Freilich zur rechten Stund! Ich hab ihn nie gesehen, so oft ich auch droben gewesen bin in frühern Jahren. Das Wort hab ich auch gewußt, habs aber vergessen, schon lang vergessen, weil ich gar so viel alt bin!

Ja dem Teufel seine arme Seel! Dich habens recht berichtet, Loisl! sagte der Wirt. Vielleicht, daß sie dir doch noch erscheint. Wenn dir dann nur das Wort wieder einfallt!

Ich kann euch aber auch etwas zeigen, sagte er dann zu mir, etwas, das noch aus der Heidenzeit stammt.

Er war mit Packen fertig und fing nun an, in einer alten Truhe zu kramen, die in der Ecke stand, und zog einen kleinen weißen Gegenstand hervor, den ich mit Erstaunen in die Hand nahm. Es war ein kleines Marmorfigürchen. Kopf und Arme fehlten, aber es war antike Arbeit, kein Zweifel, so viel konnte ich sehen.

Ich hätte es gern gehabt, aber der Wirt sagte: Da ists gefunden, wo man den Grund zu diesem Hause gegraben hat — mein Urahn hats gethan —, und da solls bleiben. Auf meinen Vater ists gekommen, und auf mich ists gekommen; es gehört zum Hause, und ich gebs nicht her!

Dann füllte er mir noch die Flasche mit Enzian. Guter alter ists, sagte er; aus der Römerzeit ist er freilich nicht, aber mein Vater hat ihn noch gebrannt. Er macht die Seele stark, daß einem kein Teufel was anhaben kann. Trinkt nur, wenns Euch sauer wird beim Kraxeln, Ihr werdets spüren!

Dann setzte ich nachdenklich meinen Weg fort.

Es war ein wunderbares Gefühl, hier in der wilden Einöde, zwischen Bergen und Gletschern auf antikem Boden zu wandern. Schon unten im Thal hatte man mir Römerbrücken und Römermauern gezeigt. Die Leute wußten es jetzt noch nach vielen hundert Jahren, daß hier einst römische Laute

erklungen waren, und ich selbst hatte eben ein untrügliches Zeichen in den Händen gehabt.

Gold — das hatte sie in diese unwirtlichen Berge heraufgelockt aus dem sonnigen Süden. Sie mochten es im Sande der Ache gefunden und seine Spuren verfolgt haben, bis sie das Gestein entdeckt hatten, das es enthielt. Dazu war keine Teufelei nötig gewesen. Aber merkwürdig war es doch, daß man die Fundstätten verloren hatte, oder daß sie verlassen worden waren. War der Schatz versiegt, oder war er wirklich versunken in die Tiefe der Erde, von einem Fluche getroffen, wie sich das Volk erzählte? Das waren doch nur Phantasien! Der Teufel und die Götter Roms, sie spukten nur in dem Hirn der Menschen, und die armen alten Götter waren erst von den Priestern zu Teufeln gemacht worden, die dem einfältigen Volk dieser Thäler einst das Kreuz aufgerichtet hatten. Man wird diese Stollen und Schächte verlassen haben, als sie keine Ausbeute mehr gaben. Aber sollte denn nicht mehr hier liegen, wo man das andre gefunden hatte? Tiefer verborgen, an Stellen, wo man damals nicht hinzudringen verstand? Wenn man suchte und grübe, und das Glück wäre einem hold, und man träfe auf so eine verborgne Ader — o ihr Götter Roms zeigt mir eine, ich wollte euch goldne Altäre bauen! So ging es mir durch den Kopf, während ich das Thal hinaufstieg und mich nach dem Bildstöckl umschaute, das den Abstieg ins jenseitige Thal bezeichnen sollte. Der Pfad, der mich erst geleitet hatte, war bald in Steintrümmern und Geröll verloren gegangen, das die Schroffen herabgesandt hatten, zu denen ich nun emporklomm. Ein breiter Gletscher senkte sich zu meiner Rechten herab, aus dessen Spalten es blau heraufdämmerte, und auf den mächtigen Felsen, die das ganze Thal umsäumten, lag weißer Firn und funkelte im Sonnenlicht. Der Weg war nicht zu verfehlen; er konnte nur über eine Einsenkung gehen, die ich vor mir sah. Auf diese stieg ich zu, bald über das Gewirr gestürzter Steine, bald über Firnenfelder oder Schutthalden. Es war ein mühsames Wandern, und die Sonne warf ihre Strahlen schon schräg herab, als ich endlich die Höhe erreicht hatte. Da stand das Kreuz! Es ragte dunkel aus dem Schnee empor, der die Fläche zwischen den rechts und links zurücktretenden Felsen bedeckte, und der blaue Himmel stand hinter ihm: es war die höchste Stelle des Jochs.

Als ich näher kam, sah ich, daß das Kreuz in altertümlicher Weise aus mächtigen Quadern zusammengefügt war. So mußte es schon Jahrhunderte gestanden haben. Die Wetter hatten seine ursprüngliche Gestalt fast verwischt, die Kanten und die Oberfläche waren verwittert und von Flechten zernagt, aber die Blöcke lagen noch fest auf einander, kein Sturm hatte sie zu erschüttern vermocht.

Ich rastete ein Weile. Hinter mir lag in duftiger Ferne das Thal, das ich heraufgestiegen war; vor mir senkte sich der Boden steil ab in ein felsiges Hochthal, das nur eine Terrasse nach einem tiefer gelegnen Thale zu bildete, in das ich von oben nicht hinabsehen konnte. Drüben winkten bekannte Berge herüber; vielleicht war es möglich, das Hauptthal, das mich von ihnen trennte, noch heute zu erreichen.

Die Sonne brannte heiß herab und machte das Wandern mühselig genug, als ich mich nun abwärts wandte. Von einem Pfade war nichts zu sehen, ich mußte mir im Geröll die Stellen suchen, auf denen ich ohne Gefahr weiter absteigen konnte. War hier jemals eine Straße gegangen, so war sie längst

von dem stürzenden Gestein verschüttet. Endlich war aber die Thalsohle erreicht, und nun glaubte ich auch die Spuren eines Weges zu sehen. Er führte an einem Flußbett entlang, das jetzt trocken war, aber im Frühling von tosenden Wassern gefüllt sein mochte. Bald war es hartes Gestein, das die Wässer glatt geschliffen und ausgehöhlt hatten, bald waren es Tümpel von weißem Quarzsande, der in der brennenden Sonne funkelte. Ich stieg ein paarmal in das Flußbett hinunter und ließ den Sand durch meine Finger gleiten, denn ich meinte nicht anders, als das Flimmern müßte von Metall herrühren, das im Sande verteilt wäre. Die Erzählung des Wirts lag mir im Sinn. Wenn du hier Gold fändest! dachte ich. Aber es war nur weißer Sand, was ich faßte, und erst wenn ich wieder auf meinen Weg hinaufgeklettert war, wiederholte sich das täuschende Spiel im Sonnenglanz.

Als ich an den Rand des Hochthals gekommen war, that sich unten ein neues Thal vor mir auf. Steil stürzte der Fels ab, und nun sah ich unzweifelhafte Reste eines alten Straßenbaus unter mir. Es waren Bogen gemauert, und an einer Stelle standen die Pfeiler einer steinernen Brücke zu beiden Seiten des Wasserlaufs, aber die Brücke selbst war hinabgestürzt, und ich mußte vorsichtig in dem Gestein des ausgetrockneten Baches zwischen den Felswänden hinabklimmen. Als ich die Ebne erreicht hatte, umgab mich ein weiter Thalkessel. Rings türmten sich die Felsen empor, voll wilder Großartigkeit, ein unersteigbarer Wall, der nur an einer Stelle vor mir gespalten war, auf die der Wasserlauf zuführte. Weiß glänzten die Wände im Sonnenbrande, weiß die Trümmer, die den Boden bedeckten, und flimmernd weiß leuchtete der Sand aus dem Flußbett herauf. Aber kahl und dürr und unwirtlich, kein Schatten spendendes Wölkchen an dem stahlblauen Himmel, und über allem tiefe, beklemmende Stille; das Knirschen meiner Schritte und das harte Aufstoßen meines Bergstocks war der einzige Laut in dem Schweigen.

Allmählich ließen meine Kräfte nach, und in der brennenden Hitze fing der Durst an, mich zu peinigen. Meine Augen wurden fast geblendet von dem flimmernden Licht, das von allen Gegenständen um mich ausstrahlte, und meine Sinne fingen an, sich zu verwirren, sodaß ich wie im Traum auf die Schlucht vor mir zustrebte, deren blaue Schatten mir Kühlung versprachen. Dort hoffte ich auch auf Wasser zu stoßen, wonach ich lechzte. Wasser! Das war mein einziger Gedanke. Es gleißte und schimmerte um mich im Sande und am Gestein wie lichtes Gold, aber ich bückte mich nicht mehr darnach. Nur vorwärts! Kühlung, Labung aus einem strömenden Bache, weiter hatte ich nichts im Sinne. Endlich war die Schlucht erreicht, und es war mir, als tauchte ich in kühles Wasser, als mich ihr Schatten umfing. Ich ruhte eine Weile aus und blickte auf den Weg, den ich hinter mir hatte. Da standen die Wände im harten Licht und hoben sich scharf von dem Blau des Himmels ab, das jetzt fast schwarz erschien. Ich war froh, daß ich die Mühsal überstanden hatte. Ein Schluck aus der Flasche goß mir frische Kräfte in die Glieder, und ich wanderte nun wieder wohlgemut die Schlucht hinab, wenn mich auch die Schwüle noch drückend genug umfing.

Während ich so dahinging, huschte es mit einem male über den schmalen Streifen Himmel, der zwischen den engen Felsenmauern auf mich herabsah, und warf dunklere Schatten auf meinen Weg. Weiße Wolken kamen geflogen, bald wurden sie dichter und grauer, und schon hörte ich fernen Donner grollen. Es wurde dunkler und dunkler über mir, die Wolken senkten sich

auf die Felsen herab und hüllten die Schlucht in Nacht, und mit tiefem Brausen zog der Wind hindurch. Endlich that sich die Schlucht auf, und ich blickte weit hinaus ins Land: waldbestandene Höhen rechts und links, über die weißer Nebel kochte und quoll, während sich schwere Wolkenmassen darüberwälzten, die hin und wieder von einem Wetterleuchten durchflammt wurden. Nur in der Ferne über dem jenseitigen dunkelblauen Gebirge noch ein fahlgrüner Lichtstreif.

Da sah ich im Zwielicht dicht über mir am Rande der Schlucht, die hier steil in eine tiefe Klamm abfiel, ein Haus stehen. Froh eilte ich darauf zu. Es war ein altertümliches, steinernes Gebäude, mit schräg aufstrebendem Unterbau und flachem Giebel, halb in den Felsen hineingebaut, mit wenigen dunkeln Fenstern. Und da saß auch jemand neben der Thür. Ich konnte die Gestalt bei dem zunehmenden Dunkel nicht deutlich erkennen, aber es schien ein Männlein zu sein mit einem spitzen Tirolerhut, das von mir abgewandt in das Thal hinausblickte.

Ich rief ihm zu, während ich hastig über das Geröll hinaufstieg. Aber es schien mich nicht zu hören und regte sich nicht. Als ich aber dann durch eine kleine Senkung hindurch, die ich erst hinab- und dann wieder hinaufklettern mußte, den ebnen Platz vor dem Hause erreicht hatte und auf das Männlein zuschreiten wollte, war es verschwunden; was ich für eine menschliche Gestalt gehalten hatte, waren nur ein paar morsche Balken, die neben der gewölbten Pforte lehnten. Leer blickte das Dunkel daraus hervor, keine Thür hing mehr in den Angeln, leer schauten die scheibenlosen Fenster auf mich herab, und nun sah ich auch, daß das Dach nur noch in Resten über den Giebel hing; es war ein verfallenes und verlassenes Nest.

Mich überfiel ein plötzliches Grauen, als die Stille und Verlassenheit des Ortes über mich kam, wo ich eben noch Leben vermutet und zu sehen geglaubt hatte. Ich blickte scheu um mich, denn ich meinte, es müßte ein Spuk aus dem Dunkel hervorkriechen, und lief davon, so schnell ich laufen konnte.

Aber da brach auch das Wetter über mir los. Der Sturmwind sauste über die Berge und jagte prasselnden Regen herab, es zuckte Blitz auf Blitz, und der Donner rollte an den Felswänden entlang. Atemlos erreichte ich den Wald, und unter einer überhängenden Felsenplatte zwischen schirmenden Wettertannen fand ich ein schützendes Dach. Hier ließ sichs vorläufig aushalten, bis das Wetter ausgetobt haben würde. Den Boden bedeckte weiches Moos, auf das ich mich niederwarf, und dicht neben mir rieselte ein Wässerlein herunter, aus dem ich endlich meinen Durst löschen konnte. Dann zog ich den Imbiß hervor, den mir der Wirt in den Rucksack gepackt hatte, und das Fläschlein mit dem Enzian, und schmauste vergnüglich, während um mich der Regen rauschte und der Donner krachte und prasselte.

Das war freilich ein gutes Getränk, dieser alte Enzian, mild und feurig zugleich; ich spürte, wie er mir wärmend durch die Adern floß. Hier konnte ich auch schließlich die Nacht abwarten. An ein Weiterwandern war doch nicht mehr zu denken; denn es war inzwischen fast ganz dunkel geworden. Zuweilen zeigte mir ein aufflammender Blitz das verfallene Haus droben am Berg, und nun mußte ich lachen über meine gespenstische Furcht, die mich befallen hatte. Ich lehnte mich behaglich in das weiche Moos zurück, schloß die Augen und horchte träumerisch auf das wilde Wetter, das mir nichts mehr anhaben konnte.

Ich mußte so eine ganze Weile gelegen haben, da fühlte ich plötzlich, wie mich etwas an der Schulter berührte. Ich fuhr auf und sah eine Gestalt neben mir stehen, die sich über mich beugte. Hatte ich geschlafen? Durch die Bäume drang lichter Mondschein, aber die Gestalt stand zwischen mir und ihm, sodaß ich nur undeutliche Umrisse erkennen konnte.

Spürst du denn nicht, daß du im Nassen liegst? fragte mich eine Männerstimme. Was hat dir dein Weglaufen genützt? Komm jetzt nur mit mir, es ist gescheiter, als wenn du dir da eine Kränk holst.

Ich fühlte jetzt allerdings, daß das Moos unter mir feucht geworden war. Offenbar war ich eingeschlafen gewesen und hatte nicht gemerkt, daß das Regenwasser zu mir hereingesickert war. Heilfroh, mit einem Menschen zusammen zu sein, raffte ich meine Sachen zusammen und sprang auf, um dem Manne zu folgen.

Wie habt Ihr mich nur hier gefunden? fragte ich ihn, aber er antwortete nicht, sondern winkte nur mit der Hand und schritt voran.

Als wir ins Mondlicht hinaustraten, sah ich, daß es ein Männlein war, das einen spitzen Hut mit breiter Krempe auf dem Kopfe trug und einen Mantel um hatte, der ihm bis an die Kniee reichte. Darunter sah ich zwei bestrumpfte Beinlein, die in niedrigen Schuhen steckten und hurtig ausschritten, sodaß ich Mühe hatte, zu folgen. Das Männlein wandte sich nicht um, sondern schritt schweigend im unsichern Mondlicht vor mir her.

Der Sturm hatte noch nicht nachgelassen und riß heftig an dem Mantel des Kleinen. Aber es regnete jetzt nicht mehr, nur zerfetzte Wolken, die den Mond bald verhüllten, bald wieder entschleierten, jagten über den Himmel.

Zu meiner Verwunderung stieg das Männlein hurtig die Anhöhe hinauf, dem verlassenen Hause zu, und nun fiel mir erst auf, daß es ja dieselbe Gestalt war, die ich vorhin an der Thür hatte sitzen sehen. Und seltsam: von dem Hause her blinkte uns aus den Fenstern zu ebner Erde freundlicher Lichtschein entgegen. Hatte mich denn alles getäuscht? Als wir an das Haus herangekommen waren, stieß das Männlein eine schwere Thür auf, und wir traten in einen gewölbten Gang, der halb erhellt war von dem Lichte, das aus der geöffneten Thür eines großen Raumes drang. Dorthin folgte ich dem Männle; es setzte sich an einen Tisch, der in der Mitte des Raumes stand, und lud mich mit einer Handbewegung ein, das gleiche zu thun, während ich erstaunt um mich blickte, als meine Augen sich an das Licht gewöhnt hatten. Dieses ging von einer dreiflammigen Lampe aus, die an einer Kette von dem Gewölbe des weiten Gemachs herabhing. In der einen Ecke ging schräg zur Decke ein Kamin empor, unter dem auf einem offnen Herde ein behagliches Feuer brannte; ringsum an den Wänden lief in halber Höhe braunes Getäfel mit Bänken, von Schränken unterbrochen und von einem Sims gekrönt, von dem im Scheine des Feuers und der Lampe fremdartiges Gerät herabfunkelte. Es war mir ganz traumhaft zu Mute in dieser seltsamen Umgebung, und ich setzte mich schweigend zu dem Männle an den Tisch.

Wie merkwürdig war das alles hier in der Einöde, wo mir noch eben alles tot und verlassen geschienen hatte, und wie behaglich dabei, an diesem warmen Platze zu sitzen, während draußen der Sturmwind tobte und in den Kamin herabfuhr, daß die Flammen prasselnd aufleuchteten!

Das Männlein saß auf den Tisch gebeugt und hatte den Kopf in die linke Hand gestützt; mit den Fingern der rechten trommelte es auf der Tisch-

platte. Die Augen hatte es geschlossen, als ob es müde wäre. Es hatte einen schwarzen, spitzen Bart, eine scharf gebogne Nase, und über die Lider hingen dichte Brauen. Alt war es, das sah man an den vielen Falten in dem gelben Gesicht; aber wie alt es war, hätte ich nicht raten mögen.

Plötzlich blickte es mit dunkeln Augen zu mir herüber, daß ich fast erschrak, weil ich es so angestarrt hatte. Gelt, was zu essen möchtest nun haben? fragte es. Aber zu essen giebts da nix, gar nix zu essen, nur Steine und —

Es brach ab und blickte mich mit gerunzelter Stirn scharf an. Nur Steine, wiederholte es, nur Steine. Aber vielleicht, daß du selbst was hast im Sack? Thus nur heraus und iß! Thus nur heraus. Ich schau dir zu. Brauchst mir nix abzugeben, hab keinen Hunger mehr, schon lange nicht mehr! Dabei seufzte es, als wäre es ein Verlust, keinen Hunger mehr zu haben.

Ich sagte, zu essen hätte ich freilich auch nichts, aber zum Glück auch keinen Hunger mehr, denn drunten unter dem Felsdachel hätte ich schon meine Mahlzeit gehalten. Dagegen einen Schluck aus meiner Flasche könnten wir schon noch thun; so einen guten Schnaps, so einen alten, wie mir der Wirt drüben eingefüllt hätte, würde dem Männle auch munden.

Ist recht, sagte es, daß du keinen Hunger hast. Aber ich meine doch, daß du Hunger hast verspürt! — Es lächelte mich listig an. — Hasts vergessen? Wird schon wiederkommen. Der Hunger, wenn man den hat, der wühlt im Gebein, der verzehrt, bis mans hat, bis man genug davon hat, von dem —

Es brach wieder ab und schielte mit seinen dunkeln Augen zu mir herüber. Gelt, gefunden hast du nix? fragte es listig zwinkernd. Ja ja, ist nicht so leicht! Aber gieb her, fuhr es fort, als ich es verwundert anstarrte, weil ich nicht verstand, was es meinte, gieb her deine Flaschen, wollen sehen, was drin ist. Trinken mag ich schon, o ja! trinken mag ich schon!

Damit nahm mir das Männle die Flasche, die ich auch aus dem Sack gezogen hatte, aus der Hand und hielt sie gegen das Licht. Klar ist er, sagte es und setzte die Flasche an den Mund. Und gut auch! fuhr es fort, nachdem es probiert hatte. Dann setzte es an und ließ den Trank so kräftig hinunterfließen, daß ich Angst hatte, es möchte für mich nichts übrig bleiben, und ausrief: Oho, nicht so geschwind, es könnte Euch zuviel werden! Er ist stark, der Schnaps.

Aber das Männle wehrte mit der Hand ab. Thut nichts! sagte es zwischen dem Trinken, während ich betrübt zusah, wie es die Flasche hochhielt und mit Behagen meinen guten Enzian vollends in die Kehle hinabfließen ließ. Ah, das war gut, sagte es endlich und wischte sich die Lippen. Hab lange kein Aquavit geschmeckt!

Die Augen glitzerten ihm, und es nickte mir freundlich zu. Trink jetzt auch, sagte es und reichte mir die Flasche her, wird dir auch gut thun. Dafür thät ich dir schon was geben, daß du mich hast trinken lassen. Eine Handvoll schon, die ists wert! Dabei griff er in die Tasche, und ich hörte es leise rieselnd klingen. Ich achtete aber nicht weiter darauf, sondern griff trübselig nach der leeren Flasche. Aber merkwürdig! sie war schwer wie zuvor, und als ich sie ansetzte, gluckte es und lief mir feurig auf die Zunge.

Das Männle lachte, als ich die Flasche verwundert anstarrte. Gelt, gut ist er? fragte es. Ja, so ein guter alter, der giebt aus! Trink nur, genug haben wir alle zwei!

Und so trinke ich davon, und er trinkt, und mir wirds ganz behaglich. Kurios ist, denke ich, daß die Flasche nicht leer wird, aber der Schnaps schmeckte wunderbar gut, wie Milch, so mild, und doch wie Feuer, und es wurde mir immer wohler zu Mute.

Das Männle hatte den Hut aufs Ohr gerückt, schaute ins Feuer und summte ein Liedlein. Verstehen konnte ich nicht, was er sang, und eine seltsame Melodie war es auch. Dabei knarrte seine Stimme so drollig, und es hockte so wunderlich da in seinem Mäntelchen, daß ich lachen mußte. Aber es achtete nicht auf mich, sondern blinzelte immer ins Feuer wie im Traume, und auch über mich kam es traumhaft, und wie das Männle schaute ich still in die lohenden Flammen, eine ganze Weile.

Da fuhr mit einemmale ein Windstoß in die Flammen, daß sie knisternd herabschlugen und der Rauch ins Gemach quoll und wie ein blauer Schleier an der dunkeln Wand hinzog.

O Roma, Roma! flüsterte das Männle auf einmal und streckte die Hand aus nach dem Rauche. Und wie ich hinschaue, wogt und wallt es in dem Schleier, und es thut sich auf, und vor meinen Augen erscheint ein leuchtendes Bild. Erst ist es unbestimmt, nur zarte Farben schimmern herüber, dann wird es klarer und klarer, endlich sehe ich hinaus in ein sonniges, blühendes Land. Blaue Berge säumen es in der Ferne ein, und dort an einem schimmernden Fluß liegt eine mächtige Stadt. Häuser, Paläste und Tempel leuchten weiß aus dem dunkeln Grün der Gärten hervor. Aus einem der Thore strömt buntes Volk, dann ein Haufe bewaffneter Krieger; ihre Rüstung funkelt im Sonnenschein, und ich meine des Stimmengewirr zu vernehmen, mit dem das Volk dem Heerhaufen zujauchzt, den Tritt der Kolonnen und das Getön der Kriegsdrommeten. So zogen sie aus, höre ich die Stimme des Männle sagen, herauf zu den nordischen Bergen, zum Kampfe mit den Barbaren!

Ich schaue noch, da wird das Bild blaß und blasser, es ist wieder der Rauch, der leise vor meinen Augen wogt und quillt. Aber dort ballt es sich wieder zusammen und wird dunkel und starr. Waldige Berge sind es, in die ich sehe, mit hohen Schroffen, von denen der Schnee blinkt. Aus der Schlucht herauf sehe ich Bewaffnete klimmen. Es sind Römer. Sie tragen den Adler voraus, und deutlich höre ich den Klang der Hörner, der von den Felsen wiederhallt. Da fährt die Schar aus einander, Felsstücke stürzen von oben herab in ihre Reihen und schmettern sie nieder, und mit wildem Geschrei strömt es von den Bergen herab, blondhaariges Volk mit Schlachtbeilen und Keulen, und dringt auf sie ein. Wurfspeere fliegen durch die Luft, und das Getöse des Kampfes tönt herüber, wie die Haufen so aufeinanderstoßen. Aber der Anprall der Barbaren wird zurückgeworfen, sie können den Speerwall der Römer nicht durchbrechen nnd flüchten zurück die Berge hinan in das schützende Tannicht, und unten ordnen sich die Scharen der Römer zum Weitermarsch.

Da fließt es wieder zu Rauch zusammen, und ich kann nichts mehr erkennen. Aber wieder zerteilt es sich wie Nebel vor den Bergen, und ich blicke hinab in ein weites Thal. Da tobt kein Kampf mehr. Eine Feste erhebt sich dort auf dem Hügel mit Türmen und Mauern, um die sich Häuser gelagert haben. Felder bedecken die Ebne, auf der ich römische Kriegsleute friedlich mit blondhaarigen Ackerleuten verkehren sehe. Eine breite Straße zieht sich den Fluß entlang in die Berge hinauf; noch sehe ich viele Leute daran arbeiten, Lasttiere ziehen schwere Wagen mit behauenen Steinen hinauf, und ich sehe,

wie an dem kühnen Bogen einer Brücke gemauert wird, die das herabstürzende Bergwasser überwölben soll. Sieh hinauf! sagt die Stimme des Männle. Da sehe ich oben am Berge Schutthalden und Hütten darauf, und in die Felsmauer ist ein dunkles Loch gehauen, in das die Leute mit brennenden Lampen hinabsteigen. Maultiere stehen am Eingange des Schachtes, mit Körben zu beiden Seiten, und harren der Last, die sie ins Thal hinuntertragen sollen.

Sie haben es gefunden, sagt die Stimme des Männle, Siehst du, sie haben es gefunden: Hast du dir die Stelle gemerkt?

Ich starre hin, aber alles ist verschwunden. Nur der Rauch zieht wieder leise zu der Decke empor, und da sitzt das Männle und blickt mich spöttisch an.

Wir haben es zu finden gewußt, sagte es, und ihr habts verloren! Wir sind heraufgekommen auf den Straßen, die wir gemauert hatten, durch die Jahrhunderte, und habens hinuntergeführt in unser Land, und ihr findets nicht mehr. Und doch ists da. Schau nur!

Da ists mir, als thäte sich der Boden auf unter meinen Füßen, und ich blicke in eine schwarze, gähnende Tiefe hinab. Da sehe ich ein Licht huschen — ist es das Männle, das es trägt? Und es flimmert und gleißt von engen, schwarzen Wänden, es funkelt aus dem Gestein und blitzt herauf in roter Glut. Das ist Gold! rufe ich, das ist der Schatz! Aber mir schwindelt vor der Tiefe, ich fühle, wie es mich hinabziehen will, und fahre zurück — da sitze ich wieder am Tische; die Lampe leuchtet ruhig herab, und das Männle hockt da, hat den Kopf in die Hand gestützt und blickt in die Flammen.

Mir ist ganz wirr. Ich muß geträumt haben, denke ich. Der Enzian hat mirs angethan. Er ist doch zu stark! Besser, ich trinke keinen mehr.

Auch das Männle schiebt die Flasche von sich und rückt näher zu mir heran. Weißt du, sagt es leise — aber es blickt mich dabei nicht an, sondern schaut unverwandt ins Herdfeuer —, weißt du, es liegt ein Fluch darauf! Da droben, du hasts ja gesehen, wie du herüberkommen bist, steht ein — Mal. Ich mag nicht hinauf, ich kann nicht dran vorbei, aber es läßt mich auch nicht fort! Weißt du, was da geschehen ist, warum sie das Zeichen da hinauf gestellt haben? Keiner hats ja gesehen, wie es vollbracht ist worden, und doch ists ruchbar worden, und sie haben sich die Stelle gezeigt von Geschlecht zu Geschlecht. Dort hat einer seinen leiblichen Bruder erschlagen, seinen leiblichen Bruder, um Gold! Um Gold sind sie heraufgekommen, weit, weit von Süden her, Gold haben sie gesucht, und sie habens gefunden. Und als sie es hatten, hats keiner dem andern gegönnt. Und wie sie heimgezogen sind, Haß im Herzen, da hat der eine die Hand erhoben und —

Das Männle murmelt in sich hinein, ich verstehe nicht, was es noch sagt. Zusammengesunken sitzt es da und blickt stier ins Feuer.

Was hat das Zeichen gesollt, das sie da oben aufgerichtet haben, viele Jahre nachher? fährt das Männle nach einer Weile fort. Die arme Seele bannen? Hat sie denn fortgekonnt? Sie habens nicht gesehen, wie der andre dort liegt, tot, und mit den gebrochnen Augen zum Himmel starrt. Wer sieht ihn? Kein Menschenauge! Aber ich weiß, daß er dort liegt, da oben, und ich sehe sein totes, bleiches Gesicht und sein starres Auge, das zu den Göttern klagt. Um Gold!

Da ists! schreit das Männle plötzlich und springt mit verzerrtem Gesicht auf. Da ists! kreischt es, greift mit beiden Händen in die Taschen und wirfts

auf den Tisch, daß die gelben Körner klirren und fliegen. Da ists! kreischt es wieder, und greift wieder in die Taschen und immer wieder und wirfts auf den Tisch, daß es sich häuft zu einem Berge, und die Brocken klingend herabrollen auf den Boden. Siehst du das Blut, wie es herunterläuft am Golde? Wischs weg, wenn du kannst! Alles sollst du haben — verflucht sei das Gold, verflucht die Hand, die es geraubt und sich mit Blut besudelt hat! Und das Männle streckt mir die Hand entgegen mit gespreizten Fingern und starrt mich wild an.

Mir hats gegraust, und ich bin aufgesprungen. Der Teufel bist du! sag ich, ich will nichts von deinem Gold, an dem Blut hängt!

Der Teufel! schreit es wild auf. Hast du kein andres Wort? Hätt ich dir nicht alles gegeben? Der Teufel! Weh, o weh!

Damit springt es an die Thür, reißt sie auf und ist hinaus. Der Sturm fegt herein und löscht die Lampe aus, auf dem Herd schlagen die Flammen hoch auf, Funken sprühen umher, dann ist schwarzes Dunkel um mich.

Voll Grauen eile ich hinaus auf die Flur und durch die Pforte ins helle Mondlicht. Da sehe ich, wie das Männle am Abgrund steht und die Hände zum Himmel emporringt, und mit einemmale stürzt es sich kopfüber hinab. Wie ich hinzuspringe, sehe ich es hinabfliegen, zusammengeballt wie eine Kugel. Unten schlägt es auf, daß das Gestein prasselt und spritzt und im Bogen mit ihm hinunterfliegt; noch einmal seh ich es hinunterschlagen in das rasselnde Gestein, dann ists verschwunden.

Ich will schreien vor Entsetzen, aber der Ton will mir nicht aus der Kehle. Ich ringe mit meiner Brust — endlich kommt es hervor, so gräßlich klingts, daß ich zusammenfahre. Da sitze ich unter dem Stein im Moos, und die lichte Sonne blitzt mir durch die Bäume in die Augen. Eine ganze Weile hab ich mich nicht besinnen können. Aber klar ists mir geworden. Da liegt die leere Flasche neben mir am Boden; die ganze Nacht hab ich verträumt! O Wirt, denke ich, du mit deinem guten Alten! Einen schönen Alp hast du mir da hineingefüllt gehabt!

Dann steh ich auf und trete ins Freie hinaus. Rings stehen die Berge im Frühlicht, und der weiße Nebel steigt leise an dem Walddunkel empor zum blauen Himmel. Aber da unten im Tobel braust und tobt es; da rinnen die Wasser hinab, die sich oben im Hochthale nach dem Gewitter gesammelt haben, und aus der Schlucht, durch deren dürres Gestein ich gestern geklommen war, stürzt ein Wasserfall herab. Von der Halde schaut das alte Haus auf mich nieder. Im hellen Sonnenlicht sehe ich jetzt, wie verwittert und zerfallen es ist. Aber trutzig steht es da, wie gestern, und wie es schon jahrhundertelang gestanden haben mag. Es hat mich aber doch nicht verlangt, noch einmal hinaufzusteigen. Es hat mich leise gefröstelt, wie ich an meinen Traum gedacht habe, und die leeren Fensterhöhlen mich geheimnisvoll anstarren.

Dann bin ich an dem rauschenden Wasser hinabgegangen und bald auf eine Straße gekommen, die mich hinausgeführt hat ins weite Hauptthal, und ich habe mich gefreut, wie ich wieder Almen am Berge habe liegen sehen, und die Kirchtürme und Häuser aus den Obstbäumen hervorgeschaut haben.

Wie ich aber unten im Städtchen im Wirtshausel sitze, beim Frühschoppen zwischen den alten bekannten Stammgästen, drückt mich etwas im Schuh. Ich zieh ihn aus unterm Tische und nehme ein Steinlein heraus. Gelb siehts

aus, wie ichs anschaue, und es glänzt. Jetzt seht, was ist das, sage ich zum Apotheker und reichs ihm hinüber. Der siehts eine Weile an, wiegts auf den Fingern und giebts dann dem Uhrmacher. Merkwürdig, sagt er, mir scheint, das ist — Gold ists, ohne Zweifel! sagt der Uhrmacher, der die Brille hinauf geschoben hat und das kleine Klümpchen aufmerksam betrachtet. Wo habt Ihr denn das gefunden? — Da in meinem Schuh jetzt eben, sag ich, aber dabei ist mirs den Rücken kalt hinuntergerieselt, denn mein Traum ist mir plötzlich wieder klar vor der Seele gestanden. — —

Wie er fertig ist, mit Erzählen, der Lange, und ich ihn verdutzt anschaue, langt er sein Geldtäschlein hervor, machts auf und nimmt ein gelbglänzendes Klümpchen heraus und zeigt mirs. Da sehen Sie, sagt er. Es ist Gold. Gediegnes Gold!

Ich nehme es in die Hand — es wog ganz schwer.

Und wo das war, da ist mehr, sagt der Lange. Aber wer findet es? Ich hab Ihnen die Sache nur erzählt, weil ich weiß, Sie sagen es niemand weiter. Wenn ich nur das wüßte, was ich dem Männle hätte sagen sollen. Das rechte Wort! Wenn das dem alten Knechtlein wieder einfiele! Ich meine schon, ich muß noch einmal hinauf!

Damit thut er das Klümpchen wieder in sein Täschchen, schaut mich an und streicht sich den Bart. Dann steht er auf und geht nach der Thür. Ich will ihn noch fragen, wo er die Geschichte erlebt hat, denn auf die Berge da herum paßt die Beschreibung nicht. Aber da ist er schon hinaus. Ich warte eine Weile und frage dann die Zenz, wie sie hereinkommt, wo denn der Herr geblieben sei, der da gesessen habe.

Fort, sagt sie, ist er gangen. War halt ein Fremder. Ein Maler wirds gewesen sein. Kommt immer so einer und malt droben die Berge ab.

Nun weiß ich nicht, hat ers erlebt, oder hats ihm nur geträumt, oder hat er mir was vorgelogen.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Gastfreundlicher Willkomm. Ein Zufall weht uns folgenden Entwurf eines Begrüßungsartikels auf den Schreibtisch, den offiziöse Federn aus Anlaß des demnächst bevorstehenden Besuchs Ihrer höchst gnadenreichen großbritannischen Majestät in Deutschland für das Leiborgan des Reichskanzlers zurecht gemacht haben. „Ihre Majestät, heißt es da, kann in Deutschland stets einer herzlichen Aufnahme sicher sein, zunächst als Großmutter unsers Kaisers, dann als Freundin und Verbündete Deutschlands. Zwar haben es die Deutschen von jeher mit dem salischen Gesetz gehalten und den Frauen in öffentlichen Angelegenheiten keine entscheidende Stimme eingeräumt. Dennoch steht auch bei uns die politische Weisheit der Großmütter, Schwiegermütter und Tanten im höchsten Ansehen, gern und willig leihen

ihr bei uns Fürsten und Staatsmänner ihr Ohr. Die Bedingungen, die der Krone für ihr Wirken in Deutschland gegeben sind, unterscheiden sich freilich sehr wesentlich von denen, die in England gelten. Zu der selbstlosen Weisheit oder zu der weisen Selbstlosigkeit, zu allem gläubig Ja und Amen zu sagen, was die von der Nation präsentirten Minister Ihrer großbritannischen Majestät nur immer vorschlagen, hat sich die Monarchie in Deutschland noch nicht hindurchgerungen. Das rückständige deutsche Staatsrecht kennt noch ein eignes Recht und deshalb auch eine Pflicht des Herrschers, auch an seinem Teile über das Wohl der Deutschen nachzudenken und es nach seinem besten Vermögen zu fördern. Als Beherrscherin Großbritanniens und Kaiserin von Indien wird Ihre Majestät und werden Hochdero treugeborne Unterthanen auch bei uns noch der Art der Beziehungen abgeschätzt werden, die sie zu Deutschland unterhalten. Bisher glaubte man, englische Minister, gleichviel aus welcher Partei sie hervorgegangen seien, hegten keinen sehnlichern Wunsch, als sich aus der Haut der dummen Deutschen Riemen zu schneiden, nachdem sie mit einigen täppischen und tölpelhaften Komplimenten ihr Herz gerührt hätten. Jetzt aber weiß auch bei uns jedermann, daß die Haupt- und Kardinalinteressen beider Staaten durchaus dieselben sind. Deutschland hat den dringenden Wunsch, von dem Ballast seiner Kolonien befreit zu werden, und England ist großmütig genug, sie uns für ein Billiges abzunehmen. Und giebt es wohl dringendere Lebensinteressen für Deutschland, als daß das Pamirplateau von den nach den indischen Besitzungen Ihrer Majestät vorstrebenden Russen niemals überschritten werde, oder daß in Siam die Union Jack stets einige Zoll höher wehe als die französische Trikolore? Es würde deshalb allen logischen Voraussetzungen zuwiderlaufen, wenn Deutschland und England nicht allezeit und überall verbündet blieben. Ein Freund sollte deshalb auch des Freundes Schwächen ertragen lernen. Mit Bedauern glauben wir sagen zu müssen, daß Ihrer Majestät Regierung in den letzten zwei Jahrhunderten nicht immer daran festgehalten hat. Ja man muß sagen, daß die Minister Ihrer Majestät und Ihrer erlauchten Vorgänger ohne Unterschied der eignen Parteistellung immer eine stark betonte Neigung zu diplomatischen Unverschämtheiten gegen Deutschland haben hervortreten lassen. Die deutsche Politik war während dieser Zeit, wir gestehen es, meist hilflos und schwachmütig. Wir Deutschen verehren gerade deshalb den Fürsten Bismarck, weil er ihr Rückgrat ein wenig gestärkt hat, und wir sind schon recht gelehrige Schüler seiner Strategie geworden, Freunde unsrer Freunde, Feinde unsrer Feinde zu sein, vor allem aber die Nationen mit dem äußersten Argwohn zu betrachten, die sich mit leeren Händen und hohlem Pathos als seine großmütterlich besorgten Freunde aufspielen. Es fehlt deshalb in Deutschland nicht an Stimmen, die ein Zusammengehen mit Frankreich, dessen Gefühle ja auch Ihrer Majestät Minister jederzeit aufs ängstlichste zu schonen bemüht sind, für vorteilhafter halten, als sich an platonischen Liebesbeteuerungen von jenseit des Kanals zu berauschen. Während ihres Besuchs in Deutschland wird Ihre Majestät Gelegenheit haben, sich über die öffentliche Meinung Deutschlands aufs genaueste zu unterrichten. Sie wird finden, daß es nicht die schlechtesten und nicht die thörichtsten Deutschen sind, die den leidigen Zwiespalt mit unserm westlichen Nachbar deshalb so schwer bedauern, weil er Ihrer Majestät Politik eine so schöne Gelegenheit giebt, auf Kosten der festländischen Mächte in kolonialen und andern untergeordneten Fragen im Trüben zu fischen. Ihre Majestät wird weiter finden, daß wir zwar aufrichtige Bewunderer des englischen Schuhwerks, des Frock-Coat und des Lawn-Tennis-flanells geworden sind, daß wir aber ganz und gar keine Lust mehr verspüren, um der schönen Augen Ihrer indischen Majestät willen auch ferner unsre Haut für sie

und Höchstdero Unterthanen zu Markte zu tragen. Die Deutschen erinnern sich gerade jetzt einiger vor fünfundzwanzig Jahren bestandnen Kämpfe, bei denen sie mehr brave Söhne auf der Wahlstatt liegen gelassen haben, als Ihre Majestät beim Schall ihrer Werbetrommel überhaupt nur an Soldaten aufzubringen vermag. Sie können nicht ganz vergessen, daß sich gerade während jener blutigen Tage die Sympathien unsrer englischen Vettern überwiegend auf der Seite unsrer Feinde befanden, wenn sie sich auch nur in einem schwunghaften Handel mit Pappsohlen nach der Normandie erschöpften. Wenn Ihre Majestät sich mit diesen und ähnlichen Stimmungen der Deutschen vertraut macht — und ihrem Scharfblick dürfte nicht entgangen sein, daß die Deutschen inzwischen eine Nation geworden sind —, so kann das dem Einvernehmen beider Staaten nur frommen. Vielleicht bestimmt sie, wenn sie in politischen Dingen überhaupt eine Meinung zu äußern wagen darf, ihre Minister, Samoa zu räumen, die Walfischbai, Sansibar, Wituland und einige andre in deutsches Fleisch gerammte Pfähle herauszugeben, die Buren als unsre Freunde zu respektiren, panafrikanischen und sonstigen Träumen der über die Wogen des Weltalls herrschenden Britannia zu entsagen und dergleichen mehr. Wenn das geschehen sein wird und die englischen Staatsmänner zugleich gelernt haben werden, gegen eine große Nation und gegen ihr als Gast bei ihnen weilendes Oberhaupt eine etwas achtungsvollere Sprache zu führen, dann kann es vielleicht kommen, daß eines Tages auch Deutschland, wiewohl nach genauester, selbstsüchtigster Prüfung des Für und Wider, erwägen wird, ob es nicht seinen liebevollen englischen Vettern bei der einen oder andern ihrer mancherlei kleinen Bedrängnisse auf dem Erdball gefällig sein könnte."

Das sozialdemokratische Agrarprogramm. Der Frankfurter Parteitag der Sozialdemokraten hatte der Agrarkommission den Auftrag erteilt: „dem nächsten Parteitag Vorschläge vorzulegen" in Beziehung auf die Agrarfrage. Dieser Auftrag, meint Kautsky in Nr. 44 der Neuen Zeit, sei nicht sehr präzis gewesen. Zu seiner Lösung hätten der Kommission die verschiedensten Wege offen gestanden, namentlich aber zwei. Sie konnte zu ihrer Aufgabe rechnen „die Feststellung der thatsächlichen Verhältnisse auf dem flachen Lande, die Untersuchung der Entwicklung der Landwirtschaft während der letzten Jahrzehnte und der sozialen Verschiebungen, die daraus entsprangen. Die allgemeinen Tendenzen dieser Entwicklung sind ja bekannt, nicht aber die besondern Erscheinungsformen, die sie in den verschiednen Teilen Deutschlands unter dem Einfluß der verschiednen historischen Vorbedingungen daselbst angenommen haben, und doch ist deren Verständnis eine unumgängliche Vorbedingung für jede Partei, die eine praktische Wirksamkeit auf dem flachen Lande entfalten will. Dieses Verständnis zu fördern, wäre die Agrarkommission wohl imstande gewesen. Sie konnte das gesamte umfangreiche Material über die Agrarfrage, das in amtlichen Enquêten und statistischen Aufnahmen, sowie in Monographien einzelner Forscher zerstreut ist, sammeln und dessen Verarbeitung durch sachkundige Genossen veranlassen; auf diese Weise hätte ein Werk von größter Bedeutung entstehen können, eine feste Grundlage der Wirksamkeit unsrer Partei unter der Landbevölkerung." Oder die Kommission konnte untersuchen, „ob die ökonomische Entwicklung auf dem Lande der Sozialdemokratie nicht die Verpflichtung auferlegt, bestimmte Forderungen an den Staat zu stellen, und sie hatte diese Forderungen zu formuliren."

Diesen zweiten Weg hat nun die Kommission eingeschlagen, und zwar hat sie die zu Gunsten der ärmern oder vermeintlich bedrängten landwirtschaftlichen Be-

völkerung aufgestellten Forderungen in den zweiten Teil des Parteiprogramms „hineingearbeitet." Am 16. Juli ist dieser so erweiterte Teil des Programms in Nr. 163 des Vorwärts erschienen; die neuen Zusätze sind durch fetten Druck hervorgehoben. Es wird darin gefordert: „Errichtung ausreichender gewerblicher und landwirtschaftlicher Fachschulen, Musterwirtschaften und Versuchsstationen; Abhaltung regelmäßiger landwirtschaftlicher Unterrichtskurse; Beseitigung aller Ertrags- (Real-)Steuern (Gewerbe-, Haus-, Grundsteuern u. s. w.); Abschaffung aller mit dem Grundbesitz verbundnen behördlichen Funktionen und Privilegien (selbständige Gutsbezirke, Vorrechte in Vertretungskörperschaften, Patronatsrechte, Fideikommisse, Steuervorrechte u. s. w.); Erhaltung und Vermehrung des öffentlichen Grundeigentums (Staats- und Gemeindeeigentums jeder Art, Allmend u. s. w.), insbesondre Überführung des Besitzes der toten Hand (Korporations-, Stiftungs- und Kirchengüter), der Realgemeinden, der Wälder, der Wasserkräfte u. s. w. in öffentliches Eigentum unter Kontrolle der Volksvertretung, Einführung eines Vorkaufsrechts der Gemeinden bezüglich der zur Zwangsversteigerung kommenden Güter; Bewirtschaftung der Staats- und Gemeindeländereien auf eigne Rechnung, oder Verpachtung an Genossenschaften von Landarbeitern und von Kleinbauern, oder soweit sich beides nicht als rationell erweist, Verpachtung an Selbstbewirtschafter unter Aufsicht des Staats und der Gemeinde; Staatskredit an Genossenschaften, die alle Beteiligten umfassen (?), oder an einzelne Gemeinden für Feldbereinigung, Bodenmeliorationen, Entwässerung und Bewässerung, Übernahme der Kosten für Bau und Instandhaltung der öffentlichen Verkehrsmittel (Bahnen, Straßen, Wasserläufe), sowie für Deiche und Dämme auf den Staat und das Reich; Verstaatlichung der Hypotheken und Grundschulden unter Herabsetzung des Zinsfußes auf die Höhe der Selbstkosten; Verstaatlichung der Mobilien- und Immobilienversicherung, staatliche Hilfeleistung bei Notständen infolge verheerender Naturereignisse; unbeschränkte Aufrechterhaltung der bestehenden Waldnutzungs- und Weiderechte unter (?) Gleichberechtigung aller Gemeindeangehörigen; freies Jagdrecht auf eignem und gepachtetem Boden, Verhütung, gegebnen Falls volle Entschädigung für Wild- und Jagdschaden." Diesen Forderungen, die bei den „zielbewußten" Genossen Entsetzen und bei den bürgerlichen Parteien Heiterkeit hervorgerufen haben, reihen sich dann noch andre zu Gunsten der ländlichen Arbeiter an, die dem Geiste der Partei entsprechen und daher für den entbrannten Streit nicht in Betracht kommen.

Mit einer bisher noch niemals dagewesenen Einmütigkeit haben die bürgerlichen wie die sozialdemokratischen Zeitungen erklärt, daß die Partei durch die Annahme dieses Ragouts aus radikal-demokratischen, antisemitischen, kathedersozialistischen, christlich-sozialen, bauernbündlerischen und agrarischen, zum Teil geradezu antikommunistischen Forderungen ihre Grundsätze preisgeben und aufhören würde, eine revolutionäre Lohnarbeiterpartei zu sein. Der zweite Teil des Erfurter Programms, der sich an den ersten, grundsätzlichen anschließt, beginnt mit den Worten: „Ausgehend von diesen Grundsätzen, fordert die sozialreformatorische Partei Deutschlands zunächst" und stellt dann einige demokratische und sozialdemokratische Forderungen auf; in dieses ihr bereitete Nest hat die Agrarkommission ihr Kuckucksei gelegt, indem sie vor „zunächst" einschaltet: „zur Demokratisirung aller öffentlichen Einrichtungen" und dann die oben abgedruckten Forderungen in die des alten Programms einflicht. Kautsky schreibt darüber in dem erwähnten Artikel: „Der grundsätzliche Teil unsers Parteiprogramms erklärt, daß die Zustände in der heutigen Gesellschaft für die Masse der Bevölkerung immer unerträglicher werden, daß das Elend, der Druck, die Ausbeutung unaufhaltsam wachsen, daß nur der völlige

Umsturz der heutigen Produktionsweise wieder erträgliche Zustände schaffen kann, daß aber dieser Umsturz das Werk keiner andern Klasse sein kann, als des Proletariats. Von diesem Standpunkt aus stellen wir unsre nächsten Forderungen: wir verlangen Einrichtungen, die den Klassenkampf des Proletariats wirksamer gestalten und seine revolutionäre Kraft heben. Was thut dagegen der Vorschlag der Agrarkommission? Er löscht die Eigenart unsrer Partei völlig aus; er hebt nicht hervor, was uns von Demokraten und Sozialreformern trennt, sondern was uns mit ihnen gemein ist, und erregt dadurch den Eindruck, als wäre die Sozialdemokratie nur eine Art demokratischer Reformpartei. Wenn wir politische Freiheiten und Rechte verlangen, so thun wir dies, nach der Agrarkommission, nicht, um den Boden zu schaffen, auf dem das Proletariat sich organisiren und den Staat erobern kann, sondern »zur Demokratisirung aller öffentlichen Einrichtungen«; und wenn wir soziale Reformen verlangen, so thun wir dies nicht, um das Proletariat kampffähiger zu machen, sondern um »die bestehenden Zustände zu verbessern.« Einen ernstlichen Versuch zur Rechtfertigung der Kommission hat eigentlich nur Bebel gewagt (in Nr. 168 und 169 des Vorwärts).

Dieses Agrarprogramm ist das Ergebnis einer Verlegenheit, die unmittelbar an die Verzweiflung grenzt. Die deutsche Sozialdemokratie hat das Maß ihrer Ausdehnungsfähigkeit erreicht. Sie ist die Partei der industriellen Lohnarbeiter, und sie umfaßt beinahe alle solche Lohnarbeiter, soweit diese nicht entweder als Unterthanen von übermächtigen Industriekönigen, wie Stumm und Krupp, oder durch das Elend ihrer Lage als Lumpenproletarier, oder durch ihre Unbildung, wie die noch nicht germanisirten polnischen, von der Möglichkeit der Teilnahme an einer politischen Bewegung ausgeschlossen sind. Die so organisirten Arbeiter machen ungefähr ein Fünftel der Reichstagswähler aus, und dieses aus mittellosen, abhängigen, von der Polizei überwachten, von den Behörden und Gerichten verfolgten Leuten bestehende Fünftel hat natürlich nicht die mindeste Aussicht, jemals die Herrschaft im Reiche zu erringen und seine Ideale zu verwirklichen. Kommt diese Aussichtslosigkeit den Genossen zum Bewußtsein, dann würde übermenschliche Kraft dazu gehören, die Opfer, Gefahren und Leiden des Parteikampfs noch weiter auf sich zu nehmen, dann wird also einer nach dem andern abfallen und sich entweder mit stumpfsinniger Resignation oder mit ohnmächtiger Wut in sein Schicksal ergeben. Starke Ausdehnung binnen kürzester Frist ist also Lebensbedingung für die Partei. Wohin sich aber ausdehnen? Die Handwerker folgen immer noch „unentwegt," in jüngster Zeit sogar mit aufgefrischter Hoffnung, der Zünftlerfahne und sind den organisirten Lohnarbeitern überaus feindlich gesinnt. An die ländlichen Arbeiter kann die Sozialdemokratie nicht hinan, weil jeder größere Gutshof eine wohlverwahrte Burg ist. So bleiben die Bauern übrig, die nach der Versicherung der Agrarier allesamt dem Bankrott nahe sein sollen. Was man wünscht, das glaubt man leicht, und so glauben denn die Sozialdemokraten den Agrarierorganen. Die Kommission ist nun der Ansicht, man müsse die Bauern schon jetzt dadurch gewinnen, daß man ihnen Hilfe verspricht, während die Mehrheit der Genossen darin mit Recht einen Abfall von der Sozialdemokratie sieht und lieber warten will, bis die Bauern proletarisirt sein werden. Leider oder glücklicherweise werden sie darauf länger zu warten haben, als es ihre Partei aushält. Die Frage, ob denn auch wirklich die Marxische Geschichtskonstruktion auf den Bauernstand Anwendung finde, wird denn auch schon innerhalb der Sozialdemokratie erwogen. In Nr. 41 der Neuen Zeit verneint ein Dr. David die Frage, indem er die ökonomischen Verschiedenheiten zwischen Landwirtschaft und Industrie sehr gut dar-

legt, und Kautskys Antwort in Nr. 42 ist sehr wenig überzeugend ausgefallen. Wir gedenken den Gegenstand später einmal ausführlich zu behandeln.

Zur Kolonialpolitik. Vor einiger Zeit brachte die Kreuzzeitung einen Artikel über die Frage des Grunderwerbs in den Kolonien. Zur Regelung dieser Frage ist vom Kolonialrat ein Ausschuß eingesetzt worden.

Die Kreuzzeitung beleuchtet verschiedne Arten des Grunderwerbs, wie er in Deutsch-Südwestafrika und am Kongo geordnet ist, alles nur Varianten des augenblicklich herrschenden unbeschränkten Privatbesitzes. Hätte sich nun dieser stets als die denkbar beste und empfehlenswerteste Einrichtung erwiesen, so wäre kein Wort darüber zu verlieren. Aber die Einrichtung hat im Laufe der Jahrhunderte doch recht viele Mängel mit sich gebracht, und es ist keine müßige Frage, ob es nicht wünschenswert wäre, in den neuen Ländern auch mit einer (wenigstens für uns Deutsche) ganz neuen Einrichtung zu beginnen, mit dem englischen lease, nur mit dem Unterschiede, daß der Staat der Eigentümer von Grund und Boden bliebe.

Warum die große Eile, alles Verfügbare auf Nimmerwiedersehen an Private, Kapitalisten, Gesellschaften u. s. w. loszuschlagen? Man will schnell kolonisiren, gewiß; aber würden sich wirklich viel weniger Kolonisten melden, wenn es hieße: Der Staat verkauft nur auf hundert Jahre? Wer afrikalustig ist, fragt nicht viel darnach, was in hundert Jahren sein wird, und Kapitalisten sind gewohnt, mit Amortisationsterminen zu rechnen. Selbst wenn das Land augenblicklich billiger weggegeben werden müßte als in den benachbarten Kolonien, wo man auf ewige Zeiten kaufen kann, so verschwindet dieser kleine Nachteil doch ganz und gar gegenüber den großen Vorteilen, die das Vaterland in spätern Zeiten dadurch aus seinem Kolonialbesitz ziehen würde.

Wir wissen nicht, ob der Mehrzahl unsrer Leser die Einrichtung des englischen lease bekannt ist. Man unterscheidet in England freehold und leasehold Eigentum. Das freehold entspricht den bei uns allgemein üblichen Besitzverhältnissen: ich kaufe ein Stück Land, und es gehört mir und meinen Erben auf ewige Zeiten. Dieser Besitz ist in England verhältnismäßig in wenigen bevorzugten Händen, die ihn aufs ängstlichste bewahren. Der Verkauf eines freehold property gehört zu den Seltenheiten und pflegt, wenn es sich um einen größern Besitz handelt, stets das öffentliche Interesse zu erregen. Wollte sich jemand in England ein Haus bauen auf eignem Grund und Boden nach unsrer Auffassung, so würde er lange nach einem solchen Grund und Boden suchen müssen. Auf 99 Jahre lease dagegen verkauft ihm jeder gern ein Stück Land zu diesem Zwecke, und zwar zu ganz mäßigem Preise, denn nach 99 Jahren fällt das Grundstück mit allen Verbesserungen, allem unbeweglichen Inventar an die Erben des Verkäufers zurück. Die Vorteile des lease neigen sich sehr auf die Seite der Grundbesitzer, das unterliegt keinem Zweifel; aber die Nachteile, die dem Käufer eines lease property erwachsen, sind doch nicht derart, daß sie ihn abschreckten, denn sie sind lediglich ideeller Natur; der materielle Nutzen oder Schaden läßt sich in Mark und Pfennigen ausdrücken.

Nun vergegenwärtige man sich den Zustand in England, wenn alle diese leaseholds, anstatt an einige bevorzugte Familien, an den Staat zurückfielen. Dann gäbe es vielleicht keine Herzöge von Westminster, Bedford u. s. w. mit zehn Millionen Mark jährlicher Einnahme, aber die Steuerlast des Landes würde um diese jedes Jahr zurückfallenden Riesensummen erleichtert werden. Zu diesem großen Vorteil kommt aber noch ein andrer. Die Einrichtung des lease verhindert die

wilde Grundstückspekulation, die der Fluch unsrer Großstädte ist. Ihr verdankt London seine schönen, gesunden, weit ins Land sich dehnenden, gartenreichen Vorstädte; der bei uns herrschenden Einrichtung verdanken wir unsre unerträglichen Mietkasernen.

Nun wollen wir, wenn Käufer und Verkäufer des Bodens Privatleute sind, der englischen Einrichtung gar nicht das Wort reden; ist aber der Staat der Verkäufer, an den alles zurückfällt, so kann doch kaum ein Zweifel herrschen, daß das für das Gemeinwohl förderlich ist. Man mag über die Verstaatlichung von Grund und Boden denken, wie man will: in den Kolonien, wo der Staat der Hauptgrundbesitzer ist, sollte man dafür sorgen, daß er es auch für ewige Zeiten bleibe, und daß nicht die Grundrente in die Hände von Spekulanten und Aktiengesellschaften falle. Noch ist es Zeit!

Wenn die Vereinigten Staaten von Nordamerika bei ihrer Unabhängigkeitserklärung den Grundsatz aufgestellt hätten: „Alles Land gehört dem Staate, alle Verkäufe fallen nach hundert Jahren an den Staat zurück," welche Riesensummen würden jetzt nach hundert Jahren jährlich in den Staatssäckel fließen, ohne jemand zu schädigen! Denn wo jeder mit diesem Zeitabschnitt rechnet, kann doch von einer Benachteiligung des Einzelnen keine Rede sein. Wir glauben nicht, daß die Vereinigten Staaten heute weniger ackerbauende Bürger haben würden, und der Fluch des kapitalistischen Bodenerwerbs, wie er in riesiger Ausdehnung stattgefunden hat, und der Tausende von fleißigen Händen den Launen eines Großkapitalisten preisgiebt, wäre dem Lande erspart geblieben.

Unsre Kolonien sind und werden noch lange unlohnend bleiben. Man ist so bescheiden, einen unmittelbaren Nutzen überhaupt nicht von ihnen zu erwarten, sondern begnügt sich mit dem Bewußtsein, für die Zukunft ein erhöhtes Absatzgebiet für die heimischen Industrieerzeugnisse, ein Erwerbsfeld für den Überschuß der Bevölkerung gesichert zu haben. Aber ganz anders stellt sich die Sache, wenn sich der Staat seines Besitzes nur mit der erwähnten Beschränkung entäußert. Dann fallen nach Ablauf der ersten hundert Jahre alljährlich große kultivirte Ländereien zu neuem Verkauf in seine Hände zurück. Er braucht nicht ängstlich um ein oder zwei Mark für den Hektar zu schachern, braucht nicht durch gesetzliche Beschränkung der Grundstücke auf zehntausend Morgen kindliche Versuche zu machen, den kapitalistischen Bodenerwerb zu hindern.

Je schneller sich durch billigen Landerwerb die Kolonisation vollzieht, desto eher wird die Saat für die Zukunft aufgehen. Der moderne Staat ist leider nur zu geneigt, den nachkommenden Geschlechtern Schulden aufzubürden; der modernste sollte es einmal mit dem Gegenteil versuchen, d. h. seinen Kindern ein wertvolles Erbe vorbereiten.

Strafkolonien oder Gefängnisse? Tausende von Sträflingen sitzen in unserm lieben Vaterlande zwischen den Mauern eines Gefängnisses. Werden sie gebessert? Wird ihr Sinn durch die Absperrung, durch das Verbot, zu sprechen, geändert? Kann der Mensch überhaupt durch Entziehung aller Freiheit zu einem brauchbaren Mitgliede der menschlichen Gesellschaft gemacht werden? Darauf lasse ich zunächst einen Beamten antworten, der viele Jahre im Gefängnis bei Sträflingen thätig war. Er sagt: „In unsern Strafanstalten werden die Sträflinge nicht besser, wohl aber schlechter, Strafkolonien mit Beaufsichtigung wären unendlich viel besser."

Manchen Menschen überläuft bei dem Worte „Strafkolonien" eine Gänsehaut,

sie hören im Geiste die Ketten rasseln, sehen in der Ferne den auf- und abgehenden Soldaten mit aufgepflanztem Bajonett als Hüter abgehärmter, bleicher Gestalten, die vielleicht von der tropischen Sonne gedörrt sind. Aber Strafkolonien in dieser Form gehören der Phantasie und der Vergangenheit an. Wer das Bild einer modernen Strafkolonie haben will, lese die Berichte über die Verbrecherkolonie der Engländer auf den Andamanen, wo über 12000 mit dem Gesetzbuch in Konflikt geratene Bewohner des großen indischen Reiches untergebracht sind. Da sind allerdings so kleinliche und doch so empfindlich wirkende Gesetze wie das Verbot, zu sprechen, aus guten Gründen nicht eingeführt, sondern es ist möglichst große Freiheit gewährt. Viele Verbrecher werden in den Haushalten der Beamten beschäftigt, nach zehn Jahren guter Führung wird jedem auf Verlangen ein Stück Land, einige Morgen Wildnis überwiesen. Dort erhält er sich nicht nur selbst, sondern es wird ihm auch gestattet, sich mit einer Leidensgefährtin zu verehelichen. Unter Umständen wird ihm erlaubt, wenn er schon vor der Einlieferung verheiratet war, seine Frau nachkommen zu lassen. Und wie der eine die Feldarbeit, so wählt der andre nach guter Führung ein Handwerk, oder er wird Kaufmann, Diener, Aufseher. Alle verdienen sich ihren Unterhalt, fallen somit der Regierung nicht zur Last, und viele werden als gebessert entlassen.

Strafkolonien sind hundertmal besser als unser Gefängniswesen. Warum sollten sich keine Strafkolonien in so mancher brachliegenden Gegend einrichten lassen? Manche Heide- und Moorflächen im deutschen Reiche selbst könnten dadurch der Kultur zugeführt werden.

Der Verfasser dieser Zeilen benutzte im Sommer 1894 eine Gelegenheit zur Besichtigung des Zuchthauses zu R. in P. Dort sind etwa achthundert männliche Sträflinge untergebracht, die teilweise in großen Zimmern gemeinsam, zu zwanzig bis vierzig Mann, arbeiten, oder in Einzelhaft sitzen. Durch ein kleines Fensterchen von etwa doppelter Augengröße kann jedes Zimmer, auch jedes gemeinsame Schlafzimmer von außen besichtigt werden.

Betritt man unter Begleitung eines Führers ein Arbeitszimmer, so sieht man Cigarrenmacher, Tabaksortirer, Schuhmacher, Strumpfwirker u. s. w. unter Aufsicht bei der Arbeit. Totenstille herrscht in dem großen Zimmer, zu sprechen ist, soweit es nicht bei der Arbeit unumgänglich notwendig ist, streng verboten. Der eine Sträfling fertigt mit stumpfsinnigem Blick einen Strumpf, der andre wirkt Wutgedanken gegen die ganze Welt mit hinein. Aber das sind ja immer noch friedliche Bilder, wenigstens äußerlich.

„Sie haben doch von K. gelesen, der ausbrechen wollte. Ich werde Sie in seine Zelle führen. K. war Schauspieler, wurde fahnenflüchtig und Diebstahls wegen verurteilt.“ Mit diesen Worten führte mich der Aufseher durch eine neue Flucht von Zimmern. Fast am Ende der langen Flur war über einer Thür der Name K. zu lesen. Vom Führer aufgefordert, sehe ich durch die kleine Beobachtungsscheibe in das Zimmer. An dem kleinen aufklappbaren Tisch sitzt ein wohlgebauter junger Mann und näht Hosen; an der Langseite des kleinen Zimmers hängt eine Matratze nebst Schlafgestell. Der Führer sucht an dem großen Schlüsselbunde den betreffenden Zimmerschlüssel, und wir treten ein. Außer dem ängstlichen Blick und dem bleichen Gesicht fielen mir an dem Manne Würgstreifen am Halse und blau unterlaufne und wunde Flecke an den Handgelenken auf. Außerhalb der Zelle teilte der Führer dann auf Befragen mit, daß K. wegen versuchten Ausbruchs gezüchtigt worden sei, daß er sich später in seiner Zelle habe erhängen wollen, und daß die wunden Stellen am Handgelenk von den Handschellen her-

rührten, die ihm allnächtlich angelegt würden und wohl nicht allzu bequem sitzen würden. „K. hat, so erzählte der Führer weiter, von der Konferenz, die aus den Oberbeamten, dem Pastor und dem Lehrer besteht, dreißig Hiebe zudiktirt bekommen, nach eingegangnem Bericht an die Oberbehörde noch dreißig Hiebe Verschärfung erhalten, also im ganzen sechzig Hiebe. Die Hiebe werden von einem kräftigen Aufseher mit dem Kantschu — einer etwa anderthalb Meter langen und anderthalb Centimeter dicken, aus Lederstreifen geflochtnen Peitsche mit kurzem, hölzernem Stil — auf das Gesäß erteilt, nachdem der Sträfling in vornübergebeugter Stellung an den Füßen, über den Rücken, an dem Nacken und an den Handgelenken mit Riemen auf den »Bock« fest geschnürt ist und vorher eine Hose von dünnem Leinenstoff angezogen hat. Der Bock ist ein tischartiges Gestell, das je nach der Größe des Sträflings höher oder niedriger gestellt werden kann, und statt der hölzernen Platte mit starkem Leder überzogen ist, das an der Stelle, wo der Leib aufliegt, nach unten gebogen oder abgerundet ist. Bei der Vollziehung der Strafe tritt bereits nach dem fünften kräftigen Hiebe das Blut hervor. . . ."

Ich hatte genug von der Erziehungsmethode der Anstalt gehört und sehnte mich, nachdem ich die beiden Marterwerkzeuge, Bock und Kantschu, in Augenschein genommen hatte, wieder nach frischer Luft und Sonnenschein.

Wer will es leugnen, daß alles Lebende nur in Freiheit gedeihen kann? Einen wild und verkehrt wachsenden Baum kann man wohl beschneiden, aber ihm die Freiheit, ihm Luft und Sonnenschein nehmen, heißt, ihn töten. Mit dem Menschen ist es nicht anders. Durch körperliche Züchtigung, durch barbarische Mittel wird kein erwachsener Mensch innerlich gebessert, höchstens kann man ihm sklavische Furcht einjagen.

Aber die Zeitungen vom 1. Januar 1895 berichteten: Die Berliner Gefängnisse sind schon wieder einmal überfüllt, und die Überführung von Gefangnen aus Berlin in die Provinz hat von neuem begonnen.

Bädernachrichten. 1. Aus Heiligendamm. Beim gestrigen Taubenschießen errang Prinz Max zu Hohenlohe-Oehringen den von Sr. K. H. gestifteten Ehrenpreis, bestehend in einer Krystall-Sektkaraffe mit Goldfassung. Am Preisschießen nahmen teil: Graf Tschirschky-Renard, Graf Hahn-Basedow, Herr v. Thiele-Winkler-Vollrathsruhe, Prinz Max zu Hohenlohe, Herr v. Langen. Einsatz 30 M. 6 Tauben. (Mecklenburger Nachrichten, 4. August.) Frische geschossene Tauben empfiehlt à Stück 30 Pfge. Ed. Reuß, Steinstraße 4. Geschossene Tauben per Stück 30 Pfge. E. Wendt & Co. (Rostocker Zeitung, 5. August.) — 2. Aus Ostende. Wollen Sie inmitten einer feinen Gesellschaft Zerstreuung suchen, wie man solche selten antrifft, so brauchen Sie nur nach Ostende, der reizenden Badestadt Belgiens, zu gehen. Sie finden daselbst alle möglichen Attraktionen, selbst diejenigen wie in Monte-Carlo, die durch den Cercle du Kursaal offerirt werden. Derselbe ist unter die hohe Aufsicht des Gemeinderats gestellt und wird jeden Abend durch die zahlreichen Mitglieder stark besucht, die sich von den Ermüdungen eines im freien zugebrachten Tages in dessen eleganten Salons auszuruhen wünschen. Die Stunden fließen daselbst rasch dahin und wenn zuweilen bei Tagesanbruch (!) geschlossen wird, zieht sich die Menge mit Bedauern zurück und jedermann giebt sich Rendezvous für den kommenden Tag. (Dresdner Journal, 9. August.)

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Engliſche Ausfälle gegen den deutſchen Kriegsſchiffbau

Von Georg Wislicenus

Die Times gehört ohne Zweifel zu den Zeitungen, die beachtet zu werden verdienen. Merkwürdig, daß trotzdem ein großer Aufſatz: Some naval aspects of the Kiel Gathering noch in keiner deutſchen Zeitung erwähnt worden iſt. Freilich fehlt bei unſern Berichterſtattern oft die Fachkunde in Flottenſachen. Da der Timesartikel (vom 6. und 10. Juli) von einem special correspondent verfaßt iſt, ſo muß man annehmen, daß er von dem bekannten, tüchtigen Marineſchriftſteller Laird Clowes ſtammt, deſſen Zukunftsbild: „Der Kommandant der Mary Roſe“ vor einiger Zeit in der Marinerundſchau überſetzt worden iſt. Der Artikel beſchreibt faſt alle Kriegsſchiffe, die an der großen Flottenſchau beteiligt waren, und urteilt über die Güte der verſchiednen Schiffsarten. Dabei werden allerlei Eigenſchaften unſrer neuen Schiffe in gönnerhaftem Tone getadelt; überall hört man den Schlußreim wiederkehren: wir Engländer bauen die beſten Panzerſchiffe der Welt. Da aber dieſer Schlußreim außerhalb des ſelbſtgefälligen Albions nirgends als unbeſtrittne Wahrheit anerkannt wird, ſo brauchen wir uns dem Urteil eines Timeskorreſpondenten keineswegs ſtillſchweigend zu fügen.

In frühern Jahrhunderten waren die beſten engliſchen Linienſchiffe nach franzöſiſchen Muſtern erbaut. Arenhold führt in ſeinem trefflichen Werke über die hiſtoriſche Entwicklung der Schiffstypen an, daß z. B. 1719 die Hundertkanonenſchiffe in England nach franzöſiſchem Vorbilde vergrößert wurden, und daß am Ende des achtzehnten Jahrhunderts die Engländer das eroberte ſchöne franzöſiſche Linienſchiff Sans Pareil für ihre Neubauten zum Muſter nahmen. Das erſte Panzerſchiff, die Gloire, bauten die Franzoſen, und die ſtolzen

Engländer folgten ihnen mit dem viel unzweckmäßiger gebauten Warrior nach. In den drei Jahrzehnten, die seit dem Stapellaufe des ersten gepanzerten Schlachtschiffs verflossen sind, haben nicht die die See beherrschenden Engländer, sondern die geschickten Schiffbauer der Franzosen beim Bau der schwimmenden Festen die Führung gehabt. Das sieht man, wenn man aufmerksam die Listen der Panzerflotten durchgeht. Man sieht dann, daß die Franzosen früher als die Engländer die Batterieschiffsgattung mit der unpraktischen Geschützaufstellung aufgaben und statt dessen Kasemattschiffe bauten, deren Pforten größere Bestreichungswinkel boten; auch die Brustwehr- (barbette) Turmschiffe findet man viel früher in der französischen Flotte. Erst mehrere Jahre nach den Italienern sind die Engländer darauf gekommen, ebenfalls riesige Panzerschiffe von mehr als 14000 Tonnen Wasserverdrängung zu bauen. In keiner andern Panzerflotte findet man so wenig einander gleiche Schiffe wie in der englischen; erst seit der letzten großen Flottenvermehrung hat man es in England den Franzosen und uns Deutschen nachgemacht und baut stets ein großes Geschwader gleichartiger Schiffe, was aus taktischen Gründen wichtig ist. Ohne auf mehr Einzelheiten einzugehen, läßt sich schon aus dem angeführten schließen, daß die englischen Panzerschiffe keinen eigentümlichen Charakter zeigen können; die Engländer sind also auch nicht befugt, ihre Schiffe als die giltigen Muster des Panzerschiffbaus hinzustellen, um unsre Schiffe deshalb ungünstig zu beurteilen, weil sie nicht nach englischen Plänen gebaut sind.

Von unsern ersten Panzerschiffen war Friedrich Karl in Frankreich, Kronprinz in England erbaut; später sind noch König Wilhelm, Kaiser und Deutschland in England und die Turmschiffe der Preußenklasse in Deutschland nach englischen Vorbildern erbaut worden, weil unsre Erfahrungen im Kriegsschiffbau damals, vor drei und zweieinhalb Jahrzehnten, noch nicht für den selbständigen Bau von Panzerschiffen ausreichten. Doch schon die Schiffe der Sachsenklasse, die in den Jahren 1877 bis 1880 vom Stapel liefen, zeigen, wie gut es unsre Schiffbaumeister verstanden, sich vom englischen Einfluß freizumachen. Bei der Sachsen erinnert nur noch die Anordnung des Panzers in dem mittlern Teile des Schiffs an englische Bauten, während die Geschützaufstellung schon ganz eigentümlich ist. In vollem Maße aber kann man bei unsern neuesten Panzerschiffsgattungen, deren Muster Brandenburg und Siegfried sind, eine selbständige deutsche Art, deutschen Charakter in allen Plänen wahrnehmen. Und das will der Gewährsmann der Times nicht einsehen, er legt an unsre Schiffe und auch an andre, z. B. an die französischen, den englischen Maßstab an und tadelt deshalb meist das, was in der englischen Flotte nicht gebräuchlich ist.

Aus dem Aufsatz, der in der Times nicht weniger als sechs lange Spalten einnimmt, soll hier nur das Wichtigste herausgegriffen werden, also vor allem das Urteil über unsre Panzerschiffe. Von den Schiffen der Sachsenklasse wird

richtig gesagt, daß sie einer jetzt mehr oder weniger veralteten Art angehörten. Vergleicht man sie aber mit den gleichzeitig, 1879 und 1880, gebauten und 1200 Tonnen mehr verdrängenden Turmschiffen der englischen Flotte: Agamemnon und Ajax, so findet man, daß der Panzerschutz bei beiden Arten fast gleich ist, sowohl in der Stärke wie in der Anordnung als Zitadellpanzer. Aber die beiden englischen Schiffe machen nur zwölf Seemeilen Fahrt, also etwa anderthalbe Seemeile weniger als Sachsen. Als Panzergeschütze führt jedes Schiff der Sachsenklasse sechs lange 26 Centimeter-Kanonen, während Agamemnon und sein Schwesterschiff nur je vier 31½ Centimeter- (38 ton) Geschütze haben. Die Arbeitsleistung einer Lage (ein Schuß aus jedem Geschütz) mißt bei Agamemnon 17256 Metertonnen, bei Sachsen 14118 Metertonnen; diese Leistung ist also proportional den Schiffsgrößen von 8600 Tonnen (Agamemnon) und 7400 Tonnen (Baden). Die leichte Artillerie beider Schiffe zeigt nur unbedeutende Unterschiede. Da nun Sachsen mit ihren sechs Panzergeschützen, die Hinterlader sind, in derselben Zeit beträchtlich mehr Schüsse feuern kann als Agamemnon mit den vier ungeschickt schweren Vorderladern, so werden wohl die meisten Fachleute die Schiffe der Sachsenklasse dem größern Agamemnon vorziehen; denn durch die Möglichkeit schnellern Feuerns wird die artilleristische Arbeitsleistung der Sachsen größer als die des englischen Schiffs. Jedenfalls zeigt diese Betrachtung, daß schon die alten Schiffe der Sachsenklasse den Vergleich mit englischen Panzern derselben Zeit durchaus nicht zu scheuen brauchen. Die Engländer haben seit dem Bau des Agamemnon die Anordnung des Panzers auf dem mittlern Teil der Schiffe beibehalten, während wir seit dem Bau der Sachsen allen neuern Panzerschiffen einen vollen, rings um die Wasserlinie herumführenden Panzergürtel gegeben haben. Auch die Italiener verzichten auf den vollen Schutz der Wasserlinie, während die Franzosen kein Panzerschiff ohne Gürtelpanzer gebaut haben.

Das erste, was der englische Berichterstatter an unsern Küstenpanzerschiffen der Siegfriedklasse auszusetzen hat, ist der „etwas schmale" volle Panzergürtel. Da aber die ganze Wasserlinie gepanzert ist, und jedes Schiff nur ein bestimmtes Panzergewicht bekommen darf, damit seine Tragfähigkeit für die Kanonen und für die Maschine nicht zu klein wird, so muß dieser Gürtel schmal ausfallen; Siegfried, dessen Gehalt 3500 Tonnen ist, hat z. B. einen breitern Gürtel als das nur 100 Tonnen kleinere, aber 10 Meter längere niederländische Panzerschiff Piet Hein, das fünf Jahre jünger als Siegfried ist, da es 1894 vom Stapel lief. Es ist schade, daß die Engländer keine Küstenpanzerschiffe in der Größe des Siegfried gebaut haben, um diese mit unsern Schiffen vergleichen zu können. Daher mußte das holländische Schiff ähnlicher Art zum Vergleiche benutzt werden. Weiter sagt die Times von der Siegfriedklasse: „Der Freibord vorn ist gut, und auch die über die Bordwand überragenden Panzerbrustwehren erheben sich genügend hoch über

dem Deck. Das Achterdeck, worauf der hintere Brustwehrturm steht, liegt beträchtlich niedriger und wird wahrscheinlich schon bei mäßig schwerem Seegange überflutet werden. Schwache Punkte in der Anordnung des Panzers und der Bewaffnung scheinen zu sein: das kleine Kaliber der Schnellfeuergeschütze, ferner die Gefahr, daß die vordern Panzergeschütze das Feuer der über ihnen aufgestellten Schnellfeuergeschütze hindern könnten, und daß die Mannschaft dieser Panzergeschütze von dem Feuer der Schnellfeuergeschütze verletzt werden könnte, und schließlich, daß die Grundflächen der Brustwehrtürme nicht gepanzert sind." Hier zeigt der Berichterstatter, daß er den Siegfried nur sehr oberflächlich betrachtet hat. Denn zunächst ist der Freibord des hintern Panzergeschützes auf Siegfried etwa 1 Meter größer als der der vordern Turmgeschütze der englischen Hochseepanzerschiffe Hood (1891 gebaut) und Sans Pareil (1887); es wird aber jedem Laien klar sein, daß Buggeschütze höher aufgestellt sein müssen als Heckgeschütze, denn der Bug des Schiffs ist der Überflutung vielmehr ausgesetzt als das Heck. Ein Freibord, der auf englischen Hochseeschiffen für Buggeschütze genügen soll, wird also ganz gewiß für die Heckgeschütze unsrer Küstenverteidiger ausreichen. Der Verfasser scheint ferner nicht zu wissen, daß unsre neuen Schiffe über ihren Panzergeschützen starke stählerne Panzerkuppeln zum Schutze der Mannschaft tragen; die vordern Schnellfeuergeschütze feuern glatt und unbehindert über diese Kuppeln hinweg. Sollte also einmal eine Granate über der Kuppel bersten, was bei guten Granaten nur sehr selten vorkommt, so ist die Geschützmannschaft unter der Kuppel völlig geschützt. Mit Ausnahme der allerneusten englischen Schlachtschiffe haben fast alle Panzerschiffe unter den allein stehenden Brustwehrtürmen keine Panzerung, das gesteht der Timesberichterstatter selbst zu; fügt man nun erläuternd hinzu, daß der Boden der Türme des Siegfried aus sehr kräftigen Stahlplatten besteht, die von unten heraufschlagenden Granatsplittern widerstehen können, so zerfließt auch der letzte Tadel des Engländers. Daß das Kaliber der Schnellfeuerkanonen des Siegfried zu klein sei, kann auch nicht zugegeben werden. Wie sehr die noch von Jahr zu Jahr wichtiger werdende Bewaffnung mit Schnellfeuerkanonen auch von unsrer Marineleitung geschätzt wird, geht schon daraus hervor, daß alle Schiffe derselben Art, die später als Siegfried gebaut worden sind, acht Schnellladekanonen, ja die beiden letzten, Odin und Ägir, sogar zehn bekommen haben, während Siegfried, der erste der Kanalschutzpanzer, nur sechs hat. Alle diese Geschütze haben das Kaliber von 8,8 Centimeter; die Rohre sind 30 Kaliber lang und feuern in der Minute zehn Stahlgranaten von 7,5 Kilogramm Gewicht. Dieses Kaliber durchschlägt noch etwa 11 Centimeter Panzerstärke; es muß den artilleristischen Anforderungen sehr gut entsprechen, da es auf sehr vielen unsrer Kriegsschiffe eingeführt ist. Da der Plan jedes Panzerschiffs ein bestimmtes Gewicht für die Schnellfeuerkanonen und deren Schießbedarf festsetzt, das nicht über-

schritten werden darf, ohne daß andre Anordnungen, z. B. die Stärke und Verteilung der Panzerung, oder die Größe des Kohlenvorrats, umgestoßen werden müssen, so würde bei einer Vergrößerung des Kalibers der Schnellfeuerkanonen, wie sie der Engländer wünscht, die Zahl dieser Kanonen beschränkt werden müssen. Das hat aber viele Nachteile. Unter sonst gleichen Verhältnissen, mit gleich guten Schützen u. s. w. ist der im Vorteil, dessen Schnellladegeschütze in einer bestimmten Zeit die größere Zahl von Geschossen gegen die ungepanzerten und leicht gepanzerten Schiffsteile des Gegners schleudern können, auch wenn die geschleuderte Stahlmasse nur ebenso viel wiegt und keine größere Geschoßarbeit leistet als die der Schnellladegeschütze des Gegners. Um das zu verstehen, sei ein mittleres Schiff der Siegfriedklasse, Heimdall (1892), mit dem ungefähr gleich großen niederländischen Panzerschiff Piet Hein (1894) verglichen. Beide Schiffe machen 16 Seemeilen Fahrt, wozu Heimdall 4800, Piet Hein 4500 Pferdekraft braucht; das Nullspant (d. h. die größte Querschiffsfläche) des deutschen Schiffs ist nämlich etwas größer, weil es bei gleicher Breite wie das holländische 0,3 Meter mehr Tiefgang hat, nämlich 5,4 Meter. Die Panzerung unsers Schiffs ist schwerer, der Gürtelpanzer ist nicht nur breiter, sondern auch 9 Centimeter stärker; das auf dem Gürtel liegende gewölbte Panzerdeck ist bei beiden Schiffen gleich stark. Der Stoff der Panzerung, Stahl, ist bei beiden wahrscheinlich von ganz gleicher Güte; Krupps berühmten Nickelstahlpanzer bekommen nur Odin und Ägir, vielleicht auch der noch im Bau begriffene Cortenaer, ein Schwesterschiff des Piet Hein, und der ebenfalls fertige Evertsen. Die Panzergeschütze sind bei Siegfried und den übrigen deutschen durch eine große vordere Panzerbrustwehr, die sich an beiden Schiffsseiten nach Art der Schwalbennester herausbaucht, und durch einen halb so großen Brustwehrturm auf dem Achterdeck geschützt; diese Brustwehren sind 20 Centimeter stark. Piet Hein und die beiden andern Holländer haben nur die beiden vordern Panzergeschütze, die dicht neben einander auf gemeinschaftlicher Drehscheibe stehen, mit einem Brustwehrturm geschützt, der etwa Zweidrittel der Schiffsbreite hat, und dessen Panzer 24 Centimeter stark ist. Die gepanzerten Kommandotürme, die Panzerschachte für die Förderung des Schießbedarfs in die Brustwehrtürme werden bei Heimdall und Piet Hein gleich sein. Der ganze Panzer der holländischen Schiffe ist leichter als der der deutschen. Damit wird der Unterschied in der Größe von Heimdall und Piet Hein, der nur 100 Tonnen beträgt, reichlich gedeckt. Betrachtet man nun den wichtigsten Teil jedes Kriegsschiffs, die Bewaffnung, so zeigt sich die Überlegenheit unsrer Schiffe besonders bei den Panzergeschützen. Heimdall hat drei 30 Kaliber lange 24 Centimeter-Kanonen, die bei einer Lage eine Stahlgeschoßmasse von 645 Kilogramm werfen und dabei die Arbeit von 8382 Metertonnen leisten; die drei langen 21 Centimeter-Panzergeschütze des Piet Hein werfen nur 420 Kilogramm Stahl und leisten dabei 6012 Meter-

tonnen. Das ist ein großer Unterschied, der beim Kampfe gegen große Panzerschlachtschiffe unsern Schiffen sehr zu gute kommt. An Schnellfeuergeschützen hat Heimdall acht 8,8 Centimeter-Kanonen, die je 10 Schuß in der Minute feuern und dabei zusammen 600 Kilogramm Stahlmasse werfen, sowie acht Maschinengewehre nach Maximscher Art, die einen ununterbrochnen Strahl sehr kleiner Geschosse, etwa 100 in der Minute feuern; Piet Hein hat zwei lange 15 Centimeter-Kanonen, die je 5 Schuß in der Minute geben und dabei zusammen 510 Kilogramm Stahlmasse werfen, ferner sechs 7,5 Centimeter-Schnellfeuerkanonen, die bei je 10 Schuß in der Minute zusammen 258 Kilogramm Stahl werfen, und schließlich noch sechs 3,7 Centimeter-Schnellfeuerkanonen, die etwa 20 Schuß in der Minute abgeben können. Auch wenn man auf jeder Seite das leichteste Kaliber wegläßt, ist doch die Schußzahl bei Heimdall in dem gleichen Zeitraum größer als bei Piet Hein, nämlich 80 Schuß in der Minute gegen 70. Aus allem folgt, daß Heimdalls Artillerie schwerere Panzerziele durchschlagen und mehr leichte Geschosse gegen schwach geschützte Schiffsteile in gleicher Zeit abgeben kann, als die Bewaffnung des Piet Hein. Aber der Unterschied ist nicht groß, und Piet Hein kann deshalb auch als ein treffliches Schiff seiner Art bezeichnet werden, obwohl die in Bezug auf die Größe der Bestreichungswinkel günstig stehenden 21 Centimeter- und 15 Centimeter-Kanonen viel geringern Freibord haben als die Geschütze des Heimdall.

Die Times ist aber auch mit der Geschützaufstellung unsrer Siegfriedklasse nicht zufrieden. Sie sagt: „Die Aufstellung der beiden andern Panzergeschütze in zwei seitlichen Brustwehren (deren Stirnpanzer gemeinschaftlich ist und von Bord zu Bord läuft) statt in einem Brustwehrturm mittschiffs hat ohne Zweifel gewisse Vorteile und paßt vielleicht gut für die taktischen Grundsätze der leitenden deutschen Fachmänner; aber sie hat auch schwere Nachteile. Sie muß das Gewicht im Verhältnis zur bestimmten Bewaffnung vermehren, und obgleich die Schwalbennester (die Ausbuchtungen der großen vordern Brustwehr) genügend hoch über der Wasserlinie liegen, so scheint es doch möglich, daß diese Ausbauten bei schwerer See die Fahrt des Schiffs sehr aufhalten und die Kanonen so stark mit Sprühwasser bedecken, daß genaues Zielen sehr schwer oder gar unmöglich werden könnte."

Darauf erwidern wir: Setzt man beide Geschütze dicht neben einander auf derselben Drehscheibe in einen Brustwehrturm, so spart man natürlich Panzergewicht; bei Siegfried und den andern sieben steht jede der beiden vordern 27 Centimeter-Kanonen auf einer besondern Drehscheibe, jedes Geschütz kann also unabhängig von dem andern zielen und feuern. Beschädigungen an dem einen Geschütz machen das andre noch nicht kampfunfähig. Dazu kommt der Vorteil, daß beim Buggefecht, solange die Gegner auf einander zudampfen, der breite Brustwehrturm alle dahinter liegenden Schiffsteile, auch den größten

Teil der Schnellfeuergeschütze mit deckt, während bei Piet Hein alle Schnellfeuergeschütze ohne Panzerdeckung bleiben. Um die Fahrt des Schiffs aufzuhalten, dazu liegen die Ausbauten des vordern Brustwehrturms zu hoch; beim Stampfen des Schiffs in schwerer See ist das Zielen bei jedem Buggeschütz schwer, aber immerhin um so weniger schwer, je größer der Freibord ist, und der ist bei unsern Schiffen sehr groß im Vergleich mit großen Panzerschlachtschiffen andrer Flotten, auch englischer. Da endlich unsre Schiffe Panzerkuppeln über den Geschützen haben, so schadet das Sprühwasser beim Zielen viel weniger wie bei offnen Brustwehren, wie sie bei ältern Schiffen vorkommen.

Auch an unsern neuesten Schlachtschiffen der Brandenburgklasse hat der englische Schriftsteller manches auszusetzen. In ihrer ausführlichen Beschreibung sagt er: „Die vier Schlachtschiffe erster Klasse gehören ohne Zweifel einer sehr zweckmäßigen und Furcht einflößenden (formidable) Art von Panzerschiffen an. Weil die Hauptbewaffnung sehr schwer ist, so ist die Nebenbewaffnung entsprechend schwächer gehalten. Der Freibord ist gut vorn und auf zwei Fünftel der Länge von vorn, aber der hintere Schiffsteil ist niedrig und ist deshalb, wie bei den Schiffen der Hagenklasse, dem Überfluten und Sprühwasser schwerer Seen (Wellen) sehr bedenklich ausgesetzt. Die Geschütze in den Brustwehrtürmen sind mit Kuppeln aus $12^1/_2$ Centimeter starkem harveyisirtem Stahl geschützt, die wahrscheinlich jedem Geschoß von 15 Centimeter Kaliber und weniger widerstehen; aber da diese Kuppeln an der Rückseite der Geschütze offen sind, um die Geschütze laden zu können, so werden die Geschützmannschaften in den Brustwehrtürmen dem Feuer der Schnellladegeschütze und der Maschinengewehre vom Feinde von der einen Seite ausgesetzt sein, wenn die Panzergeschütze einen andern Feind auf der entgegengesetzten Schiffsseite bekämpfen wollen. Die Nebenbewaffnung ist ziemlich eng zusammengestellt, die größern Schnellfeuergeschütze sind nur durch Schirme von $6^1/_2$ Centimeter Stahlstärke geschützt, und der Platz für die Bedienungsmannschaft ist etwas eingeengt. Wie bei den Schiffen der Hagenklasse sind auch hier die Grundflächen der Brustwehrtürme nicht geschützt, und die ganze Nebenbewaffnung ist sehr zerstörendem Geschützfeuer ausgesetzt. Der vordere Brustwehrturm scheint etwas ungebührlich weit vorn und der hintere Turm nicht weniger ungebührlich weit hinten zu stehen, sodaß die Länge des Hebelarms dieser schweren Gewichte dazu beitragen könnte, das Schiff in schwerer See schwer arbeiten (sich stampfend bewegen) zu lassen und dadurch wesentlich die Geschwindigkeit, wenn nicht gar die Seetüchtigkeit zu verringern. Vergleicht man diese Klasse mit (den englischen Schlachtschiffen) Centurion und Barfleur (1892), so findet man, daß bei den letztern, um tausend Tonnen größern Schiffen die Brustwehrtürme vollständiger und wirksamer geschützt sind, daß die Gewichte besser verteilt sind; die (englischen) Schiffe haben eine gut geschützte Nebenbewaffnung von zehn

12 Centimeter-, acht 5,7 Centimeter- und zwölf 4,7 Centimeter-Schnellfeuerkanonen, und von sieben Maschinengewehren und zwei leichten Geschützen. Aber der Panzergürtel des Barfleur ist nicht ununterbrochen, und die Hauptbewaffnung besteht nur aus vier 25,4 Centimer-(29 Tonnen-)Geschützen, gegen sechs 28 Centimeter-(43 Tonnen-)Geschützen auf den deutschen Schiffen. Dennoch muß als seegehendes und seefähiges Panzerschiff mittlerer Größe Barfleur für ein viel zweckmäßigeres Schiff gehalten werden als der Kurfürst Friedrich Wilhelm, und es kann auch zweifelhaft sein, ob dieser überhaupt als seegehendes und seehaltendes (sea-keeping) Panzerschiff betrachtet werden darf. Sein Platz ist eher in der Ostsee als auf dem Atlantischen Weltmeere; aber für den Zweck, für den er bestimmt ist, kann er (Kurfürst Friedrich Wilhelm) als ein sehr brauchbares Schiff bezeichnet werden."

Dieses Urteil ist eine Musterleistung des englischen pluck — der dreisten Unverfrorenheit und zugleich des echt englischen Dünkels. Zur Beruhigung der Timesleser werden natürlich kurzer Hand die Panzerschiffe andrer Flotten, die zur Flottenschau in Kiel waren, auch abgeschlachtet. So wird das prächtige und mächtige französische Schlachtschiff Hoche als sehr verwundbar, als wenig stabil und als wenig seetüchtig, das russische Panzerschiff Alexander II. (1887) als zu wenig geschützt und zu schwach bewaffnet, und der Spanier Pelayo als überlastet bezeichnet.

Daß es der Engländer wagt, den niedrigen Freibord unsrer Schiffe in ihrem hintern Teil zu rügen, ist fast unbegreiflich; denn die englische Flotte hat genau zwölf Panzerschiffe, die außer einem 9500 Tonnenschiff alle größer sind als Brandenburg (mit 10000 Tonnen), und bei denen das dem Seegang viel stärker ausgesetzte Vorschiff geringern Freibord hat als das Hinterschiff der Brandenburg. Diese Schiffe sind: Hood (1891, mit 14150 Tonnen), Nile (1888), Trafalgar, Sans Pareil (1887), Anson (1886), Camperdown, Howe, Benbow (1885), Rodney (1884), Collingwood (1882, mit 9500 Tonnen), Inflexible (1876), Dreadnought (1875). Nach dem Urteile des Berichterstatters über den Freibord unsrer Schlachtschiffe thäten also diese englischen Niederbordschiffe am besten, bei Seegang mittlerer Stärke im Hafen zu bleiben. Der niedrige Freibord der Brandenburg in ihrem hintern Teile erhöht geradezu die Seefähigkeit dieses Schiffs; er ist dadurch bedingt, daß man den mittlern und hintern Brustwehrturm etwa 4 Meter tiefer gelegt hat als den vordern Turm. Da jeder Panzerturm mit den Geschützen etwa 800 Tonnen, d. h. soviel wie der ganze Kohlenvorrat des Schiffs, wiegt, so trägt natürlich die Senkung des Schwerpunkts der Masse von zwei Türmen sehr zur Vergrößerung der Seetüchtigkeit des Schiffs bei. Von ältern Schlachtschiffen hat nur der allerdings reichlich hochbordige Pelayo (1886, 9800 Tonnen) diese zweckmäßige Anordnung; die Franzosen, die wohl die tüchtigsten Kriegsschiffbaumeister haben, haben mehrere Jahre nach dem Bau unsers Siegfried und unsrer Branden-

burg (1891) bei ihrem mächtigen viertürmigen Schiffe Jauréguiberry*) ebenfalls den vordern Turm etwa 2 Meter höher gestellt als die drei andern Türme, wobei der Freibord hinten etwas größer als bei Brandenburg ist. Das beweist, daß man in Frankreich unsre zweckmäßige Turmstellung zu würdigen weiß.

Die beiden hintern Türme der Brandenburg stehen unmittelbar auf dem großen $6^1/_2$ Centimeter starken Stahlpanzerdeck, und der vordere hat einen besondern, ebenso starken Boden. Das hätte der Engländer aus jeder Planskizze unsrer Schiffe sehen können und hätte dann nicht von den ungeschützten Grundflächen der Türme zu reden brauchen. Die Gewichtsverteilung in der Längsschiffsrichtung ist bei unsern Schiffen ebenso gut wie bei Hood, Benbow, Royal Sovereign (1891) und dessen sechs Schwesterschiffen und besser als bei Jauréguiberry, Pelayo und verschiednen andern Panzerschiffen, die ihre Türme noch weiter nach den Schiffsenden hin stehen haben. Also auch dieser Vorwurf ist unbegründet. Die Panzerkuppeln unsrer Türme haben an ihren Rückseiten nur sehr kleine Öffnungen, die nur bei besonders ungünstiger Stellung von Zufallstreffern erreicht werden können. Diese Öffnungen sind notwendig, damit die Geschützmannschaften Luft, Licht und Bewegungsraum haben. Die Nebenbewaffnung steht durchaus nicht enger als auf den englischen Schlachtschiffen Barfleur und Sans Pareil und ist im Vergleich mit den amerikanischen Panzerschiffen der Indianaklasse noch weitläufig und bequem aufgestellt; auch bei verschiednen französischen Schlachtschiffen, z. B. bei Hoche und Marceau, findet man ähnliche Ausnutzung des vorhandnen Raumes. Panzerschutz können die Schnellfeuergeschütze selbst bei den größten neuen Schlachtschiffen nicht bekommen, das würde die Schiffe ungebührlich belasten; man beschränkt sich auf die senkrechte Panzerung der Wasserlinie und der Standplätze der schweren Geschütze und baut dann noch ein gewölbtes, wagerecht liegendes Panzerdeck von geringerer Stahlstärke zum Schutze der untern Schiffsräume. Die englischen Schiffe, auch die neuesten, haben dabei nur einen kurzen, etwa drei Fünftel bis zwei Drittel der Schiffslänge deckenden Panzergürtel, während bei den deutschen, französischen und spanischen Schiffen der Gürtel rings um den Schiffskörper herumgeführt ist.

Aus dem Vergleich der Schiffe der Brandenburgklasse mit dem gleichzeitig erbauten und nur 500 Tonnen größern Barfleur geht zunächst hervor, daß unsre Schiffe viel stärkere Panzergeschütze führen; die sechs langen 28 Centimetergeschütze werfen mit einer Lage eine Stahlmasse von 1530 Kilogramm gegen 908 Kilogramm der Barfleurgeschütze und leisten dabei 37934 Meter-

*) Stapellauf 1893; Wasserverdrängung 11824; Bewaffnung zwei 30 Centimeter-, zwei 27 Centimeter-, acht 14 Centimeter-, zweiundzwanzig Schnellfeuergeschütze; Geschwindigkeit 18 Seemeilen.

tonnen Arbeit gegen 17876 Metertonnen bei Barfleur. Daß dieser gewaltige Unterschied eine schwächere Nebenbewaffnung auf der kleinern Brandenburg zur Folge hat, ist ganz natürlich. Trotzdem ist die ganze Geschoßmasse, die Brandenburg in einer Minute werfen kann, nur 291 Kilogramm leichter als die von Barfleur, die in einer Minute 3471 Kilogramm ausmacht. Daß die Panzerung der beiden Brustwehrtürme auf Barfleur bis auf den Gürtelpanzer heruntergeführt worden ist, hat nur geringe Vorteile für den Schutz der Geschütze und erhöht das Gewicht auf den Schiffsenden sehr, sodaß von günstigerer Gewichtsverteilung als auf Brandenburg gar nicht die Rede sein kann. Es liegt also gar kein Grund zu der Annahme vor, Barfleur sei ein viel zweckmäßigeres und seetüchtigeres Schiff als Brandenburg. Unsre neuen Panzerschiffe haben ihre Seetüchtigkeit in der stürmischen Nordsee hinreichend bewährt und haben kürzlich auch durch den Besuch des Hafens von Vigo gezeigt, daß sie die berüchtigte biskayische Bucht nicht zu fürchten brauchen. Deshalb muß die alberne Bemerkung des Timeskorrespondenten, der Platz unsrer Schiffe sei eher in der Ostsee als auf dem Atlantischen Meere, entschieden zurückgewiesen werden.

Der Platz für unsre großen Schlachtschiffe ist da, wo das Vaterland, wo Kaiser und Reich sie brauchen — sei es an unsern Küsten, oder sei es jenseits der Weltmeere. So gut wie unser altes Panzerschiff Kaiser in kurzer Zeit in die chinesischen Gewässer hinausgedampft ist, so gut werden auch unsre neuen Schlachtschiffe, wenn es nötig werden sollte, den Weg in diese oder in andre ferne Gewässer zu finden wissen, trotz des neidischen Blicks der Engländer, die freilich lieber sähen, daß uns die Dänen, wie noch im Jahre 1864, nicht aus dem kleinen Ententeich der Ostsee herausließen. Niemand blickt mit solcher Mißgunst auf die Ausbreitung unsrer Weltmacht, auf das Blühen und Wachsen unsrer Handelsflotte und unsrer Kriegsflotte wie die Engländer; meist verdeckt der treffliche cant ihre wahre Gesinnung, aber zuweilen verrät sie sich in solchen Artikeln wie dem besprochnen. Es ist ihnen unbequem, daß wir tüchtige Seeleute und gute Seeschiffe haben; deshalb ziehen sie vor, sich selbst zu täuschen und sich weiszumachen, unsre Schiffe wären nur für die Ostsee gut, aber bis nach England, der Insel im Atlantischen Meere, könnten sie kaum herüberkommen. Sie fürchten, daß „Festeuropa“ unter Deutschlands kräftiger Führung ihrem Weltreich gefährlich werden könnte.

Es würde zu weit führen, den ganzen Timesartikel, der auch die ausländischen Schiffe behandelt, hier ähnlich durchzunehmen. Erwähnt sei nur noch, daß bei unsern Kreuzern Kaiserin Augusta und Gefion nur nebensächliches getadelt wird, sodaß es nicht der Mühe lohnt, darauf einzugehen. Reiches Lob wird allen Anordnungen bei der Eröffnungsfeier gespendet. Hier sagt der Verfasser: „Wenn auch im Bau von Schlachtschiffen Deutschland der

britischen Flotte nicht viel lehren kann, so können sich doch unsre Marineleiter die bewunderungswürdige Art und Weise, mit der die Flottenschau in Kiel angeordnet war, zum Muster nehmen."

Anselm von Feuerbach als politischer Schriftsteller

Von J. Gensel

Unter den sechs Standbildern großer deutscher Juristen, die den Mittelbau der Nordseite des Reichsgerichtsgebäudes zieren, stellt das vorletzte den Begründer der neuen deutschen Strafrechtswissenschaft Paul Johann Anselm Ritter von Feuerbach dar, während sein etwas jüngerer Zeitgenosse Friedrich von Savigny, der Hauptvertreter der historischen Schule auf dem Gebiete des römisch-deutschen Privatrechts, die letzte Stelle einnimmt. Zwei grundverschiedne Naturen: hier der emsige, friedliche Forscher, der das Gewordne liebevoll bis zu den feinsten Wurzelfasern verfolgt und vor den andächtigen Hörern in glänzendem Lichte darstellt — dort der Feuergeist, der sich weiten Blickes mit den höchsten Problemen der Rechtsphilosophie beschäftigt, dem aber vor allem daran gelegen ist, kämpfend ins Leben zu rufen, was er als wahr und recht erkannt hat. Dem entsprechend ist es vorwiegend das öffentliche Recht, dem Feuerbachs Wirken gilt.

Als politischer Schriftsteller hat Feuerbach vieles mit seinem um sechs Jahre ältern Zeitgenossen Ernst Moritz Arndt gemein: vor allem die glühende Liebe zum Vaterland und das feste Vertrauen auf die Zukunft unsers Volks; den tiefen sittlichen Ernst und den tapfern Mut, die Wahrheit zu sagen, gleichviel ob er damit nach oben oder nach unten anstößt; auch die sprudelnde Fülle der Gedanken und den packenden Strom der Rede. Wenn Arndts Schreibweise unmittelbarer zum Herzen spricht, so hat Feuerbach vor ihm die größere Geistesschärfe, den weitern Gesichtskreis und die eindringende Kenntnis des öffentlichen Rechts voraus. Den besten Teil seiner Volkstümlichkeit verdankt doch Arndt seinen vaterländischen Gedichten. Dazu kommt das ehrwürdige Alter, das er erreicht hat. Als er am 26. Dezember 1859 in wunderbarer Geistesfrische seinen neunzigsten Geburtstag feierte, war Feuerbach schon über ein Vierteljahrhundert tot.

Feuerbach hat es verdient, daß sein Gedächtnis im deutschen Volke wach erhalten werde. Der furchtlose Kämpe verdient es doppelt in dieser Zeit des

Kleinmuts. Vor allem sollte unter uns seine Schrift „Über die Unterdrückung und Wiederbefreiung Europens," die alsbald nach der Leipziger Völkerschlacht zündend durch ganz Deutschland lief, der Vergessenheit entrissen werden.

Die Allgemeine Deutsche Biographie weist viermal den Namen Feuerbach auf. Es ist unser Feuerbach mit dreien seiner Söhne: dem Archäologen Anselm, dessen „Vatikanischer Apollo" noch heute, über sechzig Jahre nach seinem Erscheinen, als mustergiltig gepriesen wird, dem Mathematiker Karl, der als ein Opfer der bairischen Justiz frühzeitig starb, und dem vielgeschmähten Philosophen Ludwig, dem wir zwei Bände urkundliche Mitteilungen über den Vater verdanken. Der hochbegabte Maler, an den bei dem Namen Anselm Feuerbach das lebende Geschlecht zunächst denkt, war der Sohn des Archäologen.

Unser Anselm von Feuerbach war am 14. November 1775 geboren, und zwar in der Heimat seiner Mutter, dem kleinen Dörfchen Hainichen bei Jena. Als seine Vaterstadt galt ihm aber Frankfurt a. M.; dort lebte sein Vater, Dr. jur. Anselm Feuerbach, als Rechtsanwalt — ein strenger, etwas schrullenhafter Mann, der für die reizbare Seele und für den Wissensdurst des Knaben kein rechtes Verständnis gehabt zu haben scheint. Kaum sechzehnjährig, entfloh dieser dem Vaterhause, um in Jena, wo er bei den Verwandten der Mutter notdürftige Unterstützung fand, zu studiren. In Jena herrschte damals die Kantische Philosophie. Ihr Hauptvertreter war Karl Leonhard Reinhold, dessen hinreißende Beredsamkeit den jungen Studenten mächtig anzog, und der bald, wie Feuerbach dem halbversöhnten Vater schreibt, sein Führer zum Guten und väterlicher Freund ward. Empfänglich für jeden Eindruck und leicht vertrauend, aber zugleich ehrgeizig und rasch zum Argwohn wie zum Zorn, bedurfte der Jüngling eines solchen Führers. Ihm und der Kantischen Philosophie verdankte er zum guten Teil nicht nur die Schärfe des Denkens, sondern auch den sittlichen Halt in Krankheit und Not.

Das zweite, was gewaltig auf das junge Gemüt einwirkte, war das Weltschauspiel jener Zeit, die französische Revolution — der Untergang einer äußerlich glänzenden, innerlich hohlen und morschen, zur Lüge gewordnen Herrschaft. Einer der Erstlinge seines Geistes, im Sommer 1795 erschienen, war eine „Verteidigung der Menschenrechte." Auch von seinen weitern Schriften verrät die eine oder andre den gleichen Ursprung, und noch als Mann redet er gern von den „großen Ideen über Menschheit und Menschenwürde, die trotz den Greueln, zu welchen sie als Vorwand dienen mußten, ewig wahr und herrlich bleiben und, einmal gewonnen, niemals wieder verloren gehen können."*)

Es waren hohe Ideale, denen der Jüngling nachjagte, sein schönster Traum war — so schreibt er in sein Tagebuch —, daß ihm dereinst die Nachwelt „eine Stelle unter den Wohlthätern des Menschengeschlechts und den Männern

*) Kleine Schriften, S. 14.

anweiſe, die den menſchlichen Geiſt auf höhere Stufen geführt haben." Und unermüdlich ſtrebte er vorwärts, ſelbſt auf Koſten ſeiner Geſundheit.

Im Herbſte 1795, noch nicht zwanzigjährig, war er Doktor der Philoſophie geworden. Aber inzwiſchen war auch die Liebe in ſein Herz eingezogen, er hatte ſich verlobt. Dies und der dringende Wunſch ſeines Vaters bewogen ihn, ſich dem ausſichtsvollern Rechtsſtudium zuzuwenden. Am Neujahrstage 1796 ſchrieb er dem Vater: „Es wird mir ein leichtes ſein, bald in der Jurisprudenz das zu werden, was ich jetzt in der Philoſophie geworden bin." Und er hielt Wort. Die äußern Mittel boten ihm, neben kärglichen Zuſchüſſen von Hauſe, ſeine Lehrthätigkeit und ſchriftſtelleriſche Arbeiten. Übrigens war der Sprung nicht ſo groß, wie es ſcheinen könnte. Der Gedankenkreis des neuen Studiums war ihm nicht fremd. Noch als Student der Philoſophie hatte er für Niethammers Philoſophiſches Journal einen „Verſuch über den Begriff des Rechts" geſchrieben; 1796 folgte die dem Vater gewidmete Kritik des natürlichen Rechts, die Binding*) ſeine erſte große Entdeckung nennt. „Mit ſicherer Hand, ſagt Binding, löſt der junge Autor das Recht von dem Sittengeſetz, als deſſen Ausfluß es bisher betrachtet worden war, giebt beiden Gebieten, dem des Rechts und dem der Moral, ihre Selbſtändigkeit zurück und bringt Licht in eine chroniſch gewordne Verwirrung." Im folgenden Jahre verfaßte er eine Schrift, die wir ebenſo wie jene Erſtlinge zu den politiſchen rechnen dürfen, eine Widerlegung des Engländers Hobbes, des Vorkämpfers der unumſchränkten Herrſchergewalt: „Antihobbes, oder über die Grenzen der höchſten Gewalt und das Zwangsrecht der Bürger gegen den Oberherrn." Wie ſie, trägt die Jahreszahl 1798 ſeine philoſophiſch-juriſtiſche Unterſuchung über das Verbrechen des Hochverrats. Sie enthält einen Gedanken, den er ſpäter als zu weitgehend fallen ließ, wie er denn überhaupt gegen eigne Irrtümer keine Nachſicht kannte — den Satz, daß ſich ein Bürger nicht bloß gegen ſeinen Regenten, ſondern auch mit ihm, durch Teilnahme an einem Staatsſtreich, des Hochverrats ſchuldig machen könne.

Am 15. Januar 1799 erhielt er die juriſtiſche Doktorwürde. Der junge Mann hatte damals bereits für Weib und Kind zu ſorgen. In dieſer Zeit entſtanden ſeine beiden grundlegenden Werke über das Strafrecht: die „Reviſion der Grundſätze" und das „Lehrbuch." Von dem erſten ſagt Hölder**): ſie erhob ihn mit einem Ruck zum erſten deutſchen Kriminaliſten. Für unſern Zweck kommt nur in Betracht, was das politiſche Gebiet ſtreift. Ich greife aus dem Lehrbuche die Hauptſätze über den Hochverrat, über die Religionsſchmähung und über die Folter heraus, zugleich als Beiſpiele ſeines gedrungnen Stils:

*) Beilage zur Allgemeinen Zeitung 1875, Nr. 318.

**) Sammlung wiſſenſchaftlicher Vorträge von Virchow und Holtzendorff, XVI, Heft 378.

(§ 195) Der Staat hat auf sein Dasein und auf die Existenz derjenigen Einrichtungen, ohne welche er aufhören würde, als Staat überhaupt oder als dieser bestimmte Staat zu existiren, ein ursprüngliches und notwendiges Recht. Der es verletzt, ist Feind des Staats; ein Unterthan, welcher es verletzt, ist der größte Verbrecher und wird Hochverräter genannt.

(§ 344) Daß die Gottheit injuriirt werde, ist unmöglich, daß sie wegen Injurien sich an Menschen räche, ist undenkbar, daß man sie durch Strafen ihrer Beleidiger rächen müsse, ist Thorheit. Aber die Kirche hat als moralische Person ein Recht auf Ehre. Sie existirt als Gesellschaft durch ihren Zweck. Wer diesen entwürdigt, der entwürdigt die Gesellschaft selbst u. s. w.

Zu dem ersten Satze fügt er in einer Anmerkung hinzu: Ein Gesetzgeber kann uns nicht nötigen, einen undenkbaren und ungereimten Grund des Gesetzes zu denken.

Von der Folter sagt er (§ 613): Die Vernunft verwirft sie, Gesetze haben sie sanktionirt, der Gebrauch oder Partikulargesetze haben sie entweder aufgehoben oder gemildert.

Ob solcher Sprache sträubten sich die Zöpfe der alten Praktiker vor Entsetzen, während sie das junge Geschlecht mit Jubel aufnahm. Vier Universitäten suchten ihn kurz nach einander für sich zu gewinnen. Er ging zuerst nach Kiel, wohin sein verehrter Lehrer Reinhold einige Jahre zuvor übergesiedelt war, folgte dann aber bald einem Rufe nach Landshut als kurpfalzbairischer Hofrat und Professor. Diesen Ruf verdankte er hauptsächlich seiner gründlichen Kritik des Kleinschrodschen Entwurfs eines Strafgesetzbuchs für die kurpfalz-bairischen Staaten, dessen selbständige Ausarbeitung ihm daraufhin übertragen wurde. In Landshut fand er sehr unerquickliche Verhältnisse, und besonders waren es die Ränke seines begabten, aber charakterlosen Kollegen Gönner, die ihm den Aufenthalt gründlich verleideten. Ende 1805, kurz vor der Erhebung Baierns zum Königreich, trat er als Geheimer Referendar in das Justizministerium in München und damit in die praktische Thätigkeit des Gesetzgebers über.

In dieser Stellung hat er in den folgenden acht Jahren fast Übermenschliches geleistet. Zu der Abfassung des neuen Strafgesetzbuchs kam bald der Auftrag hinzu — als „Hausarbeit," schreibt er an den Vater —, den Code civil als Gesetzbuch für das junge Rheinbundskönigreich umzugestalten; sodann die Übergangsgesetze für die neuerworbnen Landesteile und eine „Reichskonstitution" zu entwerfen, endlich der Vortrag beim König über sämtliche Gnadengesuche. Und das alles unter den schwierigsten Verhältnissen. Als Protestant stieß er allenthalben auf Mißtrauen und Übelwollen, und der freundliche Rat an die „Ausländer," das reiche Kanaan Baiern wieder mit ihren Steppen zu vertauschen, ließ sich damals wie später bei jeder Gelegenheit hören. Am Hofe befehdeten sich die französische und die österreichische Partei, und da er bald

der einen, bald der andern gegenübertreten mußte, so konnte er in einem Briefe vom Christtage 1809 von sich sagen: „So würde mich also zuvörderst die österreichische Partei als Anhänger des französischen Kaisers köpfen, dann die französische als Anhänger und Verschwornen von Österreich hängen.“ Die vereinbarten Bezüge wurden ihm gekürzt, die Bearbeitung der Motive zu seinem Strafgesetzbuche seinem inzwischen ebenfalls nach München berufnen Feinde Gönner übertragen. Eines Morgens wurden Kränze und Karten in sein Haus geschickt, da man mit Bedauern gehört haben wollte, daß er tags zuvor an „Alteration“ gestorben sei. Der König Max Joseph selbst ließ sich in seiner Wertschätzung des freimütigen Mannes nicht beirren, und ebenso hatte dieser an dem Kronprinzen Ludwig eine Stütze. Sein bester Trost aber war, daß seine Arbeiten auf das Wohl von Millionen abzielten, die ihm vielleicht einmal noch spät eine bessere Gesetzgebung danken würden.

Einer der ersten wichtigen Schritte war die Abschaffung der Folter, „dieses furchtbaren und blinden Ungeheuers.“ Schon 1804 hatte er von Landshut aus eine Abhandlung darüber an den Minister Montgelas geschickt: „Ich erkenne, schrieb er diesem, die Pflicht meines Berufs, und ich darf nicht verstummen, wo meine Überzeugung spricht.“ Bald nach seinem Eintritt in das Ministerium erwirkte er sich vom König den Auftrag, ein Gesetz darüber auszuarbeiten; aber so widerstrebend hatte dieser in die bedenkliche Neuerung gewilligt, daß das Edikt darüber vom 7. Juli 1806 den Gerichten nur unter der Hand zur Befolgung mitgeteilt werden durfte. Auch sonst drang Feuerbach von vornherein auf Verbesserung des Verfahrens und der Gerichtsorganisation, da ohne sie auch das beste Strafgesetz wenig nützen könne; allein mit geringem Erfolg, da im Geheimen Rat seine schönsten Ideen zu Boden fielen.

Die Hauptaufgabe des Strafgesetzbuchs — das gehört auch zur Politik im weitern Sinne — bezeichnet er dahin: die Gerechtigkeit mit der Milde, die Strenge mit der Humanität geschickt zu vereinigen, die richterliche Willkür ihrer angemaßten Herrschaft zu entsetzen, ohne darum die Vernunft des Richters bloß an tote Buchstaben zu fesseln. Um die Bedeutung dieser Worte zu verstehen, müssen wir uns die damaligen Zustände vergegenwärtigen. Neben der hochnotpeinlichen Halsgerichtsordnung Kaiser Karls V., über deren grausame Bestimmungen sich der Gerichtsbrauch mehr oder weniger frei hinwegsetzte, galten in lieblicher Buntscheckigkeit unvermittelt neuere Gesetze aus der Aufklärungszeit. „Da giebt es, sagt Feuerbach, Gerichte, die oft in dem Fall sind, heute einen Verbrecher zum Tode verurteilen zu müssen, während sie morgen einem andern wegen ganz derselben That ebenso gesetzmäßig das Zuchthaus auf einige Jahre zuerkennen. Mit den Meilenzeigern wechselt die Strafbarkeit der Handlungen.“ In halbwegs schwierigen Fällen halfen sich die Gerichte am liebsten damit, daß sie die Akten einfach an eine Juristenfakultät versandten. Solchen Zuständen sollte das neue Gesetzbuch abhelfen.

Durch die klare Ordnung des Ganzen, durch die ſcharfe Beſtimmung des Thatbeſtands der einzelnen Verbrechen, durch den Grundſatz, dem richterlichen Ermeſſen innerhalb feſter Grenzen hinreichenden Spielraum zu laſſen, endlich durch die ſchlichte, edle Sprache iſt Feuerbachs Arbeit bis auf unſre Zeit muſtergiltig geblieben. Daß er im Strafmaß vielfach zu hoch gegriffen hatte, war bei der Unſicherheit der damaligen Maßſtäbe nicht zu verwundern, zumal da ſeine Theorie der Abſchreckung, auf die wir hier nicht eingehen können, in dieſer Richtung wirkte.

Die Umarbeitung des Code civil blieb unbenutzt liegen. Es mag aber nicht unerwähnt bleiben, wie Feuerbach über Napoleons Geſetzbuch dachte. Er rühmt es als eines der ſchönſten Ehrendenkmale des franzöſiſchen Namens, als ein verbindendes Mittelglied zwiſchen dem überkommnen römiſchen Recht und der Gegenwart mit ihren veränderten Bedürfniſſen. Die Anpaſſung auf Baiern hatte er gleichwohl nur von dem Geſichtspunkt aus empfohlen, daß Baiern nun einmal dem Rheinbunde beigetreten war: „In dem Bunde ſein und ſich von den Grundſätzen des Bundes iſoliren, ſind widerſprechende Dinge. Dieſem Widerſpruche auszuweichen, das iſt es, was allein die Veranlaſſung werden konnte, den Code Napoléon auf Baiern zur Anwendung zu bringen.“

Bis in den Herbſt 1813 hatte Baiern dem fremden Gewalthaber angehangen. Auch der Abſchluß des Rieder Vertrags, durch den es zu den Verbündeten übertrat, bedeutete weder einen unzweideutigen Wandel der Geſinnung in den Regierungskreiſen, noch vermochte er die dumpfe Schwüle der Stimmung in München zu löſen. Als die Kunde von der Völkerſchlacht bei Leipzig und von dem Rückzug Napoleons eintraf, da war es zunächſt wohl nur ein kleines Häuflein, das die Nachricht mit ungeteilter Begeiſterung aufnahm, allen voran Feuerbach.

Wenige Tage nach der Schlacht gab dieſer den Gefühlen und Geſinnungen, die ihn und die Beſten der Nation beſeelten, in der ſchon genannten Schrift öffentlichen Ausdruck. Leider verbietet mir hier der Raum, dieſes Meiſterwerk von Anfang bis zum Ende mitzuteilen. Ich will verſuchen, den Gedankengang wiederzugeben und die bezeichnendſten Stellen zur wörtlichen Mitteilung auszuwählen.

In den Raum weniger Jahrzehnte, ſo beginnt er, habe ſich eine Fülle der denkwürdigſten Ereigniſſe zuſammengedrängt, wie ſie ſonſt kaum von Jahrhunderten geſehen werden. „Die erhabenſten wie die verabſcheuungswürdigſten Szenen der Weltgeſchichte, das Beſte, was die Menſchheit erhebt und verherrlicht, das Ärgſte, was ſie zu tiefſter Schmach entwürdigt, drängte ſich in grell abſpringenden Gegenſätzen ſchnellen Wechſels, in dem großen Weltſchauſpiele zuſammen, zu dem wir mit eignem Elende den Eintrittspreis bezahlten, und um das uns dereinſt die durch unſre Leiden glücklichere Nachwelt beneiden wird.“

„Das neueste, was sich jetzt vor unsern Blicken entfaltet, ist das ersehnte Wiedererscheinen eines neuen Tages nach einer langen ängstlichen Nacht, das Wiederaufleben der Selbständigkeit der Völker nach langer, entwürdigender Unterdrückung, der große Kampf der vereinten europäischen Welt um Freiheit und Gerechtigkeit. Der gewaltige Knoten ist geschürzt, dessen Entwicklung und Ende kommenden Geschlechtern aufbehalten ist." Aber, fährt er fort, nicht wie der Pöbel gedankenlos zu staunen, ziemt dem edlern Geiste. „Er weiß und fühlt, daß der Mensch, wo es der Menschheit gilt, nicht bloß zum Schauen, sondern zum Handeln gerufen ist. Einst werden die kommenden Geschlechter fragen und richten, wer von uns würdig gewesen, in einer solchen Zeit zu leben. Wer seinen Nachkommen die Schuld bezahlen will, die sie von seinem Leben fordern, muß vor allem die Aufgabe verstehen, die er lösen soll."

Der Mann soll seine Zeit und ihre Ansprüche begreifen lernen. In Zeiten großer Umwälzungen läßt er sich aber nur zu leicht durch mächtige Leidenschaften verblenden; statt auf das Ganze zu sehen, sucht er den eignen Vorteil. Durch dieses Verkennen des Geistes der Zeit ist das schwerste Unheil über Menschen und Staaten gebracht worden. Auch die Lehren der Geschichte werden selten beachtet. Sonst hätte Napoleon nicht nach der unmöglichen Weltherrschaft streben, hätten andrerseits die bedrohten Staaten nicht unthätig zusehen dürfen, wie einer nach dem andern unterjocht wurde. Dann folgt eine beredte Schilderung des Jammers, den der Eroberer über Europa gebracht hatte. Und dieses alles, fragt er, durch einen Einzigen, um dieses Einzigen willen? Nicht doch, lautet die Antwort; er war nur ein Werkzeug in einer höhern Hand. „Was er für sein beschränktes Selbst nur wollte, das vollbrachte er, ihm selber unbewußt, zu großen, erhabnen Zwecken, die sein Geist nicht ahnte, sein Übermut verschmähte. Während er Verderben säete, gingen Saaten aus den mit Blut gedüngten Feldern auf, die Blüten und Früchte verheißen, die ohne ihn nimmer gediehen wären. Dem kranken, durch sein Greisenalter schwach gewordnen Europa baute er den Scheiterhaufen, ohne zu ahnen, daß die Glut den alten Phönix verjünge und dieser zu neuem Leben kräftig schön aus seiner eignen Asche sich erhebe. Mit dem Streite kommt die Kraft, mit den Gefahren der Mut, und wie in der Natur aus dem Tode selbst das Leben sich entwickelt, so wird oft den Völkern die Stunde der Erniedrigung zum großen Auferstehungstage der Freiheit und des Ruhms.... Die Vorsehung braucht die Eroberer eben dazu, wozu die Natur der Stürme, der Ungewitter, der Erdbeben und selbst der Pestilenzen bedarf, nämlich die Menschheit zu reinigen und zu erfrischen, durch neue Lebenskräfte zu verjüngen und zu stärken."

Es folgt nun eine Schilderung des gealterten Deutschlands, dessen Völkern nichts mehr übrig war als der gemeinschaftliche Name, die gemeinsame Sprache und die Mumie einer schon längst entseelten Gesamtverfassung. Hier nur einige

Züge aus dem Bilde. „Selbstdünkel hatte den Vaterlandsstolz, Eitelkeit das Streben nach edlem Ruhme, Genußsucht und Verweichlichung den hohen Sinn und den tapfern Mut verdrängt.... Kalte Verständigkeit galt für die Seele alles Handelns, die Handgreiflichkeit als höchstes Prinzip des Wahren, der gemeine Nutzen als Maßstab des Schönen und Guten.... Im engen Kreis ihres eignen Hausvorteils befangen, saßen Fürsten selig auf ihrem Throne, der für sie aus einem Stuhle der Sorgen zu einem Polster der Ruhe geworden war; ihr Adel ergötzte sich an seinen Stammbäumen und Diplomen, schwelgte in seinen Vorrechten und ruhte, statt auf eignen Lorbeern, auf dem Verdienste seiner Ahnen gemächlich aus."

Unterdessen war der Same einer großen Umwälzung aufgegangen, eine neue Gedankenwelt war im stillen aufgekeimt und hatte Gesinnungen, Wünsche, Hoffnungen erweckt, die früher oder später in Thaten hervortreten mußten. In Frankreich kam er zuerst zum Ausbruch. Die Nachbarn ahnten wohl die Wahrheit des Schreckenswortes: la révolution fera le tour du monde, aber sie handelten nicht darnach; sie träumten sich noch immer in einer Zeit, die längst vorübergegangen war.

Nun wandelte sich der Bürgerkrieg in einen Völkerkrieg. Ein Kind der Revolution, wußte sich Napoleon in den Wellen, die ihn emporgeworfen hatten, geschickt zu bewegen und die Revolution selber sich dienstbar zu machen. „Die durch Einheit des Kopfes und des Willens geregelten, auf ein Ziel hingeleiteten Kräfte einer aufgeregten Nation, in der das persönliche Verdienst jedem Talent den rechten Platz angewiesen hatte, brachen nun mit einer desto unwiderstehlichern Gewalt über das geteilte Europa, über die in gemächlicher Gewohnheit versunknen Staaten herein, die dem Sturme nichts als Leiber, dem neuen Geist nichts als alte Vorurteile entgegenzusetzen hatten. Der Plan einer Weltherrschaft, hinter den handgreiflichsten Vorwänden zu immer neuen Unterjochungskriegen nur ärmlich versteckt, ward allmählich immer lauter verkündet und von Jahr zu Jahr seinem Ziele näher gerückt. Schon lag das deutsche Reich zertrümmert, die Niederlande, Italien, Spanien, Portugal, Deutschland waren ohne Scheu entweder dem neu beginnenden Weltreiche einverleibt oder unter untrüglichen Namen in Provinzen verwandelt." Die bedrohten Staaten erkannten auch jetzt noch nicht die Notwendigkeit, sich zu vereinigen, die Sache der Kronen zur Sache der Völker zu machen. „Und so stellte man Heeren, die für Ruhm und Herrschaft kämpften, Söldlinge gegenüber, die weder für Vaterland noch für Freiheit fochten; geübten Feldherren, die alles sich selbst und nichts ihrer Geburt verdankten, ausgediente Heerführer oder unerfahrne Offiziere, die nichts hatten als eine Geburt, die ihnen das Verdienst entbehrlich machte. So sah man aber auch durch eine einzige Schlacht in wenigen Tagen ein mächtiges Reich zusammenstürzen, das, von der Weisheit großer Fürsten mühsam erbaut, schon oft in die Wagschale des europäischen

Staatenintereſſes das Übergewicht gelegt hatte. Und mit dem Sturze dieſes Reichs war Europens Schickſal entſchieden, waren die eiſernen Loſe über die Selbſtändigkeit aller Staaten, über die Freiheit der deutſchen Völker geworfen."

In gedrungner Schilderung beſpricht nun Feuerbach die Zeit der Kontinentalſperre, der Knechtung der Geiſter, der tiefſten Erniedrigung des deutſchen Namens. Dahin, ſagt er, mußte es kommen, wenn uns Rettung werden ſollte. „Was geſunkene Völker aufrichten, entzweite Nationen vereinigen und für einen Zweck zu großen Opfern und großen Thaten ermannen ſoll, kann nur irgend ein Gemeinſchaftliches ſein, was nicht den Kopf, ſondern die Bruſt erfüllt, nicht kalt zum Verſtande, ſondern eindringend zum Gemüte ſpricht. Dieſes gemeinſchaftliche Eine ward in Europa die gemeinſchaftliche eine Not, das allen Völkern und Ständen gemeinſame, mit keiner andern Lebensfreude vergoltene, durch keine Hoffnung gemilderte Gefühl der gemeinſamen Schande, der gemeinſamen Unterdrückung, des gemeinſamen grenzenloſen Elends." Gerade das Übermaß der Tyrannei beſchleunigte den Sturz; ſelbſt die unaufhörlichen Unterjochungskriege dienten dazu, die erſchlaffte Armee für den künftigen Freiheitskampf zu ſtählen.

Die Flammen von Moskau löſten endlich den Zauber, der bis dahin den Welteroberer umgeben hatte. „Unter den Leichen von Hunderttauſenden, die auf den nordiſchen Eisfeldern erſtarrten, war dieſer Gott wieder zum Menſchen geworden, und das Geheimnis wurde offenbar, daß er überwunden und wie er überwunden werden konnte. Es wurde klar, daß er bis dahin geſiegt hatte nicht ſowohl durch eigne Kraft, als durch die Schwäche der überwundnen Völker, durch ihre Lauheit und Unentſchloſſenheit, durch ihren Unglauben an die eigne Kraft, durch den Mangel an jenem Mut, welcher alles wagt, um alles zu retten." Jetzt vereinigte ſich alles, was bisher mit ihm und für ihn gekämpft hatte, zum Kampfe gegen ihn. Die Volksbewegung drängte die Regierungen vorwärts.

„Und ſo wurde denn den europäiſchen Staaten die Epoche ſchwächlicher Erniedrigung zur Vorbereitung künftiger Größe, die Unterdrückung zur Übungsſchule der Kraft, die Schande zur Mahnerin an Ehre und Ruhm, die Knechtſchaft zur Seele eines neuen, kräftigen Lebens, die Brandfackel der Verwüſtung zu einer erwärmenden Sonne, die den großen Auferſtehungstag der Freiheit beleuchtet. Ausgelöſcht in dem gemeinſamen Haß gegen den Unterdrücker der Welt iſt jede beſondre Zwietracht, welche ſonſt Europens Brudervölker teilte; von einem Gefühle erwärmt, von einem Gedanken begeiſtert, von einem Willen beſeelt, ſtehen alle Völker der europäiſchen Welt unter der Fahne des Rechts in dem heiligen Kriege für Ehre und Vaterland, für Freiheit und Gerechtigkeit."

„Ein größeres, herrlicheres Schauſpiel hat noch nie die Weltgeſchichte

dargeboten. Welche Ernten einſt aus dieſer Saat hervorgehen, wie ſich die künftigen Schickſale der europäiſchen Welt aus den Elementen der Gegenwart entwickeln und geſtalten werden? Wer wäre vermeſſen genug, ſchon jetzt den Vorhang zu heben, welcher die Zukunft den ſterblichen Augen weiſe verbirgt?"

Aus den Lehren und Warnungen, in die Feuerbach ſeinen Aufſatz ausklingen läßt, ſei hier nur der letzte Satz hervorgehoben — ein Satz, den jene Zeit zu ihrem Unheil nur zu bald vergaß: „Die Gegenwart mit ihren Erſcheinungen verkündigt nicht eine Rückkehr zur alten Zeit, ſondern nur die Fortſetzung und Entwicklung einer ſchon lange begonnenen neuen Zeit."

In weiten Kreiſen erweckte Feuerbachs Schrift Begeiſterung und jubelnde Zuſtimmung, überall wurde ſie begehrt. Daß ſie bei dem Miniſterium Montgelas ſtarken Anſtoß erregte, läßt ſchon das bekannte Wort von dem Wiederaufkommen der fatalen Deutſchheit ahnen, das in dieſen Kreiſen umlief. Ein freundliches Geſchick hat uns aber auch den Wortlaut der Verwarnung aufbewahrt, die dem vermeſſenen Schriftſteller zu teil wurde; „man" vermißte in dem Aufſatz gänzlich „die ruhige, leidenſchaftloſe, würdige Sprache ebenſo wie die dem fremden Souverän und den in allen Staaten beſtehenden Inſtitutionen gebührende Achtung."

Aber ein Feuerbach ließ ſich nicht den Mund verbieten. Auf eine Schrift des berüchtigten Grafen von Aretin, die unter der Überſchrift „Was wollen wir?" den engſten bairiſchen Standpunkt vertrat, antwortete er alsbald in einer weitern Schrift: „Was ſollen wir?" mit einer volkstümlichern Ausführung ſeiner Gedanken. Nach der Einnahme von Paris erſchien von ihm weiter der Aufſatz: „Die Weltherrſchaft das Grab der Menſchheit." Aus dieſer Schrift, die an Umfang die vorhin beſprochne weit übertrifft, deren Inhalt aber ſchon durch die Überſchrift deutlich bezeichnet iſt, möchte ich wenigſtens zwei Stellen mitteilen.

Die erſte bezieht ſich auf den Reichtum der Bildungen, wie in der Natur ſo im Leben: „Wie jedes Pflanzengeſchlecht unter dieſen tauſendgeſtaltigen Kindern der Erde, ſo ſteht auch jedes einzelne Volk mit allen Beſonderheiten ſeines Seins und Weſens als ein Glied in dem ewigen Plane der Natur verzeichnet. Ein jedes ſoll durch Entwicklung und Ausbildung der vernünftigen Natur der Menſchheit Ziel erreichen; aber jedes nur auf ſeine Art und Weiſe, auf ſeinem eignen Wege, mit den ihm eigentümlich zugemeſſenen Mitteln und Kräften. Darum ward einem jeden ſein ihm eigner Wohnplatz angewieſen; darum erhielt jedes ſeine beſondre Geſtalt, Bildung und Sprache, ſeine ihm eigentümlichen Vorſtellungen, Empfindungen und Leidenſchaften und mit dieſem allem ſeinen beſondern Charakter, ſeine beſondern Sitten, Gebräuche und Geſetze."

Die andre Stelle klagt das deutſche Volk an, daß es ſich ſelber ſchon lange vor den Eroberungskriegen Napoleons der franzöſiſchen Herrſchaft geiſtig

unterworfen hatte: „Alle Thorheiten dieſes Volkes galten uns für Weisheit; ſeine Laſter für nachahmenswerte Tugenden. Unſern deutſchen Ernſt gaben wir hin für franzöſiſche Leichtfertigkeit, unſrer Väter Sitten für franzöſiſche Geckerei. Franzoſen lehrten uns die Geſetze des Anſtandes; Franzoſen beſtimmten uns die wechſelnden Formen unſrer Kleider; Franzöſinnen erzogen und bildeten unſre deutſchen Töchter, und deutſche Männer und Frauen durften ſich um ſo vornehmer dünken, je mehr ſie ſich ihrer herrlichen, kräftigen Landesſprache ſchämten, um die fremden Töne einer geiſtig armen, dem Ohr gefälligen Sprache zu ſtammeln.“ Feuerbach ſelbſt bemerkte dazu, das möge früher entſchuldbar geweſen ſein; aber nicht mehr jetzt, wo die deutſche Sprache „ihre Kraft, ihren Reichtum, ihre Schönheit durch unſterbliche Geiſteswerke auf das herrlichſte entwickelt hat.“ „Um deutſch zu denken, fügt er hinzu, muß man deutſch ſprechen, und wer die Sprache ſeines Volkes gering ſchätzt, der bezeugt Verachtung dieſem Volke und ſeinem Geiſte.“

Als im Herbſt 1814 der Wiener Kongreß eröffnet wurde, war Feuerbach alsbald wieder als Mahner auf dem Plan; im Oktober erſchien ſeine Schrift: „Über deutſche Freiheit und Vertretung deutſcher Völker durch Landſtände.“ Der Befreiung von der Fremdherrſchaft — ſo führt er darin aus — muß nun auch die innere ſtaatsbürgerliche Freiheit folgen. „Faſt alles iſt bei uns erſchüttert oder zerſtört, was Völker ſtark und glücklich, mit ſich und mit dem Staate, dem ſie angehören, zufrieden macht. Die zerfallenen Staatsgebäude müſſen wieder aufgerichtet, die Gerechtigkeit und Ordnung durch Verfaſſungen geſichert werden. Die Deutſchen ſind ihrer Geſinnung nach ein monarchiſches Volk, aber von Alters her iſt ihnen auch geſetzliche Freiheit eigen, das Recht der Teilnahme an der Geſetzgebung, wie das Recht, nicht willkürlich beſteuert zu werden. Die blutigen Opfer, welche das deutſche Volk gebracht hat, haben nicht bloß dem Fürſtenrecht, ſondern dem Volksrecht gegolten; wäre der Krieg nicht für Freiheit und Gerechtigkeit geführt, ſo würde er den Namen eines heiligen Kriegs nicht verdienen. Nur auf der thätigen Mitwirkung des Volkes beruht die Sicherheit des Staats. Eine Regierung verliert in demſelben Maße an wahrer, dauernder Kraft, in welchem ſie zur geſetzlichen Alleinmacht fortſchreitet. In einer Verfaſſung, welche des Volkes Rechte verſichert, iſt des Pöbels Macht gefeſſelt. Wo aber das Volk nicht geſetzmäßig frei iſt, da iſt deſto größer die Gefahr, daß der Pöbel zu geſetzwidriger Freiheit gelange. Dauernde Macht wohnt nur bei der Gerechtigkeit, und Gerechtigkeit nur bei geſetzmäßiger Freiheit.“ Doch nicht um Wiederherſtellung der alten Formen kann es ſich handeln; was not thut, iſt eine Vertretung des geſamten Volkes. „Was durch die Rettung Deutſchlands gewonnen wurde, das iſt ein Gemeingut, worauf allen gleicher Anteil gebührt.“

In der That ward in die Bundesakte von 1815 der Satz aufgenommen: „In allen Bundesſtaaten wird eine landesſtändiſche Verfaſſung ſtattfinden.“

Lange genug hat es freilich gedauert, bis dieses Wort allmählich zur Wahrheit wurde. In München aber hatte sich der Mann, der so kühn den herrschenden Souveränitätsbegriffen entgegengetreten war, unmöglich gemacht. Schon vorher war er polizeilich überwacht, war jeder, der mit ihm umging, als verdächtig betrachtet worden. Jetzt wurde er an das Appellationsgericht zu Bamberg versetzt, in eine für seine Natur äußerst unbehagliche Zwitterstellung als zweiter Präsident. Nur dem König hatte er es zu danken, daß ihm sein Gehalt und sein Rang als Geheimer Rat gelassen wurde.

Erst zwei Jahre später erhielt er, nachdem er den Versuch, ihn als Generalkommissar des Salzach-Kreises mit diesem an Österreich abzutreten, mit Aufbietung seiner ganzen Zähigkeit glücklich abgewendet hatte, als erster Präsident des Appellationsgerichts zu Ansbach wieder einen befriedigenden Wirkungskreis. Hier lebte er seinem Amt, seinen wissenschaftlichen Arbeiten und seiner Familie, von „seinem Krähwinkel" aus den öffentlichen Begebenheiten aufmerksam folgend, in anregendem Briefwechsel mit Gleichgesinnten, besonders mit seiner mütterlichen Freundin Elise von der Recke.

Goldne Worte über die hohe Würde des Richteramts enthält die Rede, mit der er am 21. April 1817 sein Amt antrat. In der Unabhängigkeit der Rechtspflege sieht er das sicherste Bollwerk der Freiheit, das Kennzeichen der Gesundheit des Staats. Und mit dieser Unabhängigkeit ist es ihm voller Ernst: „Der Richter empfängt, gleich dem Manne der Verwaltung, aus des Königs Hand sein Amt — aber ein Amt, das die Pflicht auf sich hat, keinem andern Herrn zu dienen als der Gerechtigkeit, keinem andern Willen zu gehorchen als dem Willen des Gesetzes ... So sind also die Richter innerhalb der Grenzen ihres Richteramts so wenig Diener der obersten Gewalt, daß sie dieser, wenn sie jene Grenze überschreiten sollte, sogar den Gehorsam zu versagen nicht etwa nur berechtigt, sondern kraft ihres Eides verbunden sind."

Ein Jahr zuvor hatte Feuerbach auch in dem Streit zwischen Thibaut und Savigny über die Schaffung eines bürgerlichen Gesetzbuchs das Wort ergriffen. Der Mann der That konnte natürlich nicht auf der Seite der schwächlichen Verneinung stehen; wenn er auch zunächst, „weil man bei deutschen Angelegenheiten in der Mehrzahl sprechen muß," nur Gesetzbücher für die Einzelstaaten für erreichbar hielt. Seinem gesunden Sinne war es völlig unbegreiflich, wie der historischen Rechtswissenschaft die Aufgabe zufallen sollte, durch ihre gelehrten Forschungen ein volkstümliches, dem Bedürfnis der Gegenwart angemessenes Recht zu finden. Mit feiner Ironie stellt er dem deutschen Professor das Bild des mitten im Leben stehenden römischen Rechtslehrers entgegen: „Wo er stand und ging, war er bei sich zu Hause, was er umfaßte, was ihn durchdrang, war seine Zeit und die Gegenwart mit ihrem Haben und Bedürfen; was er erkannte, bearbeitete, gestaltete, war sein und seines Volkes Recht."

Unablässig war Feuerbachs Streben auf Verbesserung der Rechtspflege gerichtet. Obwohl wir auch das zu seinem politischen Wirken rechnen dürfen, so verbietet uns doch hier der Raum, näher darauf einzugehen. Schon 1812 hatte er Betrachtungen über das Geschwornengericht geschrieben. Sehr ergötzlich zu lesen ist die „Unterthänige Bitte und Vorstellung der gefangnen Gerechtigkeit an eine hohe Ständeversammlung zu Y" aus dem Jahre 1819, und ergötzlich war auch ihre Wirkung: der Justizminister, gegen den doch die bittere Satire hauptsächlich gerichtet war, lief, als er sie gelesen hatte, spornstreichs zum König; er habe soeben einen sehr wertvollen Bericht aus Ansbach erhalten, der ganz mit seinen Absichten übereinstimme, und bitte nun um Genehmigung, in diesem Sinne zu handeln. Zwei Jahre später gab Feuerbach einen ansehnlichen Band „Betrachtungen über Öffentlichkeit und Mündlichkeit" heraus, dem 1825 ein zweiter über das französische Gerichtsverfahren folgte, als Frucht einer im Auftrag der Regierung unternommenen Studienreise. Marquardsen*) nennt diese Schriften „das Beste, was zu Gunsten dieser beiden Grundpfeiler einer gesunden Rechtspflege je geschrieben worden ist." Erst lange nach Feuerbachs Tode ist die Reform in einzelnen deutschen Staaten und dann im Reiche durchgeführt worden.

Im Jahre 1830 versuchte der Minister des Innern die bairische Gerichtsverfassung ohne Zustimmung der Stände umzugestalten. Sofort erschien Feuerbach, obwohl er schon von Krankheit heimgesucht war, wieder auf der Wacht, um in einer mit dem vollen Rüstzeug des öffentlichen Rechts gewappneten Denkschrift dagegen Verwahrung einzulegen.

Aber nicht minder kampfbereit als auf dem weltlichen Gebiete war Feuerbach gegen alle Übergriffe der kirchlichen Dunkelmänner; auch hier stand ihm eindringende Kenntnis der Geschichte und des Rechts zu Gebote. Aus seiner Feder sind zunächst die gegen das Konkordat gerichteten „Religionsbeschwerden der Protestanten in Baiern" hervorgegangen, die, von den angesehensten Protestanten der Städte Ansbach, Augsburg, Baireuth, Erlangen und Nürnberg unterzeichnet, der Ständeversammlung des Jahres 1822 überreicht werden sollten — eine gründliche, nach Inhalt und Form musterhafte Schrift. Die Ständeversammlung wird um Verwendung dafür ersucht, daß 1. dem protestantischen Oberkonsistorium die ihm nach dem Grundgesetze des Königreichs zukommende Selbständigkeit eingeräumt, 2. für alle die protestantische Kirche betreffenden Angelegenheiten ein der protestantischen Religion zugethaner Kultminister bestellt und 3. diesem die oberste Aufsicht über die protestantischen Schulen übertragen werde. Schließlich wird noch um baldige Einführung der verheißenen Synodalverfassung gebeten. Zur Bezeichnung ihrer ganzen Richtung hier nur ein Satz aus der Begründung des auf die Schulen bezüg-

*) In der Allgemeinen deutschen Biographie VI, S. 731 ff.

lichen Teiles: „Möglichst vollständige Entwicklung aller Anlagen und Kräfte, womit Gott den menschlichen Geist ausgerüstet hat, freies Streben nach immer tieferer und hellerer Erkenntnis der Wahrheit sind das wesentliche Lebenselement unsrer Kirche, deren echter Geist, als Geist der evangelischen Freiheit, sich in der Protestation gegen allen blinden Glauben, gegen alle geistige Knechtschaft, gegen jede äußere menschliche Autorität in Sachen des Glaubens und des Gewissens ausspricht." Zu Feuerbachs großem Kummer wurde die Absendung der Vorstellung noch in letzter Stunde vereitelt — hauptsächlich, wie er den Freunden schreibt, durch den Unverstand der Geistlichen.

Gegen die Übergriffe der Geistlichen der eignen Kirche richtet sich noch eine zweite Schrift aus derselben Zeit; gegen den Versuch nämlich, Presbyterien mit der äußern Macht sittlicher Zucht über die Mitglieder der Kirche zu errichten. Feuerbach fragt, ob sie denn ganz und gar vergessen hätten, in Luthers Schriften nachzulesen, dessen große Seele doch vor allem dafür gearbeitet habe, uns von der starren Werkheiligkeit zu befreien. Er bringt dann aus Luthers Schriften eine erdrückende Fülle von Stellen herbei, die jenes Verlangen als unevangelisch erweisen.

Seine ausführlichste Schrift über kirchliche Angelegenheiten betrifft „die obersten Episkopalrechte der protestantischen Kirche." Auch diesmal waren es Geistliche dieser Kirche, sogar geistliche Behörden, die mit der Behauptung auftraten, der katholische Landesfürst sei zugleich in Person oberster Bischof der seiner Staatshoheit untergebnen protestantischen Kirchen; er sei daher nicht bloß zur persönlichen Ausübung der weltlichen Hoheitsrechte über die Kirche, sondern auch der Kirchengewalt, selbst in Hinsicht auf die Gesetzgebung, ja sogar bis zur Änderung der bestehenden Kirchenverfassung berechtigt. Und das wurde so zuversichtlich ausgesprochen, als verstünde es sich von selber.

Hiergegen sagt Feuerbach in der Einleitung: „Jedem einigermaßen unterrichteten Mann galt bisher das gerade Gegenteil von jener Meinung als eine ausgemachte Wahrheit, die in dem protestantischen wie in dem katholischen Kirchenrechte, in der Natur der Sache wie in der Geschichte, in dem Religions- und Westfälischen Frieden wie in einer gleichförmigen Staatspraxis und in den neuern und neuesten Staatsgrundgesetzen unerschütterlich fest begründet sei." Gleichwohl beweise jene Erscheinung, daß dieses alles, so notorisch es sei, hin und wieder sogar solchen Protestanten, die das Recht und die Geschichte ihrer Kirche zu wissen amtlich berufen sind, entweder noch nicht bekannt oder urplötzlich wieder unbekannt geworden sei. „Nicht um auf einem schon längst abgeernteten Feld frische Garben zu sammeln, sondern nur um bekannte Dinge, ehe der Nebel der Zeit sie versteckt oder ihre wahre Gestalt verzerrt, sehenden Augen vorzuzeigen, sind die folgenden Blätter geschrieben." „Alle politischen Zeitbetrachtungen, so nahe sie auch dem Gegenstande liegen, bleiben von den folgenden Erörterungen ausgeschlossen, die sich kalt und ernst, wie es

der ihrer ſelbſt bewußten Wahrheit geziemt, bloß mit dem Recht, und zwar bloß mit dem geltenden, anerkannten, gewiſſen Rechte beſchäftigen.“ So wußte er überall ſeine Schreibweiſe dem Gegenſtand und der Gelegenheit anzupaſſen.

Seine letzten Schriften betreffen den unglücklichen Kaſpar Hauſer, der in der Litteratur noch heutigen Tages nicht zur Ruhe gekommen iſt. Perſönlich nahe davon berührt, hatte Feuerbach die Angelegenheit lebhafter mit ſeinem weiten, warmen Herzen erfaßt, als dem nüchternen Urteil und — ſeiner Geſundheit zuträglich war.

Das Übermaß geiſtiger Anſtrengung und ſeeliſcher Aufregung hatte ſchon längſt ſeine Geſundheit erſchüttert. Eines Tages wurde er in der Sitzung von einem Nervenſchlag getroffen, von dem er ſich nur halb wieder erholte. Beſonders bekümmerte ihn, daß er die Feder nicht mehr ſelber zu führen vermochte. Dem Nahen des „großen, allgemeinen Menſchenfreundes, der alle Wunden heilt und alle Schmerzen ſtillt,“ ſah er mit heiterer Ruhe entgegen. Der alte Vulkan, wie er ſich im Scherz nannte, war ausgebrannt.

Im Frühjahr 1833 ergriff ihn eine gewaltige Sehnſucht nach ſeiner Vaterſtadt Frankfurt und nach ſeiner dort lebenden Schweſter, mit der er ſich von verjährter Verſtimmung ausgeſöhnt hatte. Er reiſte hin, und anſcheinend ſchritt ſeine Geneſung in der freundlichen, friedlichen Umgebung raſch vorwärts. Aber ein erneuter Schlaganfall machte am 29. Mai ſeinem Leben ein Ende.

Was er in der Jugend geträumt hatte, iſt in Erfüllung gegangen: die Nachwelt zählt ihn zu den Wohlthätern der Menſchheit, zu den Männern, die den menſchlichen Geiſt auf höhere Stufen geführt haben. Vieles Große hat er bei Lebzeiten geſchaffen, mancher Same, den er ausgeſtreut hatte, iſt erſt nach ſeinem Tode aufgegangen oder noch im Aufgehen begriffen. Uns aber ſoll er ein Vorbild bleiben zunächſt in der raſtloſen Arbeit; in der warmen Liebe für unſer Volk und für deſſen Eigenart in Recht, Sprache und Sitte; in dem edeln Freimut, der keine Menſchenfurcht kennt, und in der offnen Feindſchaft gegen Knechtſinn, gegen Heuchelei und Scheinweſen jeder Art; vor allem auch in dem unerſchütterlichen Vertrauen auf den endlichen Sieg des Guten in der Welt.

Friedrich Hebbel und Otto Ludwig

Von Adolf Bartels

3

enden wir uns nun der Betrachtung der Werke beider Dichter zu. Als Ganzes treten uns die Werke Hebbels ohne Zweifel ſtattlicher entgegen. Zu Gunſten Ludwigs kann man hier geltend machen, daß ſich dieſer zuerſt zum Muſiker beſtimmt glaubte; doch war er als Thüringer auch unbedingt in mancher Beziehung früher reif als der Dithmarſe, der ſich zu großer Produktion erſt mit ſechsundzwanzig Jahren wandte, da aber auch ſofort einen glänzenden Wurf that. Vorher war ein lyriſches und epiſches Schaffen gegangen, und ein ſolches leitet auch Ludwigs Dichterlaufbahn ein.

Ludwigs Lyrik will nicht allzuviel beſagen, wenn ſich auch in der von Stern beſorgten Auswahl in den Geſammelten Werken manches ſchöne Gedicht findet. Die dichteriſche Phyſiognomie Ludwigs tritt aus ihnen nicht ſcharf genug hervor, es mangelt die große Subjektivität, die allen Lyrikern erſten Ranges, ſo auch Hebbel, eigen iſt. Man wundre ſich nicht, daß ich Hebbel einen Lyriker erſten Ranges nenne; ich weiß ſehr wohl, daß er nicht als ſolcher geſchätzt wird, daß, wie man ſich gewöhnlich ausdrückt, die Reflexion in ſeinen Gedichten überwiegt. Dennoch ſind etwa drei Dutzend Gedichte da, die in ihrer eigentümlichen Größe, Tiefe, ja Schönheit und Innigkeit faſt jeden Vergleich mit einem andern Lyriker abweiſen; nur Mörike erreicht ähnliche Wirkungen, iſt freilich da meiſt friſch und hell, wo Hebbel herb und düſter iſt. Von Goethe, Uhland, Heine rede ich hier nicht; ihre Lyrik iſt ihr ganzes Weſen und ſpiegelt eine Welt, während Hebbel und Mörike als Lyriker doch nur ein beſchränktes, freilich das geheimſte Gebiet der Empfindungswelt ihr eigen nennen, auf ihm aber auch unendlich ſtark ſind. Ihre ſchönſten Gedichte ſind eine ſo innige Vermählung von Form und Empfindungsgehalt, daß ſie wie elementar erſcheinen, nicht bloß, wie bei jedem guten Lyriker, das elementare Gefühl ahnen laſſen; ſie ſcheinen oft unmittelbar aus jener Region zu ſtammen, wo Natur und Menſch, Menſch und Gott (das ſind hier ſelbſtverſtändlich nur andeutende Begriffe) zuſammenfließen. Ludwigs Gedichte dagegen weiſen zu

einem großen Teil auf bestimmte Muster hin, und die, die es nicht thun, bringen doch kaum einen wesentlichen neuen Zug zu dem Bilde des Dichters. Eine bestimmte Begabung hatte Ludwig für die Romanze, wie Hebbel für die Ballade, doch Meisterwerke wie „Der Heideknabe," „Der dithmarscher Bauer," „Die heilige Drei" finden sich unter Ludwigs Romanzen nicht.

Als Epiker dagegen steht unzweifelhaft Ludwig höher. Hebbels Erzählungen, die meist auf das Vorbild Kleists und E. T. A. Hoffmanns, teilweise auch Jean Pauls zurückzuführen sind, lassen zwar immer und überall auch die Persönlichkeit des Dichters zu Tage treten, und manche kleinen Stücke können vielleicht noch heute als Muster realistischer Nachtstücke gelten; doch sind schon Ludwigs frühere Erzählungen, die „Wahrhafte Geschichte von den drei Wünschen" und „Maria" nicht nur liebenswürdiger, sondern auch bedeutender, sie verraten ein viel größeres Erzählungstalent, und neben seinen spätern Hauptwerken, vor allem „Zwischen Himmel und Erde," darf man Hebbels beste Sachen kaum nennen, selbst wenn sich die Grundstimmung in den erzählenden Werken beider hin und wieder berühren sollte. „Zwischen Himmel und Erde" und auch die „Heiterethei" stehen meiner Ansicht nach in der deutschen Litteratur einzig da, und auch die seither auf verwandten Gebieten unzweifelhaft sehr fruchtbaren und erfolgreichen Fremden haben völlig gleiches, eine so innige Vereinigung psychologischer Meisterschaft und realistischer Darstellungskraft, die bei allem Wurzeln im Heimatboden doch das Ganze in das Gebiet des Allgemeinmenschlichen emporzuheben vermag, nicht aufzuweisen. Dabei verkenne ich die Schwächen beider Werke nicht, halte z. B. den Schluß von „Himmel und Erde" trotz Ludwigs Verteidigung immer noch für verfehlt. Für den Epiker Hebbel hat man allerdings noch das Epos „Mutter und Kind" in die Wagschale zu werfen, das auch Ludwig anerkannte, und mit dem er beweisen wollte, daß Hebbel eigentlich zum Epiker berufen sei; aber auch dieses Werk, das vielleicht die beste selbständige Dichtung im Stil von „Hermann und Dorothea" ist, hebt den Vorzug, den Ludwig als Epiker hat, nicht auf. Daß Hebbel wie Ludwig nur als Dramatiker steht oder fällt, ist trotz ihrer sonstigen Leistungen doch sicher.

Hebbel ist mit einem Dutzend Dramen, darunter einer Trilogie, vor das Publikum getreten, Ludwig nur mit zwei. Aus seinem Nachlaß sind dazu weitere vier gekommen, und endlich hat man noch eine ganze Anzahl größerer oder kleinerer Bruchstücke veröffentlicht. Auch von Hebbel giebt es eine Reihe von Bruchstücken, und wenn man aus den Tagebüchern die Dramenstoffe, mit denen er sich beschäftigte, zusammenstellte, so würde man eine kaum weniger stattliche Anzahl geplanter Werke erhalten als bei Ludwig, nur daß dieser immer gleich die Feder zur Hand hatte, wo Hebbel nur im Kopfe gestaltete. Der Beweis, daß der innere Reichtum beider Dichter gleich groß war, wäre jedenfalls nicht schwer zu führen. Vergleicht man nun die Reihe der Hebbel-

schen Werke: Judith, Genoveva, Der Diamant, Maria Magdalene, Julia, Das Trauerspiel in Sizilien, Der Rubin, Michelangelo, Herodes und Mariamne, Agnes Bernauer, Gyges und sein Ring, Die Nibelungen mit der Ludwigschen Reihe: Erbförster und Makkabäer, dazu aus dem Nachlaß: Hans Frei, Das Fräulein von Scuderi, Die Pfarrrose, Rechte des Herzens, so kann man nicht umhin, Hebbels dramatisches Schaffen im ganzen als bedeutender hinzustellen, nicht bloß der Zahl, sondern auch dem Gehalt der Werke nach. Es ist ja ein mißliches Unterfangen, Werk gegen Werk zu rechnen, aber „Maria Magdalene" und den „Erbförster" darf man sowohl ihrem innern Werte wie der durch sie bisher geübten Wirkung nach wohl gleichstellen, und die Nibelungentrilogie wiegt am Ende die „Makkabäer" auf. Setzt man nun noch die „Genoveva" gegen das „Fräulein von Scuderi," was fast schon ein Unrecht gegen Hebbel ist, den „Hans Frei" gegen den „Michelangelo," die „Pfarrrose" gegen die „Agnes Bernauer" und die „Rechte des Herzens" gegen die „Julia," so bleibt für Hebbel immer noch ein bedeutender Überschuß. Aber, wie gesagt, bei solchem Rechnen kommt wenig heraus, der Hauptunterschied zwischen beiden als Dramatikern ist, daß wir von Hebbel eine fortlaufende Kette großer dramatischer Werke haben, aus einheitlicher Weltanschauung und Lebensstimmung heraus geboren, von denen jedes eine bestimmte Stufe in der Entwicklung des Dichters bezeichnet und mit den ihm gerade zur Verfügung stehenden Kunstmitteln und der Stufe seiner jeweiligen ästhetischen Erkenntnis entsprechend als einheitliches Ganze gestaltet ist, während Ludwigs Werke mehr jedes für sich allein stehen und selbst die beiden größten noch die Spuren verschiedner Gestaltungsstufen tragen. Natürlich zeigen auch Ludwigs Werke die fortgehende Entwicklung des Dichters, aber in weit höherm Grade als bei Hebbel kann man bei ihm von dichterischem Experimentiren reden, und während Hebbels Lebenswerk ein geschlossenes Ganze bildet, ist das Ludwigs unbedingt ein Torso. Das schließt natürlich keinen Vorwurf ein. Hebbel war nicht weniger gewissenhaft als Ludwig, aber er hatte die größere künstlerische Entschlossenheit; auch lebte er mehr mit der Zeit und mit den Menschen als Ludwig, der die Einsamkeit vielleicht zu sehr liebte und im Grunde ein zeitloses höchstes Drama in der Höhe des Shakespearischen erstrebte, während Hebbel das Drama seiner Zeit zwar nicht schaffen *wollte* — er verwahrte sich einmal heftig gegen die ihm zugeschobne Absicht, mit Bewußtsein auf die Schaffung einer neuen Weltanschauung auszugehen —, aber sich doch bewußt war, etwas ähnliches zu thun, und mit gutem Recht. Ludwig hat ihm daraus einen Tadel gemacht: „Überhaupt sind die Hebbelischen Figuren, weil sie nicht Naturvermögen, wie die Shakespeares, sondern Denkarten darstellen, Lebensanschauungen, epischer Art, weil seine Probleme mehr kulturhistorische als psychologische sind. Die Leidenschaft ist an sich theatralisch und dramatisch, theatralisch durch ihre Energie, dramatisch, weil sie eine Entwicklung hat, tragisch, weil sie sich ein Schicksal bereitet, das

des Menschen eignes ist, während das Schicksal bei Hebbel mehr ein Ergebnis der Zeit ist, in der seine Menschen leben, als das ihres eignen Thuns. Sie leiden nicht, was ihre eigne Natur, sondern was die Denkart der Zeiten ihnen auferlegt, die in ihnen handelt. In seiner Vorrede zu »Maria Magdalene« wird das klar als seine Meinung vom Tragischen, in seinem Wort über das Drama noch mehr. Nicht mehr die verschiednen Naturen, sondern die verschiednen Denkarten werden in Konflikt zusammengebracht. Diese Maxime wird gewiß dem Gehaltreichtum des Dramas förderlich, aber ebenso gewiß seiner eigentlichen dramatischen Wirkung schädlich sein. Ein Charakter prägt sich theatralischer und unmittelbarer aus als eine Denkart. Die Gesichtspunkte sind hier die wahren Personen, die Figuren bloße Träger, bloße Figuranten. Eigentliche Menschendarstellung würde hier nur nebenbei und von außen kommen, während sie bei Shakespeare das Zentrum, der Zweck seines Schaffens sind.“ Sicherlich ist in diesen Ausführungen eine gewisse Wahrheit, aber was Ludwig tadelt — von der Übertreibung, daß Hebbel bloße Figuranten gebe, abgesehen —, ist vielleicht Hebbels Vorzug. Ludwig übersieht eben, daß wir heute die Menschen anders sehen, als wie sie Shakespeare sah, daß wir die „eigne Natur“ nicht als etwas ein für allemal Gesetztes betrachten, daß wir den Menschen als Produkt seiner Zeit und seines Volks begreifen wollen, und daß uns daher ein Dichter, der die Denkart der Zeiten, die aber selbstverständlich mehr ist als alle Tagesmeinungen, ja als die sogenannte Weltanschauung, in seinen Menschen wirklich verkörpert, viel näher steht als ein andrer, der in Shakespearischer Weise Leidenschaft und Schicksal in das naturnotwendige Verhältnis setzt. Die eigentliche Menschendarstellung braucht bei der Hebbelschen Weise nicht Nebensache zu werden; denn nur insofern die Denkart der Zeiten wirklich Fleisch und Blut in einem Menschen geworden ist, hat sie natürlich ein Recht auf Darstellung; nur das Schicksal der Menschen erscheint, wie Ludwig auch richtig empfindet, in andrer Beleuchtung, die Schuld wird fast aufgehoben — fast, nicht ganz —, die Tragik aber wächst ins ungeheure, nicht nur sein eignes Wesen, sein Dasein beinahe büßt der Mensch. Hebbels Drama, das ist kaum zu bezweifeln, bezeichnet eine neue Entwicklungsstufe nicht bloß des deutschen Dramas, sondern des Dramas überhaupt, er hat, wie sich J. Collin in dem Aufsatze „Die Weltanschauung der Romantik und Friedrich Hebbel“ (Grenzboten 1894, Heft 5) ausdrückt, „aus dem griechischen Drama und dem Shakespeares ein Mittleres gewonnen und die einander widerstreitenden Anschauungen der Klassiker und der Romantiker zu vereinigen gesucht,“ aber nicht auf dem Wege des Experiments, sondern aus seiner Natur und der Denkart seiner Zeit, die auch noch die unsrige ist. Ludwig ist als Dramatiker Shakesperianer, und mit seinem besten Werke erreicht er annähernd die Wirkungen Shakespeares; das Neue und Fortwirkende steckt bei ihm in der unvergleichlichen Sicherheit und Frische bei der Gestaltung des Details, das, soweit es der Wirklichkeit

entstammt, kein Dichter höhern Ranges vor ihm so unmittelbar zu rein dichterischen Zwecken verwendet hatte. So könnte man Ludwig den Vater des modernen Realismus, ja des Naturalismus nennen, wenn seine Nachfolger nicht leider die rein dichterischen Zwecke vielfach gänzlich aus den Augen verloren hätten.

Wir wollen nun an die einzelnen dramatischen Werke der beiden Dichter gehen und ihre Bedeutung festzustellen versuchen. Dabei sollen uns die Kritiken Ludwigs über Hebbelsche Dramen leiten. Die „Judith" und die „Genoveva" hat Ludwig nicht besprochen, aber er hat eine „Genoveva" geplant. Hebbel selbst hat seine beiden Erstlingswerke als Kraft- und Talentproben bezeichnet, aber sie sind unbedingt mehr, sie sind trotz ihres eigentümlichen Sturms und Dranges doch reife Produkte, die alle das Drama Hebbels bezeichnenden Eigenschaften aufweisen. Im Vordergrunde seines Schaffens, soweit es bewußt war, stand ihm immer die Idee, die aus dem Werke selbst in voller Klarheit herauszutreten hatte, und alle Ideen Hebbels gehen darauf aus, „die Selbstkorrektur der Welt, die plötzliche und unvorhergesehene Entbindung des sittlichen Geistes," oder kürzer, das Notwendige als sittlich aufzuzeigen. Er erreicht das auch meist, aber ein Vergnügen ist eine solche Hebbelsche Tragödie nicht; unmittelbar aus dem doch notwendigen Individualisirungs-, Vereinzelungsdrang des Menschen, also beinahe aus seiner Existenz (denn Herdentiere sind keine Menschen) entspringt die Schuld, und mag sie groß oder klein sein, die sittliche Harmonie ist gestört, es entsteht eine Kette des Unheils, bis das das Weltgesetz vertretende Rad des Schicksals den notwendigen Anstoß empfängt und, den Menschen zermalmend, alles wieder ins gleiche bringt. Nun kann aber der Dichter natürlich den Menschen nicht unmittelbar mit dem Weltgesetz, das ja keine reale Macht ist, zusammenstoßen lassen, er setzt also, wie die andern Dichter auch, zwei Menschen in ein Verhältnis zu einander, und dann tritt als die Folge der Hebbelschen Grundanschauung hervor, daß beide Recht haben, es entsteht ein unlösbarer Konflikt, an dem sie beide zu Grunde gehen, wenn sie auch nicht immer gleich sterben. Hebbel kennt also die gewöhnliche Versöhnung nicht, aber in der Selbstkorrektur der Welt, in der unbedingten Notwendigkeit, die bei ihm die Welt und ihr Abbild, das Drama, beherrscht, liegt allerdings etwas Versöhnendes, wenn auch nicht für schwächliche Naturen. Die Unerbittlichkeit Hebbels, die Schärfe und Feinheit im Ausgestalten seiner Konflikte haben vor allem die Anerkennung seiner Werke, die bis ins einzelste treu aufzufassen auch dem geübten Kunstverstande manchmal schwer fällt, soviel Mächtiges und Packendes für die unmittelbare Empfindung sie andrerseits wieder haben, oft verhindert; dennoch kann man sein Wort: „Wo Wunden noch zu heilen sind, da hat die Tragödie nichts zu suchen," zur Schärfung des ästhetischen Gewissens unsrer Zeit nicht genug wiederholen. Die „Judith" steht schon völlig unter der tragischen Grundidee Hebbels. Ein Weib wird

berufen, ihr Volk zu retten; sie vollbringt es, aber, menschlicher Natur gemäß, aus persönlichen oder doch mit aus persönlichen Beweggründen und vernichtet sich dadurch innerlich selbst. Es war jedoch nie Hebbels Weise, sogenannte Ideen- oder gar philosophische Dramen zu schreiben, er wußte, daß er volles Leben zu gestalten hatte, und es ist keine falsche Empfindung so vieler unsrer Litteraturgeschichtschreiber, wenn sie Hebbel und Ludwig als „Charakterdramatiker" zu unsern Klassikern und dem zu ihnen gehörigen Grillparzer in Gegensatz stellen; so ist auch die „Judith" ein Charakterdrama. Man mag die Heldin eine pathologische Figur nennen, man mag über den Holofernes spötteln, dem Eindruck dieser beiden Gestalten kann sich auch heute noch niemand ganz entziehen; und nimmt man dazu die energische, an großartigen Situationen reiche Handlung, das „brennende" Kolorit des Dramas, die einzig zur Anschauung gebrachte Atmosphäre eines merkwürdigen orientalischen Volkstums, so erscheint das Werk doch als eins der drei oder höchstens vier Dutzend deutscher Dramen, die die Bürgschaft einer über ihre Entstehungszeit bedeutend hinausgehenden Dauer in sich tragen.

Die „Genoveva" steht nicht ganz auf der Höhe der „Judith," aber von den deutschen Gestaltungen des Stoffs ist es doch wohl die bedeutendste, und es ist fraglich, ob sie Ludwig übertroffen hätte. Ludwig wollte aus dem Charakter Golos, auf den er anfangs wie Hebbel und wohl nach Hebbel den Nachdruck legte, die Grübelei und dann die Passivität der Heldin wegschaffen; damit hätte er aber den Charakter der Heldin einfach zerstört, wie denn überhaupt die bewegliche Phantasie Ludwigs den Gestalten der Volkssage wie der Geschichte gegenüber viel weniger Pietät bewies als Hebbel (man vergleiche die „Agnes Bernauer"). Die Idee der „Genoveva" ist: die in die Welt getretne Schönheit und Reinheit reizt, als sie sich irdischer Liebe empfänglich zeigt, das Begehren der frischen Jugend und führt sie nach und nach zu Verbrechen und Untergang, muß aber dafür selbst einen langen Marterweg durchmachen. Auch die „Genoveva" hat die Vorzüge guter Charakteristik und einheitlichen Kolorits, aber ihr Bau ist nicht so gut wie der der „Judith," es fehlt auch der fortreißende Zug. Einzelne Szenen hat man wiederholt mit zu dem schönsten gerechnet, was in deutscher Sprache geschrieben worden sei.

Über die „Maria Magdalene" hat Ludwig geurteilt, mit zehn Zeilen hat er das Werk abgethan. „Die »Maria Magdalene« Hebbels, in mancher Hinsicht sehr lobenswert, leidet daran, daß die Kälte des rechnenden Dichters, dem die Persönlichkeiten Zahlen waren, auf seine Personen überging." Das ist der Vorwurf, der Hebbel so oft, nicht bloß von Ludwig gemacht worden ist, sicherlich nicht nur eine Ungerechtigkeit, sondern auch eine Verkehrtheit. Hebbel selbst hat gesagt, daß Kunstwerke nicht errechnet werden, und man kann bei ihm immer annehmen, daß seine theoretischen Aussprüche seiner Praxis entstammen. Aber man sehe nur einmal die Personen der „Maria Magdalene"

an, sehe, ob sie Hebbel Zahlen gewesen sein können, Meister Anton, der so manches aus des Dichters Natur, seine Härte wie seine Weichheit, wiederspiegelt, die rührende Gestalt der Mutter, Klara vor allem, die durch und durch von warmem Lebensblut getränkt ist, der Sekretär, selbst der leichtsinnige Karl! Solche Gestalten schafft man nicht ohne künstlerische Wärme, und hat man sie geschaffen, so geht man mit ihnen nicht wie mit Zahlen um. Ich habe in der „Maria Magdalene" niemals das heimlich anwesende Mitgefühl des Dichters mit seiner Klara vermißt, die so namenlos hart aus der Welt hinausgedrängt wird, und wie mir, wird es jedem ergehen, der nur die beiden ganz einzigen kurzen Monologe der Klara ohne Voreingenommenheit auf sich wirken läßt. Von den unzweifelhaft dem Gemüte des Dichters entstammenden heimatlichen Zügen in der „Maria Magdalene" habe ich schon gesprochen. Es ist aber überhaupt eine falsche Annahme, daß der Dichter den tiefsten Schmerz darstellen könne, ohne selbst ergriffen zu sein, das Schaffen ist auf alle Fälle eine Art Wiederdurchleben, mag die vorwärtstreibende Bildkraft auch nicht ein langes Verweilen und ein Vertiefen in die einzelnen Empfindungen erlauben, die dafür in ihrer ganzen Stärke gewissermaßen latent dasind. Hebbels Schärfe und Unerbittlichkeit, das gelegentliche Auftauchen nicht ganz überwundner Reflexion in seinen Dramen, vor allem die Härte seiner nordischen Natur, die überhaupt den Schmerz lieber erstarren als den natürlichen Ausweg in der Klage nehmen läßt, haben das Gerede von seiner Kälte aufgebracht, während doch ein schärferer Beobachter die geheimen Spuren tiefen Leids auch in der Seele des Dichters nirgends verkennen kann. Weiter sagt Ludwig in seiner Kritik: „Der Dichter schließe menschlich mit dem Todesurteile, damit ist das Reich des Tragischen aus; die vergeblichen Windungen und Krümmungen des gewissen Opfers sind nicht mehr tragisch, sind gräßlich und passen nicht für die edelste Gattung der Poesie, sondern sind für die Leierorgel der Bänkelsänger. Der Dichter ist der Richter, nicht der Henker." Einem Hebbel mit der Leierorgel der Bänkelsänger zu kommen, und zwar bei Gelegenheit der „Maria Magdalene," ist doch ein wenig stark. Aber auch von diesem übertriebnen Ausdruck abgesehen, die Ausführungen Ludwigs treffen Hebbels Drama nicht. Es ist nicht nur das Recht, sondern die Pflicht des Dichters, seinen Charakter in eben den Situationen zu zeigen, wo sich sein Wesen am reinsten offenbart, und um die Größe der Klara darzustellen, war es allerdings nötig, sie jene vergeblichen Windungen und Krümmungen, von denen Ludwig redet, die sich jedoch in der Hauptsache auf eine, die Demütigung vor dem verhaßten Verführer beschränken, durchmachen zu lassen. Das zertretne Weib wirkt zunächst freilich nicht erhebend, aber es ist doch am Ende etwas Gewaltiges, wie es sein Schicksal auf sich nimmt, und der Geist tragischer Notwendigkeit waltet ganz gewiß von Anfang bis zu Ende in der „Maria Magdalene." Auch ist Hebbel nichts weniger als ein Henker, freilich auch kein Richter, sondern eben nur ein

Dichter, der den Mut der äußersten Konsequenz hat und sein Weltbild ganz ausrundet. Ein Weltbild aber ist die „Maria Magdalene," sie giebt die typische Kleinstadt der vormärzlichen Zeit und predigt, indem sie den tragischen Kampf des harten Sittengesetzes, das den Lebensnerv des alten Geschlechts bildet, mit den Anschauungen einer neuern, mildern, aber noch nicht klar gewordnen Zeit darstellt, aufs eindringlichste Liebe und Barmherzigkeit. Das Stück hat immer viel Gegner gehabt, da man den Fall Klaras ohne Liebe als häßlich empfindet; aber man vergißt, daß Hebbel in seinem Streben nach einer ganz tragischen Erscheinung und einem echten Konflikt eine minderwertige sinnliche Frauennatur nicht brauchen konnte, übrigens den Fall aus der Natur der Tochter Meister Antons heraus, die eben auch ihre Folgerungen zu ziehen gewohnt ist, wie aus der Situation hinreichend erklärt. Das Werk hält nicht bloß dem Kunstverstande, sondern auch der Prüfung auf wahren Lebensgehalt Stand und ist immer noch die beste bürgerliche Tragödie der Deutschen. Das wird auch die Betrachtung der in diese Gattung fallenden Stücke Ludwigs zeigen, auf die das Beiwort „gräßlich" viel eher paßt als auf Hebbels herbes und düstres, aber von aller grausamen Willkür freies Trauerspiel.

Von dem „Fräulein von Scuderi" Ludwigs braucht man bei einer Musterung seiner Werke nicht allzuviel zu sagen. Es ist der großartige Versuch der Dramatisirung einer Novelle, der in der Hauptsache mißlungen ist, aber doch einen bedeutenden Charakter darstellt, den Goldschmied Cardillac, den Ludwig über sein Vorbild in der Novelle Hofmanns durch Vertiefung des Dämonischen und Einführung eines stark „sozialistischen" Zuges weit emporgehoben hat. Nur beiläufig erwähne ich, daß der Sozialismus in seinen Anfängen auch Hebbel nahetrat, wie Briefe und Tagebücher und später ja auch eine Reihe Dramen zeigen. Ludwigs „Pfarrrose" wie die „Rechte des Herzens" sind unzweifelhaft poesievolle, teilweise vortrefflich charakterisirende Werke mit zarten und weichen, zugleich auch volkstümlichen Farben und Tönen, wie sie Hebbel nicht zur Verfügung standen, aber wirkliche Tragödien sind sie nicht, sondern Intriguenstücke mit starker Beimischung einer theatralischen Romantik, die oft wahrhaft gräßlich wirkt. Eine bestimmte Sicherheit in der Menschendarstellung beweist er schon in diesen Werken, manche realistische Züge sind meisterhaft, aber das typische Gepräge der Hebbelschen haben Ludwigs Menschen noch nicht und sind von der Denkart der Zeiten sehr wenig berührt, woraus sich zwar einige Vorzüge, aber auch einige Nachteile ergeben. Die „Pfarrrose" verrät den Einfluß Tieckscher Novellen, die „Rechte des Herzens" sind selbständiger, schweben aber dafür auch mehr in der Luft, wie denn z. B. das Polentum fast nur dekorativ ist. Für die Entwicklung unsrer Litteratur bedeutet keines der drei Stücke etwas, aber um die Entwicklung Ludwigs zu erkennen, sind sie freilich unentbehrlich.

Dann kommt der „Erbförster," die große „Tragödie der Irrungen," wie

man das Werk nennen könnte. Trotz allem, was die Bewunderer Ludwigs sagen, ist es eine Schicksalstragödie, wenn dies Wort ein Werk bezeichnet, in dem Ursachen und Wirkungen nicht in dem richtigen Verhältnis zu einander stehen und den Charakteren alles mögliche in den Weg geworfen wird, damit sie darüber stolpern. Hebbels „Maria Magdalene" giebt ein bestimmtes Grundverhältnis, das keine Macht der Erde zu verrücken vermag, Ludwigs Werk erwächst durchaus nicht aus den Verhältnissen, weder aus den allgemeinen, noch aus den besondern, obwohl der Dichter durch die Andeutung der auflösenden Tendenzen der Zeit, in der sein Werk spielt, das erstere glauben machen will, sondern allein aus dem Charakter des Erbförsters, es erwächst ferner aus diesem nicht mit voller innerer Notwendigkeit, sondern nur durch eine künstliche Herbeiführung von Situationen, die oft ein einziges anders gesprochnes Wort völlig umwerfen könnte, wenn nur ein einziger Mensch in dem Werke wäre, der, wie es doch im Leben stets der Fall zu sein pflegt, ein einzigesmal vernünftig handelte. Die Undeutlichkeit des Opfertodes der Förstertochter, gegen die sich Ludwig selbst verteidigte, spielt dem ganzen Gewebe der Mißverständnisse gegenüber gar keine Rolle, und die realistischen Motive, auf die sich der Dichter etwas zu gute thut, sind eigentlich keine Motive, da ihnen nicht das Gesetz der Kausalität, sondern nur eine Art Wahrscheinlichkeitsrechnung zu Grunde liegt. Und es ist eine verwünschte Wahrscheinlichkeit, die annimmt, daß ein gelber Gewehrriemen in der Dämmerung erkannt wird, der Mensch, der das Gewehr trägt, aber nicht. Nach dieser Richtung hin ist Ludwig Vorläufer eines Gerhart Hauptmann, dessen Motivirung auch überall schwach erscheint und schwach sein muß, weil sie den unzweifelhaft vorhandnen Zusammenhang zwischen Menschen und Dingen mißachtet und kein natürliches Wechselspiel der Kräfte herzustellen vermag. An seine Stelle tritt der Zufall, der auch im Drama vielleicht nicht ganz auszuschließen ist, da der Schein wirklichen Lebens zu wahren ist, aber der in ihm nie als deus ex machina erscheinen darf. Im „Erbförster" spielt ein Bibelspruch eine große Rolle, er bestimmt den Erbförster zum Mord. Ludwig sagt, es sei das im Wesen des Instinktmenschen begründet, da der Spruch seiner Rachsucht entgegenkomme. Sehr richtig. Aber die Wahrscheinlichkeit, daß des Försters Tochter, die durch Bibellesen die Lektüre eines Briefs zu verbergen strebt, gerade den Spruch treffe, dessen der Dichter bedarf, ist allzu gering, man merkt die Absicht und wird verstimmt, nicht bloß unser Verstand, auch unser Gemüt empört sich gegen diesen Realismus. Der Verstand wird etwa sagen: Da in einem christlichen Hause nicht das Alte, sondern hauptsächlich das Neue Testament gelesen wird, ein Buch aber da aufgeht, wo man es stark benutzt, so ist die Wahrscheinlichkeit, daß etwas aus dem Neuen Testament getroffen wird, größer; ja er geht noch weiter und sagt: Der Förster hat einmal die Christenlehre besucht, und er müßte einen sehr schlechten Schulmeister gehabt haben, wenn ihm nicht

gerade bei Gelegenheit des Spruchs „Auge um Auge, Zahn um Zahn“ die entgegengesetzte christliche Lehre eingeprägt worden wäre; diese muß ihm trotz seiner Erregung in den Sinn kommen. Doch genug von diesen durch Spitzfindigkeit hervorgerufnen Spitzfindigkeiten, das Gemüt lehnt sich einfach gegen eine derartige realistische Motivirung auf, zumal beim Drama, es will die Charaktere nicht bloß ihrer Natur gemäß handeln, es will sie auch nicht ohne Not zum äußersten schreiten sehen, und mit Recht. Temperament und Stimmung in allen Ehren, aber der tragische Held erfordert Verantwortlichkeitsgefühl. Das Drama braucht ein festes Grundmotiv, aus dem die andern Motive natürlich hervorwachsen, der Zufall spielt nur zwischendurch. Aber wenn das auch beim „Erbförster“ fehlt, er ist dennoch ein wunderbares Werk, alles, was zur Charakteristik gehört, ist tadellos, das Zuständliche mit einer Wärme, Liebe und Treue gegeben, die fast einzig dasteht in der deutschen Litteratur, und dadurch auch eine Grundstimmung wachgerufen, die von Anfang bis zu Ende mit immer erneuter Stärke wirkt. Es giebt auch in der darauf hinarbeitenden neuesten Litteratur kaum ein Werk, das die Heimatluft des Verfassers in so starkem Grade durchzöge. Zwar die Kleinstadtatmosphäre der „Maria Magdalene“ läßt auch nichts zu wünschen übrig, vieles versetzt einen nach Wesselburen, doch ist da immerhin so etwas wie ein mittlerer deutscher Durchschnitt erstrebt, und die Wärme und Innigkeit Ludwigs ist nicht erreicht. In der Stärke der Gestalt des Erbförsters als Thüringer Waldnatur liegt aber auch wieder eine Schwäche, man hat doch mit Menschen und nicht mit Bäumen zu leben, sein Eigensinn und seine Beschränktheit heben seine tragische Stellung auf, Meister Anton, der schroffe Vertreter der kleinstädtischen „Denkart,“ steht uns menschlich näher und ist uns bei aller Starrheit sympathischer. Und nicht bloß er, alle Menschen der „Maria Magdalene“ stehen im hellen Lichte des deutschen Tags, stehen darin vielleicht für alle Zeiten, sodaß, wenn gefragt werden sollte, wer den Blick für die Wahrheit des Lebens im ganzen, für den Grund und Kern aller menschlichen Dinge in höherm Maße habe, die Entscheidung doch wohl für den Dichter der „Maria Magdalene“ ausfallen würde.

Hebbels „Julia“ ist von Otto Ludwig vortrefflich, streng gerecht nach Vorzügen und Fehlern beurteilt worden, leider aber hat er dann sein Urteil verallgemeinert und fortan gerade in diesem Werke das für Hebbel charakteristischste gesehen. Aus der Vorrede zur „Julia“ stammt der „Totenkopf,“ den Hebbel den leichtsinnigen Schmausern seiner Zeit auf den Tisch gesetzt wissen wollte, und der ihm dann so oft vorgerückt worden ist, auch von Ludwig, in der Besprechung von „Mutter und Kind“ z. B., wo sich dieser zu der Behauptung versteigt, daß all das Schöne des Gedichts nur Mittel und der Totenkopf Zweck des Ganzen sei. Glücklicherweise wissen wir genau, daß der Dichter von vornherein das hohe Lied der Mutterliebe zu singen im Sinne

hatte. Erst unsrer Zeit war es vorbehalten, das Hinstellen des Totenkopfs als die Aufgabe einer ganzen Litteratur, die sich die naturalistisch-soziale nennt, zu predigen. Sozial ist freilich auch schon Hebbels „Julia," und noch mehr das „Trauerspiel in Sizilien," das in wenigen Gestalten eine ganze verkommne Gesellschaft zu charakterisiren übernimmt, aber keins dieser Werke ist naturalistisch, wie denn Hebbel überhaupt dem Naturalismus nicht so nahe gekommen ist wie Ludwig, auch den Realismus nur in das Psychologische setzte und dem ältern Realismus der Dickens, Auerbach, Freytag u. s. w., dessen Vorzüge Ludwig nicht verkannte, keinen Geschmack abgewinnen konnte. Im ganzen ist die soziale Periode Hebbels, wenn man von der nur halb hierher gehörigen „Maria Magdalene" absieht, ohne reife Frucht geblieben, aber sie birgt Keime, die ein halbes Jahrhundert später zur Entfaltung kamen.

Mit „Herodes und Mariamne" beginnt die letzte, großartigste Periode von Hebbels Schaffen, er wendet sich vom sozialen dem historischen Drama großen Stils zu, ohne darum den Boden der Gegenwart unter den Füßen zu verlieren. Hebbels Makkabäerstück ist von Ludwig nicht besprochen worden, vielleicht deshalb nicht, weil er dann nicht umhin gekonnt hätte, das Verhältnis seines eignen dazu darzulegen. Meiner Überzeugung nach, die allerdings durch nichts äußeres gestützt wird, hat Ludwig Hebbels Arbeit, die 1850 erschien, gekannt, ehe er an die letzte Gestaltung seiner „Makkabäer" ging, und der Einfluß Hebbels ist vielleicht sogar im einzelnen nachzuweisen, in einigen echt Hebbelschen Wendungen z. B.*) Nirgends aber zeigt sich auch die Verschiedenheit der beiden Dichter deutlicher als hier. Bei Hebbel haben wir zunächst wieder eine große Idee, die J. Collin so zusammenfaßt: „Der Mensch (Herodes) spielt in seiner Vermessenheit die Rolle der Vorsehung und vergeht sich zugleich gegen das Grundrecht des Menschen (indem Herodes die geliebte Mariamne aus Mißtrauen unter das Schwert stellt). Gott straft ihn durch den Verlust des Liebsten (der Mariamne) und eröffnet dabei die Aussicht, daß er das noch verlieren werde, was er noch festhält (die Krone)." Dann aber enthält die Tragödie auch die Darstellung eines echt menschlichen ewigen Verhältnisses, das zweier Menschen, die sich heiß lieben, und die doch nicht zusammenkommen, weil der Liebe das Vertrauen fehlt, und zweier großen Charaktere, eines großen Herrschers, der in der Herrschaft noch nicht festsitzt, und eines vornehmen, stolzen Weibes aus dem verdrängten Herrscherhause. In gewisser Hinsicht ist „Herodes und Mariamne" Hebbels bedeutendstes Werk, von gewaltiger Leidenschaft und von großartiger geschichtlicher Anschauung erfüllt. Dennoch stelle ich Ludwigs „Makkabäer" trotz ihrer bekannten Schwächen:

*) Doch wird es am Ende auch genügen, wenn man bei Ludwigs „Makkabäern" die „Judith" in Anrechnung bringt. Professor Stern, den ich befragte, sagte mir, Ludwig habe „Herodes und Mariamne" nur aus Berichten gekannt.

des Mangels einer einheitlichen Idee, des Wechsels mit den Helden, der weniger bedeutenden geschichtlichen Perspektive, der Abhängigkeit von Shakespeare, in mancher Beziehung höher. Die Situationen sind meist schlichter und reiner und daher schlechtweg poetischer, das Heldentum Judas ist fast von aller Überhitztheit frei, Lea wächst zu gewaltiger Größe auf, wenn sie auch keine sympathische Gestalt ist. In den „Makkabäern" weht heroische, in „Herodes und Mariamne" Decadenceluft, und wenn das auch für keinen der beiden Dichter Lob oder Tadel bedeutet, so bestimmt es doch wenigstens den Wert der beiden Dramen für die Bühne. Hebbels Werk ist unbedingt selbständiger, vielleicht auch genialer als das Ludwigs, den philosophischen und geschichtlichen Sinn Hebbels hat Ludwig in geringerm Grade (wie denn z. B. die Römerszene Ludwigs gegen das letzte Gespräch Mariamnes mit dem Römer Titus nicht viel bedeutet), auch geht Hebbel stets energischer auf sein Ziel los; daß sich ihm der Schwerpunkt eines Stücks im Laufe der Arbeit verrückt, wie es bei Ludwig wohl geschieht, ist fast undenkbar. Dennoch, wenn man ein bestimmtes Maß dichterischer Vollkommenheit, harmonischer Größe und Schönheit verlangt, so wird man das eher in Ludwigs Drama finden, als in dem Hebbels, dem der trüb-leidenschaftliche, subjektive Untergrund nicht fehlt. „Die mächtigste und innerlich lebensvollste historische Tragödie, die seit 1830 gedichtet worden ist," nennt Adolf Stern die „Makkabäer"; man thut Hebbel doch vielleicht Unrecht, wenn man das so geradezu ausspricht, aber die Tragödie, die sich in der Wirkung denen Shakespeares am meisten annähert, nenne ich Ludwigs Werk getrost, wobei ich nur nicht zu vergessen bitte, daß Hebbel mit Bewußtsein von vornherein über Shakespeare hinausgestrebt und in der That ein Drama geschaffen hat, das zwar nicht vollendet ist, aber die Vollendung durch einen Spätern, Größern vielleicht hoffen läßt.

Die „Agnes Bernauer" hat Ludwig Hebbels schwächstes Stück genannt und behauptet, daß es kalt lasse. Ihn selbst hat es wohl wirklich kalt gelassen; denn er hat sich mit dem Stoffe so viel befaßt, daß er von einem ihn behandelnden Stücke eine unmittelbare Wirkung schwerlich mehr empfangen konnte. Überhaupt möchte man ihm manchmal das Hebbelsche Epigramm entgegenrufen:

Wünsche dir nicht zu scharf das Auge; denn wenn du die Toten
Unter der Erde erst siehst, siehst du die Blumen nicht mehr.

Doch mußte ihn, die weichere Natur, auch die starre Betonung des Rechts der Staatsgewalt durch Hebbel verletzen. „Ist es die Aufgabe der Tragödie, fragte er, unserm Verstande zu erklären, was unserm Verstande wehe thut, was unsrer Sinnlichkeit gleichgiltig bleibt?" Nun, ich denke, wir fühlen doch mit der Agnes, die Hebbel so schlicht und innig hingestellt hat, wir fühlen auch mit dem Herzog Ernst, „der das Schrecklichste thun zu müssen glaubt."

Dafür ist unter andern Friedrich Vischer ein klassischer Zeuge. Indem Ludwig nun auch noch den Bau des Stückes tadelt, begegnet ihm etwas, was man kaum für möglich halten sollte. Er sagt: „Am Leben des Sohnes Wilhelms hängt die Katastrophe. Wenn wir das nur früher wüßten! Wir erfahren es erst, als der Sohn Wilhelms tot ist.“ Aber dem ist nicht so; wir erfahren es zuerst im Anfang des zweiten, dann noch am Schluß des dritten Aktes, wo dieser Sohn Wilhelms zum Thronfolger ausgerufen wird, der Tod aber tritt erst im vierten Akte ein. Wie war ein solcher Irrtum möglich? Unrecht hat Ludwig auch, wenn er den Epigrammatismus der Sprache in der „Agnes Bernauer“ tadelt, Unrecht, wenn er in einem Atem damit behauptet, daß Hebbels Personen in der „Agnes“ nur sprächen, um ihre dialektische Kunst zu zeigen. Gerade diese Schwächen Hebbels sind in der „Agnes“ in der Hauptsache überwunden, das Detail ist zwar immer noch knapp, aber so frisch, daß Kenner des Volkes wie Klaus Groth den Zauber der Volksszenen hervorgehoben haben. Und dann wieder die alte Anklage der Kälte! Nie ist Ludwig ungerechter gegen Hebbel gewesen als bei dieser Kritik über die „Agnes.“ Ich finde selbst den letzten Entwurf Ludwigs forcirter als Hebbels Drama, das mir in seiner knappen und schlichten Weise dem deutschen Volkscharakter sehr glücklich zu entsprechen scheint und heute, wo man ernstere Anschauungen von der Gewalt und Bedeutung des Staates hat als in der schlappen Reaktionsperiode, vielleicht sogar auf Bühnenerfolg rechnen könnte.

Aber während nun Hebbel mit „Gyges und sein Ring“ und der Nibelungentrilogie die Höhe erreichte, ging es mit Ludwig, der, nachdem er noch seine großartigen Erzählungen geschrieben hatte, zum Teil durch die Schuld seiner Körperzustände in sein unglückliches Shakespearestudium hineingeraten war, immer mehr bergab. Nicht, daß ich sein Marino Falieri-, sein Tiberius Gracchusfragment unterschätzte, aber daß sie für unsre Litteratur besondre Bedeutung hätten, kann ich mit dem besten Willen nicht sehen. Gerade in dieser letzten Zeit bildete sich der Gegensatz zwischen Hebbel und Ludwig in voller Stärke aus, obwohl Ludwig gegen Hebbels Praxis milder wurde. Er sagte einmal zu Lewinsky, dem Wiener Burgschauspieler: „Die dramatische Kunst besteht in der völligen Durchdringung von Dichtkunst und Schauspielkunst, und zwar zu gleichen Teilen; dieses große Ziel hat nur einer erreicht — Shakespeare,“ und so suchte er von Shakespeare die Technik des Dramas zu lernen, die in diesem Sinne allerdings mehr ist als das dramatische Handwerk. Hebbel hat immer an der Anschauung festgehalten, daß Shakespeare dem deutschen Theater Arznei bleiben müsse, nicht Speise werden dürfe, und so konnte auch ein Shakespearisches Drama nach Shakespeare nicht sein Ideal sein. Ihm war jede künstlerische Schöpfung eine Naturthat, die freilich auf Gesetzen beruhe, die aber keines Reflektirens des Dichters über diese Gesetze bedürfe, sondern deren unmittelbares Produkt sei. Und so hat er sich denn

auch niemals an die Stelle des Schöpfungsakts die Uhrmacherkunst setzen lassen und die tyrannische Gewalt des schöpferischen Gedankens über den eignen Erzeuger ruhig geduldet, während Ludwig mit all seiner Erkenntnis, seinem ewigen Belauschen, ja Überwachen und Dirigiren des poetischen Spinnens zuletzt fast zur Selbstzerstörung gelangte. Die Shakespearestudien Ludwigs sind ein phänomenales Werk, aber wehe dem Dichter, der ihrer bedarf! Hebbel war in seiner Weise auch ein reflektirender Dichter, er hat den sogenannten naiven Dichter unter dem Bilde von Bileams Esel verspottet, aber den eigentlichen Schöpfungsprozeß hat er sich niemals selbst zerstört, hat dem glücklichen Augenblick, der Fülle und Ganzheit der Stimmung mehr vertraut als allen ästhetischen Theorien und so gerade in seinen beiden letzten Werken das Vollendetste hingestellt, was er geschaffen hat, in „Gyges und sein Ring," wo Idee, Charakteristik, tiefe Symbolik und reinste Stimmung in wunderbarer Form zusammenfließen, und in den „Nibelungen," die den dramatischen Schatz des deutschen Liedes in der That heben, wie viel auch die Schulästhetiker und die Wagnerianer an ihnen aussetzen mögen. Was Ludwig zu Lewinsky sagte, daß aus dem Nibelungenstoffe ein wahres Drama nie entstehen könne, weil ein ganzes Volk Held sei, könnte man mit demselben Recht von den Makkabäern sagen, und Charaktere wie Hagen und Brunhild, Siegfried und Kriemhild gegenüber erscheint es ziemlich anfechtbar; jedenfalls haben die Nibelungen Szenen von einer dramatischen Großartigkeit, wie man sie in Ludwigs Meisterwerk nicht anders findet, und zum Schluß der Tragödie erhebt sich Kriemhild wohl noch über die Lea Ludwigs hinaus, wenn auch der Vorgang des tragischen Erstarrens bei beiden Weibern derselbe ist. Nicht unserm künstlerischen, aber unserm menschlichen Interesse steht die gewaltige deutsche Nibelungentragödie näher als die jüdische Ludwigs.

Endlich sei noch über die Prosaschriften der beiden Dichter einiges gesagt. Sie gehören mit Ausnahme einiger Reisebriefe Hebbels dem ästhetischen und kritischen Gebiete an. Ludwigs Shakespeare- und Romanstudien würden, wenn sie abgeschlossene Form gefunden hätten, Werke sein, die bei allen Kulturvölkern ihresgleichen suchten; in der tagebuchartigen Form, in der sie vorliegen, bilden sie nur ein unendlich reiches Material für eine künftige Poetik, die diesen Namen wahrhaft verdiente, eine wirkliche Ästhetik der Dichtkunst. Hebbels Tagebücher können mit ihnen recht gut verglichen werden, nur daß sie eben nicht bloß ästhetische Dinge berühren und durch die reichen biographischen Aufzeichnungen einen starken persönlichen Reiz gewinnen, der zwar auch Ludwigs Studien nicht ganz fehlt, aber doch viel geringer ist. Hebbels geschlossene Aufsätze dann sind teilweise außerordentlich wertvoll, zwar meist nicht das, was man streng wissenschaftlich nennt, aber aus einem tiefen Verständnis aller Kunst heraus geschaffen und oft zu wirklich vollendeter Form gediehen. Der berühmteste ist das Vorwort zu „Maria Magdalene," das in der Geschichte

der dramatiſchen Theorien ganz unzweifelhaft einen hervorragenden Platz einzunehmen hat; außerdem will ich nur die Aufſätze über den Briefwechſel zwiſchen Schiller und Körner und über Shakeſpeares Zeitgenoſſen hervorheben. Wenn man einmal auf unſern höhern Schulen das Bedürfnis fühlen ſollte, die Lektüre ausgewählter Stücke aus dem Laokoon und der Hamburgiſchen Dramaturgie teilweiſe durch etwas mehr Zeitgemäßes zu erſetzen, ſo wird man vielleicht bei Hebbel und Ludwig geeignetes finden; denn ſelbſtverſtändlich enthalten auch Ludwigs Studien eine Anzahl durchaus vollendeter Partien. Ein mit dem Geiſt der Gegenwart vertrauter Schulmann könnte ſchon jetzt eine Auswahl geben. Doch hat zunächſt noch die deutſche Dichterjugend ſo viel von den beiden großen Dramatikern zu lernen, daß die Aufnahme der äſthetiſchen Anſchauungen Hebbels und Ludwigs in die allgemeine deutſche Bildung nicht ohne weiteres wünſchenswert erſcheint.

Die Zunge

Eine Hundstagsbetrachtung

Gut und böſe ſollten eigentlich Gegenſätze ſein. Aber das iſt thatſächlich nicht immer der Fall. Wenn man z. B. von jemand ſagt, er habe eine gute Zunge, ſo heißt das beinahe ſo viel, als er habe eine böſe Zunge, beſonders wenn dieſer Jemand ein weibliches Weſen in einem gewiſſen Alter iſt. Denn man nimmt meiſt an, daß die Zunge nur dann in eine außergewöhnliche Thätigkeit geſetzt wird, wenn man dem lieben Nächſten etwas anhängen will. Hat man dagegen etwas Gutes von ihm zu berichten, was ziemlich ſelten vorkommen ſoll, ſo braucht man dazu gar keine gute Zunge; ein gründliches Lob bringt auch der heraus, der des Wortes weniger mächtig iſt. Ein geſtammeltes Lob klingt jedenfalls angenehmer als der ſchlag- und zungenfertigſte Tadel. Wenn ich jemandem zwanzig Mark abborgen will, und der andre ſagt ohne jeglichen fein konſtruirten Satzbau, ohne Metaphern und Rhetorik: Die kannſt du kriegen! ſo klingen dieſe einfachen Worte wie ein Gedicht. Setzt er ſich aber mit einem liebenswürdigen Geſicht in Poſitur und hält mir eine Anſprache, die jeder Ordinarius von Prima mit einer 1 zenſiren würde, aus der ich aber trotz des fließendſten Deutſch heraushöre, daß ich die zwanzig Mark nicht bekomme, ſo ſind das für mich faule Redensarten. Kein Redner der Welt iſt imſtande, uns ein „Nein“ wohlklingend zu machen. Das ſchönſte Mädchen, das klügſte

Mädchen, sogar das reichste Mädchen kann uns mit einem „Nein“ nicht entzücken. Ein „Ja“ in Essig schmeckt süßer als ein „Nein“ in Schlagsahne.

Kein Mund ist so beredt als ein Lästermaul. Die böse Nachrede könnte man vielleicht so definiren: eine zu der Wichtigkeit des mitgeteilten Gegenstandes in auffälligem Mißverhältnis stehende Kraftäußerung des menschlichen Zungenmuskels. Unsre Altvordern, die nicht der Wohlthat eines Strafgesetzbuches teilhaftig waren, fertigten etwaige böse Nachrede „privatrechtlich“ unter sich ab. Eine böse Nachrede war es z. B., die die beiden Königinnen Brunhild, Gunthers Weib, und Chriemhild, Siegfrieds Weib, in hellen Zorn gegen einander entbrennen ließ. Bei einem Festspiel, bei dem sich die edeln Recken in friedlichen Waffenübungen tummelten, begann die Lästermäuligkeit harmlos und leise zischelnd, bei dem Kirchgange brach sie in lodernde Flammen aus: hier machte Chriemhild der starken Brunhild eine Mitteilung, die man einem Weibe nicht ungestraft bietet. „Brunhild, die Königin, weinte“ — heißt es in dem Liede. Siegfried, den die Indiskretion seines Weibes verdroß, gelobte:

Genießen solls mein Weib,
Daß sie so hat betrübet Brunhildens Seel und Leib.

Sie bekam nämlich dafür eine gehörige Tracht Prügel, was in der guten alten Zeit weiter nichts auffälliges war und der Liebe keinen Eintrag that.

Auch die Rechtspflege des klassischen Altertums gestattete eine promptere Erledigung von dergleichen Rechtsstreitigkeiten, als unsre wohlgeordnete Paragraphenzeit mit ihrem Instanzenschneckengang. Der Ahnherr aller Lästermäuler, Thersites, wurde, als er im Rate der Helden vor Troja seiner bösen Zunge freien Lauf ließ, von Odysseus kurzer Hand abgeurteilt und abgestraft:

Rasch mit dem Szepter ihm Rücken und Schultern
Schlug er; da wandte sich jener, und häufig stürzt ihm die Thräne.
Rings, wie traurig man war, doch lachten sie herzlich um jenen.

Und die, die da lachten, waren die höchsten Behörden des Landes. In unserm geordneten Rechtsleben wäre dem Thersites für seine schmähenden Äußerungen die „Wahrung berechtigter Interessen“ zugebilligt und nach dem Antrag des Verteidigers auf Freisprechung erkannt worden. Odysseus aber hätte sich einige Monate Gefängnis wegen „Körperverletzung unter Anwendung eines gefährlichen Instruments“ geholt und wäre zur Zahlung einer größern Geldbuße an den Verletzten und Tragung sämtlicher Kosten verurteilt worden. Ohne ihn hätten die Griechen von den Troern die schönsten Hiebe gekriegt, und Ilias sowohl wie Odyssee wäre zur Freude unsrer überbürdeten Gymnasiasten ungeschrieben geblieben, wenn nicht die Erlebnisse des Sträflings im Gefängnis zu X einen oppositionellen Homer zur Besingung des göttlichen Dulders angereizt hätten. Heutzutage verfährt man anders mit Leuten, die

sich Injurien zu schulden kommen lassen: „Man reißt und schleppt sie vor den Richter, die Szene wird zum Tribunal.“ Auch Freiligrath spricht sich in diesem Sinne aus: „Der andre aber geht und klagt.“

Ja, die Zeiten haben sich geändert und mit ihnen die Auffassung dessen, was Recht ist. Das wohlthätige Institut der Eumeniden, dieser Gewissenswürmer der Alten, ist ausgestorben: das „furchtbare Geschlecht der Nacht“ ist durch einen versöhnlichen Schiedsmann, der beide Parteien mit dem ausgesuchtesten Wohlwollen behandelt, ersetzt. Ich habe die Beobachtung gemacht, daß zu Schiedsmännern durchweg wohlbeleibte Männer von der Art, wie sie Cäsar gern um sich sah, gewählt werden. Schon das Äußere dieser Herren wirkt beschwichtigend auf das Gemüt. Seht mich an, ruft es uns aus seinem freundlichen Gesicht entgegen, seht, wie gemütlich das Leben doch eigentlich ist! Weshalb wollt ihr euch denn verklagen? Kein Wunder, daß angesichts einer solchen Friedensidylle die Parteien alle Rachegedanken fahren lassen und Arm in Arm zum Frühschoppen in die nächste Kneipe eilen. Und der Mann des Friedens,

Mit langsam abgemeßnem Schritte
Verschwindet er im Hintergrund.

Das ist die einzige Ähnlichkeit, die noch an die seligen Eumeniden erinnert.

Wie es handwerksmäßige Verrichtungen giebt, die den rhythmischen und melodischen Sinn im Menschen wecken — ich erinnere nur an die Müller, die Leineweber, die Spinnerinnen —, so finden sich auch Hantirungen, die auf den Gesprächssinn eine belebende Wirkung ausüben und die Zunge zu sonst ungewohnten Leistungen anreizen. Hierher gehört die Thätigkeit des Barbiers. Mein Nachbar ist ein großer Vogelfreund. Er bedient sich, wenn er einen seiner befiederten Zöglinge zum Probesingen veranlassen will, eines Kunstgriffs, von dem ich nicht weiß, ob er einer allgemeinen Praxis der Vogelzüchter entspricht. Er öffnet nämlich die Thür zur Küche und wetzt auf dem steinernen Spülstein ein Brotmesser; es vergeht keine halbe Minute, und das Vogeltier läßt ebenfalls etwas von sich hören. Es ist daher gar nicht unmöglich, daß die schleifende Bewegung des Rasirmessers auf dem Riemen eine ähnliche Wirkung auf den Gesprächssinn des Barbiers ausübt; rechnet man dazu, daß das Schaumschlagen im Becken an einen lebhaften Zungenschlag erinnert und geeignet ist, auf den willigen Muskel anregend zu wirken, so wird man wahrscheinlich zugeben, daß der Barbier als Opfer seines Berufs unter einer unverschuldeten Schwäche zu leiden hat. Ich habe mich mit meinem Barbier immer auf einen sehr guten Fuß gestellt, und zwar aus triftigen Gründen. Ich bin nämlich nicht besonders mutig, da mir vom Staate mein einjähriges Jahr — komisches Ding! — wegen allgemeiner Körperschwäche geschenkt wurde. Ob sich diese allgemeine Körperschwäche auch auf mein Gehirn bezog, hat mir der Herr Oberstabsarzt, der ein liebenswürdiger Mann

war und gesellschaftlichen Takt hatte, nicht verraten. Aber, wie gesagt, ein Held bin ich nicht. Ich gehe einem Stier lieber aus dem Wege, als daß ich ihn, einer beliebten Redensart zu Gefallen, bei den Hörnern fasse. An dem Bauernaufstand und an den französischen Revolutionen bin ich vollständig unschuldig. Wenn ich daher unter dem Messer eines Barbiers liege, komme ich mir schon so verwegen vor wie ein antiker Gladiator. Wer täglich seine wertvolle, aber wehrlose Kehle dem Messer auf Gnade oder Ungnade für zehn Pfennige überliefert — wer mehr bezahlt, hat in dieser Hinsicht keine Vorteile —, dessen Mut hat nach meiner Meinung eben so viel Anerkennung verdient als das schöne Fischermädchen, das die Bewunderung Heines erregte, weil es sich täglich sorglos dem wilden Meere anvertraute. Wer bürgt mir dafür, daß der Barbier in einem Anfall von nervöser Überspannung nicht plötzlich auf die Idee kommt, meine Kehle auf die Widerstandsfähigkeit gegen ein scharf geschliffenes Rasiermesser zu prüfen? Nachher stehen wir beide, zu einer sensationellen Notiz verwertet, unter der Rubrik „Vermischtes" in der Zeitung. Das mag für den Barbier etwas neues sein, für mich aber nicht.

Das Gerücht, sei es nun gut oder böse, wurde bei den Alten durch die Fama oder Pheme dargestellt, die niemals ruhte, sondern immer ausspähte und dann schnellfüßig das, was sie bemerkt und erfahren hatte, erst leise und in kleinem Kreise, dann aber immer lauter und in größerem Kreise verkündete. Sie ward als eine geflügelte Frau von zarter Gestalt mit einer Posaune in der Hand abgebildet. Daher rührt wohl auch der Ausdruck: etwas ausposaunen. Ein Bildner der Neuzeit, der auch in der Allegorie dem Naturalismus huldigte, würde das Gerücht wahrscheinlich als zwei bei der Arbeit schwatzende Waschweiber darstellen. Waschweib und Lästermaul ist im Volksmund „identisch." Dieser Sprachgebrauch sowie die Vorstellung der Alten zeigt, wie verbreitet jederzeit die Meinung gewesen ist, daß das Weib auf Grund seiner natürlichen Anlage zum übermäßigen Gebrauch seiner Zunge prädestinirt sei. Ich kenne die alten Weiber — ich meine die Weiber der Alten — nicht, für unser mit uns lebendes weibliches Geschlecht fühle ich mich aber doch bewogen, eine Lanze zu brechen. Die Vertreter des Männertums können in offiziellen Festreden dem ewig Weiblichen gereimt und ungereimt nicht genug Schmeicheleien sagen, und dieselben Fürsprecher der holden Weiblichkeit unterlassen es bei keiner Gelegenheit, sobald es sich nicht um Schaustellungen des lieben Ich handelt, wie bei Festreden auf die Damen, über das Laster des Schwatzens loszuziehen. Ich weiß zwar, daß, wenn ich es unternehme, das starke Geschlecht zu ermahnen, es möge seine Stärke nicht im blöden Nachschwatzen ungerechtfertigter Beschuldigungen erproben, ich in ein Wespennest steche. Ich höre die höhnischen Stimmen meiner Geschlechtsgenossen: „Haha! Der Herr ist ehelich belastet. Hinter ihm steht die beleidigte Weiblichkeit in Gestalt einer zürnenden Gattin und führt dem Anwalt ihres Geschlechts die

Feder.“ Nein, werte Brüder, beruhigen Sie sich. Ich gehorche nicht der Not, sondern dem eignen Triebe. Ich bin gänzlich unverheiratet, auch gänzlich unverlobt, stehe in den besten Jahren, und wenn ich irgendwelchen Schwund der Haare zu beklagen Grund habe, so ist es nur an meiner Zahnbürste. Meine Offenheit wird meinen Widersachern Anlaß geben, mir unterzuschieben, daß ich mich in die Gunst der Damenwelt im allgemeinen und in das Herz einer schönen Leserin im besondern hineinschreiben möchte. Aber wenn die geschätzte Leserin einmal gelegentlich ein Wein- oder Bierlokal betritt, so wird sie in der gemütlichsten Ecke einen runden Tisch bemerkt haben, der Stammtisch genannt wird. Sollte ihr in der Mitte ein zierliches Täfelchen mit der Aufschrift „Reservirt“ auffallen, so glaube sie ja nicht, daß dieses Fremdwort die Herren ermahnen soll, in ihren Reden reservirt zu sein. O nein! Das Täfelchen belehrt fremde Eindringlinge kurz und bündig, daß die Tischgenossen „unter sich“ bleiben wollen. An diesen Stammtischen geht es jedenfalls nicht besser zu als in den berüchtigtsten Kaffeekränzchen. Die Damen haben doch meist nur „persönliche“ Auseinandersetzungen, an denen es auch an keinem Stammtisch fehlt. Hier kommt aber noch die politische und die kommunale Kannegießerei hinzu und gestaltet den Stammtisch zu einer wahren Höhle der fürchterlichsten Lästermäuligkeit. Hier wird jede Unschuld vernichtet, denn es giebt auch noch unschuldige Männer, die sich nur um sich und nicht um den Nächsten bekümmern und dabei reichlich zu thun haben. Wenn eine solche Unschuld erst einmal das Blut des Stammtischs geleckt hat, dann ist es mit ihr vorbei. Halb zieht er sie, halb sinkt sie hin, und dann wird er jeden Abend an derselben Stelle mit dem reservirten Täfelchen gesehen.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Ein Schritt vorwärts. Ein halbes Dutzend mal haben wir schon gesagt und werden es vielleicht noch ebenso oft wiederholen müssen, daß wir nichts sehnlicher wünschen, als ein Kabinett Kanitz-Plötz-Mirbach (wir bitten um Entschuldigung wegen des Ausdrucks Kabinett; er ist ungenau, wo nicht geradezu falsch; aber die verwickelten deutschen Verfassungsverhältnisse jedesmal korrekt zu bezeichnen, würde eine unerträgliche Umständlichkeit und Schwerfälligkeit erfordern). Das ist weder ein Scherz noch ironisch, sondern im vollen Ernste gesprochen. Wenn die „staatserhaltenden, monarchischen, königstreuen, nationalgesinnten Parteien“ ein paar Jahre lang in hunderttausenden, vielleicht in ein paar Millionen Zeitungsblättern

dem Volke täglich vorpredigen, die Regierung verrate im Bunde mit den Juden das Vaterland und richte die produktiven Stände zu Grunde, oder (wir müssen abermals um Entschuldigung bitten, wenn wir uns nicht korrekt ausdrücken sollten; die eigentliche Meinung der Herren ist so schwer zu verstehen) die Regierung sei zu schwach oder zu einfältig, um dem volksverderbenden Treiben der Juden Einhalt zu thun, und wenn die Regierung diesen „staatserhaltenden, monarchischen, königstreuen und nationalgesinnten“ Herren weder weicht, noch sie als verleumderische Agitatoren zu Boden schlägt, sondern ihnen bloß von Zeit zu Zeit ein Zugeständnis macht und sie schön bittet, sich zu gedulden, sie werde ja ihr möglichstes thun, damit aber keine Spur von besserer Behandlung erreicht, so ist natürlicherweise ein fester Kurs der Politik nicht möglich. Bei der innern liegt das auf der Hand, aber um die äußere steht es nicht anders. Die äußere Politik der Staaten hat niemals, seitdem es eine Weltgeschichte giebt, einen andern Inhalt gehabt, als folgenden. Kleine und ohnmächtige Staaten und verfallende Großstaaten suchen sich durch Bündnisse und diplomatische Ränke vor den Annexionsgelüsten der mächtigern oder thatkräftigern Nachbarn zu schützen; Großstaaten und aufstrebende Kleinstaaten aber dehnen sich aus; hat die Ausdehnung ihre Grenze erreicht, so tritt — nicht etwa der Gleichgewichtszustand, sondern der Verfall ein, und der Staat sieht sich auf die zuerst genannte Art auswärtiger Politik angewiesen. Nun ist es klar, daß eine von den Agrariern in Schach gehaltene Regierung ihrer auswärtigen Politik weder den einen noch den andern Inhalt geben kann. Sie darf das deutsche Reich nicht ausdrücklich in die erste Klasse von Staaten versetzen wollen, weil das eine Schmach wäre — in einer Zeit, wo das russische und das englische Reich beständig wachsen, eine doppelte Schmach und eine Gefahr dazu —, die Agrarier aber sich rühmen, der Kern der nationalen Partei zu sein; sie darf aber auch keine Ausdehnungspläne offenbaren, weil eine energisch betriebne Kolonialpolitik zunächst dem Körnerbau neue Anbauflächen erschließen und die Getreidepreise mit weiterm Rückgang bedrohen würde. In dieser Lage giebt es nur ein Mittel, den Staatskarren von dem toten Geleise, auf das er geraten ist, herunterzubringen und wieder flott zu machen: daß man den übermächtigen Agitatoren die verantwortliche Leitung des Reichs übergiebt. Das muß binnen wenigen Jahren, wird vielleicht schon im Zeitraum eines einzigen Jahres die Entscheidung herbeiführen. Entweder die Agrarier erweisen sich als Zauberkünstler und erfüllen ihre Verheißungen. Ehedem ist man niemals im Zweifel darüber gewesen, was ein Volk, das trotz angestrengter Arbeit in Not geriet, zu thun habe: man wußte, daß es sich ein weiteres Stück der Mutter Erde aneignen müsse, die die Quelle aller Güter ist. Die Agrarier wollen es mit dem Verfahren der Professoren der Magie versuchen, unser Volk absperren und alle die schönen Dinge, die sonst nur der Erdboden in Wechselwirkung mit dem Menschengeiste spendet, aus der legislatorischen Zipfelmütze hervorholen, die sie gestrickt haben. Insbesondre ihre Währungspläne sind weiter nichts als Variationen des Schwindels, den Goethe so schön im ersten Aufzug des zweiten Teils des Faust verspottet hat:

Zu wissen sei es jedem, ders begehrt:
Der Zettel hier ist tausend Kronen wert u. s. w.

Das ist unsre Ansicht. Indes, wir sind nicht unfehlbar und können uns täuschen. Vielleicht haben die Agrarier Recht. Vielleicht sind Graf Kanitz und seine Leute wirklich imstande, das goldne Zeitalter über unser Vaterland heraufzuführen. Geschieht das, dann ist ja alles gut; wir bekennen freudig unsern Irrtum und nehmen

dankbar unser bescheiden Teil von dem allgemeinen Glück und Reichtum in Empfang. Und weil doch die Möglichkeit, daß es so kommen könnte, nicht wohl bestritten werden kann, so wäre es eigentlich ein Verbrechen, wenn man dieser Möglichkeit nicht die Möglichkeit gewähren wollte, Wirklichkeit zu werden. Oder das Unternehmen der Herren scheitert, dann ist das Volk von dieser Illusion befreit und für anderweitige Vorschläge empfänglich, die Regierung, die neue Regierung aber, die das Kabinett Kanitz ablöst, hat die Hände frei.

Man wird vielleicht einwenden, daß das Rezept, einseitige oder phantastische Strömungen dadurch unschädlich zu machen, daß man sie gewähren läßt, auch auf die Sozialdemokraten, auf die Ultramontanen, auf die Freisinnigen (die übrigens keine Doktrinäre mehr sind, vielmehr unsicher herumtasten), auf die Bodenbesitzreformer und auf alle sonstigen politischen Sekten anwendbar sei. Theoretisch ist das richtig, praktisch aber ohne alle Bedeutung. Denn nach den Traditionen des preußischen Staats ist es ganz undenkbar, daß ein König von Preußen aus dem Hause Hohenzollern jemals einen Bebel oder Lieber oder Richter oder Flürscheim zum Reichskanzler machen sollte; dagegen gehören die Führer der Agrarier der Gesellschaftsschicht und der Partei an, der in Preußen die hohen Staatsbeamten und namentlich die Minister (mit Ausnahme einiger technischen, z. B. der Leiter des Finanz-, Kultus-, Justiz-, Eisenbahn-, Post-, Handelsamts) entnommen zu werden pflegen; sie bilden die Umgebung, den Hof des Monarchen, sie haben sein Ohr, und die Entlassung Caprivis, die auf das Drängen der Agrarier erfolgt ist, würde gar keinen rechten Sinn haben, wenn nicht das Kabinett Hohenlohe die Bestimmung hätte, zu einem Kabinett Kanitz überzuleiten.

Also wir wiederholen: ein agrarisches Kabinett ist das nächste Ziel, das wir — zu wünschen haben (anzustreben würde bei der Einflußlosigkeit aller nicht agrarischen Kreise nicht das richtige Wort sein). Diesem Ziele scheint uns die Erklärung des ultramontanen Grafen Strachwitz in der Schlesischen Volkszeitung einen Schritt näher gebracht zu haben. Nicht etwa, daß sie neue beachtenswerte Gründe für die agrarischen Bestrebungen beibrächte, sie besteht gleich den meisten agrarischen Agitationsreden und Zeitungsartikeln, nur aus einer Reihe unbewiesener Behauptungen, und Sätze wie die, daß neunundneunzig Hundertstel der Bevölkerung durch die Handelsverträge in eine ähnliche Notlage versetzt worden seien wie die Katholiken durch den Kulturkampf, und daß „die Handelsverträge für Deutschland einem verlornen Kriege gleichkommen," gehören gar nicht mehr in die politische Erörterung. Sondern die Bedeutung dieser Kundgebung liegt darin, daß der Graf mit den Worten schließt: Das Zentrum wird agrarisch sein, oder es wird nicht sein, und daß die Zentrumspresse sich gegen diese Zumutung nur schwach und schüchtern wehrt. Das preußische Abgeordnetenhaus, vom Herrenhause gar nicht zu reden, und der Reichstag sind ja eigentlich schon längst agrarisch; nur haben sich die Zentrumsabgeordneten bisher immer noch dagegen gesträubt, den Agrariern durch Dick und Dünn zu folgen und sich ihre Agitationsweise anzueignen. Von den Nationalliberalen hat das Agrariertum keinen ernsthaften Widerstand zu erwarten. Diese Herren, die berufsmäßigen Vertreter der deutschen Intelligenz, verfolgen einen geheimen Plan, dessen tiefe Weisheit ja wohl in spätern Jahrhunderten einmal von den Forschern ergründet werden wird, der aber vorläufig kein andres Ergebnis erzielt, als daß ein nationalliberaler Wahlkreis nach dem andern an Antisemiten, Agrarier, Ultramontane, Demokraten und Sozialdemokraten verloren geht. (Wo sich ein Abgeordneter findet, der wie der wackre Rösicke den Mut hat, zu erklären: ich mag von eurer tiefen Weisheit und euerm verborgnen Feldzugsplan nichts wissen und

will ehrlich liberal sein, da finden wohl auch die Wähler den Mut, an ihm festzuhalten.) Die Freisinnigen endlich zählen nicht mehr, die Demokraten noch nicht, und die Sozialdemokraten überhaupt nicht. Wenn also jetzt das Zentrum agrarisch sans phrase wird, so ist damit eine parlamentarische Lage geschaffen, die der entscheidenden Stelle ein agrarisches Kabinett, das man vorm Jahre noch für zu anstößig gehalten haben mag, ganz unbedenklich erscheinen lassen muß.

Studirte Bediente. Wenn es eine Hochstaplerin fertigbringt, bei reichen Musensöhnen den Eindruck einer gebildeten Aristokratin zu erwecken, so beweist das, wie wenig heutzutage, natürlich abgesehen vom Geld, dazu gehört, die Äußerlichkeiten und Innerlichkeiten der Bildung zu beherrschen. Wie die Gymnasial- und Universitätsbildung an Wert gegen früher verloren hat, läßt sich an dem Umstande ermessen, daß Leute, aus denen man noch vor einem Vierteljahrhundert Professoren machen konnte, heute froh sein müssen, wenn sie nur an einer Sexta oder Quinta eines Gymnasiums Beschäftigung finden, oder an einer Bibliothek wenig mehr als Schreiberdienste verrichten dürfen. Ein unbemittelter Dichter oder Philosoph konnte sich früher sehr gut als Hauslehrer so lange über Wasser halten, bis sein Ruf gemacht war. Heute müssen diese Leute die harte und ekle Frohn auf den Büreaus der Zeitungsplantagenbesitzer auf sich nehmen. Was wunder, wenn sich in der Frankfurter Zeitung kürzlich eine Annonce fand (7. Juli), worin ein „akademisch gebildeter junger Mann Stelle als Hauslehrer, Reisebegleiter, Gesellschafter oder Bedienter sucht." Daran ist gar nichts merkwürdiges in einer Zeit, wo Schriftsteller, denen der Erfolg rasch kommen soll, die kitzlichsten und schamlosesten Handlungen unter dem Banner des Naturalismus beschreiben müssen, wo in großen Städten Ausläuferstellen oder Portierposten von 300 bis 500 Leuten umworben werden. Es fehlt nicht mehr viel, so werden wir in der Zeitung Annoncen haben, worin Ausläufer gesucht werden, die mehrere Semester antike und moderne Geographie nebst Astronomie und ähnlichem studirt haben, um Pakete mit Käse, Kaffee, Mehl u. s. w. einige Straßen weit zu besorgen. Und da bestreitet man noch, daß wir an Übervölkerung leiden und Kolonien und Land nötig haben!

Litteratur

Betrachtungen eines in Deutschland reisenden Deutschen. Von P. D. Fischer. Berlin, Julius Springer, 1895

Der Verfasser der Betrachtungen, die wir hier erhalten, will dem herrschenden Pessimismus, der das Leben auf deutschem Boden so wenig lebenswert mehr findet, mit einem Umblick in dem frischen, vollen Leben, das uns umgiebt, entgegentreten und stützt sich dabei auf die Kenntnis der deutschen Zustände, die er sich auf fünfzigjährigen Reisen und Wanderungen durch Deutschland erworben hat. Er beruft sich darauf, daß es kaum noch ein deutsches Gebiet gebe, das er nicht öfter

eingehend und zu den verschiedensten Jahreszeiten bereist, daß ihn sein Weg durch masurische Heiden und friesische Marschen, über die Vogesen, den Hunsrück, den Westerwald und die Eifel, in die Niederungen der Ems, der Weser, der Elbe und Weichsel, in die Industriebezirke am Rhein, im Ruhr-, Wupper- und Saarthale, an den Abhängen des Thüringer Waldes, des Erz- und Riesengebirges, aber auch in die Fruchtgefilde unsrer Ackerländer, nach Mecklenburg und Pommern, Holstein und Hessen geführt habe. Er darf sich also mit gutem Recht zunächst für berufen halten, den Leuten die Augen darüber zu öffnen, „was man in Deutschland sehen kann." Jeder Leser, der ihm auf seinen Waldpfaden folgt, der ihn die Wälder des Gebirges, der deutschen Ebne, den Wald im Winter schildern sieht, wird ihm dabei ebenso freudig zustimmen, als bei den prächtigen Genrebildern von deutschen Gutshöfen und „von der Wasserkant." Auch wird jeder Unbefangne von vornherein einräumen, daß P. D. Fischer einen glücklichen Blick für die Mannichfaltigkeit unsers Erwerbslebens und eine lebendige Freude an den tüchtigen Erscheinungen hat, die die schlichte und tapfre Arbeit noch überall zeitigt. Und selbst wo sich der Verfasser gegen die in die Augen fallende Unwahrheit gewisser Schilderungen unsers Lebens, gegen die systematischen Hetzereien der Agitatoren wendet, wo er unsrer Litteratur ins Gewissen redet, nicht blind gegen die vorhandne Fülle sozialer Tugenden und stillen Heldentums in unserm bürgerlichen Dasein zu bleiben, wird er auf vielseitige Zustimmung, vor allem auf Zustimmung der Leser der Grenzboten rechnen dürfen. Ganz anders stellt sich die Frage, wenn uns der Verfasser ansinnen will, optimistisch von der gegenwärtigen Lage, gerade der mittlern, gebildetsten Schichten unsers Volks zu denken, zu vergessen, unter welchen bittern Opfern und herben Verzichtleistungen sich diese aufrecht erhalten, wie ihnen von allen Seiten her das Leben verkümmert, verengt, verödet und verekelt wird, wenn er fordert, die Wucht der ungeheuern Thatsache, daß nicht Ehre, nicht Bildung, nicht Leistung, nicht Gesinnung, nicht einmal Besitz, sondern beinahe ausschließlich Genuß und Verschwendung die Maßstäbe der gesellschaftlichen Bedeutung und Geltung geworden sind, für federleicht zu halten. Natürlich wird auch das ertragen und stellenweise selbst überwunden, aber die Müdigkeit und noch mehr die Bitterkeit gewisser und gerade der besten deutschen Lebenskreise erklärt sich hieraus besser als aus dem armseligen Radau der Zeitungen, die heute in Pessimismus wie früher in Liberalismus machen. Und endlich, weiß der Verfasser wirklich nicht, daß die von ihm mit gutem Recht abgewiesene Litteratur des Niedergangs hauptsächlich, ja beinahe ausschließlich von dem üppigen Übermut der Lebensschichten gehalten, gepflegt und verherrlicht wird, die sich zu allem andern Luxus auch noch den einer Litteratur gönnen, in der das Elend eine pikante Würze giebt und zugleich das Gefühl der eignen Erhabenheit weckt?

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Iſt die jetzige preußiſche Regierung national?

Im Mai d. J. berichteten die Zeitungen, die Ermittlungen durch die preußiſche Regierung hätten ergeben, daß im Intereſſe der Landwirtſchaft auf die Zulaſſung von Arbeitern aus Rußland und Galizien zur Beſchäftigung in landwirtſchaftlichen und induſtriellen Betrieben des Inlandes noch nicht verzichtet werden könne. Die Oberpräſidenten ſeien daher ermächtigt worden, ſolche Arbeiter zu vorübergehender oder dauernder Beſchäftigung zuzulaſſen, und zwar nicht bloß wie bisher als einzelne, ſondern auch mit ihren Familien. Von einer zeitlichen Begrenzung der Ermächtigung ſei abgeſehen worden. Große Nachteile auf nationalem Gebiete hätte die Regierung in der Zulaſſung ausländiſcher Arbeiter bisher nicht entdecken können.

Dieſe Erklärung brachten auch halbamtliche und amtliche Blätter. Die preußiſche Regierung hat nicht widerſprochen. Alſo muß die Erklärung von ihr ausgegangen ſein.

Sie wurde gebracht, als handelte es ſich um etwas ganz Nebenſächliches. Nicht ein einziges Blatt, auch kein nationales, hat ſich irgendwie darüber ausgelaſſen. Und doch welche ſchwerwiegende Folgen muß dieſe Maßregel der preußiſchen Regierung für das Deutſchtum, insbeſondre für ſeine räumliche Ausdehnung haben, wenn ſie nicht bald wieder aufgehoben wird!

Als Fürſt Bismarck die Gefahren erkannt hatte, die die über die Grenze flutenden ſlawiſchen Arbeiter dem Deutſchtum brachten, ließ er dieſe Arbeiter rückſichtslos ausweiſen und verbot ausnahmslos ihre fernere Einwanderung. Gegen 30000 Polen mußten damals das deutſche Reich verlaſſen. Es half nichts, daß die Großgrundbeſitzer nach billigen Arbeitskräften jammerten, daß die jüdiſch-liberalen Zeitungen, die dadurch eine Stärkung des deutſchen Be-

wußtseins und einen Rückschlag gegen das Judentum befürchteten, über die angebliche Härte der Maßregel lärmten. Fürst Bismarck setzte die Interessen des Ganzen, des Deutschtums, über die der Einzelnen, der Großgrundbesitzer und der Juden, und er blieb bei seiner Anordnung zur Freude aller wahrhaft deutschgesinnten Männer.

Als Graf Caprivi ans Ruder kam, untersagte er die Ausweisungen der polnischen Arbeiter und ließ ihre Einwanderung unter gewissen Beschränkungen wieder zu. Aber wenn er so auch Bresche legte in den Damm, den sein Vorgänger zum Schutz des Deutschtums gezogen hatte, ihn ganz zu zerstören, hat auch er nicht gewagt. Nur einzelne erwachsene Arbeiter durften im Frühjahr nach Deutschland herein und mußten im Herbst nach Beendigung der dringenden landwirtschaftlichen Arbeiten wieder abziehen. Ganzen Arbeiterfamilien dagegen war es streng untersagt, die deutsche Grenze zu überschreiten, in der Erkenntnis, daß Arbeiterfamilien sicherer und nachhaltiger den Deutschen verdrängen würden als einzelne Arbeiter, und daß es schwieriger sein würde, ganze Familien über die Grenze abzuschieben, als einzelne Leute. Diese Anordnung wurde zunächst nur versuchsweise getroffen; sie sollte nur für drei Jahre gelten. Nach Ablauf dieser Zeit wollte man Erwägungen anstellen, ob sie ohne Schaden für das Deutschtum erneuert werden könnte. Noch vor Ablauf der drei Jahre jedoch ging Caprivi. An seine Stelle traten Männer, auf die jeder gute Deutsche in nationaler Beziehung, namentlich aber in der Polenfrage, die größten Hoffnungen setzte. Doch es gefiel diesen Männern anders zu denken, als man erwartet hatte. Seit Anfang dieses Jahres werden mit Genehmigung der Oberpräsidenten der einzelnen Provinzen sowohl einzelne ausländische Arbeiter, als auch ausländische Arbeiterfamilien aus Rußland und Galizien nach Deutschland hereingelassen, und zwar nicht nur vorübergehend, sondern auch auf unbestimmte Zeit. Die Anordnung selbst ist nicht mehr wie unter Caprivi für eine bestimmte Zeit, sondern für die Dauer getroffen worden. Die Erledigung der wichtigsten Frage, die jemals an das deutsche Volk herangetreten ist, ist also im wesentlichen dem Ermessen einer Anzahl von Oberpräsidenten überlassen worden und damit der Versumpfung anheimgefallen.

Als Grund für die Maßregel wird angegeben, daß sich aus der bisherigen Zulassung ausländischer Arbeiter keine besondern Nachteile auf nationalem Gebiete gezeigt hätten! Wer sich aber nur einigermaßen mit der Polenfrage beschäftigt hat, bei dem muß diese Begründung das größte Befremden erregen und den Gedanken aufkommen lassen, daß sich die Urheber der neuen Anordnung entweder nicht um die Statistik gekümmert haben oder nicht wagen, vielleicht aus gesellschaftlichen oder verwandtschaftlichen Rücksichten, das materielle Interesse einiger Großgrundbesitzer dem idealen Interesse des deutschen Volkes nachzusetzen.

In den letzten fünfundzwanzig Jahren haben sich allein in der Provinz

Posen die Polen um 200000, die Deutschen dagegen nur um 5000 vermehrt. Auch in der Provinz Westpreußen und in Oberschlesien haben die Polen bedeutend mehr zugenommen als die Deutschen. Und in Ostpreußen verbreitert sich der polnische Gürtel an der Grenze immermehr landeinwärts. Aber nicht bloß unsre Ostprovinzen sind zur Zeit der Gefahr der Slawisirung ausgesetzt. Schon bis an die Thore von Berlin und noch weiter schäumt die slawische Hochflut. Der zahlreiche brandenburgische Großgrundbesitz beschäftigt ganze Scharen polnischer Arbeiter. Und wenn auf einem sozialdemokratischen Parteitage des vorigen Jahres erklärt worden ist, die Landagitation in der Provinz Brandenburg könne nur durch Verbreitung polnischer Flugblätter wirksam betrieben werden, so kann man sehen, wie sehr schon dort der Slawe den deutschen Landarbeiter verdrängt hat. Ähnlich verhält es sich mit Pommern und Mecklenburg, den beiden Hauptsitzen des Großgrundbesitzes. Die evangelischen Kirchen auf dem Lande stehen leer, und in den katholischen Kirchen wird schon stellenweise der Gottesdienst in polnischer Sprache abgehalten. In Pommern hat man bei den letzten Reichstagswahlen in einem Wahlkreise einen polnischen Zählkandidaten aufgestellt. Es ist auch gar nichts Seltenes, daß man für die dortige Gegend Handlungsgehilfen sucht, die der polnischen Sprache mächtig sind. Mit jedem Jahre rücken die polnischen Arbeiter gleich dem Dünensande von Ost nach West weiter vor, eine Stätte des Deutschtums nach der andern begrabend. Ganze Dörfer und Gutsgemeinden, die bisher rein deutsch waren, sind in den letzten Jahren polnisch geworden. Wie Pilze schießen die polnischen Zeitungen empor. Und noch nie haben die Polen so viel Vertreter im Reichstage gehabt wie jetzt.

Mag auch das Anwachsen des Polentums einigermaßen durch den Geburtenüberschuß hervorgerufen werden, zum größten Teil beruht es doch auf der Zulassung ausländischer Arbeiter. Da sich jede höhere Kultur in einer größern Zahl vernünftiger Bedürfnisse äußert und Bedürfnisse Befriedigung erheischen, so beansprucht der deutsche Arbeiter als der Angehörige des höher kultivirten Volks mit Recht einen höhern Lohn als der polnische Arbeiter. Wird er von diesem darin unterboten, so muß er ihm das Feld räumen und seine Schritte dorthin lenken, wo der Mitbewerb des Ausländers weniger drückend ist, also nach den Städten, nach dem Westen unsers Vaterlands oder nach Amerika. Allerdings behaupten viele, die der polnischen Einwanderung das Wort reden — wohl zum Teil gegen ihre Überzeugung, um ihre selbstsüchtige und undeutsche Gesinnung zu beschönigen —, daß die Einwanderung nicht sowohl die Ursache als vielmehr die Folge der Abnahme der Deutschen im Osten sei. Das ist grundfalsch. Den besten und untrüglichsten Beweis hierfür liefern die Verhältnisse der letzten Jahre. Wegen der niedrigen Getreidepreise ist die Landwirtschaft, namentlich im Osten, in Pommern und Mecklenburg, extensiver betrieben worden, man hat an Kapital und Arbeits-

kräften gespart. Also doch eine geringere Nachfrage nach Landarbeitern. Dabei hat die Industrie mehr darniedergelegen denn je. Also auch hier eine geringere Nachfrage nach Arbeitern. Außerdem aber hat die Auswanderung aus Deutschland nach Amerika bedeutend ab- und die Rückwanderung dorther bedeutend zugenommen. Während im Jahre 1892 noch 107803 Personen nach den Vereinigten Staaten ausgewandert sind, waren es ihrer 1894 nur noch 38827. Dabei sind 24852 Personen 1894 aus Amerika zurückgekommen. Und im laufenden Jahre wird die Auswanderung wahrscheinlich noch weiter herabgehen. Also in den letzten Jahren ein größeres Angebot von inländischen Arbeitern. Trotz alledem ist im Jahre 1894 die Zahl der eingewanderten Arbeiter gegen 1893 bedeutend gewachsen. Während sie im Jahre 1893 23352 Personen betrug, belief sie sich 1894 auf 27645. Ein beträchtlicher Zuwachs, wenn man bedenkt, daß bisher die Eingewanderten lauter erwachsene Arbeiter waren und jeder von ihnen eine inländische Familie in der Stärke von mindestens vier Köpfen verdrängt. Und in diesem Jahre ist die Einwanderung größer denn je zuvor. In Massen, wie es bisher noch nicht dagewesen ist — so berichtet die Deutsche Tageszeitung —, kommen die Landarbeiter bis aus dem Innern Rußlands heraus über unsre Grenze, um bei uns Arbeit zu suchen. Die inländischen Arbeiter, die jetzt aus Mitteldeutschland nach dem Osten zurückkehren, da sie dort keine Arbeit gefunden haben, müssen arbeitslos umherlungern, denn die Russen haben ihre Plätze besetzt.

Und bei diesen Thatsachen tritt die preußische Regierung mit der Behauptung auf, aus der Zulassung ausländischer Arbeiter hätten sich bisher keine großen Nachteile in nationaler Beziehung geltend gemacht! Begreife das, wer kann! Anstatt die Einwanderung allmählich zu beschränken, wie von nationaler Seite wiederholt und dringend gefordert worden ist, wird sie durch die neuere Maßregel bedeutend erleichtert. Der ausländische Arbeiter wird von jetzt ab mit Genehmigung des Oberpräsidenten der Provinz in dieser nicht bloß vorübergehend, sondern auch dauernd zugelassen. Und das gefährlichste: auch ganzen Arbeiterfamilien kann der Aufenthalt gewährt werden. Diese Bestimmung muß, wenn sie nicht bald aufgehoben wird, dem Deutschtum des Ostens den Todesstoß versetzen. Bis jetzt hatte der Großgrundbesitzer des Ostens wenigstens ein Interesse, sich den deutschen Arbeiter zu erhalten: nämlich die billige Arbeitskraft seiner Kinder ausnutzen zu können. Mußte er auch vielleicht dem inländischen erwachsenen Arbeiter einen höhern Lohn zahlen als dem ausländischen, so wurde das dadurch aufgewogen, daß ihm die billigere Arbeitskraft der Familienglieder des Inländers zur Verfügung stand. Dies wird in Zukunft anders werden. Die Familie des Ausländers tritt nun mit der inländischen in Wettbewerb. Sie wird die des deutschen Arbeiters unterbieten. Und da das letzte Interesse des Großgrundbesitzers für den deutschen Arbeiter weggefallen ist, so wird er nun mit rasender Schnelligkeit von der Bild-

fläche verschwinden. Allerdings hat der Oberpräsident seine Genehmigung zu erteilen, wenn es sich um Zulassung von Familien handelt. Auch kann er jederzeit diese Genehmigung zurückziehen. Aber was das zu bedeuten hat, weiß jeder, der die schwankende, nachgiebige Politik der preußischen Regierung in der Polenfrage kennt. Hat das preußische Ministerium einmal den Grundsatz anerkannt, daß das materielle Interesse einzelner Glieder des Volks dem idealen Interesse des ganzen Volks, sich seinen räumlichen Bestand zu erhalten, vorgehe, und daß das kleine Mittel der billigen Arbeitskräfte ein Gegengewicht gegen die Schäden der Handelsverträge für die ländlichen Grundbesitzer sein soll, dann müssen die Oberpräsidenten auch die Folgerungen davon ziehen und ausländische Arbeiterfamilien dort zulassen, wo sie angeblich gebraucht werden. Bei diesem Grundsatz giebt es auf der schiefen Ebne kein Halten mehr, und das Ministerium wird schließlich die Einwanderung von jeder Schranke befreien. Auch Ansichten der einzelnen Oberpräsidenten spielen dabei eine Rolle; und da Herr von Wilamowitz-Möllendorf, der Oberpräsident von Posen, der gefährdetsten deutschen Provinz, erklärt hat, er halte den Zuzug russischer Arbeiter für eine unabänderliche Thatsache, so wird man sich denken können, wie dieser Herr seine Bestimmungen treffen wird.

Aber die jetzige preußische Regierung hat nicht nur den Zuzug polnischer Arbeiter erleichtert; sie geht noch weiter: sie will ihm sogar, wenn auch unbewußt, Vorschub leisten. Sie will die industrielle Verwertung der Wasserkräfte Ostpreußens fördern. Die Folge wird sein, daß durch die entstehende Industrie der Landwirtschaft Arbeitskräfte entzogen werden und der Arbeitermangel verschärft wird. Warum wartet man bei unsern Arbeiterverhältnissen nicht den natürlichen Lauf der Dinge ab, bis das platte Land einen Überschuß von Arbeitskräften an die Industrie abgeben kann? Warum wird auch hier wieder das materielle Interesse in den Vordergrund gestellt? Der Landwirtschaftsminister endlich hat erklärt, er wolle dafür sorgen, daß die vorübergehend beschäftigten ausländischen Arbeiter von Beiträgen zur Alters- und Invaliditätsversicherung befreit würden. Also eine Prämie für die Beschäftigung derartiger Arbeiter!

Weiter begründet die preußische Regierung ihre jetzige Anordnung damit, daß auf die Zulassung von Arbeitern aus Rußland und Galizien „noch nicht“ verzichtet werden könne. Bei den Worten „noch nicht“ nimmt man an, daß entweder für die Zukunft die Zulassung beschränkt worden sei, oder aber, daß die Nachfrage nach ausländischen Arbeitern abgenommen habe. Wie wir aber gesehen haben, ist nach beiden Richtungen hin das Gegenteil der Fall. Oder glaubt etwa die Regierung, daß die bisherigen Maßregeln, den deutschen Bauern- und Arbeiterstand zu vermehren, jemals den Zuzug ausländischer Arbeiter schwächen oder gar aufhalten würden? Von denen, die durch die Ansiedlungskommission und durch die Generalkommissionen angesiedelt worden sind, sind drei

Vierteile aus dem Osten selbst. Ihre Arbeitskraft würde also auch ohne die Kommissionen dem Osten zur Verfügung stehen. Und wenn auch jährlich einige Hundert aus dem übrigen Deutschland im Osten angesiedelt werden, was soll das bedeuten gegen eine jährlich nach Tausenden wachsende Einwanderung! Dem gegenüber kann auch die Thätigkeit des Vereins zur Förderung des Deutschtums nur ein Tropfen auf den heißen Stein sein. Wenn die Regierung der ausländischen Zuwanderung durch Besiedlung den Boden abgraben will, dann müßten ganz andre, energischere Maßregeln ergriffen werden.

Die polnische Arbeiterfrage ist geradezu eine Lebensfrage für das Deutschtum; sie ist von so ungeheurer Wichtigkeit, daß ihre Lösung nicht den Ministerien überlassen bleiben, sondern durch Gesetz geschehen sollte. Mit den Ministern wechseln die Ansichten. Daher wird die polnische Arbeiterfrage so lange schwankend und mit keinem oder nur geringem Erfolge für das Deutschtum behandelt werden, als sie zur Zuständigkeit des Ministeriums gehört. Leider aber ist kaum zu erwarten, daß sie je durch Gesetz im deutschnationalen Sinne erledigt werden wird. Mag auch vielleicht die Regierung dazu bereit sein, die deutsche Volksvertretung wird es schwerlich sein. Die sozialdemokratische Partei und die freisinnigen Parteien scheiden wegen ihres Mangels an Deutschgefühl von vornherein aus. Auch die Zentrumspartei wird nicht zu haben sein. Bei ihr steht in erster Linie immer der Katholik, gleichviel, welchem Volke er angehört, erst in zweiter Linie der Deutsche. Und was die konservative Partei betrifft, so würden sich ihre gebornen Vertreter, die Großgrundbesitzer, mindestens gleichgiltig verhalten, weil ihr materielles Interesse dem Interesse des Deutschtums zuwiderläuft. So bleiben noch die nationalliberale Partei und deutsch-soziale Reformpartei übrig. Aber beide machen keine Parlamentsmehrheit und werden sie auch kaum jemals machen. Wohl wird sich die deutsch-soziale Reformpartei, die in ihrem neuen Programm zur polnischen Einwanderungsfrage im deutschnationalen Sinne energisch Stellung nehmen soll, noch manchen Reichstagssitz erobern, es hat wenigstens den Anschein; aber nie wird sie eine solche Stärke erreichen, daß sie mit der nationalliberalen Partei, die ihren Höhepunkt überschritten hat, den Ausschlag geben könnte.

So wird in Zukunft wohl oder übel eine Lebensfrage des Deutschtums dem Ermessen des preußischen Ministeriums überlassen bleiben. Leider vermissen wir seit Fürst Bismarcks Abgang bei den preußischen Ministern, abgesehen von dem Finanzminister Miquel, wie in andern, so auch in nationalen Dingen die gehörige Schneidigkeit. Man will es allen recht machen und verdirbts mit allen. Vielleicht fügen uns die Handelsverträge einen volkswirtschaftlichen Verlust zu, der dem eines verlornen Krieges gleichkommt. Hüte man sich, daß sie uns nicht etwa als Ursache des kleinen Mittels der billigen Arbeitskräfte noch einen Gebietsverlust bringen, der zehnmal größer ist als Elsaß-Lothringen. Soll Preußen rechts von der Elbe dem Deutschtum in den

nächsten achtzig Jahren nicht größtenteils verloren gehen, so muß der Kampf mit dem Polentum rücksichtslos aufgenommen und die Einwanderung polnischer Arbeiter unbedingt verboten werden. Gleichzeitig muß eine kräftige Besiedlung des Ostens durch Deutsche aus dem übrigen Deutschland ohne Schonung von Geld begonnen werden. Wir geben jährlich Hunderte von Millionen aus, um ein starkes Heer gegen etwaige äußere Feinde zur Verfügung zu haben; was sollen da zehn Millionen jährlich bedeuten, wenn es gilt, zu verhindern, daß uns im eignen Lande ein gefährlicher Gegner entstehe! Das Nationalitätsprinzip bewegt die Gegenwart und wird auf der Tagesordnung der Zukunft stehen. Und die Frage der Errichtung eines polnischen Staats wird bei der nächsten ernstlichen Verwicklung, die wir haben, zur Entscheidung gebracht werden. Wehe uns, wenn ein anfangs siegreicher Gegner die Fahne des Polentums aufrollt, oder wir schließlich unterliegen, und wenn das Polentum so wie bisher in Deutschland Fortschritte gemacht hat! Und wenn jeder Kolonist der Regierung zehntausend Mark kostete, so wäre dies für die Stärkung des Deutschtums kein zu hoher Preis. An Ansiedlern würde es sicher nicht fehlen. Unser Unteroffizierstand könnte ein ausgezeichnetes Material dazu liefern. Siedelte man jährlich nur tausend Unteroffiziere an, verwendete man dabei jährlich zehn Millionen Mark unter Verzicht auf Rückgewähr, und führte man für diese Ansiedlerstellen die Grundsätze der Unverschuldbarkeit, der Unteilbarkeit und der Unvereinbarkeit streng durch, so würde sich nach und nach im Osten ein Bauernstand bilden, der in nationaler und volkswirtschaftlicher Beziehung nichts zu wünschen übrig ließe. Aber freilich, Geld würde es kosten. Große Ziele erfordern eben große Opfer. Durch eine Besiedlung dagegen von privatwirtschaftlichem Gesichtspunkte aus, wie sie bisher geschehen ist, wird man nie etwas nachhaltiges erreichen.

Durch kräftigere Besiedlung würde übrigens auch die Moral einigermaßen vor einer Niederlage bewahrt werden. Das internationale Großkapital nämlich hat das größte Interesse gezeigt, daß die Handelsverträge angenommen würden. Himmel und Erde hat es deshalb in Bewegung gesetzt. Die Handelsverträge werden den Untergang eines großen Teils unsrer ländlichen Grundbesitzer herbeiführen. Dieselben Kapitalisten aber, die den Abschluß der Handelsverträge betrieben haben, schicken sich schon jetzt an, ihres Vorteils wegen die im Preise tief gesunkenen und noch tiefer sinkenden Landgüter an sich zu reißen. Sie beabsichtigen, entweder sie mit Hilfe der Rentengutsgesetze zu zerschlagen oder mit ihnen à la hausse auf den Termin des Ablaufs der Handelsverträge zu spekuliren. Sie nehmen an, daß dann durch ihren Einfluß und um den Rest der jetzigen Grundbesitzer vor dem Untergange zu bewahren, die Getreidezölle erhöht werden und infolgedessen die Preise der Landgüter wieder steigen werden. Es ist unmoralisch, daß die, die den Ruin unsers jetzigen Grundbesitzerstandes veranlaßt haben, diesen Ruin benutzen, Vorteil

daraus zu ziehen. Dies würde die preußische Regierung teilweise verhindern, wenn sie zur Besiedlung als Käufer in großem Maßstabe auf dem Grundstücksmarkt aufträte.

Es ist auffallend, wie wenig sich die sogenannte öffentliche Meinung, wie sie in Zeitungen, in Versammlungen und in Eingaben zum Ausdruck kommt, mit der polnischen Einwanderung beschäftigt hat. Wenn einem Deutschen, der sein Vaterland vielleicht auf immer verlassen hat, im Ausland ein Unrecht geschehen sein soll, dann geht durch ganz Deutschland ein Sturm der Entrüstung. Und doch ist in diesem Falle das deutsche Volk an sich, in seiner Gesamtheit, nicht im geringsten geschädigt, während die polnische Einwanderung für uns eine Existenzfrage ist. Es mag ja dem Deutschen im Auslande ein Unrecht geschehen sein; aber ein noch größeres Unrecht begehen wir selbst an Angehörigen unsers Volkes, an unserm deutschen Arbeiter im Osten, wenn wir zulassen, daß durch Ausländer der Tagelohn auf einen Betrag herabgedrückt wird, bei dem der Inländer nicht bestehen kann. Ist doch in diesem Jahre, wie die Deutsche Tageszeitung mitteilt, infolge der starken polnischen Einwanderung der Tagelohn auf neunzig Pfennige gesunken! Was würden wohl unsre höhern Beamten, die die Geschicke des Ostens leiten, sagen, wenn man ihnen gegenüber ein derartiges Unterbietungsverfahren einführte? Sollte man nicht vor allem die deutschen Landarbeiter im Konkurrenzkampfe schützen, da sie der wirtschaftlich schwächste Teil unsers Volkes sind? Kein Wunder, wenn der gemeine Mann auf den Gedanken kommt, daß der Begriff Deutschtum für die höhern Stände bloß soweit, als es deren Vorteil mit sich bringe, vorhanden sei, und sich der Sozialdemokratie in die Arme wirft.

Daß sich die öffentliche Meinung mit der polnischen Einwanderung fast gar nicht beschäftigt hat, beruht zum Teil darauf, daß ihren Machern das Schicksal des gemeinen Volkes gleichgiltig ist, weil dessen Interessen nicht dieselben sind wie die ihrigen. Zum größten Teil kommt es aber daher, daß die Verhältnisse unsers deutschen Landarbeiters im Osten und die Gefahren, die dort dem Deutschtum drohen, zu wenig bekannt sind. In dieser Richtung aufzuklären, ist der Zweck dieses Aufsatzes. Nimmt sich die öffentliche Meinung der Angelegenheit kräftig an, dann muß die preußische Regierung ihre Maßregel abändern, wenn anders sie sich nicht offen zum Internationalismus mit seiner Folge, dem Republikanismus, bekennen will. Noch wäre es Zeit, zu verhindern, daß ein großer Teil Deutschlands wider den Willen der Besten seines Volkes durch die Ansichten einiger preußischen Minister, namentlich des Herrn von Köller, dem Slawentum verfalle, just fünfundzwanzig Jahre nachdem es 40000 Tote auf dem Platze hat liegen lassen, um seine Unabhängigkeit und seinen Besitzstand gegen einen viel weniger gefährlichen Feind zu wahren.

Brasilien

Die Forderung, daß Deutschland Ackerbaukolonisation treiben müsse, braucht in diesen Blättern wohl nicht mehr begründet zu werden. Steht aber ihre Richtigkeit bei uns fest, so soll man auch nicht zögern, Vorschläge zu machen, wohin man sich zu wenden habe. Der Versuch, das Interesse wieder für Brasilien zu wecken, wird vielleicht manchen von vornherein als verfehlt erscheinen, aber gerade weil dieses Vorurteil so ausgebreitet ist, will ich ihn machen; vielleicht gelingt es, doch den oder jenen zu überzeugen, daß die Einwände, die man gegen Pläne erhebt, die sich auf jenes Land richten, auf falschen Voraussetzungen beruhen, oder vielmehr, daß es ein Leichtes ist, die Hindernisse, die heute thatsächlich der Einwanderung entgegenstehen, zu beseitigen.

Seit längerer Zeit steht Brasilien für alle, denen das Wohl und Wehe der deutschen Volksgenossen im Auslande am Herzen liegt, im Vordergrunde der Teilnahme. Noch immer ist der Bürgerkrieg nicht beendet, und mitten in dem Kampfe der Parteien finden wir viele Tausende von deutschen Ackerbauern, deren taktvolle, besonnene Haltung unsre Bewunderung erwecken müßte, wenn wir nicht längst wüßten, daß die Deutschbrasilianer wohl ihre Staatsangehörigkeit dem Mutterlande gegenüber aufgegeben, aber weder ihre nationale Eigenart verloren, noch ihre Heimat vergessen haben. Unwillkürlich drängt sich der Gedanke auf, was das deutsche Element in diesem Bürgerkriege für einen Einfluß hätte gewinnen können, wenn die deutsche Auswanderung nach Brasilien von Anfang an von der deutschen (und früher der preußischen) Regierung planvoll geleitet, wenn unsre Landsleute wirksam unterstützt und geschützt worden wären.

Brasilien wird sicher einmal in Südamerika einen entscheidenden politischen, vielleicht auch einen Kultureinfluß gewinnen, seine bisherige Entwicklung ist in gewissem Sinne typisch für jene Staatengebilde, und ich gebe die Hoffnung nicht auf, daß auch für die deutsche Auswanderungspolitik einmal der Geburtstag anbrechen wird, da diese Frage hervorragende sozialpolitische Bedeutung für uns hat und ohne ihre Lösung eine gesunde und kräftige Kolonialpolitik nicht denkbar ist. Daher dürfte eine Betrachtung der Entwicklung

der brasilianischen Verhältnisse zusammen mit einer Betrachtung der Schicksale der deutschen Einwanderer wohl am Platze sein.

Man darf nicht aus den Augen verlieren, daß die deutsche Einwanderung in Brasilien keine freiwillige war, sondern von der brasilianischen Regierung dorthin geleitet wurde. Die „neue Welt" scheidet sich scharf von der alten dadurch, daß in ihr die eingeborne Rasse eine geringe Lebensfähigkeit zeigt, und Kulturarbeit nur mit Hilfe fremder Nationen möglich war und ist. Diesem Gefühle der eignen Unfähigkeit zu kolonisatorischer Thätigkeit mag der Hilferuf nach fremder Einwanderung zu Anfang dieses Jahrhunderts entsprungen sein. Man hatte sich Arbeitskräfte auf verschiednem Wege zu schaffen gesucht. Erfolglos war die Verwendung der eingebornen Indianer. Darauf führte man Sklaven aus Afrika und später Kulis aus China ein. Nachdem aber zuerst 1830, sodann 1850 der Handel mit Sklaven bei schwerer Strafe verboten worden war, wandte man mehr und mehr der Heranziehung freier Ackerbauer aus Deutschland, auch aus Italien sein Augenmerk zu. Begonnen hatte diese Einwanderung schon vor dem Verbote des Sklavenhandels, und sie ist unmittelbar mit der politischen Geschichte des Landes verbunden.

Der französische Einfall in Portugal zwang Johann VI., der 1792 die Regentschaft für die unglückliche Königin Maria übernommen hatte, 1807 Portugal zu verlassen und nach Brasilien überzusiedeln; am Tage darauf, nachdem der Hof Lissabon verlassen hatte, besetzte Napoleon die Hauptstadt.

Brasilien stand damals noch unter dem Eindrucke, den die blutige Ahndung einer revolutionären Erhebung in Minas hinterlassen hatte. Die Vorgänge in Nordamerika, die französische Revolution zogen ihre Kreise bis nach den südamerikanischen Staaten. Im Volke begann sich politisches Leben zu regen; Beamte, Schriftsteller und Vaterlandsfreunde, unter ihnen der Oberst Alvarenga Peixoto, der Richter Thomas Antonio Gonzaga, der Advokat Claudio Manoel, drei Dichter, deren Werke den Grundstock der brasilianischen Nationallitteratur bilden, schürten die revolutionäre Bewegung und mußten den unglücklichen Ausgang am Galgen und in der Verbannung büßen. Die Aufnahme, die die Königsfamilie der Braganza in Rio de Janeiro fand, war zunächst gut, und einige Maßregeln der neuen Regierung zeugen von gesunder politischer Einsicht. Man brach mit dem alten Monopol des Handels und der Fabrikation, gab die Häfen dem Verkehr aller Nationen frei und befreite 1808 die Gewerbthätigkeit und Fabrikation von jedem Zwange. Aber bald genug brachen Konflikte aus. Zunächst bestand ein Gegensatz zwischen den alteingewanderten Portugiesen und den neu zugewanderten Stammesgenossen, der Gegensatz zwischen einem ackerbauenden und einem handeltreibenden Teile der Bevölkerung. Sodann zeigten gelegentliche Aufstände, so 1817 und 1821 in Pernambuco, 1821 in Bahia und 1824 die in den Nordstaaten unter dem Namen „Konföderation des Äquators" eingeleitete Erhebung, daß der republi-

kanische Geist noch lebendig war. Endlich war die Persönlichkeit Johanns VI. den Brasilianern nicht sympathisch. Einer der Minister von Brasilien, Salvador de Mendonca, macht über Johann VI. die bissige Bemerkung: he was a cowardly prince, whose chief claim to distinction was the number of roast chickens, he ate daily, while leaving the direction of political affairs to his wife. 1821 ging Johann VI. wieder nach Portugal und ließ seinen Sohn Pedro zurück. Die Cortes in Lissabon versuchte aufs rücksichtsloseste, den alten Abhängigkeitsstand Brasiliens von Portugal wieder herzustellen, und nötigte dem Prinzen Pedro eine Entscheidung darüber auf, ob er sich fügen oder seiner Erbansprüche und der Thronfolge in Portugal verlustig gehen wolle. So stieg die Erregung in Brasilien immer mehr. Es kam zu blutigen Zusammenstößen brasilianischer Truppen mit den portugiesischen, die trotz aller Aufforderungen nicht aus dem Lande zurückgezogen wurden. Der Wunsch, sich von Portugal loszureißen, wurde immer dringender. Da gab der Prinz den Gedanken einer Personalunion zwischen beiden Ländern, den er bis dahin immer noch festgehalten hatte, auf und bestieg am 1. Dezember 1822 den Thron des zum selbständigen Kaiserreich erklärten Brasiliens als Dom Pedro I. Die portugiesischen Truppen wurden mit englischer Hilfe gewaltsam aus dem Lande entfernt, und Portugal sah sich genötigt (abermals auf Betreiben Englands), 1825 den status anzuerkennen. Pedro I. hatte vor seiner Thronbesteigung das Versprechen gegeben, mit einer Volksvertretung nach einer Verfassung zu regieren, trieb jedoch nachher die zur Festsetzung einer Verfassung gewählte Versammlung mit Waffengewalt aus einander und nötigte dem Lande eine Verfassung auf, die dem Herrscher eine die Rechte des Volks weit übersteigende Gewalt gab. Mendonca sagt von ihm: he governed Brazil with the same whip with which he drove his carriage horses, and whose lash was more than once felt by the press. Das Volk zwang ihn, am 7. April 1831 abzudanken zu Gunsten seines noch nicht sechsjährigen Sohnes, für den eine Regentschaft zehn Jahre die Regierung führte und während dieser Zeit die konstitutionelle Freiheit des Volks förderte.

Vom Jahre 1841 an regierte Dom Pedro II. selbständig. Er drängte den Einfluß, den die liberale Partei unter der Regentschaft erlangt hatte, zurück, indem er sich mehr an die Konservativen anlehnte, und hatte stets das Wohl des Landes im Auge. Von bedeutenden Männern unterstützt, gelang es ihm, die Aufhebung der Sklaverei durchzusetzen. Der Presse gewährte er die größte Freiheit. Unterdessen wurden aber die republikanischen Strömungen immer stärker. 1869 begann eine planmäßige republikanische Agitation, indem sich von der liberalen Partei eine republikanische Gruppe absonderte, und verteidigte zwanzig Jahre lang mit Zähigkeit ihre Forderungen, die auch keineswegs utopisch waren. Man erstrebte die allmähliche Herbeiführung der Republik durch Wahlakte; im Parlament und durch das Parlament sollte die Verfassung in republi-

kanischem Sinne abgeändert werden. Unter den Männern, die für dieses Ziel kämpften, finden wir Namen wie Saldanha Marinho, Felicio de Santos, Prudente de Moraes, Martins. Gegen die Persönlichkeit des Kaisers wendete man sich nicht, ihm lassen selbst so radikale Männer wie Mendonca Gerechtigkeit widerfahren. Wohl aber hatte man einen Widerwillen gegen das völlig unter jesuitischem Einfluß stehende Thronfolgerpaar, den Grafen d'Eu und seine Gemahlin. Dazu kam die Mißstimmung der Großgrundbesitzer, denen seit Aufhebung der Sklaverei die billigen, beliebig auszunutzenden Arbeitskräfte fehlten.

Im Mai 1889 wurde das Ministerium Johann Alfredo gestürzt, der Graf von Ouro Preto unterhandelte mit den kaiserlichen Prinzen über ein neu zu bildendes Ministerium und über die Thronfolge, während der greise Kaiser, der keine Kenntnis von diesen Verhandlungen hatte, den redlichsten seiner Staatsmänner, Saraiva, zu sich berief. Saraiva sah wohl ein, daß die Republik kommen mußte, und war nur darauf bedacht, den Bürgerkrieg zu vermeiden. Daher schlug er dem Kaiser vor, dem Parlament Pläne vorzulegen, in denen die Verfassungsänderung so ins Auge gefaßt war, daß die einzelnen Provinzen Regierungen mit ausgedehnten Selbstverwaltungsrechten erhalten, alle Provinzen aber einen Bundesstaat bilden sollten. Der Kaiser war mit diesem Plane, der nichts weniger besagte, als die kaiserliche Gewalt in die Hände des Volkes zu legen, einverstanden, und diese Zurücksetzung der eignen Person gegenüber den Interessen der Allgemeinheit, diese uneigennützige Vaterlandsliebe nötigt selbst Mendonca Bewunderung ab. Saraiva erhielt vom Kaiser den Auftrag, die erwähnten Reformpläne dem Parlament vorzulegen, weigerte sich aber, diese Aufgabe zu übernehmen, da ihm die Ziele Ouro Pretos bekannt waren und er auf die Unterstützung seiner eignen Partei nicht sicher rechnen konnte. So wurde Ouro Preto leitender Minister, die republikanische Partei verband sich mit dem Heere, ganz unerwartet wurde die Republik proklamirt, die föderativ-republikanische an Stelle einer zentralistisch-monarchischen Verfassung gesetzt und der Thronfolger mit einer Summe von zwei und einer halben Million Dollars abgefunden.

Die Vorgänge in Brasilien in der letzten Zeit gehören noch nicht in ihrem ganzen Umfange der Geschichte an. Noch fluten die Wellenkreise der Erregung des Bürgerkrieges über das Land, das wirtschaftlich sehr gelitten hat und die Folgen dieser Verfassungskämpfe jedenfalls noch lange verspüren wird. In der Botschaft des Präsidenten von Brasilien an den Kongreß wurde der Ausfall im Staatshaushalte für 1894 auf 46000 Contos de Reis angegeben, während die außerordentlichen Ausgaben auf 76000 Contos de Reis gestiegen sind.

Die Monarchie hat keine geordneten Verhältnisse schaffen können; es entstand ein schroffer Feudalismus und eine oligarchische Herrschaft in Politik und Verwaltung, daher bildeten sich keine Parteien, deren wirtschaftliche und

politische Ziele auf das allgemeine Wohl gerichtet gewesen wären. Die Beamtenstellen der Bahn- und Postbetriebe kamen bei dieser ohne jede Scheu ausgeübten Günstlingswirtschaft in die Hände der Klienten der herrschenden Partei; die Zugehörigkeit zu dieser Partei und nicht die fachmännische Tüchtigkeit gaben den Ausschlag. Die Steuern lasteten lediglich auf dem Handel, der Industrie und dem Gewerbe, nicht aber, wie es gerecht gewesen wäre, auch auf den 30000 Großgrundbesitzern, zu deren Gunsten jene produktiven Kreise die Kosten tragen mußten.

Mit dieser Parteiwirtschaft hängen die unsichern rechtlichen und Bodenbesitzverhältnisse zusammen, ein hervorragendes Hemmnis kleinbäuerlicher Einwanderung; die jeweilige Regierung ist nur darauf bedacht, ihre Macht zu stärken, nicht aber eine geordnete Verwaltung zu schaffen. Den Großgrundbesitzern steht eine überwiegende Masse von Nichtbesitzenden gegenüber, der Mittelstand, der eigentliche Träger des Volkswohlstandes, fehlt fast ganz, wenn man von den Städten absieht. An einem freien Bauernstande auf eignem Besitze war den Großgrundbesitzern nichts gelegen, sie wünschten die Einwanderung nur, um statt der Sklaven weiße Arbeiter zu erlangen. Daher ist denn auch die wirtschaftliche Entwicklung Brasiliens so gering geblieben, daß dieses Land, das durch seine natürlichen Reichtümer auf die Ausfuhr geradezu hingewiesen wird, doch nur eine Ausfuhr von 200000 Contos de Reis im Jahre verzeichnet, also weniger als dreißig Mark auf den Kopf der Bevölkerung.

Die deutsche Einwanderung floß vor allem nach den Provinzen Rio Grande do Sul, Santa Katharina, Sao Paulo, Bahia, Parana. Die ersten Besiedlungsversache, die Johann VI. mit Deutschen anstellte, die zum Teil den Söldnerscharen entnommen waren, verliefen unglücklich. Auch unter Dom Pedro I. ging es nur langsam vorwärts, wozu das Gesetz vom 20. März 1820, das nur einwandernden Kolonisten katholischen Bekenntnisses Landschenkungen zusicherte, außerdem die geringe Sorglichkeit der Regierung den Kolonisten gegenüber, die Latifundienwirtschaft, die Störungen der Siedlungen in Rio Grande do Sul durch den Bürgerkrieg 1835 bis 1844 u. a. m. beitragen mochten. Es kostete harte Arbeit und Entbehrungen aller Art, ehe sich die Ansiedler in die Höhe gearbeitet hatten, und man muß diese Vorkämpfer der deutschen Kultur bewundern, daß sie trotz der Schwierigkeiten so Großes geleistet haben. An Stelle der anfangs herrschenden Planlosigkeit bei Unterbringung der Ansiedler suchte man aber allmählich ein geordnetes Verfahren zu setzen, und wir können drei Arten von Kolonien unterscheiden nach ihrer Entstehungsweise und der Stellung der Eingewanderten in ihnen: Staatskolonien, Provinzialkolonien und Privatkolonien.

Die Siedlung in den Staatskolonien fand so statt, daß den Einwandrern fiskalischer Grund und Boden gewährt wurde, außerdem Geldunterstützungen,

Geräte, Sämerei u. s. f. An Stelle der Geldunterstützung trat hie und da ein Recht auf Beschäftigung beim Straßenbau, um so dem Mittellosen den Erwerb einer wenn auch bescheidnen Summe zu ermöglichen. Alle für die Regierung entstehenden Kosten, mit Ausnahme der Geldunterstützung, waren als Schuld später zurückzuzahlen, und erst nach Abtragung dieser Schuld wurde das Land Eigentum des Bebauers. Hierbei gab es manche Mißstände. Das Land wurde unzweckmäßig verteilt, war oft schlecht oder lag abseits von allen Straßen. Es kam auch vor, daß, nachdem die Kolonisten von S. Pedro d'Alcantara das ihnen vom Kaiser Dom Pedro geschenkte Land bearbeitet hatten, sie es nochmals von Leuten, die ältere Besitztitel geltend machten, zurückkaufen mußten, wenn sie nicht in langwierige Prozesse verwickelt werden oder der Früchte ihrer Arbeit verlustig gehen wollten. Alle Vergünstigungen wurden zudem durch die schlechte Verwaltung der Kolonien hinfällig.

Besser waren die Verhältnisse in den Provinzialkolonien, mit denen eine neue Periode der Kolonisation beginnt. In der sogenannten Additionalakte von 1834 wurde den Provinzialregierungen anheimgegeben, „im Zusammenwirken mit der Reichsgewalt die Anlegung von Kolonien zu ermutigen und zu fördern," worauf Santa Katharina zuerst vorging. Die Verwaltung dieser Kolonie war besser, die Kolonisten wurden nach den ihnen bestimmten, meist gut gewählten Ländereien befördert und erhielten das Land nach einer Anzahl von Jahren, wenn die Kaufsumme und die Auslagen zurückgezahlt waren, zur freien Verfügung eigentümlich. So wurde in den fünfziger Jahren die Besiedlung des Urwalds von Rio Grande do Sul vorgenommen, wo die Kolonien Nova Petropolis, Santa Cruz, Sao Angelo entstanden, mit einem besondern Kolonialamte in Porto Alegre.

Das gefährlichste Verfahren wurde in den Privatkolonien gehandhabt, die Parceria oder Halbpacht. Es ist dies eine Verschmelzung der in den nördlichen Provinzen Brasiliens (den Zuckerlandschaften) gebräuchlichen Einrichtung der Lavradores, einer Art von Hintersassen, die die Hälfte ihres Ernteertrags an den Grundherrn abgeben mußten, und der der Redemptioners, der Auslöslinge, die früher in Nordamerika bestand. Nach dem Parceriavertrage läßt ein Pflanzer Kolonisten als Halbpächter auf seiner Besitzung eintreten, die mit ihrem Leibe so lange haften, bis sie seine Auslagen, wie Überfahrtskosten, Verpflegung, Vorschüsse u. s. w. mit Zinsen abgezahlt oder abgearbeitet haben. Mit allerlei Klauseln machte man hier die Kolonisten thatsächlich zu Leibeignen. In den Händen eines einsichtigen, wohlwollenden Grundherrn mag mit dieser Einrichtung Gutes geschaffen werden können, wo sie aber roher Eigennutz handhabt, wird unsägliches Elend, eine stete Knechtschaft herbeigeführt; der Ausbeutung der Kolonisten durch gewissenlose Eigentümer ist Thür und Thor geöffnet. Bald hörte man denn auch die bittersten Klagen, die in Deutschland nicht ungehört verhallten, und diese Mißstände sowie das

schamlose Treiben der Auswanderungsagenten führten endlich dahin, daß die Beförderung von Auswandrern nach Brasilien durch das Heydtsche Reskript vom 3. November 1859 verboten wurde.

Zwar bemühte sich die brasilianische Regierung später, die Lage der Kolonisten zu bessern durch die Verfügung von 1859, durch die auch Nichtkatholiken zu öffentlichen Ämtern zugelassen wurden, ferner durch eine Revision der Parceria, wodurch sie auf eine neue, rechtliche Grundlage gestellt wurde, nach der man eine landwirtschaftliche von einer Viehzuchtparceria unterschied, schließlich 1881 durch den Erlaß eines Gesetzes, durch das die politische Gleichberechtigung der Protestanten mit den Katholiken ausgesprochen wurde. Aber das Auswandrerwerbeverbot wurde nicht zurückgenommen, wie der Widerstand bewies, den man dem ehrlichen Versuche der Agenten der Firma Holzweißig und Kompagnie entgegensetzte, die auf Veranlassung der Regierung 40000 Kolonisten nach Brasilien führen sollten.

Das heutige Brasilien hat eine Größe von 8361350 Quadratkilometer, ist also fünfzehnmal so groß als Deutschland. Seine Gestaltung ist der wirtschaftlichen Entwicklung insofern nicht günstig, als der Westen sehr weit von der Küste entfernt und mit ihr nur durch mangelhafte Wasserstraßen verbunden ist. Das gewaltige Reich gliedert sich in tropische und subtropische Gebiete, sodaß nur die südlichen Provinzen für die deutsche Masseneinwandrung in Betracht kommen. Der vertikalen Gestaltung nach zerfällt Brasilien in das Gebirgshochland (etwa 50000 Quadratkilometer) und die riesigen Grasniederungen. Der Wasserreichtum, vor allem im tropischen Gebiete, ist enorm; allein dem Amazonas, der an der Mündung 180 Seemeilen breit ist und von dem Entdecker Pinzon 1499 als ein „Meer von süßem Wasser" beschrieben wurde, führen 18 Ströme gewaltige Wassermassen zu. Die natürlichen Reichtümer Brasiliens sind unerschöpflich. Neben den im Gebirge ruhenden Erzschätzen hat es den Urwald mit seinen in hundertfacher Weise verwertbaren Beständen und seinem jungfräulichen Boden die weitgedehnten Campos, die Raum für zahllose Viehherden bieten. Die Landwirtschaft, die den größten Teil der Bevölkerung beschäftigt, liegt noch sehr im argen, sie wird in vielen Fällen weder zweckmäßig, noch mit genügenden Mitteln betrieben und hat dann den Charakter des Raubbaues (Rocabetrieb). Unter den Produkten verdienen Erwähnung: die Mandioca, die Wurzel der Manihotpflanze, die in verschiedner Form der Zubereitung fast ganz die Stelle des Brotes vertritt (auch bei uns wird ein solches Fabrikat als amerikanisches Sagomehl oder Arrowroot eingeführt), ferner Mais, Reis, Kartoffeln, Batate, Yamswurzel, schwarze Bohne und vor allem Kaffee, Zucker, Baumwolle, Tabak, Kakao, Thee, deren Anbau auf Plantagen betrieben wird, die seit dem Verbote der Sklavenarbeit viel an Rentabilität verloren haben, wenn auch der Rückgang vielfach noch andre Ursachen hat, bei der Zuckerfabrikation z. B. den erfolg-

reichen Mitbewerb des Rübenzuckers. Endlich sei noch der Kautschuk angeführt und auf die Bedeutung der Viehzucht hingewiesen, ohne daß damit die Quellen, aus denen die Bevölkerung Nahrung und Gewinn ziehen kann, annähernd erschöpft wären.

Die Bevölkerung Brasiliens wird auf vierzehn Millionen Köpfe geschätzt, darunter zwei Millionen Indianer und Neger. Die Dichtigkeit wechselt in den verschiednen Landesteilen; während man in der Provinz Rio Grande do Sul, die von 1803 bis 1872 von 36700 auf 430000 Seelen anwuchs, vier Bewohner auf den Quadratkilometer rechnet, kommt im Durchschnitt auf dieselbe Fläche im ganzen Reiche nur ein Bewohner. Hält man dagegen die entsprechenden Zahlen in Belgien (185) und in Deutschland (79), so wird man es berechtigt finden, wenn wir Brasilien für ein außerordentlich wichtiges Land zukünftiger Besiedlung halten.

Die deutsche Bevölkerung ist nicht sehr groß, aber doch groß genug, daß wir an sie große Hoffnungen knüpfen dürfen. Von sämtlichen deutschen Auswandrern (von 1871 bis 1889 1784871 Personen) gehen bekanntlich 95 Prozent nach Nordamerika und nur zwei Prozent nach dem Süden. Im ganzen leben jetzt annähernd 200000 Deutsche in Brasilien, die mit den Franzosen und Italienern zusammen den thätigen Teil der Bevölkerung gegenüber den trägen Brasilianern bilden. Es darf freilich nicht außer acht gelassen werden, daß das Anwachsen der italienischen Einwandrung namentlich für die Deutschen in den südbrasilianischen Provinzen Santa Katharina und Rio Grande do Sul eine große Gefahr birgt. Diese Einwandrung wird von der Regierung geradezu begünstigt, um ein Gegengewicht gegen das dort solidarische Deutschtum zu schaffen, indem man einzelne italienische Kolonien zwischen die deutschen einschiebt und so die Verschmelzung der deutschen Ansiedlungen, die nach der Befürchtung der Brasilianer einmal zu einer Abtrennung des Südens führen könnte, zu verhindern sucht. Gelingt dieser Plan (und das ist nicht unmöglich, da die romanische Einwandrung der Jahre 1875 bis 1885 größer war als die gesamte deutsche der Jahre 1824 bis 1883), so ist die Hoffnung dahin, daß in diesen beiden Provinzen ein auch im politischen Leben des Landes mächtiges deutsches Wirtschaftsgebiet geschaffen werden könnte.*)

*) Diese Vorgänge werden erläutert durch folgende Aufstellung, in der nur die Nationen berücksichtigt sind, die die größte Zahl der Einwandrer stellten. Von ihnen waren:

	Portugiesen	Italiener	Spanier	Deutsche
1883	11286	10698	2343	1690
1884	8683	5933	576	1240
1885	7611	10908	815	2119
1887	13785	14245	2696	1987
1889	15240	34920	8662	1803
1892	17797	54993	20468	902

Daß sich die Deutschen vor allem nach dem Süden gewandt haben, liegt an den klimatischen und wirtschaftlichen Verhältnissen; daß sie so geschlossen leben, an den politischen und an dem früher starken Mißtrauen der Brasilianer ihnen gegenüber, ja man kann sagen Mißachtung, denn eine Zeit lang gebrauchte man die Bezeichnung Allemão als Schimpfwort. Hierin scheint allerdings in neuester Zeit eine Wandlung eingetreten zu sein; der fremdenfeindliche Nativismus, der in den amtlichen Kreisen bemerkbar ist, kehrt sich gegen Frankreich, Portugal und England, während für Nordamerika und Deutschland Sympathien vorhanden sind. Die drei Provinzen Parana, Santa Katharina und Rio Grande do Sul (die zusammen einen Flächenraum von 532000 Quadratkilometer, also ungefähr wie das deutsche Reich haben) darf man als deutsche Teile bezeichnen, daneben noch Sao Paulo. In Sao Paulo (300000 Quadratkilometer) leben unter 1300000 Seelen 20000 Deutsche, ebenso viel in Parana unter einer Gesamtbevölkerung von 180000 Seelen; in Dona Franziska und den Thälern von Blumenau schätzt man ihre Zahl auf 60000; in den Küstenstädten von Sao Franzisko bis Laguna, vor allem in Desterro, sowie in den Kolonien von Brusque auf 15 bis 20000; in Espirito Santo, Minas, Staat und Stadt Rio ebenfalls auf 15 bis 20000. Bei den Ackerbauern ist der kleine Besitz von 15 bis 25 Hektaren vorherrschend, seltener findet man Güter im Umfange von 40 bis 50 Hektaren.

Diese Angaben über die Volksdichtigkeit lassen schon auf eine geringe wirtschaftliche Entwicklung schließen; sie steht in der That nicht auf der Stufe, die sie bei den mannichfaltigen klimatischen und Bodenverhältnissen und bei der Rührigkeit der Bevölkerung unter einer guten Verwaltung hätte erreichen müssen. Wo keine Rechtssicherheit besteht, keine Straßen und Eisenbahnen gebaut werden, kann auch die tüchtigste Kolonistenbevölkerung nicht vorwärtskommen. Dennoch haben unsre Stammesgenossen in Brasilien trotz aller Hindernisse, und obwohl sie das Vaterland hilflos ließ, Großartiges geleistet. Ihren Einfluß auf die Kulturentwicklung des Landes in Zahlen nachzuweisen, wäre eine dankbare Aufgabe, deren Lösung aber fast unmöglich ist, weil erst in neuerer Zeit auf die Gewinnung zuverlässiger statistischer Materialien einiges Gewicht gelegt wird und uns fortlaufende Beobachtungsreihen von der Zeit an fehlen, wo eine freie Kolonistenbevölkerung deutschen Stammes auftritt. Außerdem sind die Einwirkungen der Deutschen auf ihre Umgebung oft so intimer Natur, daß ein feiner, mit den Verhältnissen genau vertrauter Beobachter dazu gehört, sie festzustellen, der sich leider bis jetzt nicht gefunden hat. Im allgemeinen tritt aber der deutsche Einfluß scharf hervor; er besteht darin, daß sich mit der Einwanderung unsers Stammes ein freier Stand kleiner Bauern und Grundbesitzer bildet, und damit in die brasilianische Landwirtschaft die intensive Betriebsform der Ackerwirtschaft eingeführt wird; die technischen Hilfsmittel dieses Betriebes und den Garten- und Gemüsebau in

der Nähe der Städte hat der Deutsche nach Brasilien gebracht. Der Anbau von Stapelartikeln (Kaffee, Baumwolle, Zucker) in den tropischen Teilen und die Viehwirtschaft können nur extensiv sein und haben alle sozialen Folgen dieser Betriebsform: geringe Bevölkerungsdichtigkeit, wenige, sehr mächtige Besitzende, viele Abhängige. Die kleinbäuerliche Ackerwirtschaft zeigt ein andres Bild; bei ihnen tritt der selbständige Bauer und die Dorfgemeinschaft auf, das Land wird dichter besiedelt, der Besitz gleichmäßiger verteilt, die Menschen stehen an Bildung, Anschauungen und Bedürfnissen einander näher, das ganze Leben baut sich auf einer sozial gleichartigen Grundmasse der Bevölkerung auf. Mit dieser Gegenüberstellung ist die Bedeutung der Deutschen für die soziale Entwicklung Brasiliens gekennzeichnet, und da sich die Wandlung in einem Teile des Landes mit besonderm Klima vollzieht, drängt sich mir immer der Vergleich mit der Entwicklung der Vereinigten Staaten auf, wo der Gegensatz zwischen den Nord- und den Südstaaten auf ganz ähnlichen Verhältnissen beruhte. Sollten sich deshalb nicht die Augen aller, die überzeugt sind, daß wir Raum brauchen, hierher lenken, wo nichts neu zu schaffen ist, wo man dem alten Stamme nur neue Kraft zuzuführen braucht? Es ist selbstverständlich, daß man nicht ziel- und planlos den Einzelnen nach Belieben ziehen lassen soll, sondern daß das Reich hier eingreifen oder doch mindestens Privatgesellschaften zur Organisation kommen lassen müßte. Ich weiß sehr wohl, daß in der letzten Zeit wieder ungünstige Nachrichten über die brasilianischen Verhältnisse verbreitet worden sind. Mag man auch immer warnen, wo gewarnt werden muß. Aber das kann doch nicht hindern, daß man sorgfältig beobachtet, und, falls ein Umschwung eingetreten ist, dies ebenso offen zugiebt, wie man schlechte Nachrichten verbreitet. Das würde schon ein großer Fortschritt sein. So berechtigt die Warnungen der preußischen Regierung und ihr Eingreifen 1859 angesichts der Verhältnisse am Mucury waren, so unberechtigt war es, den günstigen Berichten, die der preußische Gesandte von Eichmann seiner Regierung über die deutschen Ansiedlungen in den sechziger Jahren sandte, sowie den verschiednen, von den Konsuln unterstützten Petitionen der Deutschbrasilianer, den 1859er Erlaß wenigstens abzuändern, gar kein Gewicht beizulegen.

Woher kommt es aber überhaupt, daß immer so ungünstige Nachrichten von Brasilien kommen? Die deutsche Regierung hat ihren konsularischen Vertretern einen Besuch der deutschen Kolonien verboten! Was wunder, wenn man sich da einem Deutschen gegenüber vor keiner Rechtsverletzung scheut; weiß man doch, daß sie schutzlos, gewissermaßen vogelfrei sind. Man komme nicht mit dem Einwande, daß viele Deutsche brasilianische Bürger geworden seien; in einem Lande, wo so anarchische Zustände herrschen, wo so tiefgehenden Rassenabneigungen bestehen, muß das deutsche Reich stets bereit sein, für seine frühern Angehörigen einzutreten. Ich will alle bittern Bemerkungen,

die sich mir auf die Lippen drängen, wenn ich an die Vertretung des deutschen Reichs und der deutschen Ehre im Auslande in diesem und vielen andern Fällen denke, unterdrücken; aber angesichts der erwähnten Thatsache ist doch die Frage berechtigt: Dürfen wir uns darüber beklagen, daß sich unsre Stammesbrüder, wenn sie ins Ausland kommen, bemühen, möglichst schnell Yankees, Australier oder sonst etwas zu werden?

Ich halte an der Überzeugung fest, daß man einmal an eine Organisation der Auswanderung von Reichs wegen wird denken müssen, und daß man dabei zuerst wird nach Brasilien gehen müssen. Die meisten Männer, die Land und Leute aus eigner Erfahrung kennen, stimmen darin überein, daß eine planmäßige Ansiedlung in Brasilien von Erfolg sein müsse, wenn sie von einer kapitalkräftigen deutschen Gesellschaft geleitet wird, deren erfahrne Beamtenschaft den Kolonisten eine wirkliche Hilfe angedeihen läßt, und deren von der Autorität des Reichs gestütztes Ansehen Verletzungen der Gesetze und Verwaltungsbestimmungen verhindert oder doch erschwert. Die letzte gesetzliche Regierung Brasiliens ist in dieser Hinsicht durch den Erlaß eines neuen Einwanderungsgesetzes weit entgegengekommen, es wurde versprochen, daß die Wegebauten den Kolonisationsgesellschaften vom Staate abgenommen werden sollten, und weiterhin sogar jeder Gesellschaft eine Zinsgarantie von 6 Prozent bei einem Gesellschaftskapital von zwanzig Millionen Mark angeboten. Wenn man solche Versprechungen für Spiegelfechterei hält, so erkläre ich, daß es nur Schuld der deutschen Reichsregierung ist, wenn sie nicht eingelöst werden.

Der Gedanke, in Brasilien einzugreifen, ist durchaus keine Utopie, schon aus dem Grunde nicht, weil sich die Deutschbrasilianer in allen politischen Wirren mit ausgezeichneter Klugheit benommen haben, ein guter Rückhalt also vorhanden ist. Außerdem ist wohl zu beachten, daß und warum sich der letzte Aufstand gerade in den südlichen Provinzen Brasiliens entscheidend abspielte. In einem Lande wie Brasilien, das aus einem tropischen Teil und einem Teil mit gemäßigtem Klima besteht, erweist sich das politische Leben thatkräftiger unter der Bevölkerung, die die Striche mit gemäßigtem Klima bewohnt. Daher waren auch die Kämpfe, die sich in den Südprovinzen, vor allem in Rio Grande do Sul abspielten, wo sich seinerzeit auch der Kriegsminister Moura aufhielt, in ihrem Ausgange viel wichtiger als alle Flottenaufstände im Hafen von Rio. Und so wird es in aller Zukunft bleiben; die brasilianischen Südprovinzen werden jederzeit den Ausschlag geben, und damit liegt die Bedeutung des deutschen Elements für die Zukunft des ganzen Landes und die Aussicht, die seine Verstärkung und streng nationale Zusammenfassung eröffnet, für jeden, der nur sehen will, auf der Hand.

Noch im Jahre 1889, bei dem Aufstande in Rio, der die Republik brachte, standen die deutschen Kolonisten nach dem Beispiel ihres hervorragendsten Führers, des trefflichen, nun verstorbnen Karl von Koseritz, zu dem liberalen

Silveira Martins; war er es doch gewesen, auf dessen Betreiben die Gleichberechtigung der Konfessionen ausgesprochen worden war. Nach dem Tode ihres Führers aber begannen die Deutschen, sich mehr und mehr von der blinden Unterwürfigkeit unter die liberale Partei freizumachen, umsomehr, als Silveira Martins die Föderalisten unklugerweise in zwei Gruppen trennte und für die den Kolonisten mit Recht unsympathische Listenwahl (voto incompleto) eintrat, statt die von der Kolonistenpartei vorgeschlagne Einzelwahl der Vertreter in Bezirken zu befürworten. Die Bestrebungen, eine deutsche Partei zu bilden, fanden ihren Ausdruck in der Gründung der „Kolonistenvereine," wobei von den deutschen Blättern immer hervorgehoben wurde, daß es sich nicht in erster Linie um eine Vertretung der Fragen hoher Politik handle, sondern um ein thatkräftiges Eintreten für die Umgestaltung oder mindestens Verbesserung der wirtschaftlichen Verhältnisse. Die Bildung der Partei geschah nach dem Muster eines der bedeutendsten Vereine, des von Sao Lourenço, aus dessen Satzungen wir folgende Punkte hervorheben: „Der Verein ist politisch farblos. Seine Thätigkeit während des Krieges ist darauf gerichtet, ungesetzlichen Rekrutirungen Gegenmaßregeln gegenüberzustellen, sowie Raub und Mord der umherziehenden Banden zu verhindern. Ferner erstrebt der Verein eine Vertretung im Munizipalrat und in der Bezirksverwaltung und tritt für eine weitgehende Selbstverwaltung der Munizipien, für gerechte Besteuerung, Hebung der Verkehrswege u. s. w. ein."

Daß ein solcher Zusammenschluß der deutschen Bevölkerung zur Selbsthilfe notwendig war, zeigte sich schnell bei einigen Ereignissen, bei denen der ganze Haß der Romanen gegen die Germanen wieder hervortrat. Ich meine die Mißhandlungen Deutscher auf einem Feste in Curityba (Provinz Parana) durch — die brasilianische Polizei und ähnliche Dinge, die in Sao Paulo und Rio Grande do Sul vorgekommen sind. Die Deutschbrasilianer selbst erklären diese Vergewaltigungen damit, daß ein großer Teil der jetzigen Brasilianer aus frühern Sklaven, freigelassenen und Sklavenhaltern bestehe, die trotz ihrer Roheit und Unbildung die maßgebenden Behörden besetzt hielten. Infolge der bei jenen Anlässen zu Tage getretnen Unwilligkeit der Behörden, den Deutschen den gesetzlich gewährleisteten Schutz auch thatsächlich angedeihen zu lassen, erließ die „Germania" in Sao Paulo 1893 einen Aufruf zur Gründung eines „Deutschen Rechtsschutzvereins."

Leider blieben die Einigungsbestrebungen der Deutschen nicht ungestört, da die katholische Geistlichkeit eingriff und an der Spitze einer kleinen, aber rücksichtslosen Gruppe gegen die Kolonistenvereine arbeitete. Dieses „brasilianische Zentrum" erklärte die Bestrebungen der Kolonistenvereine, Requisitionen und Rekrutirungen zu verhindern, für ungesetzlich, da man für die „legale" Regierung, d. h. für die Castilhisten, eintreten und Opfer bringen müsse. Die politische Farblosigkeit, die man aufrecht erhalten wollte und auch eine Zeit lang

aufrecht erhielt, indem man „Gewehr beim Fuß“ ſtand, war auf die Dauer nicht durchzuführen; ſchon der Selbſterhaltungstrieb zwang zu einer beſtimmten Parteinahme, und die von Anfang des Bürgerkrieges an ziemlich eifrig in deutſchen Kreiſen vorgenommnen Sammlungen für das exercito libertador zeigten, daß die Sympathien mehr nach der Seite der Revolutionäre neigten. Der Austritt der Caſtilhiſten aus den Kolonievereinen beſchleunigte den Übergang zu den Föderaliſten, was nur bedauert werden kann, da es vorher dank der Einigkeit der Deutſchen gelungen war, ein ganzes Jahr lang die Neutralität ihrer Provinzen aufrecht zu erhalten.

Nach all dieſen Betrachtungen leuchtet es wohl ein, daß die Deutſchbraſilianer jetzt in einer Zeit kraftvollen Aufſtrebens leben, das politiſche Selbſtbewußtſein iſt erwacht, man hat begonnen, ſich zur Wahrung ſeiner Intereſſen zu verbinden, und daher ſcheint mir jetzt der Zeitpunkt beſonders günſtig zu ſein, unſre Volksgenoſſen in dieſem Streben zu unterſtützen, indem das deutſche Reich ſeine Machtſtellung in die Wagſchale wirft, um die Störung dieſer Entwicklung zu hindern und den Brüdern in der Fremde neue Mitſtreiter zuzuführen. Man ſollte endlich den Grundſatz anerkennen, daß eine deutſche Kolonialpolitik ohne eine thatkräftige, planvolle Auswanderungspolitik niemals dem Ziele zuzuführen iſt, das doch erreicht werden ſoll und muß: ein erdumfaſſendes Deutſchland zu ſchaffen.

Leipzig L. O. Brandt

Das mediziniſche Studium

Von Ernſt Gyſtrow

Im ärztlichen Stande iſt ſeit einigen Jahren eine Überfüllung eingetreten, die ſchwere Gefahren für alle Mediziner in ſich birgt. In ärztlichen Zeitſchriften und Broſchüren iſt verſucht worden, zunächſt einmal die Wurzel des Übels zu finden und dann Vorſchläge zur Heilung zu machen. Dabei iſt vielerlei beſchuldigt worden, nicht zum wenigſten die ſoziale Geſetzgebung. Aber ſo einig alle über die Schäden ſind, ſo verſchieden ſind die Anſichten über die Mittel zur Heilung — natürlich, weil bei jedem perſönliche, geſellſchaftliche, ja ſelbſt politiſche Anſichten mitſpielen, die ihn die Sache von dieſer oder jener Seite ſehen laſſen.

Der einzig richtige Weg aber dürfte der sein, am Anfang anzufangen, d. h. einmal zuzusehen, wer Medizin studirt, und wie sie studirt wird, und ob nicht hierbei manches faul ist. Das scheint man auch in weitern Kreisen eingesehen zu haben; vor kurzem liefen Gerüchte durch die Presse von einschneidenden Veränderungen, die im medizinischen Studium bevorstehen sollen.

Wer studirt heute Medizin? Ein großer Haufe von jungen Leuten, die nichts besseres anzufangen gewußt haben, nachdem gegen alle andern Studien Bedenken erhoben worden waren: zur Theologie war keine Neigung, das Lehrfach war zu überfüllt, Jurisprudenz zu langwierig. Aber studirt werden mußte, denn so erforderte es der moderne Strebensdünkel, wonach der Sohn immer etwas „Höheres" werden muß als der Vater; und so blieb denn nur die Medizin übrig; denn die ist zugleich ein „Brotstudium" — das Wort erregt schon Grauen —, und verdienen soll der Junge etwas, sobald er fertig ist. Also: es wird Medizin studirt, und zwar mit allem Eifer, denn das medizinische Studium fesselt jeden mit dem Reiz des täglich Neuen und Interessanten. Die Examina werden gemacht, mit „genügend" eben bestanden, und der Menschheitsbeglücker ist fertig. So stehen sie dann zu Hunderten da, und nun — beginnen die Enttäuschungen. Nach zwei Jahren aber — besondre Glücksfälle ausgenommen — ist der junge Arzt so unzufrieden mit seiner ganzen Laufbahn, so abhold den unvermeidlichen Mühen seines schweren Berufs, daß er oft die Stunde verwünscht, wo er den Entschluß gefaßt hat, Mediziner zu werden.

Ein Teil der Schuld an diesen Zuständen liegt unzweifelhaft an unsrer heutigen höhern Schulbildung. Wenn — dank unserm Einjährigfreiwilligenwesen — die Arbeiten immer mehr herabgesetzt, die Versetzungen immer milder, die Prüfungen immer leichter gemacht werden, so ermutigt das natürlich immer mehr Unbegabte, die Schule zu besuchen, und zwar bis zu Ende, „damit ihnen die Welt offen stehe." Ich kann hier auf diese traurigen Verhältnisse nicht näher eingehen, aber ich glaube, daß sie dazu beigetragen haben, den Bildungsdünkel zu steigern und das geistige Proletariat zu vermehren.

Dann aber können die Eltern nicht dringend genug davor gewarnt werden, bei der Berufswahl der Söhne diesen allzu freie Hand zu lassen. Sehr oft weiß ein neunzehnjähriger junger Mensch gar nicht, was er werden soll. Sorgfältigste Beobachtung der Neigungen und Lieblingsbeschäftigungen des Sohnes ist eine der Hauptpflichten unsrer Erziehung; sie ist freilich nur möglich bei dem — heute so seltnen — innigen Zusammenleben der Kinder mit den Eltern.

Vor allem der ärztliche Beruf erfordert bestimmte, aber bei sorgfältiger Erziehung deutlich zu erkennende Anlagen. Nicht darauf kommt es an, daß der junge Mann sich getraut, eine Leiche anzufassen, oder daß er Blut fließen sehen kann: gerade das findet sich später bei einiger Willenskraft auch bei

denen, die es vorher nicht konnten. Vor allem gehört lebhaftes Interesse für die Naturwissenschaften im allgemeinen, für die organischen im besondern dazu; ferner ein sanftes, rücksichtsvolles Naturell — ein grober Arzt ist ein Unding; es gehört dazu Opfermut, Nächstenliebe, Furchtlosigkeit vor dem Krankenzimmer. Das alles sind Eigenschaften, die sich nicht aneignen lassen, und doch wie viele Ärzte laufen heute ohne sie herum!

Nur ganz kurz möchte ich die heikle Berechtigungsfrage berühren. Ich bin mit der Mehrheit der Mediziner der Ansicht, daß das Realgymnasium die Berechtigung zum medizinischen Studium verdient; ja ich glaube, daß es sie allein verdient. Ich erkenne willig die Vorzüge des Gymnasiums für die Vorbildung zum philologisch-historischen, zum theologischen, auch zum juristischen Studium an; aber für das medizinische, mathematische und naturwissenschaftliche Studium ist das Realgymnasium vorzuziehen. Man frage nur die Mediziner des ersten und zweiten Sommersemesters! Es könnte ja jedem Gymnasiasten freigestellt werden, in den naturwissenschaftlichen Fächern eine Nachprüfung auf einem Realgymnasium abzulegen, wie es heute die Realschüler in den Sprachen thun müssen. Ich meine, daß so dem medizinischen Studium mehr tüchtige Kräfte zugeführt und noch mehr untaugliche davon zurückgehalten werden würden; denn es würden sich zunächst hauptsächlich solche der Sache unterziehen, die Lust haben, sich noch ein Jahr mit Naturwissenschaften zu beschäftigen, und neben diesen die Realgymnasiasten; das wäre aber sicher mehr wert, als daß sich die Realgymnasiasten noch ein Jahr mit Latein und Griechisch beschäftigen müssen, und die Gymnasiasten sofort Medizin studiren dürfen.

Vorher aber müßten in dem Studium selbst einschneidende Veränderungen eintreten, wenn man einen Erfolg sehen will. Zunächst ist die Festsetzung der gesamten Studienzeit auf sechs Jahre dringend anzuraten. Diese Einrichtung bewährt sich heute in Österreich schon vortrefflich. Dort fallen auf das eigentliche Studium fünf Jahre, auf eine praktische Thätigkeit ein Jahr. Bei uns schwankt gegenwärtig die Studienzeit zwischen neun und zehn Semestern. Von dem Anfangstermin, ob Ostern oder Michaelis, hängt es meist ab, wie viel Zeit der Student braucht. Solchen Zufälligkeiten, die immer Ungerechtigkeiten mit sich bringen, muß vorgebeugt werden. Würde die Studienzeit für alle auf fünf Jahre festgesetzt, so wäre damit eine feste Grundlage geschaffen.

Ähnlich verhält es sich mit der Ablegung des Physikums. Den Gerüchten zufolge beabsichtigt man, das Physikum ein Semester später zu legen, als ans Ende des fünften Halbjahres. Das wäre der unbesonnenste Schritt, den man thun könnte. Viele behaupten ja, das Physikum schon nach drei Semestern ablegen zu können. Außerdem muß man doch bedenken, daß das Physikum eine Entlastung des Mediziners sein soll. Durch diese Prüfung soll das rein naturwissenschaftliche Wissen abgetrennt werden; ferner soll durch

sie in den Grundlagen der Anatomie und der Physiologie die Reife des Studenten für das weitere Studium festgestellt werden. Soll sich nun der Student noch ein weiteres Semester mit dem naturwissenschaftlichen Ballast herumschleppen?*) Wird dieses Semester nicht, je nach der Befähigung und dem vorhergegangnem Fleiße, ein Pauk- oder — ein Bummelsemester werden, anstatt, wie bisher, für die Einführung in die Pathologie verwandt zu werden? Der wichtigere Teil des Studiums folgt doch erst auf das Physikum. Denn mit dem fünften Semester beginnt eigentlich erst das Studium der Medizin, d. h. die Beschäftigung mit dem kranken menschlichen Körper. Oder glaubt man, dieses Studium könne inzwischen ruhig begonnen und dann das Physikum mitten hineingeschoben werden? Das wäre so, als wollte man zwischen Obersekunda und Prima eine Prüfung in der mit Untersekunda abschließenden Botanik einschieben. Es ist schlechterdings kein Grund vorhanden, das Physikum ein Semester hinauszuschieben. Wenn nicht die genannten Unbilligkeiten einträten, so könnte man die Ablegung schon nach dem dritten Semester gestatten. So aber möge man es wenigstens beim Alten lassen. Dann bleiben zum Hauptteil des Studiums drei volle Jahre.

Daß eine schärfere Handhabung der Examina nötig ist, brauche ich wohl nicht erst lange auseinanderzusetzen. Es ist das das einzige Mittel, untüchtige Leute zurückzudrängen. Vor allen Dingen sollte das „Durchsitzen" völlig aufhören. Eine Wiederholung nach einem vollen Semester sollte gestattet sein, aber mehr nicht. Fällt der Prüfling das zweitemal wieder durch, dann mag er etwas andres anfangen; für den gewählten Beruf hat er dann entweder keine Begabung oder nicht genug Fleiß. Gerade das Physikum sollte recht scharf genommen werden; denn es ist viel härter, wenn man den Studenten hier durchschlüpfen läßt und dann im Staatsexamen zu Falle bringt, als wenn er schon im Physikum fällt, wo er erst zwei Jahre verloren hat.

Auch die Verschärfung der Prüfung in Anatomie und Physiologie, sowie beim Staatsexamen in der Pathologie ist nur zu raten. Der Arzt — mag er auch mehr chirurgisch beanlagt sein — muß auf der Höhe der Berufswissenschaft stehen; er soll Praktiker, aber er soll auch Theoretiker sein. Die kühle Aufnahme, die die physiologischen und pathologischen Fortschritte bei so vielen Ärzten finden, ist sehr zu bedauern.

Noch eine Prüfung bleibt zu berühren: das Doktorexamen. Der Titel „Doktor" sollte doch eigentlich eine Zierde, ein Zeugnis für wissenschaftliche

*) Für einen jungen Mann bildet jeder Wissensstoff, für den ihm in irgend welcher Zeit eine Prüfung bevorsteht, einen gewissen Ballast, der freilich oft sehr wichtig und nötig ist; da aber der junge Mann nie imstande ist, sich selbst zu prüfen, so wartet er ängstlich auf das drohende Examen. Ist das vorüber, so ist er erleichtert, dann denkt er weit lieber an das Gelernte, wie man ja häufig findet, daß sich Männer privatim in Fächer vertiefen, die sie auf der Schule nicht gern betrieben.

Tüchtigkeit sein. Statt dessen ersieht man daraus nichts, als daß der „Doktor" seinerzeit 500 Mark gehabt oder sich geborgt hat, um zu promoviren. Das ist ein Zopf, der nicht mehr ehrwürdig, sondern lächerlich ist, und dessen sich das neunzehnte Jahrhundert schämen sollte. Ahmen wir doch das Beispiel Österreichs nach, das uns in diesem Punkte weit voraus ist: dort wird mit dem Bestehen des Staatsexamens der Doktortitel, wie bei uns der Titel „Arzt" verliehen — das einzig richtige. Die Dissertationen und ihren wissenschaftlichen Wert brauche ich wohl nicht näher zu besprechen.

Hat der Student sein Staatsexamen gemacht, so ist er heutzutage „fertig." Der Philolog und der Jurist müssen, ehe sie in ihren Beruf eintreten, eine Zeit lang praktisch thätig sein, der Mediziner nicht. Das ist doch die verkehrte Welt. Der junge Dr. med. und prakt. Arzt steht meist ganz ratlos vor den einfachsten Fällen. Darum ist die Ableistung einer mindestens einjährigen praktischen Arbeitszeit dringend geboten. Hier möchte ich nun einen wichtigen Vorschlag machen.

Die Aufnahme junger Ärzte in Krankenhäuser und Kliniken ist heute fast nur durch „Konnexionen" zu erreichen. So werden sehr oft tüchtige junge Leute, die sich gern für ein Spezialfach ausbilden wollten, zurückgedrängt, nur weil es ihnen nicht möglich gewesen ist, sich in jenen erlesenen Kreisen Verbindungen zu schaffen.

Deshalb ist es nötig, daß die Überweisung an die Kliniken durch eine völlig unparteiische, aus Medizinern gebildete Zentralkommission geschieht; daß also die jungen Ärzte einzig auf Grund ihres Zeugnisses je nach Bedarf an diese Institute gewiesen werden. Man dürfte dabei natürlich nicht zu schablonenmäßig verfahren; Mediziner, deren Zeugnis ganz besonders gute Leistungen in einem Spezialfach — soweit dieser Ausdruck beim Staatsexamenszeugnis angebracht ist — aufweist, würden vorteilhaft an Spezialinstitute gewiesen werden.

Für eine nochmalige eigentliche Prüfung am Ende der einjährigen praktischen Arbeitszeit bin ich nicht. Man wird den jungen Arzt sorgfältig beobachten, ihn möglichst selbständig handeln lassen und doch streng überwachen; kann ihm dann das Zeugnis einer gewissen diagnostischen Sicherheit und therapeutischen Erfahrung ausgestellt werden, so mag er gehen; wo nicht, so wird es nur in seinem eignen Interesse liegen, noch weiter mitzuarbeiten.

Die spezialistische Ausbildung nimmt natürlich einen längern Zeitraum in Anspruch. Ob hier nicht sogar scharfe Prüfungen einzuführen wären, auf Grund deren der Titel „Spezialarzt" verliehen werden könnte, wäre noch zu erwägen. Es ist ja unglaublich, was sich heute alles für Spezialisten ausgiebt. Damit soll natürlich nicht verlangt werden, daß sich ein praktischer Arzt auf keine andre Weise zum Spezialisten ausbilden dürfe, es soll sich nur niemand vor Ablegung der angeordneten Prüfung den Titel beilegen.

Auf einen wichtigen, vielleicht den brennendsten Punkt der ärztlichen Frage, das Kassenwesen, hier einzugehen, verbietet mir der Raum. Denn in wenig Worten und mit den vielverbreiteten Redensarten läßt sich eine Frage von so großer Wichtigkeit nicht abthun. Daß es nicht so bleiben kann, wie es ist, sondern daß vieles geändert werden muß, wenn nicht die Ärzte ins Proletariat geraten sollen, habe ich bisher noch von allen aussprechen hören.

Vielbesprochen ist das Verhältnis der Militärärzte zur Praxis. Von vielen Seiten ist offen verlangt worden, man möge den Militärärzten die Ausübung von Privatpraxis untersagen. Wenn nur die Leute, die etwas derartiges vorschlagen, auch angäben, wie sie sich die Ausführung denken. Es wäre wahrlich ein Triumph: den Sanitätsoffizieren mit ihrer — wenigstens teilweise — sehr guten Vorbildung die Praxis verboten, und jedem alten Weibe die Kurpfuscherei freigestellt! Es herrscht vielfach die kindische Ansicht, die Militärärzte seien nicht ganz „voll“; nun, das würde sofort eintreten, wenn man den Sanitätsoffizieren die Praxis, d. h. die Möglichkeit, nicht einseitig zu werden, entzöge. Auch sollte man doch daran denken, daß viele Militärärzte als Stabsärzte den Abschied nehmen. Verlangt man, daß sich diese Leute „zur Ruhe setzen“? Übrigens lehrt die Erfahrung, daß die Praxis der Sanitätsoffiziere sehr beschränkt ist und den Zivilkollegen wenig Abbruch thut.

Wenn ich dagegen an die Kurpfuscherei denke, so treibt mir das die Schamröte ins Gesicht: im Volke der „Denker“ wird einer jungen, im schönsten Aufblühen begriffnen Wissenschaft ein Hindernis in den Weg gelegt, das unüberwindlich ist, weil es gemein ist. Theologen, Lehrer, Rechtsanwälte: alle sind geschützt; aber „medizinern“ kann jeder, je dümmer und frecher, mit um so mehr Erfolg. Das sind die Errungenschaften einer „unentwegt liberalen“ Gesetzgebung. Jeder, der nicht hilft, dieses Übel mit Stumpf und Stiel auszurotten, ist meiner Ansicht nach nicht zu den Gebildeten zu rechnen. Jeder, der eine Heilung unternimmt und sich dafür bezahlen läßt, ohne Arzt zu sein, sollte schwer bestraft werden. Das wenigstens sollte unser Jahrhundert noch erleben.

Zum Schluß noch ein Wort über die Organisation der Medizin. Der bisherige Zustand des gemeinschaftlichen Kultus-, Unterrichts- und Medizinalministeriums ist unhaltbar. Das Medizinalministerium ist vom Unterrichtsministerium nicht zu trennen; dagegen spricht die Verbindung der Medizin mit den Universitäten. Aber weshalb gehört das Ministerium der geistlichen Angelegenheiten hierher? Es hat doch weder mit der Schule noch mit der Medizin so viel zu thun, daß es nicht davon getrennt bestehen könnte.

Wir sehen: es ist viel zu reformiren. Die ärztliche Frage ist ein sehr wichtiger Teil der sozialen. Denn es handelt sich hier nicht um das Interesse des Standes allein, sondern um das der Gesellschaft. Palliativmittel sind

nicht mehr zureichend; sie machen das Leiden auf die Dauer schlimmer, wie die „Schulreform“ beweist. Ehe nicht eine Reform im weitesten Umfange ins Werk gesetzt wird, ist nichts zu erwarten. Wenn das aber nicht bald geschieht, so wird etwas andres eintreten: die Folge versäumter Reform ist der Niedergang. Schon sehen wir ihn im ärztlichen Stande hereinbrechen infolge der zunehmenden Verbitterung. Freilich, zusehen ist bequemer. Und so werden wir wohl noch eine Weile warten müssen.

Wandlungen des Ich im Zeitenstrome

8. Das Jahr 1870

Wir waren sehr bald gute Freunde geworden, der Pfarrer M. und ich,*) aber wir sahen beide gleichmäßig ein, daß neben einem gesunden Pfarrer, der kein Nebenamt hat, für einen arbeitslustigen Kaplan wenig zu thun übrig bleibt. Immer nur studiren, ohne von dem Gelernten Anwendung machen zu können, ist ein unnatürlicher Zustand, und nur für einen oder ein paar Privatschüler arbeiten, scheint, wie Herbart sagt, der Bestimmung des Mannes doch nicht angemessen zu sein. Wir kamen daher überein, die Gelegenheit einer Vakanz in Liegnitz zu benutzen; M. war mit dem dortigen Pfarrer, dem Erzpriester Schw., befreundet.

Im September 1864 siedelte ich dahin über. Auch dort fühlte ich mich glücklich, doch war das Glück andrer Art als in Sch. Es bestand erstens in der Unabhängigkeit. Wenn man die dreißig hinter sich hat, gefällt einem die Stelle eines Hausssohnes doch nicht mehr, so angenehm das Haus auch sein mag. In Liegnitz giebts kein Pfarrhaus, sondern die katholischen Geistlichen bewohnen den Hauptflügel des ehemaligen Jesuitenkollegiums. Der Pfarrer hat den ersten Stock inne: eine lange Flucht von Sälen und prachtvollen Zimmern, die an einem breiten Korridor liegen — die Jesuiten mögen sonst sein, wie sie wollen, aber ihre Bauten, diese vornehme Großartigkeit, Bequemlichkeit, Zweckmäßigkeit macht ihnen heute nicht leicht jemand nach —, im obern Stock wohnen die Kapläne und zwei Lehrerfamilien. Wir beiden Kapläne hatten zusammen eine alte Wirtin — Inventar —, die mit ihrer Tochter,

*) Vergl. Nr. 26.

einer Witwe und Wäscherin, und deren Söhnchen zusammen in unsrer gemeinsamen Küchenstube hauste, und waren so wirtschaftlich unabhängig. Auch unser Geld erhielten wir nicht vom Pfarrer, sondern teils vom Kirchkassenrendanten, teils von einem Dominium (Dezem-Entschädigung), teils von den höhern Lehranstalten, an denen wir den katholischen Schülern Religionsunterricht gaben, die geringen Accidentien vom Küster. Unsre Arbeit besorgten wir ganz selbständig. Der Pfarrer that wenig und bald gar nichts mehr; zu seiner Vertretung bestellte er sich einen dritten Kaplan. Wir machten ihm jeden Sonnabend um elf Uhr einen Anstandsbesuch und kamen sonst nicht mit ihm zusammen. Das andre angenehme war die stramme Arbeit. Ich hatte sehr viel zu predigen, nicht selten zweimal an einem Sonntage, wöchentlich zwölf, später sechzehn Religionsstunden zu geben, außer dem Kommunionunterricht und einer Stunde in einer auswärtigen Schule, die einem beinahe den ganzen Morgen raubte. Beichtende gabs auch genug. Dazu kamen die Leitung eines Gesellen- und eines Paramentenvereins, längere Vertretungen erkrankter Lehrer, in der Cholerazeit von 1866 eine Unzahl von Krankenbesuchen und Beerdigungen, anderthalbjährige Administration der Pfarrei — Schw. lag ein Jahr lang krank —, nach seinem Tode eine sehr mühsame, mit viel Zank und Ärger verbundne Erbschaftsregulirung, da er die Pfarrkirche zur Universalerbin eingesetzt hatte.

So kam das verhängnisvolle Jahr heran. Ein paar weitere Erschütterungen hatte mein Glaube schon vorher erlitten. Eine alte Dame von ausgezeichnetem Charakter, mit der ich befreundet war, gestand mir einmal in der Beichte, daß sie nicht an die Hölle glauben könne. Ich suchte ihr den Höllenglauben beizubringen, sie schüttelte aber bloß den Kopf und bemerkte kurz: Ich glaube, daß Gott barmherzig ist. Und ich fühlte, daß mich meine Gründe selber nicht überzeugten. Bald war ich in diesem Punkte soweit, daß es mir als ein Rätsel erschien, wie Männer von tiefer Einsicht und edelm Charakter, Augustinus z. B., eine so scheußliche Lehre hätten annehmen und verkündigen können. Ich fand zwei Erklärungsgründe, die aber unser heutiges Geschlecht nicht mehr entschuldigen können: die Härte des antiken, wenigstens des römischen Lebens, die Abstumpfung des Mitgefühls durch ewige Kriege und grausame Schauspiele, sodann die Unkenntnis der wirklichen Zahl der Menschen. Zwar verträgt es sich auch schon nicht mit der Idee Gottes, wenn man annimmt, daß er auch nur ein einziges Geschöpf ins Leben gerufen habe zu keinem andern Zweck, als es in einem ewigen Feuer braten zu lassen, gleichviel, ob man sich ein materielles oder ein immaterielles Feuer denkt, aber wenn man überlegt, daß sich nach dem orthodoxen Glauben die Zahl der für dieses Schicksal bestimmten auf unzählige Milliarden beläuft, wovon die Alten noch keine Vorstellung hatten, dann schlägt der Gedanke aus dem Entsetzlichen ins Lächerliche um, er wird einfach unmöglich. Ein Blick auf ein Kindergesicht, auf eine

Menschengestalt, auf eine Frühlingslandschaft genügt zum Beweise, daß der Weltschöpfer kein solcher Teufel sein kann.*) Dann — wie schon bei einer andern Gelegenheit erwähnt worden ist — lernte ich die Geschichte der Hexenprozesse kennen, und daraus wurde mir klar, daß die Kirche keine göttliche Einrichtung im dogmatischen Sinne des Worts sein könne. Der Strenge des Bekenntnisses nach, das die katholische Kirche fordert, war ich also schon ein Ketzer. Die lebhafte, mir durchaus zusagende Thätigkeit verbarg mir das. Wissen und wissen ist zweierlei. Wie das bloße Wissen der auswendig gelernten Glaubenssätze bei den gewöhnlichen Menschen gar keine, bei außerordentlichen, die ihnen nachhängen und nachdenken, die außerordentlichsten Wirkungen hervorbringt, so haben auch Risse in der Glaubensgrundlage nicht sofort den Sturz in den Unglauben zur Folge; erst wenn man längere Zeit aufmerksam in die Abgründe hinabblickt, wird man schwindlig und stürzt hinein.

Während ich mich selbst noch für orthodox hielt, begannen die eifrigen Katholiken der Gemeinde schon an mir zu zweifeln. Sie haben es mich nicht merken lassen, ich lebte in freundschaftlichem Verkehr mit ihnen, aber später hat man mirs gesagt. Was sie zuerst stutzig machte, waren politische Ketzereien. Ich war liberal und beteiligte mich nicht an der Wahlagitation, die damals, in der Konfliktszeit, von den schlesischen Katholiken für Bismarck, in dem sie den Hort der Autorität verehrten, eifrig betrieben wurde. Der Krieg gegen das katholische Österreich 1866 kühlte ihre Liebe für Bismarck und König Wilhelm stark ab, während ich gerade dadurch vor beiden Respekt bekam und so nun wieder im politischen chassé-croisé meinen guten Freunden gegenüber zu stehen kam, was mir übrigens seitdem öfter begegnet ist. Dann vermochte ich den Ton, den die Hausblätter gegen „Protestanten, Juden und Freimaurer" anschlugen, sowie das ewige Gejammer der Kirchengewaltigen über die Verderbnis der Welt und über die Kirchenverfolgung nicht zu vertragen und sprach mich sowohl in der Unterhaltung wie auf der Kanzel gegen beides aus. Ich gehörte der Richtung Montalemberts an und sah in der katholischen Kirche die Kulturmacht, die als geistige Sonne alles Große, Gute und Schöne, das in der Menschheit schlummert, hervorzulocken und zur Reife zu bringen berufen sei. Dazu wollten die Jeremiaden der Frommen, Försters Hirtenbriefe und die päpstlichen Kundgebungen, namentlich die berüchtigte Encyklika mit dem Syllabus, schlecht stimmen. Als einmal in einem Hirtenbriefe die dumme Redensart stand, die Welt schwimme in einem Meere von Fleisch, äußerte ich mich zu meinen Amtsbrüdern, der Welt, mit der es unser Bischof zu thun habe, und die größtenteils aus armen Teufeln bestehe, könnte es gar

*) In dem *αἰώνιος* des Neuen Testaments liegt noch nicht der philosophische Begriff der Ewigkeit.

nicht schaden, wenn sie noch etwas mehr Fleisch hätte, nicht um drin zu schwimmen, wozu ohnehin doch höchstens die Brühe taugen würde, sondern um es in den Mund zu stecken. Zur Beruhigung sagte ich mir selbst und sagte ich den Leuten von der Kanzel manchmal: Der Papst mißt auf seinem erhabnen Standpunkte die Erscheinungen der Zeit am Ewigen und Göttlichen, und da muß er denn freilich zu einem alles verwerfenden Urteil kommen. Aber messen wir die heutigen Dinge und Menschen an der Vergangenheit und an unsern schwachen Kräften, so können wir nicht finden, daß es schlimmer um uns stünde, als um die Menschen irgend einer frühern Zeit. Wie wenig ahnte ich, daß gerade in dieser Auffassung meine Ketzernatur zum Vorschein kam! Bildet doch die unversöhnliche Feindschaft gegen die Welt und ihre Pracht, d. i. ihre Kultur, das Wesen des orthodoxen Christentums. Und es unterliegt keinem Zweifel, daß es sich dafür nicht allein auf die Kirchenväter, sondern auch auf Johannes und Paulus berufen kann (vgl. besonders Ev. Joh. 14, 30; 15, 18 und 19; 16, 8; 17, 9 und 1. Joh. 2, 15 und 16), während, wenn wir die Synoptiker allein hätten, die Versöhnung des Christentums mit der Welt und ihrer Kultur nicht unmöglich sein würde. Zwar finden wir auch bei ihnen Stellen wie das Gleichnis vom Unkraut unter dem Weizen, aber es war mir von Anfang an ausgemacht, daß man nicht etwa unter dem Weizen die Katholiken, unter dem Unkraut die übrigen Menschen verstehen dürfe, auch nicht einmal die Guten und die Bösen innerhalb der verschiednen Konfessionen und Religionen, sondern daß in jedem einzelnen Menschen, die Türken, Heiden und den Papst nicht ausgenommen, Gutes und Böses gemischt sei. Wie es bei der im Gleichnis in Aussicht gestellten Scheidung am Ende der Welt zugehen würde, das ließ ich, als ein unenthüllbares Geheimnis, dahingestellt sein.

Mit der Ankündigung des Konzils erreichte die mir widerwärtige ultramontane Bewegung ihren Höhepunkt. Aus Breslau hörten wir eine hübsche Anekdote. Gerade als der verhängnisvolle Brief aus Rom bei Förster angekommen war, trat der wegen seiner Höflingsnatur von biedern Pfarrern viel verspottete Kanonikus G. bei ihm ein, um ihn zum Spaziergang abzuholen. Förster: Da ist eben die Einladung zum allgemeinen Konzil gekommen! — Polonius: Das ist ja höchst erfreulich, daß der heilige Vater in seiner Weisheit... — Förster (der in seiner Erregung gar nicht auf ihn gehört hat): 's ist ein Skandal! — Polonius (mit tiefer Verbeugung): Ja, fürstliche Gnaden, 's ist ein Skandal! — Es machte einen äußerst peinlichen Eindruck auf mich, daß Förster, den ich aufrichtig verehrte, in seinen Privatäußerungen ein andrer war als in seinen amtlichen Kundgebungen, aber ich habe ihn niemals, auch in meinem Herzen nicht, der Heuchelei beschuldigt; ich begann eben einzusehen, daß eine hohe amtliche Stellung in schreckliche Widersprüche verwickelt, aus denen es kein Entrinnen giebt für den, der nicht der Stellung

selbst entrinnen will, und das würde den Bischöfen jener Zeit als feige Fahnenflucht und Verrat nicht allein ausgelegt worden, sondern erschienen sein. Der Schrecken über das am Horizont auftauchende Unfehlbarkeitsdogma war bei den aufrichtigen und frommen Katholiken, selbst ultramontanster Richtung, nur die Betschwestern und einige dumme Fanatiker ausgenommen, ganz allgemein. Es wäre ein großes Unglück, wenn diese Lehre zum Dogma erhoben würde, sagte einer der Führer der Liegnitzer Katholiken, ein durch Verstand, uneigennützigen Eifer, edeln Charakter und aufrichtige Frömmigkeit hervorragender Mann. In den großen Zeitungen der Provinz polemisirten Baltzer, Reinkens, Elvenich und Weber gegen die infallibilistischen Hausblätter. Ich war damals gerade auf Augustin verfallen. Aus ihm ersah ich, daß die Kirchenverfassung des fünften Jahrhunderts nichts weniger als monarchisch gewesen ist, und bei dem Gedanken, daß sich der Papst nun auch noch das Prädikat der Unfehlbarkeit beilegen und seine Anmaßung auf die Tradition stützen wolle, stand mir der Verstand still. Später nahm ich dann den Augustin noch einmal vor und verarbeitete meine Lesefrüchte für den Deutschen Merkur, in dem sie 1875 von Nr. 36 an unter dem Titel: „Was weiß der heilige Augustinus vom Primate des römischen Bischofs?“ erschienen. Es war die erste größere Arbeit, die ich habe drucken lassen, anonym, wie alles vor 1884 herausgegebne. Eine Vorbemerkung dazu lautet: „In den Jahren 1868 und 1869, als die Gemüter durch die Erwartung des bevorstehenden Konzils aufgeregt waren, las ich gerade in den Schriften des heiligen Augustinus, nicht zu einem speziellen Zwecke, sondern meiner Gewohnheit nach zu meiner persönlichen Belehrung. Ich war bis dahin ein aufrichtiger Verehrer des Papsttums gewesen und hatte eben deswegen die gefährliche Bahn, die dasselbe, von blinden Anbetern getrieben, einzuschlagen im Begriff stand, mit großer Besorgnis beobachtet. Zudem hatte mir die Lektüre Cyprians, besonders seines Werkes De unitate ecclesiae, einen andern Begriff von Kircheneinheit und Kirchenverfassung vor Augen gestellt, als ihn unsre theologischen Lehrbücher mit kluger Benutzung abgerissener Väterstellen zu entwickeln pflegen. Da erregte es denn meine Aufmerksamkeit, daß ich bei Augustinus den Primat des römischen Bischofs nirgends erwähnt fand. Die Aufmerksamkeit wurde zum Erstaunen, als mir Stellen begegneten, die die Annahme eines Lehrprimats auf das bestimmteste ausschließen. Durch eine Erklärung gegen Syllabus und Unfehlbarkeit in Konflikt mit der geistlichen Behörde gebracht, arbeitete ich eine Rechtfertigungsschrift aus, in die ich auch die bei Lesung des heiligen Augustinus gemachten Erfahrungen aufnahm, an deren Herausgabe ich aber durch die Umstände gehindert wurde. Während nun der Inhalt dieser Rechtfertigungsschrift größtenteils veraltet und von den Ereignissen überholt ist, halte ich doch das über Augustinus gesagte auch heute noch für zeitgemäß“ u. s. w.

Die Abreise Försters zum Konzil Anfang Dezember 1869 gestaltete sich

zu einer glänzenden Ovation für den Fürstbischof, wobei sich besonders der katholische Adel Schlesiens hervorthat, der ihn in einer langen Reihe von Kutschen auf den Bahnhof begleitete. Es ist mir damals nicht klar geworden, was die Ovation zu bedeuten hatte: ob sie Förster die Beistimmung zu seiner nicht unbekannten Gesinnung ausdrücken, oder im Gegenteil das Konzil feiern und ihm oppositionelle Gelüste austreiben sollte, oder ob sie bloß die Wirkung eines dunkeln Dranges war, der durch die bevorstehenden großen Ereignisse erzeugten Gemütsbewegung Ausdruck zu geben, oder endlich nur ein feierlicher Abschied von dem bejahrten Bischof, dem ja doch während einer längern Abwesenheit etwas menschliches begegnen konnte. Da der Schnellzug in Liegnitz ein paar Minuten hielt, verfügten wir dortigen Geistlichen samt den hervorragendsten Gemeindegliedern uns zur Begrüßung unsers Oberhirten auf den Bahnhof. Er war sehr freundlich gegen mich, erkundigte sich nach dem Befinden meiner Mutter und trug mir Grüße an sie auf. (Unsre alte Wirtin hatte sich mit einem meiner Amtsbrüder überworfen und uns verlassen. Ich hatte darauf meine Mutter gebeten, unsre Wirtschaft zu leiten, und als der neue Pfarrer einzog, der dritte Kaplan fortkam, der zweite sich beim Pfarrer in Kost gab, wirtschaftete ich mit der Mutter allein weiter.) Ich sah dem Scheidenden mit heftiger Bewegung nach und hielt am Tage der Eröffnung des Konzils, am 8. Dezember, eine Frühpredigt, die großen Anstoß erregte. Noch schlimmer fiel eine Predigt über Matthäus 13 im Februar 1870 beim Hauptgottesdienste aus. Ich fühlte und merkte es wohl, daß der Feuerstrom, der sich aus meinem Herzen ergoß, weit entfernt davon, zu zünden, meine Zuhörerschaft zu Eis erstarren machte. Bei Tisch erzählte mir meine Mutter unter Thränen, nach dem Gottesdienst sei eine Anzahl Damen bei ihr erschienen, um ihr ihr Beileid über das Unglück ihres Sohnes auszusprechen und zu versichern, daß, was auch immer geschehen möge, sie ihr die Freundschaft bewahren und sie in etwaiger Not nicht verlassen würden. Das betrübte und ängstigte mich nun zwar, konnte mich aber um so weniger in meiner Überzeugung irre machen, als ich wußte, daß gerade die achtungswürdigsten, gescheitesten und tüchtigsten unter den Geistlichen der Hauptsache nach meiner Meinung waren. Konfrater Haßler in Striegau, jetzt Stadtpfarrer in Basel, besuchte mich öfters und versicherte, daß mir nicht bloß die übrigen dortigen Hilfsgeistlichen, sondern auch der kirchlicherseits hochangesehene Erzpriester Welz beipflichteten, und Kapläne, die mit den Schweidnitzer Jesuiten verkehrten, erzählten mir von den liberalen Ansichten eines der dortigen Patres, der behaupte, daß viele seiner Ordensbrüder derselben Richtung huldigten. Viel verdankte ich auch den Eindrücken, die ich im Sommer 1869 in Franzensbad empfing, wohin mich der Dresdner Ohrenarzt Schmalz — kurz der Ohrenschmalz genannt — geschickt hatte. Meine Schwerhörigkeit wurde dort natürlich nicht gehoben, aber sie war noch nicht so arg, daß sie mich gehindert hätte, viel Interessantes zu

hören. Es gebrauchten dort nicht wenig Geistliche die Kur. Da waren etliche Baiern: wandelnde Biertonnen, die mich, als ich sie anredete, anglotzten ohne zu antworten, sodaß ich mir im Innern sagte: Lutz, du hast gesiegt! Alle bairischen Geistlichen sind ja natürlich nicht so — die waren aus der Gegend von Kulmbach, die wohl fürs Geistige und Geistliche die gefährlichste sein mag. Dann waren da Böhmen, Österreicher, Galizier: schlichte, bescheidne Leute, aber bigott und beschränkt; darunter ein drolliger alter Herr, der die wunderbarsten Geschichten in einem köstlichen Kauderwelsch erzählte und den einen Tag klagte: Haite hab ik wieder der Hexeschuß, aber nicht der Hexeschuß in die Graiz, sondern der Hexeschuß in die Gopp! Dann einige Pröpste aus dem Posenschen, von der brutalen Despotenart, wie ich sie früher schon kennen gelernt hatte. Endlich aber ein Wiener Konsistorialrat, der als Würdenträger des Barnabitenordens den Titel Dom führte und dem Kardinal Rauscher befreundet war, ein sehr unterrichteter und geistig angeregter Mann. Der sprach mit keinem der österreichischen Geistlichen ein Wort, suchte mich dagegen täglich beim Brunnentrinken auf und besprach sich ein Stündchen lang sehr lebhaft mit mir über die brennenden Fragen. Er verwarf die ultramontanen Bestrebungen aufs entschiedenste, sprach seine Mißbilligung über den Charakter und die Wirksamkeit des Bischofs Rudigier von Linz aus und erzählte von den Jesuiten die gräßlichsten Räubergeschichten, die ich ihm aber nicht geglaubt, sondern auf die Feindschaft der beiden Orden zurückgeführt habe. Jedenfalls brachte ich aus Franzensbad die Überzeugung heim, daß alles, was auf Bedeutung Anspruch machen könne im katholischen Klerus, auf der liberalen Seite stehe.

Bei den Liegnitzer Amtsbrüdern freilich fand ich damit keinen Anklang. Der neue Pfarrer, übrigens ein vortrefflicher Mann, war bigott, mein Mitkaplan, ein guter Kerl, fühlte sich nicht berufen, in die Weltgeschichte einzugreifen, und der Schulrat A., mit dem ich innig befreundet war, ein auch wissenschaftlich sehr tüchtiger Mann, aber durch und durch Realpolitiker, antwortete mir einmal in einer Disputation auf die Frage, ob er denn den Syllabus schon gelesen habe: Ich werde mich hüten, solches Zeng zu lesen und mich dadurch irre machen zu lassen — eine vollkommen richtige Regel für alle, die sich nicht in Zweifel und Gefahr des Unglaubens stürzen wollen, nicht bloß im religiösen, sondern auch im politischen Leben! Der katholische Index librorum prohibitorum ist eine sehr nützliche Einrichtung, und auch Luther war der Ansicht, man thue gut, die Bücher der Gegner nicht zu lesen, sondern sie lieber — ja so, das läßt sich heute nicht sagen. Daß man sogar die Schriften der Autoritäten der eignen Partei nicht lesen soll, wenn sie geeignet sind, einen irre zu machen, geht zwar über den Index noch hinaus, fließt aber ganz folgerichtig aus demselben Grundsatze. Haben es doch auch politische Parteiführer manchmal nicht gern, wenn ihre alten Reden ohne Aus-

wahl zitirt werden. Viel lesen kommt den Praktikern und den Frommen an sich schon gefährlich und verdächtig vor. In Sch. hatte mir der früher erwähnte Windhund, als er einmal auf dem frühern Schauplatz seiner Kneipenabenteuer zum Besuch weilte, kopfschüttelnd gesagt: Hör mal, du liest zu viel, das taugt gar nichts; und der Bischof Rudigier soll einen Geistlichen, der ihm ein gelehrtes Werk zur Approbation einreichte, mit den Worten angefahren haben: Wenn Sie so viel studiren und schreiben, können Sie doch unmöglich ihr Breviergebet vollständig verrichten!

Meinen täglichen Spaziergang machte ich damals gewöhnlich mit einem jüngern Freunde, der vor Empfang der höhern Weihen aus dem Alumnat ausgetreten, aber sehr fromm geblieben war — er beichtete jeden Sonnabend — und sich vorläufig der Malerei widmete (jetzt ist er Professor der Kunstgeschichte). Er war ganz meiner Ansicht und ebenso bekümmert um die Zukunft der Kirche und des Vaterlandes wie ich. Es ist eine schreckliche Zeit, sagte er einmal; das alte Feldgeschrei: hie Luther, hie Papst, wie vor dreihundert Jahren! Wir erörterten auch zusammen die Frage, ob es nicht geraten oder sogar Pflicht wäre, gegen den ultramontanen Fanatismus mit einer öffentlichen Erklärung aufzutreten, kamen aber zu dem Ergebnis, daß es sich nicht empfehle, weil sich an jede solche Erklärung der ungläubige Janhagel zu hängen und dadurch ihre Wirkung auf die Gläubigen zu vernichten pflege. Wie verschieden doch dieselben Ereignisse auf verschiedne Gemüter wirken! Während mich meine öffentliche Erklärung, die ich einige Zeit darauf gegen meinen Vorsatz abgab, weiter nach links drängte, sagte sich mein junger Freund, der mit ihrem Inhalt einverstanden sein mußte, sobald sie erschienen war, augenblicklich und entschieden von mir los und erklärte meinem Bruder, die Giftbude besuche er nicht mehr. Damit meinte er eine Konditorei, in der wir öfter zusammen Kaffee getrunken und Zeitschriften, namentlich die Grenzboten, gelesen hatten. Er trat im Herbst wieder ins Alumnat, ließ sich zum Priester weihen und bewog mitten im Kulturkampf seinen protestantischen Vater, den Geheimen Oberregierungsrat F., zu konvertiren.

In eine eigentümliche Verlegenheit brachte mich kurz vor Ostern 1870 ein Schüler. Er war in diesem Jahre der einzige katholische Abiturient am Gymnasium, und ich hatte ihm drei Themata zu stellen, aus denen der Schulrat dann eins auswählte. Eines Abends ließ ich mir seine drei Ausarbeitungen vortragen; da klang nun die eine, die von der Kirchenverfassung handelte, gerade so, als hätte er meine damalige Ansicht widerlegen wollen. An Absicht war gar nicht zu denken, denn erstens war er ein ganz argloses Gemüt und bei tüchtigen Kenntnissen dem Herzen nach das reine Kind, und zweitens wußte er von meiner innern Wandlung nichts, wenigstens konnte er keine deutliche Vorstellung davon haben, wenn er sie auch aus einzelnen Äußerungen ahnen mochte. Er hatte sich eben das vor zwei oder drei Jahren von mir

gelehrte sehr genau gemerkt und sich denkend zu eigen gemacht. Als ich Einwendungen erhob, schaute er mich groß und verwundert an. Ich schwieg in der Erkenntnis, daß hier nichts mehr zu machen sei, und erstaunte über die Schnelligkeit und Stärke der Veränderung meines Innern.

Die Zeitungen, die ich täglich las, waren die Schlesische und die liberalkatholischen Kölnischen Blätter. Die ultramontanen Hausblätter sah ich schon seit längerer Zeit nicht mehr an, nicht etwa nach dem vorhin empfohlenen Grundsatz, um mich nicht irre machen zu lassen, sondern im Gegenteil aus Furcht, mein Temperament könnte mich zu öffentlichem Widerspruch hinreißen. Wie gerechtfertigt diese Vorsicht war, sollte sich bald zeigen. Nach Tische ging ich gewöhnlich auf ein paar Minuten zu meinem Mitkaplan, um ihn zu fragen, was er beim Pfarrer aus der geistlichen Welt neues erfahren habe; die Hausblätter, die er mit heraufbrachte, rührte ich nicht an. Am 22. April aber, es war ein Freitag, warf ich unvorsichtigerweise einen Blick hinein, und zwei Stunden später lag meine Erklärung schon im Briefkasten. Sie erschien in der nächsten Sonntagsnummer der Schlesischen Zeitung und lautete:

Die Breslauer Hausblätter schreiben am heutigen Tage u. a.: „Der Klerus, sagt ihr weiter, ist in den gegenwärtigen kirchlichen Fragen gespalten. Und welches sind diese Fragen? Ob die Definition der Infallibilität opportun oder nicht opportun sei. Das geben wir zu. Ob diese Definition ein neues Dogma, ein Abfall vom alten Glauben sei oder nicht, das verneinen wir entschieden. Legt doch einmal die so formulirte Frage dem schlesischen Klerus vor, dann werdet ihr sehen, auf welche Seite er tritt."

Mit diesen Worten ist ja dem schlesischen Klerus die Frage schon vorgelegt, und ich für meine Person halte mich für verpflichtet, zu antworten.

1. Die Lehre von der Infallibilität und das gesamte damit verknüpfte kirchenpolitische System, wie es im Syllabus und der denselben begleitenden Encyklika hervortritt, steht im schneidendsten Gegensatz zur Vernunft, zum Evangelium, zur alten Kirchenverfassung, zu den Anschauungen der Kirchenväter.

2. Wenn die mittelalterlichen Päpste dieses System teilweise geltend gemacht haben, so hatten sie eine in den Zeitumständen liegende Berechtigung dazu, die in der Gegenwart fehlt, wurden durch ihre bona fides entschuldigt, die heutzutage wenigstens bei wissenschaftlich gebildeten Männern nicht mehr möglich ist, und das Gefährliche ihrer Bestrebungen wurde durch die überall innerhalb der Kirche selbst frei und offen hervortretende kraftvollste Opposition wenigstens teilweise abgeschwächt, während heutzutage eine Opposition innerhalb der Kirche von den Gläubigen für ein Unding gehalten und von den katholischen Blättern als Häresie gebrandmarkt wird.

3. Dieses System, offiziell zum Prinzip erhoben, müßte wegen seiner innern Unwahrheit notwendigerweise den Organismus der katholischen Kirche auflösen, und zwar in Anbetracht der Zeitumstände in nicht langer Frist.

4. Wer demnach glaubt, daß Erhaltung dieses großartigen und herrlichen Organismus für die Wirksamkeit des Christentums notwendig oder auch nur wünschenswert sei, hat die heilige Pflicht, gegen jene Bestrebungen mit Energie aufzutreten.

Dies meine Überzeugung. Daß ich nicht wenige Gesinnungsgenossen habe, weiß ich. Was sie zu thun gedenken, muß ich ihnen überlassen. Dem Redakteur der Hausblätter aber konnte dieser Thatbestand nicht verborgen sein. Ich halte daher seine kühne Behauptung für eines jener Mittel, wodurch die Partei die urteilslose, in ihrer Pietät gegen die geistliche Autorität nichts arges ahnende Menge in der Unwissenheit über die wahren Gefahren der Kirche erhält und die Schwächern unter den Geistlichen schreckt.

Liegnitz, 22. April 1870. Jentsch, Kaplan.

So lautet der Entwurf, den ich noch habe. Bei der Reinschrift flossen mir noch einige starke Ausdrücke wie „katholischer Pöbel" in die Feder. Dieses Wort machte sehr böses Blut, und ich habe es bereut, weil es mißverständlich auf den Umstand bezogen werden konnte, daß in gemischten Gegenden wie in Schlesien die katholische Bevölkerung vorherrschend den ärmern Klassen angehört. Ich hatte natürlich nur den Preßpöbel, namentlich den Redakteur der Hausblätter im Sinne. Von der gedruckten Erklärung finde ich in meinen Papieren kein Exemplar.

(Fortsetzung folgt)

Die große Berliner Kunstausstellung

Von Adolf Rosenberg

Wenn dieser Bericht, wie es die journalistische Hetzjagd unsrer Tage verlangt, bald nach der Eröffnung der Ausstellung im Monat Mai geschrieben worden wäre, so hätte ich ihn wahrscheinlich mit einem Ausbruch der Entrüstung oder doch mit dem Bekenntnis tiefster Beschämung eröffnen müssen. Im Jahre des ersten Jubiläums des großen Krieges empfängt man die französischen Künstler, die sich so lange hartnäckig demütigem Liebeswerben verschlossen, die im Jahre 1891 sogar die der Mutter des deutschen Kaisers gegebne Zusage unter dem Druck einer Horde von Gassenjungen zurückgezogen hatten, mit den höchsten Ehren, giebt man ihnen Juryfreiheit und räumt ihnen die besten Säle ein! Und noch dazu nach langen Verhandlungen, deren Abschluß nur dadurch beschleunigt wurde, daß sich die von der Regierung unabhängige Künstlergenossenschaft des Salons auf dem Marsfelde schnell zur Beschickung der Berliner Ausstellung entschloß und die gegnerische Gesellschaft der Champs-Elysées darum nicht zurückbleiben konnte. Den Münchner Ausstellungen

gegenüber haben die französischen Künstler ihre Zurückhaltung längst aufgegeben, weil sie sehr fein zwischen Baiern und Preußen zu unterscheiden wissen. Sie und die Mehrzahl ihrer Landsleute hoffen noch immer auf eine Zersplitterung des deutschen Reiches, und darum sind sie höflich gegen die, die ihnen eine trügerische Fata Morgana in absehbarer Zukunft als Bundesgenossen gegen die verhaßten Prussiens vorgaukelt.

An Höflichkeit gegen diese haben es die Franzosen, nachdem sie einmal die Einladung angenommen hatten, auch nicht fehlen lassen. Beide Künstlergesellschaften haben sogar dafür gesorgt, trotz der Kürze der gegebnen Zeit eine Art Eliteausstellung zustande zu bringen. Der alten Gesellschaft, die ihre Ausstellungen in dem Glaspalaste der Champs-Elysées veranstaltet, fehlt freilich der Glanz der berühmtesten Namen: Laurens, Bonnat, Carolus-Duran, B. Constant. Nur Bouguereau bringt mit einer Allegorie der Perle, die in der Gestalt eines jungfräulichen Mädchens den geöffneten Schalen einer Muschel entsteigt, den Ruhm der alten Schule in Erinnerung. Sie stirbt aber keineswegs mit den Alten aus. Ihre Anhänger sind nicht minder zahlreich und unternehmungslustig als die Gefolgschaft der Naturalisten, Impressionisten, Pointillisten, Spiritualisten, Mystiker u. s. w., die ihr Hauptquartier in dem Ausstellungspalaste des Marsfeldes haben, daneben aber noch über viele Privatausstellungen von Kunsthändlern, sogenannte Cercles, auf deutsch „Ringe" verfügen. Auch die Richtung der französischen Malerei großen Stils hat sich seit fünfzig Jahren in ihrem Inhalt nicht viel geändert. Die alte Lust an grauenvollen Schilderungen aus allen Perioden der Weltgeschichte ist heute noch ebenso lebendig wie die Freude an der Darstellung des nackten menschlichen Körpers in allen, auch in den verwegensten Stellungen und Lagen. Nur daß alles heute, dem Zuge der Zeit entsprechend, ins Kolossale und Massenhafte gesteigert wird. Wenn früher ein Bach, eine Quelle, ein Fluß durch eine, durch vier oder fünf Gestalten nackter Mädchen versinnlicht wurde, so wird jetzt ein Massenaufgebot veranstaltet. Ein junger Künstler, Fernand Le Quesne, malt einen von hohen Felsen herabstürzenden, mächtige Baumstämme und Steinblöcke mit sich fortwälzenden Wildbach, von dessen Kaskaden nackte Mädchen, die einen mit vollem Behagen, die andern bei heftigem Widerstande mit fortgerissen werden. Hier ist der fromme Glaube der alten Griechen, die Bäume, Wiesen, Bäche und Flüsse mit Elementargeistern belebten, zum Spiel einer wilden Phantastik gemacht worden, die am Ende nur darauf hinaus läuft, die Virtuosität des Künstlers in der Darstellung nackter weiblicher Körper in den gewagtesten Stellungen im hellsten Lichte zu zeigen. Das ist ihm auch gelungen. Nicht geringer ist diese Virtuosität auf Wenckers Bilde einer nackten Jägerin, die sich im Waldesschatten des Wildes harrend an einen Baum lehnt, auf der Versuchung des heiligen Antonius durch eine nackte Teufelin von C. Bourgonnier, auf der Jagd der Diana von Axilette, dem

mit nackten Leichen bedeckten Schlachtfeld, über das Christus wehklagend schreitet, von Danger u. s. w. Wencker und Bourgonnier verbinden mit der Virtuosität der Zeichnung auch noch eine stärkere koloristische Kraft, als sie Le Quesne hat.

Aber die Zeit ist vorüber, wo diese zeichnerische und malerische Virtuosität in der Behandlung des nackten Körpers alleiniges Besitztum der Franzosen war. Alle Welt ist bei ihnen in die Schule gegangen, und am meisten haben davon die kalt, aber sicher spekulirenden Yankees profitirt, die allmählich in der französischen Hauptstadt eine Künstlerkolonie gebildet haben, deren Mitglieder ihren Lehrern zum Teil schon weit über den Kopf gewachsen sind. Auch die Deutschen sind nicht zurückgeblieben. Zuerst haben sich die Bildhauer zu einer vollkommenen Beherrschung des nackten menschlichen Körpers emporgerungen, und jetzt haben es auch die Maler dazu gebracht. Nur fehlt ihnen noch der Mut, ihre Kraft, ihre Zeit und ihr Geld an so umfangreiche Sensationsstücke wie Le Quesnes Wildbach zu wagen. Daß es ihnen weder an zeichnerischer und malerischer Fertigkeit, noch an der dazu nötigen Erfindungsgabe gebricht, beweisen die an Tizian und Palma den Ältern erinnernde, nur auf einen kühlern Ton gestimmte Frühlingsidylle mit der auf einer Wiese lagernden, nur leicht mit einem Schleier verhüllten Mädchengestalt im Vordergrunde von Müller-Schöneseld in Berlin, das Larghetto amoroso (ein verliebter Satyr bläst zwei Waldnymphen auf seiner Querpfeife ein Liebeslied vor) von Hans Koberstein, die auf Ruhebetten ausgestreckten üppigen Mädchengestalten von Max Ring und Bernhard Zickendraht, die auf einem Pantherfell ruhende Dryade von Emil Glöckner und die am Rande eines Weihers im Baumesschatten lagernden Frauen von Max Pietschmann in Dresden, das Liebespaar in der Abenddämmerung einer Uferlandschaft von Karl Wünnenberg in Kassel und mehrere andre. Man sieht daraus, daß der Unterricht an den deutschen Kunstakademien und Kunstschulen so gründlich umgestaltet worden ist, daß die jungen Künstler, wenn sie wollen und nicht vor der Zeit ihre Kraft in skizzenhafter Produktion verzetteln, mit einer vollständigen, jeder ausländischen Konkurrenz gewachsenen Ausbildung von der Schule ins Leben treten können.

Auch die französische Historienmalerei großen Stils greift, wie gesagt, gleich der Darstellung des Nackten, zu den stärksten Mitteln, um sich die Herrschaft über die Massen zu erhalten. Eine Probe davon ist uns in einer unbeschreiblichen Blut- und Greuelszene von Ferdinand Roybet zu teil geworden, dem Blutbad zu Nesles durch Karl den Kühnen, der nach der Eroberung der Stadt in die Kathedrale einritt und die dort geflüchteten Einwohner, Greise, Frauen und Kinder ohne Unterschied von seiner Soldateska niedermetzeln ließ. Der Maler hat dem Beschauer nichts erspart; er hat den hohen weiten Raum mit Blut und Leichen, mit Sterbenden und mit angstvoll einen schrecklichen Tod erwartenden Frauen und Kindern angefüllt. Selbst von den Emporen

der Kirche werden Menschen, tote und lebende, auf die unten zusammengedrängte Menge herabgestürzt. Aber noch viel schneller als im Leben schwächt sich im Bilde der Eindruck des Grauens und Entsetzens, des Abscheus und Ekels ab. Je öfter man das Bild sah, desto mehr wurde man gewahr, daß es im Grunde nur ein gewaltiger Theatereffekt ohne wirkliche tragische Empfindung ist. Man konnte an jeder Figur das Modellstudium im einzelnen, bei den toten oder sterbenden Frauen besonders den kunstvoll gelegten Faltenwurf der Prachtgewänder beobachten. Solche glatte, von Neuheit funkelnde Gewänder nach den Schrecken einer Belagerung, einer Flucht, einer Zeit qualvoller Todesangst? Wer Roybet und seine Werke von früher kannte, wußte ohnehin, daß es ihm nur auf ein Bravourstück angekommen war, weil er die Ehrenmedaille des Salons haben wollte, und weil er wußte, daß diese nur durch ein Riesenbild von betäubender Wirkung zu erringen ist. Er hat seinen Zweck erreicht, und die französischen Kritiker, die den Humbug schnell durchschauten, haben weiblich über den Mann gespottet, der einmal über seinen eignen Schatten springen wollte. Bei uns hat das länger gedauert. Denn Roybets Bild wurde in dem Ehrensaale des Ausstellungsgebäudes so angebracht, daß es eine ganze Wand einnimmt, und daß jeder, der die Ausstellung betrat, sofort durch das Riesenbild gefesselt und — wenn er schwache Nerven hat — auch niedergeschmettert wurde.

Durch solche und ähnliche grobe Mittel ist der Erfolg der Franzosen in Berlin, der von diensteifrigen Franzosenanbetern schnell in alle Welt hinausgeschrieen worden ist, zustande gekommen. Die Franzosen haben nach den mehrjährigen Experimenten in München genau gewußt, was sie den Deutschen — auch in Berlin — bieten mußten und durften, um ihrer gewohnten Siege sicher zu sein, und darnach haben sie ihre Sendungen wohl berechnet. Der erste Eindruck ist denn auch überwältigend gewesen. In den ersten drei Wochen stauten sich die Besucher in den französischen Sälen zu Massen, die jede freie Bewegung unmöglich machten. Der Boden für die freundliche Aufnahme alles dessen, was von Frankreich kommt, ist, wie bekannt, nirgends so gut vorbereitet wie in Berlin. Das in der deutschen Reichshauptstadt auf dem Gebiete der Litteratur und Kunst herrschende Judentum ist mit den Franzosen aufs innigste verwandt. Gallier und Juden beherrschen gleichmäßig der für die erstern schon von Cäsar bemerkte Trieb nach beständigen Neuerungen, die Unruhe Ahasvers, das Verlangen nach neuen Erregungen, weil die regsame Natur beider Volksstämme kein Verweilen am Augenblick, keinen ruhigen Genuß an dem geistig Erworbnen zuläßt. Diese Unruhe hat aber auch in der Stimmung zu Gunsten der Franzosen eine Wandlung herbeigeführt. Die Begeisterung verschwand so schnell, wie sie gekommen war. Das Ungewöhnlichste war zum Alltäglichen geworden, und als die den Ton angebende Gesellschaft Berlins, die sich in den französischen Sälen jeden Nachmittag zu geräuschvollen

Zusammenkünften vereinigte, die geistreichen Plaudereien über die sich bekämpfenden Künstlergesellschaften des Salons der Champs-Elysées und des Salons des Marsfeldes satt bekommen hatte und überdies die Zeit für Helgoland, Norderney, Misdroy und Tirol gekommen war, wurden die französischen Säle mit einemmale unheimlich leer. Man sah außer den durchreisenden Fremden, die flüchtigen Fußes durch alle Säle eilen, meist nur einige ernsthafte Kunstfreunde, die sich in die Reize der köstlichen Medaillen und Plaketten von Chaplain, Victor Peter und Vernier vertieften, die gegenwärtig zwar stark von der Laune des Tagesgeschmacks getragen werden, in Wirklichkeit aber staunenswerte Kunstwerke der Kleinplastik sind. Sie stehen ihren italienischen Vorbildern aus der Blütezeit der Renaissance nicht nach, übertreffen sie sogar noch an Feinheit der Charakteristik im Porträt, an Umfang der Darstellungen und an der Technik in Bronzeguß.

Noch stärker wurde der Rückschlag gegen die anfängliche Begeisterung für die Franzosen, als von Woche zu Woche die Listen der verkauften Kunstwerke veröffentlicht wurden. Auf die Franzosen fiel davon nur ein kleiner Teil: ein mystisches Bild von Gaston La Touche, das den verklärten Heiland, den leiblichen Augen der Anwesenden unsichtbar, als Protektor von Werken der christlichen Nächstenliebe (Sterbende trösten, Kranke pflegen, Hungrige speisen) darstellt, wurde — eine höchst seltsame Wahl! — für das städtische Museum in Magdeburg angekauft, ein schlüpfriges Bild und ein paar Werke der Kleinplastik gingen in die Hände von Kunsthändlern oder in Privatbesitz über. Ein Geschäft haben die Franzosen also nicht gemacht; sie müssen sich eben mit dem Ruhm oder vielmehr mit dem schnell erzeugten und ebenso schnell wieder verhallten Lärm begnügen. Es fragt sich nun, ob diese Erfahrung, die dieses ungemein scharf rechnende Volk übrigens seit einiger Zeit auf allen auswärtigen Ausstellungen macht, die Franzosen zu einer abermaligen Beschickung der Berliner Ausstellung ermutigen wird. Sollte es für das nächste Jahr noch geschehen, so hat die Ausstellung von 1895 der großen internationalen des nächsten Jahres insofern einen wesentlichen Dienst geleistet, als sie den Schaden, den die deutsche Kunst durch das erste geschlossene Auftreten der Franzosen in Berlin erlitten hat, auf sich genommen hat. Man sagt zwar, daß sich der Berliner nicht so leicht verblüffen lasse; aber in diesem Jahre ist ihm diese Beschämung doch nicht erspart geblieben. Im nächsten Jahre wird er die Franzosen mit kältern Blicken betrachten, und diese Abkühlung des Urteils wird hoffentlich zu einer ruhigern und vernünftigern Würdigung der heimischen Kunst beitragen, vorausgesetzt, daß die Ausstellungskommission nicht wieder den Ausländern die besten Plätze und die besten Säle einräumt und den Werken der deutschen Künstler durch Zerstreuung in entlegne Kabinette jede Möglichkeit einer imponirenden Gesamtwirkung nimmt.

Die Ausstellungskommission darf freilich auf die Vorwürfe, die ihr wie

jeder ähnlichen Körperschaft gemacht werden, erwidern, daß sie auch den deutschen Künstlervereinigungen, die sich darum beworben haben, eigne Säle oder eine zusammenhängende Reihe von Kabinetten zur Verfügung gestellt habe. So haben die Düsseldorfer einen eignen Saal erhalten, worin sie eine sehr glücklich getroffne Auswahl von Gemälden aus den letzten zwei Jahren vereinigt haben, und die Münchner Sezessionisten treten ebenfalls als scheinbar „kompakte Majorität" gegenüber den überall verstreuten Mitglieder der Genossenschaft des Glaspalastes auf. Sind aber nicht diese auf Absonderungen gerichteten Bestrebungen ein beschämendes Zeugnis dafür, daß der alte deutsche Partikularismus, fünfundzwanzig Jahre nach der Begründung der Blutsbrüderschaft, wieder stark ins Kraut geschossen ist? Haben wir wirklich eine deutsche Kunst und nicht etwa bloß eine Münchner, eine Düsseldorfer, eine Berliner u. s. w.? Und wo sind denn die nationalen Verschiedenheiten zu suchen? Etwa darin, daß die Münchner in blindem Eifer den Franzosen nachlaufen, und daß die Berliner, denen man die Franzosenfreundschaft stets am meisten vorgeworfen hat, in ihrer Kunst jetzt die geringsten ausländischen Einflüsse erkennen lassen? Ein arger Mißbrauch mit dieser Isolirung, mit dieser Ausbeutung von mehr oder weniger erzwungnem Sonderrecht wird aber getrieben, wenn die Münchner Sezessionisten unter ihrer Flagge fremdes Gut einschmuggeln und in ihrem Gefolge Spanier, Italiener, Holländer, Skandinavier, Schotten, Engländer u. s. w. marschieren lassen. Im großen Publikum, das mit den Satzungen dieses internationalen Bundes nicht vertraut ist, können die Münchner Sezessionisten dadurch leicht den Verdacht erregen, als ob sie sich mit fremden Federn schmücken wollten.

Es ist eine der wichtigsten Lehren der diesjährigen Berliner Ausstellung, daß die moderne „Kunstpolitik" nur heillose Verwirrungen anrichtet, und daß sie, selbst bei strenger Sonderung der lokalen Vereinigungen, nur eine jämmerliche Karikatur auf das endlich überwundne Elend der deutschen Kleinstaaterei und der Politik sein würde. Mögen sich das die Leiter der Ausstellung von 1896, die unter verschiednen Gesichtspunkten sehr wichtig werden kann, gesagt sein lassen! Man kann vielleicht dagegen einwenden, daß wir auf die großen Jahresausstellungen in Berlin und München einen zu hohen Wert legten, daß sie nur große Jahrmärkte seien, die einmal gute, einmal schlechte Waren bringen und darnach ihre Geschäfte machen, daß sie aber über die wirklichen Fortschritte der Kunst wenig unterrichteten. Es komme am Ende auf dasselbe heraus, ob einer jährlich oder aller vier oder fünf Jahre eine große Kunstausstellung besuche oder studire. Das ist richtig, wenn man die Entwicklung der modernen Kunst vom Standpunkte des Historikers betrachtet, der sein Welt- oder Kulturbild immer nur mit großen, charakteristischen Strichen zeichnet. Aber für seine Arbeit bedarf er des Sammelfleißes derer, die ihm den Stoff zusammentragen, und wie es nun einmal die allgemeinen Verhältnisse unsrer

Kultur mit sich gebracht haben, sind die großen Kunstausstellungen der Hauptort, auf dem man den Stoff sammeln kann. Man darf sie also nicht vornehm ignoriren, sondern muß sie nehmen, wie sie sind. Auch ist es nicht der Kunstkritiker allein, der auf sie zur Bereicherung seines Wissens und zur Kontrolle seines Urteils angewiesen ist. Immer häufiger finden wir in den biographischen Nachrichten über junge Künstler, die durch eine schnelle That oder durch lange Arbeit bekannt geworden sind, die Notiz, daß sich dieser oder jener nach Absolvirung der Klassen einer Akademie durch das Studium der großen Kunstausstellungen in München, Berlin, Paris weitergebildet habe. Mehr hat er dann nicht gebraucht; denn ein scharfes Auge und ein findiger Kopf haben dort alles, was sie wünschen. So sind denn diese Kunstausstellungen zu mächtigen Triebfedern der künstlerischen Bildung geworden, und die Folge davon ist, daß die Künstler, die auf diesen großen Tummelplätzen von Gut und Böse gelernt haben, selbst so schnell wie möglich auf denselben Kampfplatz treten wollen. Es ist schließlich der einzige Ort, wo man entweder berühmt werden oder wenigstens ein Bild oder eine Skulptur verkaufen kann. Der Staat, die Kunsthändler, das Publikum — alle finden sich hier zusammen, und dazu winken noch Medaillen, und wo diese abgeschafft sind, sorgt ein Teil der Presse dafür, daß kein Licht unter den Scheffel gerät.

Wenn man dann noch den volkswirtschaftlichen Nutzen dieser Ausstellungen in Anschlag bringt, wird selbst der strengste Cato seinen Widerspruch fallen lassen und, wenn er mithelfen und nicht grollend beiseite stehen will, wenigstens versuchen müssen, Methode in den Unsinn zu bringen. Auch grinst ihm — wenigstens in Berlin — der Götze des Erfolgs ins Gesicht. Woher ist mit einemmale nach sieben magern Jahren das Geld in die Welt gekommen? Noch niemals sind auf einer Berliner Kunstausstellung so viel Kunstwerke verkauft worden wie in diesem Jahre. Selbst die mit einem außergewöhnlichen Aufwand in Szene gesetzten Münchner Kunstausstellungen haben, auch wenn die Bayreuther Festspiele oder die Oberammergauer Passionsspiele den sommerlichen Fremdenstrom verdoppelten und verdreifachten, niemals einen materiellen Erfolg erzielt, wie die diesjährige Ausstellung in Berlin. Trotzdem daß München für den Reiseverkehr des Hochsommers ein Knotenpunkt ist, der nur auf Umwegen vermieden werden kann, gehen die Erträge der dortigen Kunstausstellungen von Jahr zu Jahr zurück. Es liegt gewiß zum großen Teil an der Beschaffenheit der beiden Kunstausstellungsgebäude, die den Besucher, der seine Wanderung durch die Säle beendigt hat, nicht mehr zu fesseln vermögen. Darum hält sich auch die eingeborne Bevölkerung, d. h. der Mittelstand, der die Kassen füllt, von den Kunstausstellungen fern, während dieselbe Bevölkerungsklasse in Berlin nachmittags und abends den Hauptbestandteil der Besucher bildet. Es ist eben ein altes Gesetz der Mechanik des menschlichen Geistes, daß jeder Anstrengung die Abspannung, jedem Aufwand von

Enthusiasmus der Rückschlag der Ernüchterung folgt, und dieser Rückschlag kann nur ausgehalten werden, wenn der angestrengte Geist durch eine Ruhe des Körpers wieder zu der Fähigkeit gelangt, neue Eindrücke aufzunehmen.

Es ist mir durchaus klar, daß ich mit diesen Erörterungen eine äußerst triviale Weisheit vortrage. Aber in München ist man hinter diese Weisheit noch nicht gekommen, oder man fürchtet sich, mit den Kunstausstellungen auch noch des Abends den Biergärten und Kellerwirtschaften Abbruch zu thun, weil man dadurch den Zorn der gewaltigen Bierbrauer heraufbeschwören könnte, hinter deren Sonderinteressen die Kunst in München immer noch zurückbleiben muß. Vielleicht ist es ein Trost für die Münchner Künstler, daß eine Anzahl ihrer Bilder, die auf den Münchner Ausstellungen unverlangt geblieben sind, in Berlin Käufer gefunden haben, in dem schnöden Berlin, dem sonst jeder gesinnungstüchtige Münchner Sezessionist ein vernünftiges Kunsturteil rundweg abspricht. Es wäre jedoch thöricht, aus diesen Ankäufen einen Schluß auf den gegenwärtigen Kunstgeschmack zu ziehen. Naturalistische Bilder sind auch Berlinern und Ausländern in beträchtlicher Zahl abgenommen worden. Aber man weiß aus langen Erfahrungen, daß es reiche Onkel, Väter und noch reichere Kommerzienräte und Großindustrielle giebt, die sich für ihr gutes Geld den Spaß machen, eine Stümperei, ein Kinkerlitzchen oder eine grobe naturalistische Schmiererei anzukaufen, um Philister zu verblüffen. Zum Glück kommen die meisten solcher Genie- oder Schwabenstreiche ans Tageslicht, und am Ende sind beide Teile, der Maler und der Käufer, die Enttäuschten, der Maler, weil er einen Mäcen gefunden zu haben glaubt, der ihm alle seine Bilder in Bausch und Bogen abkauft, und der voreilige Mäcen, weil er zuletzt, auch wenn sein Geldbeutel ausreicht, nicht mehr weiß, wo er all die riesengroßen Darstellungen von Bauern, Rindern, Schweinen und Schafen unterbringen soll.

An solchen Spiegelfechtereien hat es auch bei den Ankäufen auf der diesjährigen Kunstausstellung nicht gefehlt. Ein scharfer Beobachter, der durch langjährige Erfahrungen mit den Schleichwegen des Kunsthandels, mit Schiebungen und Vorschiebungen einigermaßen vertraut geworden ist, läßt sich aber durch solches Blendwerk nicht täuschen. Er lernt bald die wirklichen Ankäufe, d. h. die, die aus innerm Antrieb, aus wahrer Freude an dem Kunstwerk entstanden sind, von den gemachten unterscheiden, und so hat er denn auch in diesem Jahre die erfreuliche Wahrnehmung gemacht, daß der Teil des kaufenden Publikums, der sich nicht durch fremdes Urteil leiten läßt, das Echte und Gute selbst in den versteckteſten Winkeln ausgespäht hat.

Damit habe ich nun die volkswirtschaftlichen Interessen, die mit einer Kunstausstellung verknüpft sind, so gründlich berücksichtigt, daß die Leser dieses Kunstberichts mit Recht fragen werden, was denn eigentlich an Kunst und besonders an neuer Kunst auf der Berliner Ausstellung zu sehen sei. Die Antwort auf diese Frage, namentlich auf ihren zweiten Teil, ist sehr diplomatisch

zu fassen. Wenn Künstler — wir denken dabei nur an die deutschen — sich alljährlich an einer Ausstellung beteiligen, darf man nicht jedes Jahr nach Fortschritten spüren. Man kann froh sein, wenn man einen Stillstand, ein Verharren auf der einmal gewonnenen Höhe beobachtet. Wir können auch froh sein, wenn Männer wie Knaus, Menzel, Graf Harrach, H. Eschke, A. von Werner, Holmberg, Wenglein, Ernst Körner — ich greife nur ein paar Namen aus der Zahl der allgemein bekannten auf unsrer Ausstellung vertretnen Maler heraus — noch recht lange in der gleichen Art und Kraft weiter schaffen, die wir schon seit Jahrzehnten an ihnen schätzen. Sie bilden den alten Stamm in dem Kampfe mit den vom Ausland eingeführten, der deutschen Kunst feindlichen Elementen, weil sie unsre nationale Eigenart am reinsten bewahren. Die Berliner Plastik, auf die wir sonst immer zählen durften, können wir in diesem Jahre nicht zu Hilfe rufen. Es scheint, daß die Massenanfertigung der Kaiser- und Kriegerdenkmäler der letzten zwei Jahrzehnte ihre Kräfte so stark in Anspruch genommen hat, daß sie darüber keine Zeit zur Vertiefung gefunden hat. Gegen das oberflächliche Pathos dieser Art von Plastik macht sich schon seit längerer Zeit eine Reaktion geltend, die noch niemals so energisch hervorgetreten ist wie in diesem Jahre. Sie ging von München aus, wo einige junge Bildhauer an die italienische Frührenaissance, besonders an die florentinische anknüpften, und in ihrem Stil Madonnenbilder in Büsten- und Reliefform, biblische und mythologische Figuren, Porträtbüsten und -Reliefs u. dergl. m. ausführten. Sie fanden in Berlin nicht weniger Nachahmer als in München, und heute ist in der jungen deutschen Bildhauerwelt das üppige Schwelgen im Barockstil fast völlig durch die strenge Askese der italienischen Frührenaissance verdrängt worden. Das Relief kann nicht flach und körperlos genug sein, und wo es nicht wirkt, hilft man ihm mit Bemalung nach. In den runden Bildwerken wird streng auf eine äußerst schmächtige Körperbildung gehalten: Arme, Beine und Oberkörper müssen so dünn und ätherisch sein, daß ihre Inhaber jeden Augenblick bereit sein können, zu den himmlischen Sphären zu entschwinden. Dieser Fanatismus hat wenigstens das Gute gehabt, daß die jungen Bildhauer auf einem Umwege zu dem Urquell der Plastik, zur Antike zurückgeführt worden sind. Ein junger Berliner Künstler, L. Tuaillon, hat mit einem Erzeugnis seiner römischen Studien, einer auf ihrem Rosse des feindlichen Angriffs gewärtigen Amazone von schlankem, edelm Körperbau, den Weg gezeigt, auf dem die deutsche Plastik zurückzukehren hat, um frische Kräfte zu sammeln. Dem Bildhauer selbst aus dieser ersten Äußerung seiner Kraft ein günstiges Horoskop für seine Zukunft zu stellen, müssen wir jedoch ablehnen.

Wie oft haben wir es in den letzten fünfundzwanzig Jahren erlebt, daß ein junger Maler oder Bildhauer, der durch einen glücklichen Wurf der Held einer Kunstausstellung geworden war, schon nach wenigen Jahren in das Dunkel

der Vergessenheit geriet oder sich in geschäftsmäßige Massenarbeit oder gar in widerwärtige Manier verlor! Darum ist es jedenfalls sicherer, nicht die Rolle des Propheten zu spielen. Oft nimmt die Entwicklung auch einen umgekehrten Gang. So ist z. B. aus dem Düsseldorfer Historienmaler der alten Schule, Hugo Vogel, ein realistischer Porträt- und Genremaler geworden, der trotz mancher Abschweifungen in den Irrgarten des Naturalismus zu den charaktervollsten Erscheinungen des Berliner Kunstlebens gehört, und der Bildnismaler Max Koner, der jahrelang weiter nichts that, als Kaiserbildnisse in feierlicher Repräsentation oder in mehr intimer Auffassung, meist nach bestimmten Aufträgen, zu malen, hat sich mit großer Energie vor der Gefahr, ein Manierist zu werden, geschützt und uns in seinen neuesten Bildnissen von Privatpersonen durch eine Schärfe und Feinheit der Beobachtung überrascht, die uns die Hoffnung einflößt, daß in Koner der Berliner Porträtmalerei wieder einmal ein Talent von der Bedeutung Gustav Richters erwachsen werde.

Wir lassen also alle Prophezeiungen. Wenn man aber alles zusammen betrachtet, so hat die deutsche Kunst nicht die geringste Ursache, dem großen Wettbewerb im nächsten Jahre mit Besorgnis entgegenzusehen. Sie kann es mit der ganzen Welt aufnehmen. Nur müssen es die Leiter der Ausstellung verstehen, Alte und Junge zu den höchsten Anstrengungen zu ermuntern und sie nicht durch die klägliche Rücksicht auf die Ausländer abzuschrecken.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Meineidsprozesse. Wenn eine Angelegenheit, die zwar hochwichtig ist, aber nicht unmittelbar den Geldbeutel irgend einer einflußreichen Klasse berührt, heute noch die gebührende Beachtung fände, so würde der Essener Prozeß eine großartige Bewegung für baldige Abschaffung des Zeugeneides oder wenigstens des Voreides entfesseln, denn die unzähligemal, namentlich auch in den Grenzboten, besprochne Widersinnigkeit dieser Einrichtung ist darin aufs grellste hervorgetreten. Schröder wird aus einer Versammlung christlicher Bergleute hinausgewiesen. Der Gendarm Münter folgt ihm auf dem Fuße. Beim Ausgange fällt Schröder hin, von Münter gestoßen, wie er selbst behauptet, wie dagegen Münter behauptet, weil er in der Eile gestolpert ist oder betrunken war. Die Deutsche Berg- und Hüttenarbeiter-Zeitung erzählt den Vorgang nach Schröders Auffassung. Ihr Redakteur wird angeklagt. Schröder und sechs Eideshelfer beschwören ihre Lesart, Münter,

ein andrer Gendarm, ein Polizeikommissar und elf Mitglieder des Vereins christlicher Bergleute die andre. Der Redakteur wird verurteilt, Schröder und seine Entlastungszeugen werden wegen des Verdachts des Meineids in Haft genommen. In der Verhandlung gegen sie werden Schröder und fünf andre wegen wissentlichen Meineids zu Zuchthaus verurteilt, während der siebente, dessen vermeintlichen Meineid man als einen bloß fahrlässigen auffaßt, mit Gefängnis wegkommt.

War es notwendig, mit Anwendung des modernen Folterinstruments, das man Zeugeneid nennt, herauszubekommen, ob Schröder von Münter gestoßen worden sei? Nein, es war nicht notwendig. Wenn man den Redakteur verurteilen wollte, so konnte man das thun, wie es ja so oft geschieht, mit der Begründung, daß aus der Fassung des Artikels die Absicht hervorleuchte, den Gendarmen zu beleidigen und die Arbeiterbevölkerung gegen die Behörden aufzuhetzen. Qualifizirt sich etwa die Behauptung, Münter habe Schrödern am Kragen gefaßt und ihm einen Stoß versetzt, wenn sie unwahr ist, als Verleumdung? Bewahre! In den Augen der Behörden und der herrschenden Klassen — und diese, nicht die Arbeiter, kommen bei der Feststellung des Ehrenpunktes vor Gericht in Betracht — bringt es einem Polizeibeamten durchaus keine Schande, wenn man erfährt, daß er einen Sozialdemokraten „geschuppst“ habe oder sonst forsch gegen ihn vorgegangen sei; vielleicht verhilft ihm sogar der Ruf der Schneidigkeit zu Beförderung und Auszeichnungen. Münter selbst hat auch in der Verhandlung einmal geäußert, er habe ja das Recht gehabt, den Mann am Kragen zu fassen, aber er habe es nun einmal nicht gethan. Also es war nicht nötig, zur Herstellung der gar nicht angetasteten Ehre des Gendarmen einundzwanzig Zeugen eidlich zu vernehmen, und dadurch die Gefahr von vielen Dutzend Meineiden herbeizuführen, das heißt von vielen Dutzend Verbrechen. Die Notwendigkeit des Zeugeneides im allgemeinen, die wir bestreiten, einmal zugegeben, kann man diesen Eid, den Zwang zu einer Handlung, bei der eine Verfehlung als schweres Verbrechen mit Zuchthaus bestraft wird, vernünftigerweise doch nur auflegen, wo es sich um eine hochwichtige Angelegenheit handelt. Der richtige Deutsche zieht den Tod dem Zuchthaus vor, Zuchthausgefahr ist also ärger als Todesgefahr. Man kann nun einen Pflichtfeuerwehrmann wohl zwingen, sein eignes Leben zur Rettung andrer Menschenleben aufs Spiel zu setzen, nicht aber, um ein Taschentuch aus den Flammen zu holen. Selbst wenn die Ehre Münters auf dem Spiele gestanden hätte, was, wie gesagt, nicht der Fall war, wäre immer noch zu erwägen gewesen, ob die Ehre eines Gendarmen ein hinreichender Grund sei, beinahe zwei Dutzend Männer in die Gefahr des Zuchthauses zu bringen. Die Ansichten über die Aufgaben der Strafjustiz mögen noch so weit auseinandergehen, darin werden hoffentlich alle übereinstimmen, daß es *nicht* ihre Aufgabe sei, Verbrechen und Verbrecher zu *machen*. Das thut sie aber beim Zeugeneid in einer dreifachen Weise. Sie erklärt eine Handlung (eine Lüge), die an sich zwar Sünde, aber kein Verbrechen ist, für ein Verbrechen. (Eine Lüge *kann* ein Verbrechen sein, z. B. ist sie es, wenn sie einen Unschuldigen zum Mörder stempelt oder die Entdeckung eines Mörders verhindert; und deswegen muß eine derartige Zeugenlüge schwer bestraft werden. Eine Zeugenlüge bei Bagatellprozessen, zu denen fast alle Preßprozesse gehören, mag man, wenn sie entdeckt wird, auch bestrafen, aber doch nicht mit Zuchthaus, sondern mit ein paar Mark oder allenfalls ein paar hundert Mark. *Jede* Zeugenlüge zu einem zuchthauswürdigen Verbrechen zu stempeln, ist den Juristen mit Hilfe des theologischen Eidbegriffs gelungen. Dabei ist ihnen nur ein doppeltes kleines Malheur zugestoßen. Sie haben übersehen, daß im Munde des Atheisten die Berufung auf Gott

gar keinen Sinn hat, und daß Christus — allen Theologen des Alten und Neuen Testaments zum Trotz — den Eid bedingungslos verboten hat.) Also unsre Justiz erklärt Handlungen für Verbrechen, die keine sind, und indem sie auf diese Weise alljährlich einige hundert Menschen ins Zuchthaus bringt, erzeugt sie eine Menge wirklicher Verbrechen, zu denen sich die Verurteilten nach ihrer Entlassung durch den Verlust ihrer bürgerlichen Existenz gezwungen sehen, und denen ihre verlassenen, um den Ernährer und um ihren guten Ruf gebrachten Familien verfallen.

Zu ermitteln, was Schrödern eigentlich zu Falle gebracht hat, war demnach nicht nötig. War es wenigstens möglich? Nein, auch möglich war es nicht. Das Gehirn des Menschen ist keine photographische Platte, auf der sich alle Linien des Objekts mit Einschluß der mikroskopisch kleinen eingrüben und alle Eindrücke unverlöschlich hafteten. Oder vielmehr: es ist vielleicht eine solche Platte, aber es ist so wenig wie ein Photographenapparat jederzeit auf den ganzen Raum eingestellt, der den Menschen umgiebt, sondern die Gucklöcher, die Augen und Ohren, sind bald hierhin, bald dahin gerichtet, und von dem, was am Rande des Gesichtsfeldes liegt, empfängt das Gehirn nur unbestimmte und verwischte Eindrücke. Und jeder Eindruck wird durch eine Menge nachfolgender überdeckt, sodaß das Gehirn einer Platte zu vergleichen ist, die man zu einer ganzen Menge von Aufnahmen benutzt hat. Und die Bilder im Gehirn sind, gleich Nebelgebilden, beweglich, verschmelzen mit alten, schon vorhandnen und mit neu hinzukommenden zu Bildern, die gar keine Abbilder der Wirklichkeit mehr sind, sondern Phantasieprodukte. Wie viel Mühe kostet es nicht manchmal einem Lehrer, ein so einfaches Bild, wie ein kurzer Satz ist, genau in den Hirnkasten des Schülers hineinzubringen! Selbst wenn ein Mann, etwa ein Reporter, mit der Absicht zu photographiren, einer Versammlung, einem Schauspiel beiwohnt, ist das Bild, das er *im Kopfe* davonträgt, stets ungenau, das Stenogramm in seinem Notizbuche kann ja genau sein. Ist jemand aber gar bloß zufällig Zeuge eines Vorgangs, noch dazu eines Vorgangs, der nicht wie eine Prozession langsam und geordnet, sondern wie eine Wirtshausrempelei blitzschnell und verworren vor den Augen vorüberzieht, so ist an genaues Behalten gar nicht zu denken. Keiner der Zeugen kann mit gutem Gewissen beschwören: so und nicht anders hat es sich zugetragen, und wenn der Polizeistaat nicht aus selbständig denkenden Menschen Marionetten gemacht hätte, so würde sich niemand zum Voreid zwingen lassen, weil es im voraus feststeht, daß einer im Zeugenverhör etliche „Meineide" verbrechen wird, in einem längere Zeit andauernden gewiß etliche Dutzend. „Neue Meineide in unendlicher Zahl sind geschworen worden," sagte sehr schön der Erste Staatsanwalt Peterson in seinem Plaidoyer; natürlich! Das ist immer der Fall, und mußte hier um so mehr der Fall sein, weil man so weit ging, zu fragen, wie Schröder beim Hinstürzen die Hände gehalten habe. Der eine hat ihn auf dem Rücken, der andre auf dem Bauche liegen sehen, nach dem einen hat er die Hände nach vorn, nach dem andern rückwärts gerichtet gehabt. Die einfältigen Leute wissen gar nicht, daß sie solche Dinge gar nicht wissen *können*; sie bilden sich ein, daß das Erinnerungsbild, das sie auf die an sie gerichtete Frage hervorrufen, eine Photographie sei. Ich kann wohl, wenn es sich darum handelt, ob ein Mordverdächtiger in der Nähe des Schauplatzes des Mordes gesehen worden sei, nach reiflicher Überlegung den Satz beschwören: „Ich habe diesen Franz Müller am Sonntag Abend gegen sechs Uhr am Wegweiser nach Dingsda gesehen," aber eine ganze Geschichte unter Eid erzählen, oder auf Fragen über Nebenumstände unter Eid antworten, das kann ich nicht, das kann niemand.

Auf der beschriebnen Beschaffenheit der Seele beruht es, daß, wenn zehn Leute, ohne sich verabredet zu haben, und ohne daß ihnen eine bestimmte Fassung eingepaukt worden wäre, einen Vorgang erzählen, ihn jeder anders erzählt, und daß die verschiednen Darstellungen Widersprüche enthalten; nicht der Widerspruch, sondern allzu genaue Übereinstimmung der Zeugen begründet den Verdacht ihrer Unwahrhaftigkeit. Lessing schreibt in der Verteidigung seines Fragmentisten, der die Widersprüche der Auferstehungsgeschichte hervorgehoben hatte: „Sollte man sich nicht erst erkundigt haben, ob in dem ganzen weiten Umfange der Geschichte ein einziges Exempel anzutreffen, daß irgend eine Begebenheit von mehreren, die weder aus einer gemeinsamen Quelle geschöpft, noch sich einer nach dem andern gerichtet (wenn sie in ein ähnliches Detail kleiner Umstände gehen wollen, als womit wir die Auferstehungsgeschichte ausgeschmückt finden), ohne die offenbarsten, unauflöslichsten Widersprüche erzählt worden? Ich biete aller Welt Trotz, mir ein einziges solches Exempel zu zeigen; ich bin von der Unmöglichkeit eines solchen Exempels ebenso überzeugt wie von meinem eignen Dasein.“ Die Theologen haben sich diese Auffassung Lessings längst angeeignet; unsern Juristen blieb es vorbehalten, einer Auffassung Geltung zu verschaffen, nach der die Evangelisten Lügner gewesen sein müssen. In Essen wurden die Richter und Geschwornen durch diese Auffassung in eine gräßliche Zwangslage versetzt: sprachen sie Schröder und Genossen frei, so mußten sie Münter und Genossen verurteilen, und hätte die Verhandlung noch lange gedauert, so würde wohl auch nichts andres übrig geblieben sein, denn Münter leistete in Widersprüchen und voreiligen Behauptungen, deren Unwahrheit sofort erwiesen wurde, das menschenmögliche; den einfachen Ausweg, zu sagen: Wir wollen die Untersuchung über Schröders Fall abbrechen, es kommt nichts dabei heraus, non liquet, hatte man sich durch die Einleitung des Meineidsprozesses versperrt.

Daß Schröder zufällig Sozialistenführer ist, kommt hier als nebensächlich nicht in Betracht; alles Widersinnige, was der Prozeß bot, konnte bei jedem beliebigen andern Bagatellprozeß vorkommen. Wenn sich nicht aus jedem solchen Meineidsprozeß unzählige andre entspinnen und bis ans Ende der Zeiten fortspinnen, so ist das lediglich dem Belieben der Staatsanwälte zu danken, die Schluß machen, wenn es ihnen vorläufig genug zu sein scheint. Auf die politische Seite der Sache gehen wir nicht ein. Eine Äußerung des Ersten Staatsanwalts aber, die diese Seite berührt, müssen wir kritisiren, weil sie zu unserm Thema gehört. Er meinte, Schrödern und seinen Leuten sei weniger zu glauben, weil bei ihnen das religiöse Gefühl nicht lebendig und ihnen der Eid nicht heilig sei. Der Erste Staatsanwalt mag ein ausgezeichneter Jurist sein, aber er ist ein schlechter Psycholog. Unter tausend gläubigen Christen giebt es wahrscheinlich nicht einen, für den die Furcht vor dem Zuchthause nicht ein kräftigeres Motiv wäre als die Furcht vor der Hölle oder gar die Furcht, durch eine Sünde Gott zu beleidigen; nun, und jenes Motiv wirkt bei Atheisten ganz ebenso stark. Übrigens würden echte Christen, wenn es solche gäbe, den Zeugeneid mit Berufung auf Matth. 5, 34 verweigern. Wenn das niemals vorkommt, so ist es einer von den hundert Beweisen dafür, daß der christliche Geist nur noch als ein schwindsüchtiges Flämmchen flackert, das nahe daran ist, von dem Fett unsrer robusten Staatskirchenleiber erstickt zu werden.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Die Sozialdemokratie und die englischen Parlamentswahlen

Die liberale Partei des Vereinigten Königreichs hat bei den soeben abgeschlossenen Parlamentswahlen wohl eine beispiellose Niederlage erlitten. Die Mehrheit von 152 Stimmen, die die Konservativen und die liberalen Unionisten über die liberale Partei haben, ist die größte, über die ein englisches Kabinett seit dem Jahre 1832 verfügt hat.

In dem ersten Taumel, den solch ein unerhörter Umschwung zur Folge hat, haben die englischen wie die deutschen Blätter durchweg, soweit ich zu sehen vermag, auch von einer großartigen Niederlage der Sozialdemokratie gesprochen. Die liberale Daily News schrieb: „Die unabhängige Arbeiterpartei hat ihre lächerliche Schwäche so sehr gezeigt, daß sich in Zukunft weder die Tories noch die Radikalen mit ihr einlassen werden.“ Und deutsche Blätter der Ordnungsparteien sprachen die Hoffnung aus, die deutsche Sozialdemokratie werde von demselben Geschick ereilt werden wie die englische.

Diesem gutgemeinten Wunsche vermag ich mich nicht anzuschließen, denn er würde nichts andres bedeuten, als daß sich die Zahl der sozialdemokratischen Wähler im deutschen Reiche in drei Jahren jedesmal um 133 Prozent vermehre. Wo aber soll dann im deutschen Reiche in neun Jahren noch eine Wahlstimme sein, die nicht sozialdemokratisch wäre? Bei der englischen Parlamentswahl des Jahres 1892 und bei den gelegentlichen Nachwahlen bis zum Jahre 1894 wurden zusammen in 11 Wahlkreisen 27566 Stimmen für die Sozialdemokratie abgegeben. In mehr Wahlkreisen konnte bis dahin die englische Sozialdemokratie die Aufstellung eigner Kandidaten überhaupt nicht

unternehmen. Bei den Parlamentswahlen des Jahres 1895 aber wurden in 38 Wahlkreisen 64480 Stimmen für die Sozialdemokratie abgegeben. Der Stimmenzuwachs beträgt also innerhalb dreier Jahre 133 Prozent.

Die Zahl ihrer Mandate hat die englische Sozialdemokratie allerdings nicht vermehrt. Im Jahre 1892 sind zwei Sozialdemokraten, nämlich John Burns und Keir Hardie, in das englische Parlament eingetreten. Bei den neuesten Wahlen sollen nach den Zeitungen wieder zwei Sozialdemokraten, von denen einer John Burns ist, gewählt worden sein. Wer der andre sein soll, ist mir nicht bekannt. Keir Hardie ist jedenfalls in dem Wahlkampfe unterlegen. Nach den Fabian News für den August 1895 wäre sogar John Burns das einzige sozialdemokratische Mitglied des neuen Unterhauses. Hätte die englische Sozialdemokratie die Zahl ihrer Mandate in demselben Verhältnis vermehrt wie die Zahl ihrer Stimmen, so müßte sie es wenigstens auf vier Mandate gebracht haben.

Übrigens haben die Führer der englischen Sozialdemokratie gar nicht erwartet, daß ihnen eine nennenswerte Zahl von Wahlkreisen zufallen würde. Vielmehr hat Keir Hardie im vorigen Jahre prophezeit, daß die „Unabhängige Arbeiterpartei," wenn auch nicht bei der nächsten, so doch bei der übernächsten Wahl zwanzig Sozialdemokraten in das Unterhaus senden werde. Sie würden also für diesmal mit etwa zehn Mandaten wohl zufrieden gewesen sein. Das thatsächliche Ergebnis der Wahlen ist ohne Zweifel für alle Führer der englischen Sozialdemokratie eine Enttäuschung.

Aber die Stärke einer neu entstehenden politischen Partei muß mehr nach der Zahl ihrer Wähler als nach der Zahl ihrer Mandate berechnet werden. Mit zwanzig Sitzen würde die englische Sozialdemokratie in diesem Unterhause, dessen herrschende Partei eine Mehrheit von 152 Stimmen hat, noch gar nichts bedeuten. Überhaupt wird es gute Weile haben, bis die Sozialdemokratie von den 670 Sitzen des Unterhauses so viele inne hat, daß sie einen entscheidenden Einfluß auf die Gesetzgebung gewinnt. Aber die 64480 Stimmen überzeugter Sozialdemokraten, die den lockenden sozialpolitischen Versprechungen der Unionisten wie der Liberalen einen Korb gegeben haben, fallen dennoch ins Gewicht. Sie geben Zeugnis davon, daß die Sozialdemokratie zur Zeit in England in einer reißend schnellen Vermehrung begriffen ist, und daß sie in achtunddreißig Wahlkreisen schon eigne Kandidaten aufzustellen vermag. Vermehrte sich die englische Sozialdemokratie in demselben Verhältnis wie seit 1892 auch in Zukunft, so würde die Gesamtzahl ihrer Stimmen am Ende der neuen Legislaturperiode, also in sieben Jahren, über 400000 Stimmen betragen. Dann aber würde es ihr auch an einer größern Zahl von Sitzen im Unterhause nicht fehlen.

Die Entstehungsperiode der englischen Sozialdemokratie ist noch nicht beendet, noch haben sich die verschiednen Richtungen und Persönlichkeiten nicht zu einer einzigen Partei zusammengeschlossen, und doch haben wir in den Er-

gebnissen der neuesten Parlamentswahl schon eine klare Übersicht über die Ausbreitung dieser bedeutungsvollen Bewegung. Von den 38 sozialdemokratischen Wahlkandidaten waren 29 von der „Unabhängigen Arbeiterpartei," 4 von der „Sozialdemokratischen Föderation," 4 von selbständigen, mit den vorgenannten Parteien verbundnen örtlichen Arbeitergruppen und einer, nämlich John Burns, von keiner der genannten Gruppen aufgestellt.*) Die bedeutendste dieser sozialdemokratischen Parteien, die „Unabhängige Arbeiterpartei," ist erst am 13. und 14. Januar 1893 in Bradford begründet worden. Ihren Ursprung verdankt sie teils den Beschlüssen der Gewerkvereinskongresse zu Newcastle im Jahre 1891 und Glasgow im Jahre 1892, die die Begründung einer unabhängigen Arbeiterpartei forderten, teils von selbst erwachsenen sozialdemokratischen Gruppen in Glasgow, Bradford und andern Städten. Man hat mir an Ort und Stelle erzählt, daß alte Chartisten, die selbst nicht mehr mit ihrer Person an die Öffentlichkeit treten wollen, die Begründung dieser Gruppen angeregt haben. Im September 1894 zählte die „Unabhängige Arbeiterpartei" 350 Zweigvereine mit 38500 Mitgliedern. Die seit 1883 bestehende „Sozialdemokratische Föderation" des Herrn H. M. Hyndman hat es nie über 3000 bis 4000 Mitglieder gebracht, und von den etwa 3000 Mitgliedern der „Fabiangesellschaft" und ihrer 72 Filialen sind ein großer Teil weiblichen Geschlechts und daher nicht fähig zur Parlamentswahl. John Burns, der weder der „Unabhängigen Arbeiterpartei," noch der „Sozialdemokratischen Föderation," noch der „Fabiangesellschaft" angehört, hat noch keine eigne Partei außer seinem Wahlverein in Battersea begründet, ist aber, wie er mir selbst versicherte, durch und durch Sozialdemokrat im deutschen Sinne des Wortes. Wenn es diese verschiednen Gruppen, die zusammen schwerlich 30000 zur Parlamentswahl berechtigte Mitglieder haben, und deren größte, die „Unabhängige Arbeiterpartei," erst zweiundeinhalb Jahre alt ist, bei der Wahl auf 64480 Stimmen gebracht haben, so sehe ich darin ein sehr bedeutungsvolles Zeichen der Zeit.

Besonders aber, wenn man der Verbreitung der Sozialdemokratie in den verschiednen Wahlkreisen nachgeht (mit Hilfe der neuesten Fabian News), kommt man zu dem Ergebnis, daß sie sich in sehr bedenklichen Gegenden „festgebissen" hat. Wohl sind von den 58 Wahlkreisen Lancashires alle mit Ausnahme von neun, die den Liberalen treu geblieben sind, den siegreichen Konservativen zugefallen; dennoch zeigt zum erstenmale gerade diese Wahl, daß die aristokratische, stramm gewerkvereinliche Arbeiterschaft der Baumwollindustrie nicht mehr gegen den revolutionären Sozialismus gefeit ist. In Preston sind 4781, in Gorton 4261, in Bolton 2694, in Burnley, wo Hyndman kandidirte,

*) Bei dieser Aufstellung der Fabian News sind selbstverständlich die liberalen Arbeiterführer, wie z. B. Pickard, nicht in Ansatz gebracht.

1498, in Rochdale 1251, in South Salford 813, in Nordost-Manchester 546, in Ashton-under-Lyne 314, in Barrow 414 Stimmen für die Sozialdemokratie abgegeben worden. Alle diese Wahlbezirke liegen in Lancashire und haben eine dichte Arbeiterbevölkerung. Mit Ausnahme von Süd-Salford sind in ihnen in frühern Jahren noch keine sozialdemokratischen Kandidaten aufgestellt worden. Im Vergleich zur Gesamtbevölkerung scheint sich die Sozialdemokratie am dichtesten in den Bezirken der Schafwollindustrie im West Riding von Yorkshire festgesetzt zu haben. In Halifax hat ein dortiger reicher Grundbesitzer, John Lister, der von Anfang an einer der Führer der „Unabhängigen Arbeiterpartei" war, in zwei Wahlkreisen 3818 sozialdemokratische Stimmen auf sich vereinigt, während er es im Jahre 1892 nur auf 3028 Stimmen brachte. Im Westkreis von Bradford, der Metropole der englischen Kammgarnindustrie, hat der bekannte Gewerkvereinsführer, der Sozialdemokrat Ben Tillet, 2264 Stimmen erhalten (2749 im Jahre 1892). In Colne Valley, jenem schönen Industriethale, wo die Tuchfabrikation einen Hauptsitz hat, trat zum erstenmale der Generalsekretär der „Unabhängigen Arbeiterpartei," Tom Mann, als Kandidat auf und erhielt 1245 Stimmen. In dem benachbarten Huddersfield erhielt der sozialistische Kandidat Russel Smart, ein Handlungskommis, 1594 Stimmen, und in Dewsbury, dem englischen Crimmitschau, konnte der Sozialist 1080 Wähler aufweisen. Um zu zeigen, wie weit diese Kandidaten von einem Erfolge entfernt waren, sei erwähnt, daß Ben Tillet mit 3936, Tom Mann mit 4276, Russel Smart mit 6755 Stimmen ihre Wahlkreise erobert haben würden.

Wenn sich nun auch die Gesamtzahl der sozialistischen Wähler seit 1892 um 133 Prozent vermehrt hat, so zeigt doch gerade diese Wahl wieder, wie langsam die sozialdemokratischen Parteien eine größere Anzahl von Sitzen in den Parlamenten zu gewinnen pflegen. John Burns, der einflußreiche Führer der englischen Gewerkvereine, hätte fast seinen alten Wahlkreis Battersea in London ganz verloren. Nach den Fabian News hat er genau nur die durchaus zum Siege erforderliche Stimmenzahl (5010) erlangt, während er im Jahre 1892 5616 Stimmen erhalten hatte. Und wie er, so haben Ben Tillet und Burgeß, der sozialistische Kandidat in der Strumpfwirkerstadt Leicester, geradezu an Stimmen seit dem Jahre 1892 eingebüßt. In Leicester sind die sozialistischen Stimmen von 4402 im Jahre 1892 auf 4009 im Jahre 1895 zurückgegangen. Dieses Zurückgehen der Stimmen in den einzelnen Bezirken ist schon dadurch erklärlich, daß sich die Wähler seit dem Jahre 1892 mehr und mehr darüber klar geworden sind, was die Sozialdemokratie will. So viel ist mir zweifellos, daß im Durchschnitt die sozialdemokratischen Wähler des Jahres 1895 weit „zielbewußtere" Anhänger der Sozialdemokratie sind, als die des Jahres 1892. Erst seit sich am 6. November 1893 der Gewerkvereinskongreß zu Belfast für die Vergesellschaftung der Produktionsmittel erklärt hat, ist diese Grund-

forderung der Sozialdemokratie mehr und mehr in England zur Erörterung gekommen, und dadurch haben die Ansichten über die Ziele der Sozialdemokratie unter den Arbeitern an Klarheit gewonnen.

Will man sich über die Fortentwicklung der Sozialdemokratie in England eine Lehre aus einem andern Lande holen, so erinnere man sich, daß im Jahre 1871 im ganzen deutschen Reiche 120108 Stimmen für die beiden damaligen sozialdemokratischen Parteien abgegeben wurden, während als einziger Sozialdemokrat Bebel für Glauchau und Meerane in den Reichstag kam. Bei der Reichstagswahl des Jahres 1893 hatte die Sozialdemokratie 1786738 Stimmen, errang aber bloß 44 Mandate, die in allen die Grundfesten unsrer „kapitalistischen Gesellschaftsordnung" berührenden Fragen bei den 397 Reichstagsmandaten einfach bedeutungslos sind. John Burns hält es deshalb, wie er mir im vorigen Jahre sagte, nicht für unmöglich, daß die Bourgeoisie (Mittelklasse) in England noch fünfzig Jahre regieren werde, doch sei das Prophezeien in solchen Dingen gefährlich, auch sein Freund Engels habe sich geirrt, als er im Jahre 1845 den Ausbruch einer sozialen Revolution für die nächste Zeit (etwa sieben bis acht Jahre) voraussagte.

Während seit dem Jahre 1893 auf den Gewerkschaftskongressen die Sozialdemokratie die Herrschaft hat, haben die Gewerkvereinsmitglieder bei den neuesten Parlamentswahlen gezeigt, daß sie noch nicht in ihrer Mehrheit der Sozialdemokratie geneigt sind. Auf dem Gewerkvereinskongreß zu Belfast im Jahre 1893 ließen sich 900000 Gewerkvereinler*) durch 380 Abgeordnete vertreten. Von diesen 900000 Gewerkvereinlern haben aller Wahrscheinlichkeit nach mehr als 500000 das Parlamentswahlrecht. Und doch sind im Jahre 1895 nur etwa 64000 sozialdemokratische Stimmen abgegeben worden. Da bei der Abstimmung über die Forderung der Vergesellschaftung der Produktionsmittel in Belfast 137 Abgeordnete im sozialdemokratischen Sinne dafür und nur 97 Abgeordnete dagegen stimmten, hätte man erwarten können, es würden bei der Parlamentswahl mehr als 300000 Stimmen für die Sozialdemokratie abgegeben werden. Wem aber die Entstehungsgeschichte der englischen Sozialdemokratie einigermaßen bekannt ist, der konnte nicht im Zweifel darüber sein, daß die Mannschaften in dieser Beziehung noch nicht die Anschauungen ihrer Offiziere teilen. Es hat sich das auch alljährlich bei den Stadtverordnetenwahlen gezeigt. Als ich John Burns einmal fragte, wie es käme, daß die Erfolge des Sozialismus auf den Gewerkvereinskongressen noch nicht ihre Bestätigung in den politischen Wahlen fänden, erwiderte er: „Die Antwort, die ich geben muß, ist ein Kompliment für den Sozialismus. Er wird eben zuerst von den gebildetern und dann von den ungebildetern Arbeitern erfaßt."

*) Vgl. den Report of the 27. Trade-Union Congress held in Norwich on september 1894, S. 79.

Die Mannschaften der Gewerkvereine sind, wie wir gesehen haben, nur zu einem kleinen Teile sozialdemokratisch. Aber die Mannschaften der Sozialdemokratie sind fast durch und durch Gewerkvereinler. Von den 64480 sozialdemokratischen Stimmen dürften nur einige Hundert nicht von Gewerkvereinlern herrühren. Unter diesen 64480 Stimmen befinden sich nur sehr wenige, die von Mitgliedern der Gewerkvereine der Kohlengräber abgegeben sein können. Im allgemeinen hatte die Sozialdemokratie in den Bergwerksgebieten überhaupt keine Kandidaten aufgestellt, obgleich sich schon auf dem Gewerkvereinskongreß zu Norwich im Jahre 1894 zum erstenmale die Mehrheit der Vertreter der Kohlengräber für die Sozialdemokratie entschieden hatte. Nur in der Kohlenstadt Newcastle-on-Tyne hat der bekannte Sozialdemokrat Fred Hammil 2302 Stimmen in zwei Wahlkreisen bei der Parlamentswahl erhalten. Dagegen sind die sozialdemokratischen Stimmen in Lancashire und in Yorkshire auf Gewerkvereinler der Textilindustrie zurückzuführen. In Yorkshire sind die Gewerkvereine der Arbeiter der Schafwollindustrie ja gerade die Hochburgen der Sozialdemokratie. Die Führer der Gewerkvereine sind dort zugleich die Führer der Sozialdemokratie. Dagegen haben sich die im Jahre 1889 und 1890 von den Sozialdemokraten John Burns, Tom Mann und Ben Tillet begründeten Gewerkvereine der ungelernten Arbeiter als vollständig bedeutungslos für die Sozialdemokratie bei der Parlamentswahl erwiesen. An den Hauptsitzen dieser Gewerkvereine in London und Glasgow hat die Sozialdemokratie geradezu lächerlich wenig Stimmen erhalten, wie dies die Fabian News verständigerweise selbst zugestehen. Erstens sind diese Gewerkvereine der ungelernten Arbeiter seit 1890 wohl beständig zurückgegangen — im Jahre 1890 haben sich 1470191 Gewerkvereinler auf dem Gewerkvereinskongreß vertreten lassen (gegen 885055 im Jahre 1889, 1302855 im Jahre 1891, 1219934 im Jahre 1892, 900000 im Jahre 1893) —, dann aber haben ihre Mitglieder zum großen Teile gar nicht das Wahlrecht oder sie üben es nicht aus.

Den freien englischen Gewerkvereinen gebührte in der Vergangenheit neben der Arbeiterschutzgesetzgebung des Staats das größte Verdienst an der Fernhaltung der Sozialdemokratie von den Gestaden Großbritanniens. Und noch heute können sich neun Zehntel aller erwachsenen männlichen Gewerkvereinsmitglieder, die das Wahlrecht haben, als den Damm betrachten, an dem die Wogen des Sozialismus kraftlos zerschellen. Aber ein Zehntel der Gewerkvereinler ist „umgefallen." Sie sind jetzt die eifrigsten Förderer des Sozialismus. Und da die Mehrheit der Führer der neuen Lehre zuneigt, so ist kein Zweifel, daß sich diese doch bald unter den übrigen neun Zehnteln Eingang verschaffen wird.

Aber man überschätze nicht den Einfluß der englischen Gewerkvereine auf die Parlamentswahlen und auf das öffentliche Leben überhaupt. Was bedeutet die halbe Million Gewerkvereinler, die das Parlamentswahlrecht haben,

gegenüber den mehr als sechs Millionen britischer Wähler? Die Gewerkvereinsbewegung ist, wie gesagt, seit 1890 wieder zurückgegangen. Auf keinen Fall macht sie schnelle Fortschritte. In so bedeutenden uralten Industrien wie der Streichgarn- und Kammgarnindustrie können die Gewerkvereine keine weitere Verbreitung gewinnen, sondern verbleiben trotz der rastlosen Bemühungen der Führer in den engsten Grenzen.

Auch wenn man bedenkt, daß eine Anzahl Gewerkvereine, besonders von Arbeiterinnen, nicht die Kongresse beschickt, so kommt man doch jetzt im ganzen nicht höher als auf $1^1/_4$ Million Gewerkvereinsmitglieder beiderlei Geschlechts. Was will aber diese Zahl sagen gegenüber den 13 Millionen Arbeitern beiderlei Geschlechts, die Großbritannien überhaupt hat? Allein die Industriearbeiter im engern Sinne sind $7^1/_2$ Millionen, wovon $5^1/_2$ Millionen männlichen Geschlechts sein sollen.

Die englischen Gewerkvereinler wenden sich der Sozialdemokratie zu, weil sie sehen, daß die Gewerkvereine nicht mehr recht vorwärts kommen wollen, daß sie die Löhne nicht weiter erhöhen, die Arbeitszeit nicht weiter kürzen, kurz die soziale Lage des Volks nicht weiter heben können, weil sie sich davon überzeugen, daß überhaupt das Ausdehnungsgebiet der Gewerkvereine eng begrenzt ist.

Die letzten Parlamentswahlen werden schwerlich die Folge haben, daß sich die Sozialdemokratie und die Gewerkvereine trennen. Im Gegenteil werden sie sich noch enger verbinden. Durch das Ergebnis dieser Wahlen ist die parlamentarische Macht der Sozialdemokratie wie der Gewerkvereine vermindert worden. In der Niederlage Keir Hardies haben sie beide den gleichen Verlust erlitten. Die Gewerkvereinler haben noch durch das Unterliegen des Generalsekretärs der Gewerkvereine, Samuel Woods, des frühern Abgeordneten der Kohlengräber auf dem Gewerkvereinskongreß, ein zweites Mandat eingebüßt. In diesem Parlament sind die Gewerkvereine also noch schwächer als in dem vorigen vertreten, und doch sind die Wünsche des Gewerkvereinskongresses, auch abgesehen von der sozialdemokratischen Grundforderung der Vergesellschaftung der Produktionsmittel, in immer schärfern Gegensatz zu dem Willen des Parlaments geraten.

Wohl finden sich in der unionistischen Mehrheit Männer von hervorragendem sozialpolitischem Verständnis, wie der neue Minister der Kolonien, Chamberlain, und der rühmlichst bekannte frühere Sekretär der Royal Commission on Labour, Geoffrey Drage. Dennoch erscheint es fraglich, ob es eine Partei, die einen so glänzenden Sieg errungen hat, für nötig halten wird, größere soziale Reformen eintreten zu lassen. Will das Parlament die sozialen Verhältnisse wesentlich bessern, so muß es die Arbeitszeit im Bergbau und in der mechanischen Industrie, besonders in der Textilindustrie, auf achtundvierzig Stunden wöchentlich verkürzen, die Versicherung gegen Krankheit, Alter, In-

validität, Unfall und Arbeitslosigkeit und die Versicherung der Waisen und Witwen zwangsweise einführen, die verheirateten Frauen aus der Fabrik ausschließen und die Kinderarbeit beseitigen. Hierdurch wird sich sicher das Allgemeinbefinden der arbeitenden Klassen bessern, auch werden die Gewerkvereine, wenn die Fabrikarbeit der Kinder und der verheirateten Frauen beseitigt ist, eine größere Wirksamkeit entfalten können. Auch würden die Löhne etwas steigen, während die Preise der Fabrikate fortfahren würden, zu sinken. Die Lohnsteigerung aber, die notwendig wäre, um die höchste Leistung der Technik und Wirtschaft zu erzielen und um den englischen Arbeitern ein solches Einkommen zu verschaffen, wie sie sichs wünschen, wird auf keinem andern Wege herbeigeführt werden, als durch „obligatorische" Gewerkvereine und staatliche Lohnfestsetzung. Aber gerade diese Lösung der sozialen Frage ist dem englischen Denken bis jetzt schnurstracks zuwider. Und weil dem so ist, so wird sich die Sozialdemokratie in England noch ein Menschenalter fortentwickeln, wenn auch nicht immer in demselben Maße wie seit 1892.

Welche Lehre kann man nun wohl einem Vergleich der sozialdemokratischen Bewegung in England und Deutschland entnehmen? Man kann daran erkennen, warum gerade in Deutschland die Sozialdemokratie solchen Aufschwung genommen hat. Die in den dreißiger und vierziger Jahren dieses Jahrhunderts in England zu einiger Blüte gelangte sozialdemokratische Bewegung der Chartisten erstarb, als der Staat kräftig den Arbeiter zu schützen begann, als man im Jahre 1847 die Arbeitszeit in der mechanischen Industrie auf zehn Stunden verkürzte, als den Arbeitern das freie Koalitionsrecht gewährt wurde, als infolgedessen die Löhne stiegen, als sich durch das Genossenschaftswesen die Wohnungen besserten und sich die Vorteile des gemeinsamen Einkaufs der Nahrungs- und Kleidungsgegenstände fühlbar machten, endlich als die hohen Getreidepreise dauernd sanken. Seit Anfang der achtziger Jahre erhob sich die Sozialdemokratie unter dem Einfluß der internationalen sozialdemokratischen Bewegung aufs neue in dem Maße, als sich der weitern Wirksamkeit der freien Gewerkvereinsbewegung Schranken entgegenstellten, und als die staatliche Arbeiterschutzgesetzgebung hinter den Anforderungen zurückblieb, die die soziale und wirtschaftliche Fortentwicklung an sie stellte.

Unstreitig würde in Deutschland zur Zeit die sozialdemokratische Bewegung die große Zahl von Anhängern, die sie hat, nicht haben, wenn seit Mitte dieses Jahrhunderts alles gethan worden wäre, was in England zum Besten der arbeitenden Klassen geschehen ist. Man vergesse aber nicht, daß in Deutschland die Ausbreitung der Sozialdemokratie durch die bessere und viel ältere allgemeine Schulbildung des Volkes, durch die tiefere, ich möchte sagen philosophischere Beanlagung der germanischen Rasse, durch die Entstehungsgeschichte der Sozialdemokratie, deren Begründer eben Deutsche waren, durch die ganz unvermeidliche, dennoch aber von den arbeitenden Klassen vielfach drückend

empfundne allgemeine Wehrpflicht in besondrer Weise begünstigt worden ist. Die Sozialdemokratie würde in Deutschland auch dann schon eine ansehnliche — wenn auch nicht die gegenwärtige — Verbreitung haben, wenn das freie Versammlungs- und Koalitionsrecht der Arbeiter schon seit einem halben Jahrhundert bestünde. Die Gewährung des freien Versammlungs- und Koalitionsrechts an die deutschen Arbeiter mag als eine Forderung der Gerechtigkeit wünschenswert sein, sie wird aber weder die Lage der Arbeiter wesentlich bessern, noch der Sozialdemokratie Abbruch thun, wenn sie nicht von andern bedeutenden Reformen begleitet wird. Gewerkvereine von solcher Größe und Stärke wie die der englischen Baumwollindustriearbeiter und Kohlengräber werden in Deutschland schon deshalb nicht entstehen, weil dergleichen geographisch zusammengedrängte Industrien hier nicht bestehen. Eine leidlich befriedigende Wirksamkeit der freien Gewerkvereine würde zur Zeit in Deutschland an dieselbe Bedingung geknüpft sein, von der in England die Ausbreitung und der weitere Erfolg der freien Gewerkvereine abhängt. Diese Bedingung ist die Ausschließung aller verheirateten und womöglich auch der verheiratet gewesenen Arbeiterinnen, die Kinder unter vierzehn Jahren haben. Ein weiteres besondres Erfordernis für das in dieser Beziehung in bedauerlicher Weise zurückgebliebne England würde die Ausschließung der Kinder unter dreizehn Jahren sein. Von welcher großen Bedeutung auf das Angebot von Arbeitskräften eine solche Maßregel sein würde, kann man daraus ersehen, daß durch die Ausschließung der verheirateten und verheiratet gewesenen Frauen und der Kinder aus der großbritannischen Baumwollindustrie mehr als ein Fünftel, also von 528795 Arbeitern etwa 110000 Arbeiter beseitigt werden würden. Durch Maßregeln dieser Art würden die Löhne allgemein bedeutend steigen und die Macht der freien Gewerkvereine außerordentlich wachsen.

Zu einem Abschlusse wird aber die soziale Gährung der Gegenwart erst in ferner Zeit kommen, wenn sich die Hebung und Festsetzung des gesamten Arbeitslohnes in der Nation durch den Staat und „obligatorische“ Gewerkvereine vollzieht, und wenn verhütet wird, daß der private städtische Grundbesitzer den Löwenanteil an dieser Erhöhung des Arbeitslohnes in die Tasche steckt.

Weil ich glaube, daß in Deutschland eher als in England die Lösung der sozialen Frage im Sinne von Rodbertus erkannt und vom Staate zur Durchführung gebracht werden wird, und weil gerade die Geschichte Englands zeigt, welch wirksames Bollwerk schon kleinere soziale Reformen volkstümlichen Charakters gegen die Sozialdemokratie sind, so meine ich, daß in zwanzig bis dreißig Jahren die Sozialdemokratie in England vielleicht eine größere Gefahr bilden wird als in Deutschland.

Dresden. R. Martin

Kirche und Schule

Unsre Volksschule ist eine Tochter der evangelischen Kirche. Dieser Satz ist zwar richtig, wird aber von den Volksschullehrern aufs entschiedenste bekämpft, weil er ihre Wünsche und Ansprüche bedroht. Man hält ihm entgegen, daß es auch vor der Reformation schon Schulen gegeben habe, und Herr Konrad Fischer geht in seiner Geschichte des deutschen Volksschullehrerstandes*) von den Schulen bei den Ägyptern, Juden und Germanen (scholae sub quercu!) aus, doch wohl in dem Sinne, daß die Lehrer an diesen Schulen die Vorläufer der deutschen Volksschullehrer gewesen seien; er weist ferner mit besonderm Nachdruck auf die Kloster-, Stifts- und Stadtschulen hin, die ja lange vor der Reformation entstanden sind, obwohl alle Schulen vor der Reformation, auch die sogenannten Winkelschulen, Fachschulen waren und nur das Wissen, das für einen besondern Stand (Gelehrtenstand, Kaufmannsstand) notwendig war, vermitteln wollten. Gerade den Kloster-, Stifts- und Stadtschulen, die die Vorläufer der heutigen Gymnasien sind (wie die Thomas- und die Nikolaischule in Leipzig, die Kreuzschule in Dresden, die Fürstenschulen in Grimma, Meißen und Pforte) und sich dazu in gerader Linie weiter entwickelt haben, fehlt das für die Volksschule charakteristische Streben, dem ganzen Volke eine gewisse Summe von Kenntnissen (im Lesen, Schreiben und Rechnen) beizubringen.

Wenn man nun einerseits der Kirche vor der Reformation kein geschichtliches Recht auf die Volksschule einräumen will, so schlägt man damit offne Thüren ein, denn kein verständiger Mensch wird dieses Recht beanspruchen. Andrerseits thut man aber auch der vorreformatorischen Kirche Unrecht, wenn man ihr vorwirft, was hie und da auch geschieht, sie hätte die auf die Einrichtung der Volksschule gerichteten Bestrebungen bekämpft, indem sie z. B. das Aufkommen der Stadtschulen zu verhindern gesucht oder wenigstens diese Bestrebungen nicht mit ihrer Macht, ihren Mitteln, ihrem Ansehen unterstützt habe. Ganz abgesehen davon, daß es sich vor der Reformation überhaupt nicht um die Volksschule gehandelt hat, der katholischen Kirche konnte weder

*) Geschichte des deutschen Volksschullehrerstandes von Konrad Fischer, Seminarlehrer. Zwei Bände. Hannover, Carl Meyer (Gustav Prior), 1892.

vor noch nach der Reformation der Gedanke der allgemeinen Volksbildung, die ja die Volksschule erstrebt, wenn sie sie auch ganz unvollkommen erreicht, besonders erfreulich sein; denn wenn die Volksbildung wirklich allgemein erhöht wurde, so lag darin eine Gefahr für den Einfluß der katholischen Kirche auf das Volk, und es ist immerhin sonderbar, wenn man der katholischen Kirche zumutet, daß sie ihren Einfluß dazu verwenden soll, ihren Einfluß zu schwächen, vielleicht gar zu vernichten. Die katholische Kirche hat sich demgemäß lange ablehnend gegen die Volksschule verhalten, hat sogar die Volksschulen, die in ihrem Machtbereich entstanden waren, wieder unterdrückt, so in Baiern, wo im Jahre 1578 „um vieler erheblichen Ursachen willen" die Dorfschulen wieder aufgehoben werden sollten, und wo die Schulordnung vom Jahre 1582 vorschrieb, daß „der Schulen Anzahl soviel als thun- und möglich" verringert würde (Fischer I, 102); sie hat dagegen, sobald sich die Verhältnisse soweit entwickelt hatten, daß die Volksschule ein gutes Mittel war, Einfluß auf das Volk zu gewinnen, sofort die Volksschule für ihre Zwecke benutzt und sie eben, damit sie das könnte, in ihre Gewalt zu bekommen gesucht. Man wird ihr vernünftigerweise daraus nicht einmal einen Vorwurf machen können; denn eine Kirche, die keinen Einfluß auf das Volk hat, die nicht unausgesetzt bemüht ist, ihren Einfluß mit allen Mitteln zu erhalten, zu befestigen, zu vertiefen und zu erweitern, hat überhaupt keine Daseinsberechtigung.

Faßt man das alles zusammen, so wird man sagen müssen, daß die katholische Kirche kein geschichtliches Recht auf die Volksschule hat, daß für sie die Volksschule immer nur ein Mittel für ihre Zwecke gewesen ist und immer bleiben wird.

Ganz anders liegen die Verhältnisse zwischen der Volksschule und der evangelischen Kirche. Zwar wird niemand im Ernst behaupten wollen, die evangelische Kirche habe die Volksschule mit Absicht und Bewußtsein als eine Anstalt zur Verbreitung allgemeiner Kenntnisse gerade als Volksschule geschaffen. Das Bedürfnis nach allgemeinen Kenntnissen hat zwar seinen Ursprung in demselben Zeitalter wie die Reformation, denn es ist offenbar durch die Entdeckung des Seewegs nach Südafrika, Indien, Amerika und den dadurch hervorgerufnen Aufschwung des Verkehrs und Handels entstanden. Aber was hätte die evangelische Kirche veranlassen sollen, für die Befriedigung dieses praktischen Bedürfnisses, das sie doch gar nichts anging, zu sorgen, während sie mit sich selbst genug zu thun hatte? Trotzdem hat sie es in den Anstalten, die sie für ihre Zwecke schuf, schließlich mit befriedigt und ist so doch die Mutter der Volksschule geworden.

Die evangelische Kirche mußte darauf hinarbeiten, daß jeder, der zu ihr gehörte, imstande war, die Bibel zu lesen. Denn was in der katholischen Kirche der Papst ist: die letzte Instanz in Lehrstreitigkeiten, das ist in der evangelischen die Bibel. Während aber in der katholischen Kirche die Lehr-

entscheidungen der letzten Instanz den Laien durch die Organe der Kirche, durch die Bischöfe und Priester, vermittelt werden, verwies Luther von vornherein das nach reiner Wahrheit, nach sicherer Erkenntnis dürstende Volk unmittelbar an die Quelle selbst, aus der er seine religiöse Erkenntnis, seine wie etwas ganz neues wirkende Botschaft geschöpft hatte: er übersetzte die Bibel. Aber die Bibelübersetzung konnte nur dann das bewirken, was sie bewirken sollte, wenn alle evangelischen Laien imstande waren, sie zu lesen. Darum wurden frühzeitig die Organe der Kirche angewiesen, die Laien — namentlich die Jugend — im Lesen zu unterrichten; daß man diesen Unterricht nur als einen Handlangerdienst für die Kirche ansah, geht schon daraus hervor, daß man damit die niedrigsten Kirchendiener, die Küster, beauftragte. Diese sind die ältesten Vorgänger der „Herren" Volksschullehrer von heute. Sie hatten freilich zu der Aufgabe, die man ihnen stellte, zunächst ebenso wenig Kenntnisse wie Lust. Daß es ihnen an den nötigen Kenntnissen fehlte, ist nicht weiter verwunderlich. Denn die Geschäfte eines Küsters — als da sind das Öffnen und Schließen, das Ordnen und Reinigen der Kirche, das Läuten der Glocken zu den drei Gebetszeiten und zum Gottesdienste, das Aufziehen der Kirchenuhr, das Begleiten des Pfarrers auf seinen Amtsgängen, insbesondre das Tragen des Talars und der Abendmahlsgeräte u. dergl. — sind nicht von der Art, daß sie nicht ein Handwerksmann neben seinem sonstigen Beruf mit hätte besorgen können; und wenn auch vielfach frühzeitig gefordert worden sein mag, daß ein Küster die Orgel schlage oder, wo es keine gab, als Vorsänger den Gemeindegesang leite, und daß er, etwa wenn der Pfarrer krank oder verreist war, oder in den Filialkirchen eine Predigt vorlesen könne, so ist damit nicht gesagt, daß dieses Lesen immer eine besondre oratorische Leistung gewesen wäre. Mag aber auch der Küster selbst ganz leidlich haben lesen können, daß er, als man es von ihm forderte, gleich imstande war, es zu lehren, muß bezweifelt werden; die „Methode," auf die ja heute in der Pädagogik ein so großer Nachdruck gelegt wird, mag manchmal recht mangelhaft gewesen sein. Diesem Übelstande ließ sich aber nach und nach abhelfen, wenn bei der Kirche und dem Küster der gute Wille dazu vorhanden war. Die Kirche hat ihren guten Willen dadurch bethätigt, daß sie von den alten Küstern das höchste verlangte, was sie leisten konnten, und sich bei neuen Küstern vergewisserte, daß sie die nötigen Kenntnisse hatten; es war auch gar nicht so schwer, geeignete Leute zu finden, denn die Universitäten lieferten auch damals viel gelehrtes Proletariat, Leute, die froh waren, wenn sie in den immerhin geschützten Hafen einer Küsterstelle einlaufen konnten. Dagegen fehlte es bei den Küstern selbst sehr oft an dem guten Willen, mit der Kirche in dieser Angelegenheit Hand in Hand zu gehen. Man kann ihnen das auch gar nicht verdenken. Denn während sie bis dahin das Küsteramt außer Sonntags nur wenig in Anspruch genommen hatte, sodaß sie ganz gut als Schuster oder

Schneider oder Tischler, sogar als Gastwirte ihr Brot verdienten und das Küsteramt nur nebenbei mit versorgten, sollten sie nun auf einmal jeden Wochentag eine oder auch mehrere Stunden auf den Unterricht der lieben Jugend verwenden; das hinderte sie natürlich, ihr Handwerk oder ihre sonstige Hauptbeschäftigung in dem frühern Umfange weiter zu betreiben, ihr Einkommen wurde also geschmälert — denn an „Funktions-" oder Alters- oder persönliche Zulagen dachte niemand —, und auch darüber wurden bald Klagen laut, daß sich ihr Verhältnis zur Gemeinde verschlechterte, weil sie, um die Herrschaft über die widerspenstigen Buben und Mädel zu behalten, bisweilen scharf mit dem Bakel dazwischen fahren mußten, was dann wieder eine Verringerung ihres Einkommens zur Folge hatte; denn wenn dem Bauernsohn die Hosen straff gezogen worden waren, so sandte natürlich die Mutter keine Schlachtschüssel mehr im Herbst, und die Kuchenspenden zu den Festzeiten blieben auch aus, was die Frau Küsterin schwer empfand. So entbrannte bald ein heißer Kampf der Küster gegen die Pfarrer, ein Kampf, in dem sich die Küster dagegen wehrten, daß sie — Volksschullehrer werden sollten. Der Kampf war freilich für die Küster von vornherein aussichtlos; denn wenn man die unbotmäßigen nicht ohne weiteres entließ, so wird man doch wohl auch anderwärts das Mittel angewendet haben, das der Visitationsabschied von Salzwedel vom Jahre 1550 verordnet: Es sollen auch die Küster hinfüro bei Vermeidung von 3 Gulden Strafe Schule zu halten schuldig sein, welche Strafe dem Pfarrer zu seiner Besoldung, als lange der Küster keine Schule hält, zugelegt werden sollen (bei Fischer I, 91). Jedenfalls aber war man in der Lage, bei Neubesetzung der Küsterstellen dem Bewerber den Vorzug zu geben, der zum Unterricht geeignet und bereit war.

Das Ende des Kampfes war, daß schließlich doch das Schulehalten eine der Pflichten des Küsters wurde. Wohlgemerkt: eine Pflicht, die nur die Kirche, nicht etwa der Staat oder die Gemeinde von ihm forderte, und die Kirche eben auch nur, weil es ihrem Bedürfnis entsprach. Mit der Bezahlung dafür sah es ganz schlecht aus, nicht einmal, daß man die dadurch hervorgerufne Einbuße ersetzte; und wenn überhaupt jemand etwas bewilligte, so war es die Kirche, die für ihren Diener sorgte.

Wie die Dinge ungefähr hundert Jahre nach der Reformation lagen, dafür ist die Bestallung der Dorfküster in der Grafschaft Wernigerode aus dem Jahre 1604 so charakteristisch, daß ich mir nicht versagen kann, sie hier ganz wiederzugeben (nach Fischer I, 110):

1. Soll ein Küster seinen Pfarrherrn wegen des Amts in gebührenden Ehren halten und in allen Kirchenämtern bei Predigten, Taufen, Sakramentreichen, Besuchung der Kranken uff ihn warten, wenn er nach Hause geht, bis vors Pfarrhaus geleiten und ohne sein Vorwissen und Willen nicht verreisen.
2. Soll er beides, uff Festtage und Sonntage, auch zur Wochenpredigt und

Brautmessen zu rechter, gewöhnlicher Zeit zur Predigt läuten und den Pfarrherrn zuvor ansprechen und fragen, was er in der Kirchen für Psalmen singen soll.

3. Soll er fleißig Schule halten, dererselben mit Fleiß abwarten, darinnen die Knaben lehren lesen, schreiben und christliche Gesänge singen und für allen Dingen den Katechismum fleißig mit ihnen üben und treiben.

4. Soll er vom Tage Annunciationis Mariae (25. März) an bis uff Bartholomaei (24. August) des Morgens umb vier, des Mittags umb elf, des Abends umb sieben, von Bartholomaei aber bis hinwieder uff Annunciationis Mariae des Morgens umb vier, des Mittags umb elf, des Abends umb fünf Schläge mit der Glocke einen guten Puls läuten und mit der großen Glocke des Orts zu dreienmalen unterschieblich pro pace schlagen.

5. Soll er sich des Vollsaufens, Doppelns, Spielens in der Schenke gänzlich enthalten, fliehen und meiden, und sonderlich, wenn Hochzeiten vorfallen, soll er am Montag nicht ehe zum Brauthaus gehen, es sei denn, daß die Kopulation und Brautpredigt geschehen sei; was aber sonsten sein Gebühr ist, als ein Brautsuppen zu holen, sonderlich allein am Montag, und nicht alle andern hochzeitliche Tage, soll ihnen hiermit nicht verboten sein.

6. Soll er sich uff Hochzeiten, Kindtaufen oder sonsten Gastgeboten unzüchtige Buhllieder zu singen oder mit der Sauglocken zu läuten, sich gänzlich enthalten und neben seinem Pfarrherrn andern Leuten mit guten Exempeln vorgehen und nicht auf den letzten Mann sitzen.

7. Soll er mit jedermänniglichen, besondern aber mit seinem Pfarrherrn, seinem Weibe, Kindern und Hausgesinde sampt den Seinen in gutem Friede und Einigkeit leben und zu keiner Zwietracht Ursach geben.

8. Soll er seinem Pfarrherrn nicht verdrießliche Lästerworte geben, noch ihme hinterwärts Übles nachreden und sonderlich zwischen der Obrigkeit, Gemeine und Pfarrherrn keine Faktion und Meuterei anrichten.

9. Soll er, wenn der Pfarrherr Beichte sitzt, in der Kirche bis zum Ende abwarten, die Beichtkinder aufzeichnen und die Kirche hinwieder zuschließen, mit allem Fleiß in acht nehmen.

10. Soll er des Seigerstellens mit Fleiß warten und zusehen, daß dem Werke kein Schaden geschehe, und wo durch seinen Unfleiß und Nachlässigkeit dem Werke am Seiger ein Schade zugefügt wurde, so soll er das uff seine Unkosten zu bessern schuldig sein.

11. Wenn er von der Gemeine erbeten wird, etwas zu schreiben und vornehmlich der Kirche etwas uffzuzeichnen, soll er hierinnen willig erfunden werden.

12. Sofern er durch seine Nachlässigkeit der Kirchen einigen Schaden zugewandt, und er seinem Dienste unfleißig und ungebührlich sich erzeigen wird, soll er des Dienstes sich dadurch verlustig machen und den Schaden der Kirchen zu erstatten schuldig sein.

Auch zu steter, fester, unverbrüchlicher Haltung seind diese Punkten von wohlgedachten unserm gnädigen Herrn unterschrieben, signatum.

Wernigeroda, den 4. Oktobris 1604

Wolf Ernst, Grafe zu Stolberg

Alles in allem betrachtet, wird man sagen können, daß vor dem dreißigjährigen Kriege fast überall im evangelischen Deutschland die Anfänge der Volksschule vorhanden waren, aber nirgends selbständig oder als Einrichtungen

der Gemeinde und des Staats, sondern überall von der Kirche hervorgerufen, gestützt, genährt. Hauptaufgabe des Unterrichts war, den Kindern die Kenntnisse und Künste beizubringen, die sie als evangelische Christen zum Verständnis der Bibel und bei der Teilnahme am Gottesdienste brauchten; von andern Dingen, z. B. vom Rechnen, von der Erdkunde u. a. m., ist damals, wenn überhaupt, wohl nur ganz vereinzelt die Rede gewesen.

Dann kam die furchtbare Zeit des dreißigjährigen Kriegs, der so viel blühendes Leben vernichtet hat. Daß ihn die Keime der Volksschule überdauert haben, haben sie nur dem Umstande zu verdanken, daß die Volksschule eine Einrichtung der evangelischen Kirche war, deren Bestand ja durch den westfälischen Frieden in jeder Hinsicht gesetzlich anerkannt wurde. Aber nach dem westfälischen Frieden begannen nun erst die Folgen des Kriegs sich geltend zu machen und so lange und nachhaltig zu wirken, daß sie noch fühlbar waren, als die französische Revolution die europäischen Verhältnisse durcheinanderwarf. Diese Folgen traten natürlich auf wirtschaftlichem Gebiete am schärfsten zu Tage und wirkten in der Weise auf die Kirche und durch sie mittelbar auf die Schule, daß es für sie kein Geld gab, wenn sie sich nicht selbst aus der Zeit der Not Besitztümer gerettet hatten.

Freilich steht in der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts die Gestalt Herzog Ernsts des Frommen von Gotha. Aber wie trefflich die 433 Paragraphen seines Schulmethodus waren, wie bedeutungsvoll sein Gedanke des Schulzwangs auch für die Entwicklung der Volksschule geworden ist, so kann der Herzog doch nur ein Wegweiser, nicht ein Bahnbrecher der Volksschule genannt werden. Sein Land war zu klein, als daß es andre in das Streben, die allgemeinen Kenntnisse des Volkes zu mehren, mit hätte hineinziehen können. Und wenn auch Herzog Ernst die Schulangelegenheit zur Staatssache erklärte, so darf man doch nicht vergessen, daß der Staat damals christlich war und sein und bleiben wollte, und daß Herzog Ernst auch der Bischof seiner Landeskirche war. Wenn die Gedanken, daß die Schule von der Kirche zu trennen sei, daß der Geistliche in ihr nichts zu sagen habe, daß die Religion nicht in ihr gelehrt werden dürfe, damals überhaupt denkbar gewesen wären, sie hätten wohl kaum einen grimmigern Gegner finden können als Herzog Ernst den Frommen.

Am Ende des siebzehnten Jahrhunderts hatte die Volksschule unter vielen Mühen und Drangsalen kaum den Stand wieder erreicht, den sie vor dem dreißigjährigen Kriege gehabt hatte. Von einer Strömung in der Kirche, von dem Pietismus Speners und Frankes, hat sie dann den ersten neuen Antrieb zur Weiterentwicklung erhalten; denn seinem Einfluß ist es zu verdanken, daß die allgemeine Schulpflicht immer mehr durchgeführt, daß für die Schule (Schulgebäude, Lehrerbesoldung) endlich Staats- und Gemeindegelder flüssig wurden, daß die Vorbildung der Lehrer geregelt, daß überhaupt auf das Lehramt

mehr Nachdruck und Wert gelegt wurde. Namentlich in Preußen hat der Pietismus der Volksschule die größten Dienste geleistet, und gerade in Preußen war die Entwicklung der Volksschule von besondrer Bedeutung, denn es wuchs damals bereits zusehends in die Führerrolle hinein, die es seitdem in Deutschland vollständig übernommen hat. Daß es gerade die Pietisten gewesen sind, die der deutschen Volksschule, noch mehr aber dem Volksschullehrerstande den ersten wesentlichen Fortschritt gebracht haben, wird freilich vielen Volksschullehrern der Gegenwart sehr unangenehm sein, aber ändern läßt sich daran nichts (vgl. übrigens Fischer I, 221 ff.).

Daß sich aber gerade der Pietismus der Volksschule besonders annahm, lag wieder nicht daran, daß seine Vertreter ein besondres Interesse an der Verbreitung allgemeiner praktischer Kenntnisse gehabt hätten. Ihre Bestrebungen waren einerseits auf die Erweckung einer reinen Frömmigkeit, auf die Verinnerlichung der christlichen Lehren gerichtet, und man ging dabei von der richtigen Meinung aus, daß diese Bestrebungen dann den meisten Erfolg haben würden, wenn die Menschen so früh als möglich guten Einflüssen ausgesetzt würden. Andrerseits fühlten sich die Pietisten zu allen niedrigen, verachteten, verlassenen hingezogen. Diese ihre ganze Richtung führte zur Fürsorge für die Kinder überhaupt und dadurch zur Hebung der Volksschule, die sich als geeignetes Mittel für die pietistischen Bestrebungen von selbst darbot. Mit der Fürsorge für die Kinder und der Hebung der Volksschule gingen aber notwendig Bemühungen für bessere Vorbildung der Lehrer Hand in Hand, und so ist das Hallische Waisenhaus, dieses glänzende Beispiel pietistischen Gottvertrauens und zugleich pietistischen Erbarmens mit den verlassensten unter den Kleinen, nicht nur eine musterhafte Kindererziehungsanstalt, sondern auch eine Lehrerbildungsanstalt, das Vorbild für viele andre ihresgleichen geworden. Teils unmittelbar pietistische Einflüsse, teils die pietistischen Vorbilder haben dann den Aufschwung der Volksschule in Preußen unter König Friedrich Wilhelm I. herbeigeführt; man kann ihn am besten daran sehen, daß in dem armen Lande in kurzer Zeit 1800 Volksschulen gegründet wurden, und daß die Schulpflicht als allgemeiner Grundsatz anerkannt und mit großer Kraft der Anfang zu ihrer Durchführung gemacht wurde.

Der Pietismus hat der Volksschule die staatliche Anerkennung gebracht und begonnen, einen Volksschullehrerstand mit bestimmten Fachkenntnissen zu schaffen. Dem Zeitalter der Aufklärung hat es die Volksschule zu verdanken, daß sie nach und nach beim Volke als eine notwendige und segensreiche Einrichtung angesehen wurde; im Zeitalter der Aufklärung beginnt auch die Volksschule sich von der Kirche abzulösen und nach Selbständigkeit zu streben. Ob der Einfluß der Aufklärungszeit für die Volksschule oder richtiger für das Volk, um deswillen sie doch da ist, von Segen gewesen ist, ist zweifelhaft. Mir will es so scheinen, als ob er sie auf einen Abweg gebracht habe, auf dem

sie sich noch befindet. Der Aufklärung ist die Überschätzung des sogenannten positiven Wissens eigentümlich. Diese Überschätzung hat in die Volksschule Eingang gefunden und herrscht noch heute darin; sie hat es dahin gebracht, daß unsre Volksschule aus einer Erziehungs- oder, was dasselbe ist, Bildungsanstalt zu einer Anstalt geworden ist, die fast weiter nichts kann als Kenntnisse mitteilen. Die Schule wirkt fast nur noch auf den Verstand und wird notwendigerweise immer mehr, schließlich ganz darauf verzichten müssen, das Gemüt des Kindes zu beeinflussen, ihm sittliche Grundsätze einzupflanzen, ihm zu einer festen Überzeugung zu verhelfen, seinen Charakter zu bilden. Die Volksschule wäre vielleicht nicht auf diesen Abweg geraten, wenn die evangelische Kirche in der Zeit der Aufklärung Kraft genug gehabt hätte, die Schule als eine reine Einrichtung der Kirche unter ihrer Gewalt zu behalten; denn unter der unbeschränkten Herrschaft der Kirche hätte sich die Schule als Erziehungsanstalt weiter entwickeln müssen, weil die Kirche viel mehr Interesse an der Erziehung als an der Mitteilung von Kenntnissen haben müßte. Aber die evangelische Kirche befand sich damals in dem Banne des Rationalismus, der alles andre, nur nicht die Äußerung kirchlicher Kraft begünstigte und das Ansehen der Kirche so schwächte, daß die Volksschule eben dadurch das allgemeine Wohlwollen errang, daß sie sich von der Bevormundung der Kirche freizumachen suchte und der Aufklärung in die Arme warf, daß sie die Aufgabe, zu erziehen, hinter die Aufgabe, Kenntnisse mitzuteilen, zurückstellte. Die Kirche hat von da an eine verlorne Stellung verteidigt, und der Prozeß der Ablösung der Schule von der Kirche ist rasch und unaufhaltsam fortgeschritten; das ist durch die französische Revolution, die alles Bestehende umstieß oder doch ins Schwanken brachte, außerordentlich gefördert worden. Nach der französischen Revolution beginnen auch die Volksschullehrer politisch eine Rolle zu spielen, als Volksredner, Zeitungsschreiber, Abgeordnete; meistens stehen sie im radikalen Lager. Die Volksschullehrer werden in gewisser Beziehung eine Macht im öffentlichen Leben, weil sie fest zusammenhalten und ein hochentwickeltes Standesbewußtsein haben und geflissentlich zur Schau tragen.

Die vollständige Trennung der Volksschule von der Kirche hat der konstitutionelle Staat vollzogen; die Volksschule ist heute nicht mehr eine Einrichtung der Kirche, sondern der politischen Gemeinde, was einerseits in der Zusammensetzung des Schulvorstandes,*) andrerseits darin seinen Ausdruck findet, daß die politische Gemeinde für alle Unkosten des Schulwesens (also Schulbauten, Gehalte und Alterszulagen der Lehrer u. s. w.) aufzukommen hat. Doch handelt es sich hier augenscheinlich nur um einen Übergangszustand,

*) Im Königreich Sachsen besteht der Schulvorstand aus einer Anzahl von Mitgliedern der bürgerlichen Gemeindevertretung, aus dem Lehrer und dem Ortsschulinspektor, d. h. auf dem Lande in der Regel dem Geistlichen (§ 25 des sächsischen Volksschulgesetzes vom 26. April 1873).

der sich gar nicht mehr lange wird aufrecht erhalten lassen. Denn der Staat hat die Verhältnisse der Volksschule durch ein Gesetz geordnet (in Sachsen) oder fühlt sich doch wenigstens dazu berechtigt und verpflichtet (z. B. in Preußen). Es ist unvermeidlich, daß er, indem er von allen Gemeinden dieselben Leistungen fordert, die Lasten außerordentlich ungleichmäßig verteilt. Die darin liegende Ungerechtigkeit wird nicht lange bestehen können; sie wird dadurch beseitigt werden müssen, daß die Gemeinden nur die ordentlichen Unkosten des Schulwesens (Instandhaltung der Schulgebäude, Grundgehalt der Lehrer) zu tragen haben, während der Staat die außerordentlichen Unkosten (für Neubauten und für Alterszulagen der Lehrer) übernimmt, was übrigens in Sachsen bereits ziemlich vollständig durchgeführt ist, nur daß es vorläufig noch in der Form von Unterstützungen und Beihilfen, die das Kultusministerium den Gemeinden gewährt, gegeben wird, eine Form, die deutlich den Übergangszustand verrät. Sachsen wird am ersten diesen Schritt thun können, weil es durch seine ausgezeichnete Finanzwirtschaft dazu in den Stand gesetzt wird; aber Preußen und die andern deutschen Staaten werden ihm darin folgen müssen, wenn sie sich vielleicht auch noch lange dagegen sträuben werden.

So steht die Schule jetzt nahe vor dem Endpunkt einer Entwicklung, durch die sie aus einer Einrichtung der evangelischen Kirche zu einer Einrichtung des Staats geworden ist, der inzwischen seinen christlichen Charakter abgestreift hat. Wir haben auch hier wieder die Erscheinung, die sich so häufig beobachten läßt, daß zwischen dem Anfangspunkt und dem Endpunkt einer Entwicklung eine so tiefe Kluft liegt, daß es fast undenkbar scheint, daß sie durch die Brücke eben dieser Entwicklung verbunden sein könnten. Im übrigen — steht die Schule wirklich schon am Endpunkt ihrer Entwicklung überhaupt? Sie ist jetzt eine Staatsangelegenheit der Einzelstaaten des deutschen Reichs — sollte sie sich schließlich vielleicht gar noch zur Reichsangelegenheit auswachsen wollen?

Zugegeben, daß die Volksschule in der Gegenwart eine reine Staatsangelegenheit ist, das geschichtliche Recht der evangelischen Kirche auf die deutsche Volksschule wird sich nicht leugnen lassen. Aber freilich, was ist und heißt geschichtliches Recht? Ist es nicht das Recht der Vergangenheit an die Gegenwart, des Todes an das Leben? Dann ist es überhaupt kein Recht, oder doch nur das Recht ohne Kraft, ein totes Recht, ein Recht, aus dem gar nichts folgt. Denn nur das Leben und die Gegenwart haben Recht und Geltung. Darum: wenn die Kirche der Schule gegenüber weiter nichts vorbringen kann, als ihr geschichtliches Recht, so räume sie das Feld, es ist nichts mehr für sie dort zu holen. Und die Kirche ist in der That auf der ganzen Linie im Rückzuge begriffen; nur drei Punkte hält sie noch besetzt: das geistliche Ortsschulinspektorat, den Kirchendienst der Kirchschullehrer und den Religionsunterricht in der Volksschule. Ich habe diese drei Punkte so geordnet, daß ich den

schwächsten und am heftigsten angegriffnen zuerst, den festesten zuletzt genannt habe.

Das Ortsschulinspektorat, d. h. die Aufsicht des Ortsgeistlichen über den Volksschulunterricht in seiner Gemeinde ist schon deswegen der schwächste Punkt, weil der Geistliche mit diesem Amte genau genommen nicht deshalb beauftragt ist, weil er Diener der Kirche ist, sondern nur weil er sich durch seine ganze Bildung am besten dazu eignet. Es ist auch keineswegs die Kirche, die ihn damit beauftragt, sondern der Staat. Wenigstens heißt es im sächsischen Volksschulgesetze § 29: „Die dem Ortsschulvorstande obliegende Beaufsichtigung der Schule*) wird im Auftrage des Staates ausgeübt b) über solche Schulen, denen ein Direktor nicht vorsteht, durch den dem Schulvorstande angehörigen Geistlichen, dafern nicht die oberste Schulbehörde diesen Auftrag widerruft oder von vornherein einer andern geeigneten Persönlichkeit übergiebt. Das Amt des Ortsschulinspektors ist ein unentgeltlich zu verwaltendes Ehrenamt.“ Nun vergegenwärtige man sich doch einmal, welche Stellung dem Geistlichen hierdurch in der Volksschule zugemutet wird! In den meisten Geistlichen lebt noch die Erinnerung daran, daß sie früher die rechtmäßigen Herren der Schule gewesen sind, daß sie die Schule zu leiten und zu beaufsichtigen hatten im Auftrage der Kirche, die ihnen genau genommen allein einen solchen Auftrag geben kann. Der Staat hat die Kirche im Laufe der Zeiten ihrer Herrschaft über die Volksschule beraubt; die Diener der Kirche aber zwingt er durch sein Gesetz, zunächst noch die alten Pflichten gegenüber der Schule zu übernehmen, nun aber in seinem Auftrage. Er thut das unter dem Vorgeben, die alte Verbindung der Schule mit der Kirche in diesem Punkte aufrecht erhalten zu wollen, während er doch nur deswegen die Dienste der Geistlichen in Anspruch nimmt, weil er sie am billigsten haben kann, nämlich ganz unentgeltlich. Die Geistlichen haben das ja früher, wo es im Auftrage der Kirche geschah, ganz natürlicherweise unentgeltlich gethan, woraus aber doch noch nicht folgt, daß der Staat dieselben Dienste von ihnen auch unentgeltlich fordern kann; er folgert es aber doch daraus. Es würde aber dem Staate gar nicht einfallen, gerade die Geistlichen damit zu beauftragen, wenn er andre Leute damit beauftragen könnte. Andre Leute aber wollen bezahlt sein, vorläufig aber hat das Geld des Staates nur dazu ausgereicht, den Superintendenten ihr Schulamt abzunehmen und besondre Bezirksschul-

*) Es handelt sich dabei hauptsächlich um § 24i, der bestimmt: Zum Wirkungskreise des Schulvorstandes gehört die Beaufsichtigung des Verhaltens und der Leistungen der Lehrer im Amte, mit dem Rechte, denselben wegen Pflichtvernachlässigung Zurechtweisung zu erteilen. Das ist offenbar eine sehr wichtige Befugnis. Hier wird sie dem Schulvorstande feierlich zugesprochen, in § 29 aber wieder abgenommen und dem Ortsschulinspektor beigelegt, der sie aber nicht im Auftrage des Schulvorstandes, sondern des Staates ausübt. Ist das nicht köstlich?

inſpektoren anzuſtellen — in Sachſen wenigſtens, in Preußen fehlt auch dazu noch das Geld, da iſt auch noch der Superintendent oder ein andrer Pfarrer Königlicher Kreisſchulinſpektor im Nebenamte. Sobald aber erſt das liebe Geld zur Verfügung ſteht, wird der Staat den Geiſtlichen ſchleunigſt den Laufpaß geben und etwa die Zahl der Bezirksſchulinſpektoren ſo vermehren, daß auf etwa fünfzig Lehrer ein Bezirksſchulinſpektor kommt.*) Und die Geiſtlichen werden froh ſein, wenn es erſt glücklich ſo weit iſt. Denn was haben ſie jetzt von ihrer Ortsſchulaufſicht? Ja, das Ortsſchulinſpektorat iſt ein Ehrenamt, wie aus dem Volksſchulgeſetze unwiderleglich hervorgeht, alſo muß es doch Ehren einbringen. Iſt aber das etwa eine Ehre, daß einem das Ortsſchulinſpektorat zufällt, ohne daß man gefragt wird, ob mans übernehmen will, oder auch, ohne daß unterſucht wird, ob man dazu befähigt iſt? Iſt das eine Ehre, daß man das Amt weder ablehnen, noch niederlegen kann? Iſt das eine Ehre, daß der Geiſtliche, indem er zwangsweiſe Ortsſchulinſpektor wird, einer weltlichen Behörde die Gewalt über ſich zuerkennt, ihm Befehle, aber auch Verweiſe zu erteilen, ihn in Disziplinarunterſuchung zu nehmen und ihn ſchimpflich abzuſetzen? Iſt das eine Ehre, daß die Lehrer in ihren Verſammlungen und Zeitungen verächtlich von der geiſtlichen Schulaufſicht reden — hat doch letzthin einer die geiſtlichen Ortsſchulinſpektoren als die Drohnen im Bienenſtock der Volksſchule bezeichnet! Und dabei ſehen die Lehrer im Ortsſchulinſpektor niemals den Beauftragten des Staats, ſondern immer den Diener der Kirche, der ja allerdings in dieſer Eigenſchaft in der Schule nichts mehr zu ſagen hat. Und die Laien werden es niemals fertig bringen, den Ortsſchulinſpektor vom Geiſtlichen zu trennen, ſie werden immer, wenn ſie mit Klagen über einen Lehrer zu ihm kommen, und er den Lehrer in Schutz nehmen muß, das dem Geiſtlichen nachtragen, ſodaß vielfach ſein Hauptamt durch das „Ehren“amt, mit dem ihn der Staat zwangsweiſe geſchmückt hat, in einer Weiſe beeinträchtigt wird, die ein fernſtehender gar nicht würdigen kann.

Man vergegenwärtige ſich doch das alles, und man wird ahnen, was ein Geiſtlicher empfindet, wenn ihm aus dem Lehrerſtande gehäſſige Bemerkungen über die Herrſchſucht der Geiſtlichen über die Schule entgegentreten, man wird einſehen, daß die Lehrer, wenn ſie die Beſeitigung der geiſtlichen Ortsſchulaufſicht erſtreben, die Geiſtlichen nicht zu Gegnern, ſondern zu Bundesgenoſſen haben, daß die Geiſtlichen froh ſein werden, wenn ihnen dies Amt voll Verantwortung, Mühe und Ärger, das nur deshalb für ein Ehrenamt ausgegeben wird, weil man nichts für ſeine Leiſtungen bezahlen will, endlich abnimmt.

*) In Sachſen giebt es jetzt 28 Bezirksſchulinſpektoren, die 9186 Lehrer unter ſich haben. Wenn die Bezirksſchulinſpektoren die Schulaufſicht allein ausüben ſollten, ſo müßte auf 50 Lehrer 1 Bezirksſchulinſpektor mit mindeſtens 3000 Mark kommen, d. h. anſtatt etwa 100000 Mark müßten etwa 600000 Mark für die Aufſicht aufgewendet werden; die ſächſiſchen Geiſtlichen erſparen alſo dem Staate eine halbe Million!

Der zweite Punkt, an dem die Kirche noch mit der Volksschule in Berührung steht, ist der sogenannte Kirchendienst der Kirchschullehrer; er umfaßt ursprünglich die alten Pflichten der Küster. Nun sind aber diese Pflichten unsern jetzigen Volksschullehrern auch keine Annehmlichkeit mehr; wie die meisten Kirchschullehrer nichts mehr von der alten Küstertracht, der Schalaune, wissen wollen, so paßt ihnen auch der sogenannte niedere Kirchendienst, also das Säubern der Kirche, das Läuten der Glocken, das Aufziehen der Kirchenuhr u. dergl. schon lange nicht mehr. Man kann ihnen das in gewisser Beziehung nicht verdenken, denn ihr Einkommen vom Schuldienst ist zwar durchaus nicht glänzend, aber doch so, daß einer nicht gerade auf das Einkommen vom Kirchendienst angewiesen ist.*) Und andrerseits — niemand kann zween Herrn dienen; der Kirchendienst der Kirchschullehrer führt in der That bisweilen zu Unzuträglichkeiten, sodaß vom „schulischen" oder auch „unterrichtlichen" Standpunkte aus die Ablösung des Kirchendienstes wünschenswert ist. Vom Standpunkte der Kirche aus erst recht; denn sie würde dadurch erst wieder in den Stand gesetzt werden, ein selbständiges Küsteramt zu vergeben und ihren Diener ganz für sich in Anspruch zu nehmen. Aber selbstverständlich müssen die Volksschullehrer, indem sie den Küsterdienst abgeben, auch auf das Küstereinkommen verzichten. Das ist aber meist nicht unbeträchtlich, es schwankt, im Königreiche Sachsen wenigstens, zwischen 200 und 1200 Mark und besteht aus den Erträgnissen des Kirchschul-, richtiger des Küsterlehens und baren Beträgen, die verschiedne kirchliche Kassen zahlen. Die Auseinandersetzung ist aber gar nicht so einfach; denn vielfach stehen die Schulgebäude auf dem Grunde und Boden der alten Küsterlehen. Trotzdem wird sie kommen, ja wenn man sieht, wie im Königreich Sachsen einerseits von der weltlichen Behörde auf die reinliche Scheidung zwischen Kirchschullehen und schlichtem Schullehen gesehen wird, und mit welcher Zähigkeit andrerseits die kirchliche Behörde über den Rechten der Kirche an die Küsterlehen wacht, erhält man den Eindruck, als ob da, bewußt oder unbewußt, bereits auf die notwendige Trennung hingearbeitet würde. Geistliche und Lehrer sollten sich bemühen, diese Trennung, die in beider Interesse liegt, zu beschleunigen; falsch und

*) Im Königreich Sachsen bezieht ein Volksschullehrer — nach § 4 des Gesetzes vom 4. Mai 1892 — außer freier Dienstwohnung bei seiner Anstellung als ständiger Lehrer ein Einkommen von 1000 Mark, das nach einer vom fünfundzwanzigsten Lebensjahre des Lehrers an zu rechnenden Dienstzeit von 5 Jahren bis auf 1200 Mark

„ 10 „ „ „ 1350 „
„ 15 „ „ „ 1500 „
„ 20 „ „ „ 1600 „
„ 25 „ „ „ 1700 „
„ 30 „ „ „ 1800 „

durch Alterszulagen, die vorläufig noch die Gemeinde zu gewähren hat, zu erhöhen ist. In den Städten sind vielfach bessere Gehaltsstaffeln.

unbillig ist es jedenfalls, wenn sich die Kirchschullehrer über die niedern Küsterdienste beschweren und sie abzuschütteln versuchen, aber das Küstereinkommen ganz behalten oder doch nur soviel davon abgeben wollen, daß die Gemeinden zulegen müssen. Darüber, ob die Kirche Leute finden wird, die fähig und bereit sind, die Küsterpflichten zu übernehmen, brauchen sich die Lehrer ebensowenig wie die Vertreter des Staats den Kopf zu zerbrechen, umsoweniger, als die zum Teil bedeutende Nebeneinnahme, die das freie Küsteramt bietet, bald viele Handwerker veranlassen wird, sich die Fertigkeit namentlich im Orgelspiel zu erwerben, um die es sich hauptsächlich handeln wird; denn alle andern Obliegenheiten kann jeder ohne besondre Vorkenntnisse übernehmen.

Der dritte und letzte Punkt, in dem sich die Kirche und die Volksschule noch berühren, ist der Religionsunterricht in der Volksschule. Der Staat schreibt — ohne unmittelbare amtliche Mitwirkung der Kirche, etwa der Landessynode — den Inhalt und Umfang des Religionsunterrichts vor und überläßt der Kirche nur die Beaufsichtigung. Der Staat wird sehr bald aus seinem eignen Wesen die Folgerung ziehen müssen, daß er, für den die Religion sonst schon längst eine Privatangelegenheit ist, sie nicht in seinen Schulen als Staatsangelegenheit behandeln darf. Viele, gerade die tüchtigsten Volksschullehrer werden es als einen großen Verlust empfinden, wenn ihnen der Religionsunterricht genommen wird. Die Kirche aber wird es nur froh begrüßen können, wenn ihr endlich auch der Religionsunterricht wieder ganz zufällt. Denn es ist ein Unding, daß die Kirche einen wichtigen Teil ihres Arbeitsfeldes an Männer abtritt, auf deren Ausbildung und Amtsführung sie nur durch des Staates Gnade unmittelbaren Einfluß hat. Es ist ein Unding, daß die Kirche die religiöse Erziehung Männern überläßt, die im ganzen übrigen Unterricht die Mitteilung von Kenntnissen als Hauptziel vor Augen haben und nicht die Erziehung, und dies natürlich auch auf den Religionsunterricht übertragen. Es ist ein Unding, daß der Religionsunterricht von Männern erteilt wird, die zum Teil nicht nur den Lehren, dem Bekenntnis der Kirche ablehnend, ja feindlich gegenüberstehen, die nicht nur gerade die bekenntnismäßige Unterweisung in der christlichen Religion verwerfen und besser als die Theologen, als Diener der Kirche zu wissen vorgeben, was eigentlich Christentum sei, sondern die zum Teil das Christentum selbst verwerfen.*) Daraus, daß die Volksschule als Einrichtung des verweltlichten Staats kein Interesse mehr

*) So hat kürzlich ein junger Lehrer namens Adam in St. Peter bei Würzburg auf einer Lehrerkonferenz gesagt, die Moral Jesu sei heute nicht mehr das Ideal der Erziehung, sie sei die reinste Lazzaronimoral. Mit der Lehre Jesu: Sorget nicht für morgen u. s. w. erziehe man Faulenzer und Taugenichtse, und wenn Jesus sagt: Schlägt dich dein Feind auf die Wange u. s. w., so sei das einfach lächerlich, heutzutage koste die Ohrfeige fünf Mark. Dieser junge Mann hat nur ausgesprochen, was viele seiner Kollegen denken.

am Religionsunterricht haben kann, und daraus, daß die Kirche das höchste Interesse an ihm haben muß, ergiebt sich gleichmäßig, daß der Religionsunterricht möglichst bald der Volksschule zu nehmen und der Kirche zu übergeben ist. Wen diese damit beauftragen wird, das zu überlegen ist noch viel Zeit. Denn vorläufig hat der Staat noch nicht vergessen, daß er christlich gewesen ist, und zieht noch nicht die richtige Folgerung aus der grundsätzlichen Änderung, die mit seinem Wesen vorgegangen ist; wenigstens haben die Kultusminister von Württemberg und Sachsen auf den Generalversammlungen des deutschen Lehrervereins erklärt, daß an eine Entfernung des Religionsunterrichts aus der Volksschule vorläufig nicht zu denken sei.

Man sieht: wenn die Volksschullehrer die Aufhebung der geistlichen Schulaufsicht, die Beseitigung der niedern Kirchendienste und die Entfernung des konfessionellen Religionsunterrichts erstreben, so schaden sie sich selbst, wenn sie sich dabei gegen die Geistlichkeit, die Kirche und das Christentum feindlich zeigen. Denn die Geistlichen, soweit sie nicht Kirchturmsinteressen verfolgen, und die Kirche überhaupt kann diese Bestrebungen nur billigen, ja sie geht in ihren eignen Interessen noch über das, was die Lehrer wollen, hinaus. Man würde also viel schneller ans Ziel kommen, wenn Kirche und Schule Hand in Hand gingen. Ihrem gemeinsamen Andringen könnte der Staat viel weniger widerstehen. Wozu also die von den Lehrerzeitungen immer wieder geschürte Feindschaft gegen die Kirche? Möge sie bald verschwinden und einerseits dem Gefühl der Dankbarkeit für die Dienste, die die evangelische Kirche der Volksschule doch geleistet hat, und andrerseits ehrlicher Waffenbrüderschaft weichen.

Heinrichsort Bruno Hase

Wandlungen des Ich im Zeitenstrome

8. Das Jahr 1870

(Fortsetzung)

Montag früh erschien zuerst die Blaumutter, so genannt als Vorsteherin eines Waisenstifts, dessen Zöglinge blaue Uniform trugen. Sie war eine tüchtige und gescheite, aber gewaltig fromme Frau. Sie hielt mir eine kräftige Strafpredigt, erinnerte mich an meine eignen frühern Predigten und schloß: Und wissen Sie auch, daß Ihnen die Freimaurer gestern Abend beinahe einen Fackelzug gebracht

hätten?*) Sooo tief sind Sie gesunken. Eine ihrer Bemerkungen stimmte mich heiter. Sie meinte, die schlechten Bücher, die ich gelesen hätte, müßten eigentlich alle verbrannt werden. Meine hauptsächlichste Lektüre in Liegnitz waren aber gewesen: einige historische Werke, namentlich von K. A. Menzel und dem Konvertiten Gfrörer, Plutarch, Öttingens Moralstatistik, einige Bände von Pertz Monumenta, ferner Kirchenväter, in den letzten beiden Jahren fast ausschließlich Augustin. Dann kam der Pfarrer. Sie stehen nun ganz allein in der Gemeinde, sagte er unter anderm. — O, doch nicht so ganz, erwiderte ich; einige haben mir zugestimmt. — Leute, die nicht in die Kirche kommen, das glaub ich schon. — Dann kam der Briefträger. Er brachte einige Zustimmungserklärungen von Geistlichen und Laien — im Laufe der nächsten Tage gingen noch mehrere ein — und einen großen Brief. Dieser lautete: „Mit tiefem Bedauern lese ich in der zweiten Beilage zu Nr. 189 der Schlesischen Zeitung einen von Liegnitz unterm 23. April c. mit der Unterschrift: Jentsch, Kaplan, unterzeichneten, gegen den Syllabus und die Encyklika des h. Vaters gerichteten Artikel, in welchem [folgen einige Sätze daraus]. Vor jeder weitern notwendigen Maßnahme sehe ich mich amtlich veranlaßt, Euer Hochwürden zur umgehenden Erklärung aufzufordern: ob Sie sich zu dem gesamten Inhalt des in Rede stehenden Artikels bekennen und, bejahenden Falls, ob Sie bereit sind, den Inhalt dieses Artikels als die Frucht einer unglücklichen Übereilung zu widerrufen. Breslau den 24. April 1870. Neukirch, Generalvikar." Der Brief war nicht von einem Schreiber, sondern von Neukirch eigenhändig geschrieben. Ich antwortete: „Hochwürdiger u. s. w. Auf Euer Hochwürden Hochgeneigte Aufforderung vom 24. beeile ich mich, gehorsamst zu antworten: daß ich mich zu dem gesamten Inhalt des in Rede stehenden Artikels bekenne, daß derselbe nicht die Frucht einer unglücklichen Übereilung ist, sondern das Ergebnis ernster Studien enthält, und daß ich, weit entfernt von einem Widerruf, vielmehr bereit bin, falls ich dazu veranlaßt oder gezwungen würde, in einer umfassenden Arbeit nicht allein jeden Satz der Erklärung, sondern auch meine Orthodoxie vor der Öffentlichkeit zu beweisen."

Am Dienstag brachte die Schlesische Zeitung eine Beistimmungserklärung vom Erzpriester Welz in Striegau und seinen beiden Kaplänen, die aber auf Befehl aus Breslau schon wenige Tage darauf widerrufen wurde. Am Donnerstag kam mein Erzpriester im Auftrage des geistlichen Amts, um mich zum Widerruf zu bewegen und meine Erklärung zu Protokoll zu nehmen. Der gute alte Mann sagte unter Thränen, nachdem ich ihm meine Ansicht dargelegt hatte: Lieber Herr Konfrater, Sie haben ja Recht, aber sagen, öffentlich sagen dürfen wir das doch nicht. Dann schrieb er mit schwerem

*) Das war richtig; einer der Herren aber, der Mittelschuldirektor Gr., hatte gesagt: Um Gottes willen nicht! Ihr ruinirt ja den Mann! und hatte dadurch das Unglück verhütet.

Herzen meine motivirte Weigerung nieder. Sonnabend den 30. April traf folgende Verfügung des Generalvikariatamts ein: „Da Euer Ehrwürden nicht Richter in Glaubens- und Disziplinarsachen der Kirche sind, und nach Ihrer protokollarischen Erklärung vom 28. d. Mts. in offenbarer Auflehnung gegen die höchste kirchliche Autorität stehen, so sind wir in die traurige Notwendigkeit versetzt, die Suspensio ab ordine et officio über Sie hierdurch auszusprechen, Sie von heut ab Ihrer amtlichen Stellung zu entheben und Sie anzuweisen, sich ohne Verzug in das hiesige Alumnat auf acht Tage zu verfügen." Ich übertrat — ohne Überlegung und bösen Willen — das Dekret sofort, indem ich am Gymnasium noch eine Religionsstunde gab, und fuhr dann mit dem Mittagszuge nach Breslau. Da der Alumnatsrektor nicht zu sprechen war, ging ich zuerst zum Generalvikar, dem Prälaten Neukirch. Er empfing mich gemessen, aber nicht unfreundlich, ließ mich aufs Sofa setzen und ging auf eine Unterhaltung ein. Zum Beweise für meine Behauptung, daß ich nicht allein stünde, legte ich ihm eine Anzahl Briefe vor. Die von Kaplänen imponirten ihm nicht, die von den Professoren Elvenich und Reinkens erst recht nicht. Unangenehmer berührte es ihn, als er die Handschrift des Erzpriesters Buchmann zu Gesicht bekam, und zuletzt spielte ich meinen Trumpf aus, nämlich folgendes Schreiben des Erzpriesters Muche in Prosen bei Jauer,*) mit dem Neukirch intim befreundet und bei dem er erst vor einer Woche zum Besuch gewesen war: „Nehmen Sie meinen besten Dank für den Artikel in der gestrigen Schlesischen Zeitung und die Versicherung: daß Sie der Gesinnung aller billigen und verständigen Amtsbrüder Ausdruck gegeben. Herzlich würde ich mich freuen, wenn ich Gelegenheit fände [wir hatten einander noch niemals gesehen], die Hochachtung mündlich zu wiederholen, mit der ich u. s. w." Die Freundschaft der beiden Männer beruhte auf Gesinnungsverwandtschaft. Neukirch hatte stets der kirchlich liberalen Richtung angehört und in jüngern Jahren viel weiter nach links gestanden als ich; es war ganz undenkbar, daß die beiden Herren bei ihrer letzten Zusammenkunft nicht gegenseitig ihr Herz ausgeschüttet und weidlich auf Rom geschimpft haben sollten. Aber Höhergestellte sind über nichts ärgerlicher, als wenn ihnen Untergebne oder andre Niedriggestellte zu verstehen geben, daß man ihnen in die Karten guckt. Neukirch las den Brief gar nicht erst durch, sondern warf ihn zornig hin, sprang auf und sagte: Nun kurz und gut, gehen Sie jetzt ins Alumnat und beginnen Sie Ihre Exerzitien! — Und wenn ich die Strafe abgebüßt ... Nicht Strafe, warf er ein, sondern Zeit der Sammlung und des Gebets! — Also wenn die acht Tage um sind, und ich habe meine Ansicht noch nicht geändert? — Dann stehen Sie eben außerhalb der Kirche. — Ist das Ihr letztes Wort, Herr

*) Der Mann ist vorm Jahre gestorben und hat sein bedeutendes Vermögen für wohlthätige Stiftungen vermacht, die Verwaltung aber nicht geistlichen Händen, sondern dem Magistrat der größtenteils protestantischen Stadt Jauer übergeben.

Prälat? — Ja! — Das werden Sie bereuen! — I wo! — Damit trat er in sein Arbeitszimmer zurück und schlug die Thür hinter sich zu.

Nach Ausbruch des Kulturkampfs mag er wohl manchmal gedacht haben: der Kerl hat doch am Ende Recht gehabt! Schließlich jedoch haben die Ereignisse ihm gegen mich Recht gegeben. Aber man kann nicht wissen, vielleicht giebt das nächste Jahrhundert mir wieder Recht. Als ich ein paar Jahre später einem Bekannten diese Geschichten erzählte und bis zur Vorlegung der Briefe gekommen war, rief er verwundert: Das haben Sie gethan? Da merkte ich erst, daß ich damit eigentlich illoyal gehandelt hatte. In Stunden großer Aufregung hat man eben immer nur den nächsten Zweck im Auge und denkt an nichts von dem, was nicht unmittelbar darauf Beziehung hat. Übrigens bin ich überzeugt, daß meine Indiskretion niemand geschadet hat. Bei den Professoren und Erzpriestern konnte davon keine Rede sein, und an die Kapläne wird Neukirch, der wichtigere Sorgen hatte, schon im nächsten Augenblick gar nicht mehr, jedenfalls nicht grollend, gedacht haben. Ihm persönlich war ja alles, was Opponenten sagten und schrieben, aus der Seele gesprochen, und ein „öffentliches Ärgernis" hatten sie nicht gegeben. Auch wußte ich aus Erfahrung, daß die Herren am Dom stets streng loyal handeln und namentlich niemals den Grundsatz verletzen: quod non est in actis, non est in mundo; den Zustimmenden also brachte meine Indiskretion durchaus keine Gefahr.

Ich ging nun ins Alumnat zurück und traf den Rektor. Es war nicht mehr Sauer, vor dem ich mich gefürchtet haben würde, sondern sein Nachfolger: ein unbedeutender Mensch und gewöhnlicher Betbruder, dessen fromme Redensarten mich anwiderten, und der mir nicht im geringsten imponirte. Nachdem er mir die Tagesordnung vorgeschrieben hatte, sagte ich: Ehe ich anfange, werde ich mich vorher einmal mit Herrn Professor Reinkens besprechen. — Nein, erwiderte er, das geht nicht; von diesem Augenblicke an dürfen Sie vor Ablauf von acht Tagen das Alumnat nicht mehr verlassen! — Was, rief ich, eine Freiheitsberaubung? Da will ich mich doch erst einmal erkundigen, ob Sie das Recht dazu haben! Pförtner, meinen Koffer ins Deutsche Haus!

Ich rannte nun zunächst zu Reinkens — nicht zu Hause. Dann zu Elvenich — nicht zu Hause; zu Weber — auch nicht zu Hause. Dann rannte ich noch ein paar Stunden zwecklos herum. In der Nacht konnte ich natürlich kein Auge zuthun und heckte folgenden Protest aus, den ich, sobald der Morgen graute, mit Bleistift zu Papier brachte.

Protest des Kaplans Jentsch gegen das Verfahren des Fürstbischöflichen Generalvikariatamts.

Breslau, den 1. Mai 1870

Hochwürdigstes Fürstbischöfliches Generalvikariatamt!

Infolge meiner Erklärung in der Schlesischen Zeitung vom 22. April a. c. bin ich nach protokollarischer Beantwortung einiger an mich gerichteten Fragen durch

hochamtliche Verfügung vom 29. April ab ordine et officio suspendirt und auf acht Tage ins Alumnat befohlen worden. Ich kam gestern nach Breslau, um das Mißverständnis zu lösen. Dies gelang mir aber nicht, sondern ich wurde angewiesen, im Alumnat mich acht Tage lang mit Gebet und Betrachtung zu beschäftigen, „damit mein Hochmut sich beuge und ich zur Erkenntnis meines Unrechts komme; andernfalls würde ich beweisen, daß ich außerhalb der Kirche stünde." Das weitere ergiebt sich dann von selbst. Zugleich wurde mir eine bestimmte Tagesordnung vorgeschrieben und mein Wunsch, vorher mit jemandem Rücksprache zu nehmen, als nicht statthaft bezeichnet. Also eine Freiheitsentziehung! eine Haft! Daß das Fürstbischöfliche Amt das Recht habe, eine Untersuchungshaft zu verhängen, habe ich nie gehört. Eine Strafhaft aber kann es, wie jede Behörde, offenbar nur infolge eines Urteils, und dieses nur auf Grund eines ordentlichen Prozesses aussprechen. Ein Hochwürdigstes Fürstbischöfliches Generalvikariatamt bitte ich demnach gehorsamst

die verhängte Suspension zunächst im Interesse der Liegnitzer Pfarrei und der dortigen Geistlichkeit [es war zu deren Unglück gerade die Zeit der Osterbeichte] aufheben, und falls der Thatbestand eine Anklagematerie zu ergeben scheint, die Sache auf dem Wege eines ordentlichen kanonischen Prozesses zum Austrag bringen zu wollen.

Der Thatbestand ist, um ihn in Kürze zu wiederholen, folgender:

Ich habe in meiner Erklärung weder irgend eine Glaubenslehre, noch insbesondre den Primat geleugnet; ich habe mit derselben kein Kirchengesetz übertreten. Ich habe bloß, sagt man mir, zwei Fürstbischöfliche Verordnungen übertreten. Die erste, vom Jahre 1865, gebietet den Geistlichen, den Irrtümern bezüglich des Syllabus und den Verdrehungen desselben entgegenzutreten. Damals hatte dieses Gebot einen Sinn: man konnte aus dem Syllabus durch milde Interpretation einen erträglichen Sinn herauslesen. Mittlerweile ist durch die positive Formulirung der Syllabussätze [der Syllabus ist ein Verzeichnis von modernen Ansichten, die als häretisch verurteilt werden; damit war also zwar gesagt, was man *nicht* für wahr halten dürfe, aber noch nicht, *was* man nun glauben solle] in den einundzwanzig canones, und durch vielerlei Kundgebungen, u. a. durch die ausdrückliche Verwerfung der interkonfessionellen österreichischen Gesetze seitens der Kurie offenbar geworden, daß die offizielle Bedeutung der Syllabussätze und die öffentliche Meinung über dieselben auf ein Haar zusammenstimmen. Die damalige Fürstbischöfliche Verordnung, die eine günstige Interpretation noch als möglich voraussetzte, hat also heute keinen Sinn mehr.

Die zweite Verordnung verbietet den Geistlichen, kirchliche Angelegenheiten in politischen Zeitungen zu diskutiren. Allein dieses Verbot wird seit Jahren unter den Augen der geistlichen Behörde ungestraft übertreten, ein Beweis wohl, daß seine Aufrechterhaltung unmöglich ist. Ehe ich mit Suspension bestraft werde, verlange ich, daß alle die Geistlichen suspendirt werden, die in den Hausblättern ihre Zustimmung zur Haltung der letztern in der Unfehlbarkeitsfrage erklärt haben.

Die oben besprochne Strafhaft wurde zwar in einem mildern Lichte dargestellt als eine Zeit des Gebets zu meiner Besserung und Belehrung. Allein einmal ändert die Beschäftigung während einer Haft nichts an dem Wesen derselben; sie ist und bleibt Gefängnis. Sodann ist der amtlich angegebne Zweck unerreichbar. Hätte ich Zweifel an den Dogmen der Trinität, der Inkarnation ausgesprochen, so wäre der *Rat* annehmbar gewesen, mir durch Gebet den Glauben wieder zu

erringen. Denn jene Dinge sind dem begrifflichen Denken sich entziehende Geheimnisse, und ihre gläubige Annahme ist ein Akt des von der Gnade unterstützten Willens. Hingegen kann kein Gebet, und dauerte es jahrhundertelang, die Bullen von Bonifaz VIII., Innocenz VIII. und Paul IV. aus der Geschichte, aus meinem Gedächtnis tilgen, deren Inhalt durch die Dogmatisirung der päpstlichen Unfehlbarkeit Gesetzeskraft erhielte.

Wenn nun dem Hinweis auf diese päpstlichen Kundgebungen die an mich gerichtete Frage entgegengestellt wurde: Haben Sie denn diese Dinge zu verantworten? so liegt darin entweder eine Verkennung des christlichen Glaubens, da dem Geiste ein bloß äußerliches Verhalten gegenüber dem Glaubensobjekte zugemutet, und der Glaube, diese Lebenskraft, diese Form des christlichen Bewußtseins zu einem Worte ohne Inhalt herabgesetzt wird — oder der Rat zur Heuchelei. Ich soll das Dogma äußerlich gehorsam annehmen, mir selbst aber und den Gläubigen die Dinge verbergen, die mit demselben in offenbarem Widerspruche stehen. Nein, Hochwürdige Herren! Wenn das Dogma der Unfehlbarkeit proklamirt wird, dann muß ich, will ich anders ein ehrlicher Katholik sein, nicht bloß das neue Dogma als acceptum registriren, sondern ich muß mit Paul IV. meinen protestantischen Nachbar für rechtslos halten und sein Vermögen ohne Gewissensbisse mir zueignen können, ich muß den König Wilhelm von Preußen für einen Usurpator halten und darf den unter seinem Namen promulgirten Gesetzen verbindliche Kraft nicht zuschreiben. [Bei der Verlesung dieser Stelle, wurde mir erzählt, hätten sich die Kanoniker die Ohren zugehalten und wären aus dem Sitzungssaale hinausgelaufen.]

Ich protestire also gegen den Versuch, mich als rechtlos zu behandeln und ohne Verurteilung zu bestrafen!

Ich protestire dagegen, daß man mich als Missethäter behandelt, weil ich mich dem Parteiterrorismus der Breslauer Hausblätter nicht gebeugt und in einer noch offnen Prinzipienfrage meine Überzeugung ausgesprochen habe, wobei, wie dies bei jeder Prinzipienfrage selbstverständlich, durch Negirung der entgegengesetzten Überzeugung die Anhänger derselben nicht beleidigt werden.

Ich protestire gegen die im Gespräch mir zugeschobne Unterstellung, als hätte ich den Materialismus und die andern im Syllabus verworfnen antichristlichen Systeme verteidigt, während ich ausdrücklich bloß von dem im Syllabus vertretnen kirchenpolitischen System spreche.

Ich protestire gegen den Versuch, einen Menschen aus der Kirche hinauszutreiben, der in der katholischen Kirche lebt und webt, mit jeder Herzensfaser an sie gebunden ist, bis auf den heutigen Tag fast vierzehn Jahre lang ihr mit Begeisterung gedient hat und in ihrem Dienste zu sterben wünscht.

Ich protestire gegen das Verfahren, durch welches ein Mann gezwungen werden soll, entweder seine materielle und moralische Existenz aufzugeben oder seine Überzeugung zu verleugnen, eine Überzeugung, die ihn an der allseitigen Erfüllung seiner Verpflichtungen nicht im mindesten hindert.

Und weil ich aus Erfahrung weiß, daß der Einzelne, zumal der einzelne Kaplan, wenn er allein steht, dem geistlichen Amte gegenüber faktisch rechtlos ist, so übergebe ich diesen Protest in Gottes Namen der Öffentlichkeit.

Da ich endlich die Überzeugung habe, daß ich mich auf demselben Standpunkte befinde wie der Herr Fürstbischof, so glaube ich mir es nicht versagen zu dürfen, an Hochdenselben den ganzen Thatbestand selbst zu berichten. Für den Fall, daß die Suspension aufrecht erhalten würde, bitte ich gehorsamst um Auf-

schluß, ob mir, was im Interesse der Anstalten sehr zu bedauern wäre, auch die Erteilung des Religionsunterrichts am Gymnasium und an der Mittelschule verwehrt ist.

Indem ich jetzt diesen Protest abschreibe, wird mir die Angabe, daß ich am Sonnabend Nachmittag niemand getroffen hätte, zweifelhaft. Die Forderung des kanonischen Prozesses und der Satz von dem Manne, der vor die Wahl zwischen Existenzverlust und Verleugnung der Überzeugung gestellt wird, erinnern mich an Reinkens, sie sind aber nicht erst eingeflickt worden, sondern stehen in dem Bleistiftmanuskript. Es ist mir, als hätte ich Reinkens bei einem zweiten Versuche am Abend doch noch getroffen. Jedenfalls bin ich am Sonntag Morgen dort gewesen und habe ihm und Elvenich, der sich auch eingefunden hatte, das Manuskript vorgelesen. Die Herren fanden nur ein paar Worte zu ändern, als ich aber die Stelle von der Veröffentlichung des Protestes gelesen hatte, sagte Reinkens: Nein, dazu ists noch zu früh! Auf den Rat der beiden Herren strich ich die Stelle und ließ meinen Vorsatz, noch an demselben Tage eine Abschrift an die Schlesische Zeitung zu schicken, unausgeführt.

Dieser Rat entsprach durchaus den Gewohnheiten unsers weisen, gesitteten und vorsichtigen Jahrhunderts, alle oppositionellen Maßregeln auf einen Zeitpunkt zu verschieben, wo sie nichts mehr nützen. Hätte ich das Ding veröffentlicht, so hätte ich damit nicht bloß mir selbst den Rückweg in die Kirche schon damals versperrt, sondern auch die oppositionelle Bewegung zu einer Zeit in Fluß gebracht, wo nicht, wie drei Monate später, die Bischöfe sich schon durch ihre Unterwerfung gebunden hatten und die Geister durch den Krieg in Anspruch genommen waren. Meine erste Erklärung hatte in Breslau eine gewaltige Gährung hervorgerufen, und dieser Protest würde wie ein Dammbruch gewirkt haben. Die katholische Kirche wäre dadurch freilich nicht umgeworfen worden, nicht einmal in Deutschland, aber ein etwas breiteres Bett hätte sich die Bewegung, die später die altkatholische genannt wurde, doch gegraben. Ich danke aber Gott, daß die Herren so vorsichtig waren, und daß ich ihren Rat, wenn auch sehr ungern, befolgt habe. Meine Mutter hätte den Tod davon gehabt, und mir wäre die Rolle eines Agitators und Parteiführers zugefallen, der mein ganzes Wesen durchaus widerstrebt, und mit dem Ergebnis würde schließlich niemand unzufriedner gewesen sein als ich selbst.

Ich fertigte also nur die fürs Amt bestimmte Reinschrift an, warf sie in den Kasten und suchte dann meinen Bruder den Braumeister auf, der meine Schritte mit sehr gemischten Gefühlen begleitete, da die Sorge um unsre Zukunft und die Freude über meine Haltung in seinem Herzen mit einander kämpften. Abends fuhr ich nach Hause. Da ich vorläufig keine Amtsgeschäfte mehr hatte, konnte ich die nächsten Tage ganz und gar meinen Schreibereien

widmen. Zunächst fertigte ich den Bericht für den Fürstbischof an und machte mich dann an meine Broschüre. Der erste Verleger, an den ich mich wandte, lehnte ab, es meldeten sich aber sofort ein paar andre, denen er Mitteilung gemacht hatte. Daneben waren zustimmende und abmahnende Briefe zu beantworten, darunter einer von dem Sekretär des Fürstbischofs, den ich Reinkens schickte. Dieser antwortete mir: „Ich danke Ihnen für die Mitteilung des Briefes von X, dessen frommer Hochmut mir widerwärtig ist. Er weiß nicht einmal die Encyklika vom Syllabus zu unterscheiden. Was mir vor allem an dem Briefe mißfällt, ist, daß er von dem »Schmerze« und der eventuellen »Freude« des Herrn Fürstbischofs redet, ohne daß der Verfasser bemerkt, er wisse das aus einer Unterredung mit diesem, und ohne daß er auch nur andeutet, derselbe habe Kenntnis von seinem so thöricht abgefaßten Schreiben. Die Bemerkung, daß Sie außer von den Striegauern keine [öffentliche] Zustimmung mehr erhalten würden, verschweigt wiederum den Grund, worauf sie sich stützt. Hätte die hiesige geistliche Behörde das [mir nicht mehr erinnerliche] Zirkular vom 27. April nicht erlassen, und wäre sie überhaupt nicht Partei, indem sie alle entgegengesetzten Kundgebungen auch in der rohesten Form gestattet, so würden wohl zahlreiche Zustimmungen erfolgt sein."

Am Mittwoch oder Donnerstag erschien der geistliche Rat und päpstliche Hausprälat v. B. bei mir, ein sehr aristokratischer Herr und feiner Diplomat. Er sagte mir ungefähr: Eben von einer Reise zurückgekehrt, erfahre ich diese entsetzliche Geschichte und habe mich, ohne Auftrag, bloß aus persönlicher Freundschaft für dich [wir standen einander durch nichts weiter nahe, als daß er ein paarmal, wo er Geschäfte in Liegnitz hatte, bei mir über Nacht gewesen war] sofort entschlossen, herzufahren und zu vermitteln. Du wirst wohl einsehen, daß dir das Generalvikariatamt auf deinen Protest nicht antworten kann. Schicke doch also ein Schreiben nach, das wenigstens der Form nach die Anknüpfung von Unterhandlungen möglich macht.

Das that ich denn auch am 5. Mai. In dem Schreiben heißt es u. a.: „Der Hochmut, mir eine besondre Mission beizulegen, liegt mir fern. Hätten die Hausblätter nicht gefragt, so hätte ich nicht geantwortet. Aber Schweigen wäre unter den obwaltenden Umständen ein Beitrag zur Fälschung der öffentlichen Meinung, eine Verleugnung der Wahrheit, nach meinen sittlichen Begriffen, die ich ja niemandem aufdränge, eine schwere Sünde gewesen.... Einen Widerruf zu leisten, bin ich nicht imstande, da zur Überwindung meiner Überzeugung wohl ebenso viel Jahre notwendig sein würden wie zu ihrer Bildung. Auch halte das Hochwürdigste Fürstbischöfliche Generalvikariatamt ich nicht für kompetent, einen solchen zu verlangen, da ich, wie gesagt, weder einen Glaubenssatz geleugnet noch ein Kirchengebot übertreten habe. [Folgt eine kurze Kritik des Verhaltens der Kurie.] Sagt man: die Bischöfe sind es, die darüber zu sprechen berufen sind, so sage ich: die Bischöfe sind in erster Reihe

verpflichtet. Aber eine Pflicht ist kein Privilegium. Die Pflicht der einen, zu reden, ist nicht die Pflicht der andern, zu schweigen. Der heilige Apostel Paulus sagt wohl: mulier taceat in ecclesia [hier hätte ich bemerken können, daß die Breslauer und Liegnitzer Kirchenmütter dieses Gebot auf der ganzen Linie gröblich übertraten], aber er sagt nicht einmal: homo laicus, viel weniger presbyter taceat in ecclesia. Die Erklärung der drei Striegauer Herren könnte ich jederzeit zu der meinigen machen, da sie einen Widerruf nicht involvirt."

Mein jüngster Bruder, der Theologie im letzten Semester studirte und die Osterferien bei mir zugebracht hatte, war mittlerweile nach Breslau zurückgefahren und verhandelte eifrig mit dem Kanonikus Professor Lämmer, dem bekannten Konvertiten. Der persönlich sehr liebe Herr, der in seinem (dogmatischen) Seminar meinen Bruder und mich in Franzensbad kennen gelernt hatte, war für unser beider Wohl sehr besorgt, und ich empfing in jenen kritischen Tagen von ihm eine Reihe von Briefen. Sie machen seinem Charakter Ehre; er wird es mir daher hoffentlich nicht übelnehmen, wenn ich, ohne ihn um Erlaubnis zu bitten, daraus soviel mitteile, als zum Verständnis des Zusammenhangs der Begebenheiten nötig ist. Am 6. Mai schrieb er: „Vor einer halben Stunde war Ihr Bruder bei mir, mit dem ich über Ihre Angelegenheit gesprochen und den ich gebeten, noch heute Ihnen die Hauptmomente unsrer Unterredung mitzuteilen. Nach seinem Weggange wurde mir ein Schreiben des Herrn Generalvikars, mit dem ich vormittags mündlich konferirt, überbracht, in dem ich den Auftrag erhalte, Ihnen auf die Eingabe vom 5. d. M. in nicht strikt amtlicher Form zu reskribiren.... Anlangend den Hochwürdigsten Herrn Fürstbischof, an den Sie sich laut Ihres Protests vom 1. Mai gewendet, so bin ich ermächtigt, den Wortlaut seines Reskripts vom 30. April herzusetzen. »Ich beauftrage das Hochwürdigste Generalvikariatamt sofort in meinem Auftrage — was zu bemerken ist — dem Jentsch zu schreiben: a) daß er hiermit väterlich ermahnt werde, seine Auslassungen in der Schlesischen Zeitung binnen drei Tagen zu widerrufen; b) weigert er sich, so ist er ohne weiteres 1. wegen Auflehnung gegen kirchliche Bestimmungen, 2. wegen Unehrerbietigkeit gegen das Oberhaupt der Kirche, 3. wegen Ungehorsam gegen die geistliche Behörde ab officio zu suspendiren und sein Gehalt zu sperren. c) Will er seine Orthodoxie durch eine Schrift vor der Welt darlegen, so bleibt ihm das unbenommen, er hat die Schrift aber der geistlichen Behörde zur Zensur einzureichen.«"

Später hörte ich, man habe mich im Publikum für ein Werkzeug Försters gehalten und die Frage aufgeworfen, wieviel mir dieser wohl für meine Erklärung bezahlt haben möge. Nein, einer solchen Handlungsweise war Förster nicht fähig. Der Widerspruch zwischen der innern Überzeugung und der amtlichen Haltung der Bischöfe erklärt sich sehr einfach aus dem Wesen der Kirchen.

Die Kirchen sind, was ich damals schon aus Menzel gelernt hatte, in der Aufregung des Augenblicks aber vergaß, keineswegs bloß Verkörperungen der christlichen Wahrheit — Verkörperungen der ganzen christlichen Wahrheit kann ohnehin keine von ihnen sein, weil sie ja einander widersprechen —, sondern sie sind auf historischem Wege zustande gekommne soziale Gebilde, in denen weltliche Interessen, Gewohnheiten, freundschaftliche, verwandtschaftliche und Nachbarschaftsbeziehungen, Gleichartigkeit der Denkungsweise infolge gleichartiger Erziehung, endlich Gemeinde- oder Stammesangehörigkeit und Volkstum weit stärkere Bindemittel bilden als Dogmen. Ohne Zweifel kann keine Kirche entstehen ohne ein eigentümliches Dogma; aber ist sie einmal da, sind ihre Angehörigen mit einander verwebt und verwachsen, dann spielen die Dogmen, der stärkere oder schwächere Glaube daran, der Verlust einiger oder der Zuwachs neuer, die Wandlung des Sinnes, den man ihrem Wortlaut beilegt, nur noch eine untergeordnete Rolle. Bauern sind gewiß keine Dogmatiker, aber laßt einem rein protestantischen Dorfe die Gefahr drohen, daß ein Hof in katholische Hände übergehen könnte, oder einem katholischen Dorfe die entgegengesetzte, und die ganze Gemeinde wird in leidenschaftliche Erregung geraten und alle Kräfte aufwenden, diese Störung ihrer innern Gleichförmigkeit zu verhüten. So erscheint die Kirche als ein nicht bloß geistiges, sondern soziales Wohngebäude, in dem man sich gemütlich eingerichtet hat und sich wohl fühlt, aus dem vertrieben zu werden man für das größte Unglück hält, selbst ganz abgesehen von den materiellen Verlusten, die man dabei erleiden kann. So erscheint das äußere Kirchenwesen als ein unschätzbares Gut, als ein Gut, dessen Wert weit lebhafter empfunden wird als der Wert von so unfaßbaren Gütern, wie etwa die reine Lehre und die Gnade Gottes sind, ein Gut, das in dieselbe Klasse von Gütern fällt wie Familie, Gemeinde, Vaterland, Volk und Staat, ein Gut daher, das man sich weder rauben, noch antasten, noch durch Eingriffe unberufner verändern und verunstalten läßt. Im Grunde genommen waren also meine Empfindungen ganz dieselben wie die der Bischöfe. Der Unterschied bestand nur darin, daß ich mir den Zusammenhang zwischen der Wahrheit und Vernünftigkeit der Lehre und dem Bestande der katholischen Kirche weit inniger dachte, als er in Wirklichkeit ist, und daher von einer Verletzung der Wahrheit den Einsturz der Kirche fürchtete, während die Bischöfe als Glieder der Hierarchie und an die Auffassung der Kirche als eines Weltstaats gewöhnt, die Gefahr mehr in der Erschütterung der äußern Einheit und in der Lockerung des äußern Zusammenhangs sahen. In Beziehung auf die Lehre mochten sie sich mit dem Gedanken trösten, daß den Gläubigen auch die größte Unwahrscheinlichkeit einer Lehre an der Kirche nicht irre machen dürfe, da ja doch der einzelne Menschenverstand nicht zu ermitteln vermöge, was eigentlich Wahrheit sei, und schon Augustin gesagt hatte: Ego vero Evangelio non crederem, nisi auctoritas Ecclesiae catholicae me moveret.

Daß sie selbst, als Organe des heiligen Geistes, eine neue Lehre sollten machen helfen, die ihnen wider den Strich ging, war allerdings eine starke Zumutung, und sie würden wahrscheinlich Gott gedankt haben, wenn die Italiener schon ein paar Monate früher in Rom eingerückt wären und sie vor dem äußersten bewahrt hätten, aber dieses Äußerste durch Schritte abzuwenden, von denen sie bei der Hartnäckigkeit des Papstes und dem Fanatismus eines Teils ihrer Gläubigen ein Schisma fürchten mußten, oder solche Schritte den ihnen untergebnen Geistlichen zu gestatten, das konnte ihnen nicht einfallen.

Ganz so faßte die Sache auch der protestantische Oberbürgermeister von Liegnitz auf. Er hielt, sobald er meine Suspension erfahren hatte, eine Magistratssitzung, in der ein Schreiben an das geistliche Amt beschlossen wurde, worin dieses ersucht wurde, mich nach Beilegung des Konflikts in Liegnitz zu lassen. Natürlich ging ich nach meiner Rückkehr aus Breslau zum Oberbürgermeister, um ihm zu danken. Er sagte: „Na, das waren wir Ihnen ja schuldig [ich war nämlich in Schulbauangelegenheiten den Herren so grob gekommen, daß sie mich bei der Regierung verklagten]; aber nehmen Sie mirs nicht übel, Sie haben zwar sehr edel gehandelt, aber eine Dummheit wars; so etwas kann doch keine Behörde dulden.“ Auch die Mehrzahl der höhern Regierungsbeamten dürfte so gedacht und empfunden haben. Der Dirigent der Abteilung für Kirchen- und Schulsachen in Liegnitz, v. P., der mir auch sonst gewogen war, dachte allerdings anders, stieß jedoch, als er mir einige Monate darauf eine Pfarrei zu verschaffen suchte, auf Widerstand. Einer seiner Kollegen, der Oberregierungsrat v. W., sagte nach der Berufung Falks einem Pfarrer, der voll Bestürzung zu ihm gelaufen kam und fragte, was nun wohl werden würde: Seien Sie ganz ruhig; der Unsinn kann unmöglich lange dauern.

(Schluß folgt)

Wie man sich verspricht

Wir alle versprechen uns. Zerstreute Leute besonders oft, manche wieder so gut wie gar nicht, aber keiner ist sicher davor, auch nicht der Pfarrer und der Komödiant. Es kommt manchmal das tollste Zeug dabei heraus, und was das ärgerliche daran ist: man weiß meist weder, warum man sich verspricht, noch warum man sich gerade so verspricht. Ein Kobold scheint einem einen Streich

gespielt zu haben. Neulich erklärte mir ein Freund ein neues Spiel und sagte dabei zweimal das Gegenteil von dem, was er meinte, indem er unbewußt die Wörter gewinnen und verlieren vertauschte. Wer hat nicht schon einmal Fischer statt Schiffer gesagt? Welchem Lehrer wäre es noch nicht begegnet, daß er einen seiner Jungen etwa gefragt hätte: Du weißt nicht, in welches Meer die schwarze — ach! die Donau fließt? Das sind Beispiele, bei denen die Erklärung ziemlich nahe liegt, aber nicht alle sind so durchsichtig.

Eine klare Ordnung der verschiednen Arten des Versprechens und Erklärungen für sie haben vor kurzem zwei Wiener Gelehrte, ein Sprachforscher und ein Arzt, in ihrem Buche Versprechen und Verlesen*) gegeben. Nach mehrjährigen Beobachtungen hat sich denn da zunächst herausgestellt, daß eine große Menge Versprechen auf bloßen Vertauschungen von Satzteilen beruhen. Wörter, Silben, Laute werden vertauscht; etwas, was erst später kommen sollte, kommt zu früh, und dafür das an die erste Stelle gehörige erst an zweiter. Meist werden diese vertauschten Bestandteile wenigstens nahezu gleiches Gewicht im Satze haben. Daß jemand von der Milo von Venus redet oder von dem Pulverfunken, der in das Feuerfaß fiel, oder von dem armen Kerl, der mit auf den Händen gebundnem Rücken dagestanden habe, derartiges kann man alle Tage hören. Es ist auch längst beobachtet und verwertet worden; man denke nur an die Späße Kasperls in der Puppenkomödie, z. B. an eine Meldung wie: die Roß sind gschmiert, der Wagen is angschirrt. Schon Shakespeare hat solche Hanswurstwitze bei den englischen Schauspielern seiner Zeit vorgefunden und benutzt; im Kaufmann von Venedig läßt er Lanzelot einen Auftrag Lorenzos mit den Worten ausrichten: Der Tisch, Herr, soll aufgetragen werden, das Essen soll gedeckt werden. Auch bloße Silben werden vertauscht, sodaß etwas derart zu stande kommt wie Gebrecherverhirn. Endlich gar bloße Laute: es kommt wohl vor, daß jemand preblo— anfängt, wenn er problematisch sagen will, oder daß ein Schauspieler leidenschaftlich ausruft: über Wand und Lasser! Auch hiervon machen die berufsmäßigen Witzbolde, auf der Bühne wie im Witzblatt, längst Gebrauch, ebensogut wie der Volkswitz. Wer es noch nicht weiß, was ein Sperrfektiv und was eine Summerhose ist, der errät es doch sofort, und die seltsame Geschichte, die sich im Grinterhunde einer Grappelpuppe zugetragen haben soll, kennt jeder. Entfernt verwandt damit, aber freilich ein weit edleres Gewächs, sind die hübschen Schüttelreime wie

Wenn dich beim Hahnschrei Humpen locken,
So wirst du bald in Lumpen hocken.

*) Versprechen und Verlesen. Eine psychologisch-linguistische Studie von Professor Dr. Rudolf Meringer und Professor Dr. Karl Mayer. Stuttgart, G. J. Göschensche Verlagshandlung, 1895. — Meringer ist der eigentliche Verfasser, Mayer hat eine Menge Beispiele beigesteuert und das Ganze durchgesehen.

Sehr oft kommt es beim Versprechen nicht bis zur vollen Vertauschung. Wohl tritt ein erst später zu erwartender Satzteil zu früh auf, aber er erscheint dann auch da wieder, wo er eigentlich am Platze ist. Ein solcher Vorklang, wie man es wohl deutsch nennen kann — Antizipation ist das geläufigere Fremdwort dafür —, hat zur Folge, daß der vorn verdrängte Laut oder die verdrängte Lautgruppe ganz verloren geht. Wie leicht beklagt sich jemand, daß seine Warnungen ungehallt verhallen, und gewiß ist es nicht erst einem Vorsitzenden begegnet, daß er verkündigte: ich werde nun zur Abschreitung der Anträge schreiten. (Man sieht, daß der sich vordrängende Satzteil die Form des verdrängten annimmt.) Einen bloßen Laut hat der Arzt vorausgenommen, der von der Trockenhaut der Schleimhäute sprach. An diese Gruppe von Versprechen lassen sich auch alle die anreihen, die vielleicht zu einer vollen Vertauschung geführt hätten, wenn der Sprecher seinen Satz zu Ende gesagt hätte; aber er bemerkte sein Versehen und verbesserte sich. Meringer bringt hierfür u. a. folgende Beispiele: Daß er vor zehn Reden — zehn Jahren die Rede hätte halten sollen; er verkriecht sich in den Tiger — in den Käfig des Tigers; ein achter — alter Achtundvierziger; in der Not fließt — frißt der Teufel Fliegen; wenn das Wesser — Wetter wieder besser ist; die neue preie — freie Presse; der Sprecher meiß — weiß meistens nicht; Provat — Privatdozent; Fatis — Satisfaktion. Recht bezeichnend dafür, welche Ummodlung sich ein vorspringender Satzteil bisweilen gefallen lassen muß, ist folgendes hübsche Beispiel: Sie haben ja keine Ansicht — Ahnung, ich habe ja selbst gesehen. Merkwürdig ist auch, daß man manchmal bloß eine Eigenschaft eines Lautes vorausnimmt, z. B. die Quantität eines Vokals oder die Qualität eines Konsonanten. Jeder berufsmäßige Rezitator wird bestätigen, daß er bei Versen wie

O wie still ist hier zu fühlen,
Was die Seele glücklich macht

leicht in Gefahr gerät, zu sagen: O wie stiel, indem er die Länge des ü vorausnimmt. Und wem die Worte entfahren: Diese Muse ist in Pier getauft, dem hat der kräftige Stammlaut von taufen einen Streich gespielt. Ja auch dafür, daß ein folgender Modus oder eine folgende Person vorausgenommen wird, bringt Meringer Beispiele: mit dem Publikum, das ich gehabt hätte — habe, hätte sich das machen lassen; wie ich um die Ecke gekommen bist, weißt du?

Ein Seitenstück zu den Vorklängen, aber keine Abart der Vertauschungen, sind Nachklänge wie der Prager Streit mit den Streißtafeln, er schlägt mit den Schwanzfloschen, nur die Claudier haben Appius gehau — geheißen. Sehr oft, ja es ist wohl die Regel, treten solche Nachklänge im Anschluß an eben gehörtes auf. Im Streite behauptet einer: der zweite wars; der andre fährt dazwischen — noch klingt ihm das ei von zweite im Sprachbewußt-

sein —: der dreite! Oder: ein Gast ruft dem Kellner: ich bitte um Zündhölzer. Sofort ruft sein Nachbar dazu: und mir um eine Flasche Wein! Wenn eine Zeit lang von Patienten die Rede gewesen ist, kann es einem leicht begegnen, daß man Patienten statt Studenten sagt, wenn von Heilkunde, daß einem Warenheilkunde entschlüpft statt Warenkunde.

Hier mischt sich altes, das gleichsam noch in einer wirksamen Sphäre im Gehirn schwebt, mit neuem, das mitten im Bewußtsein steht. Es kann aber auch vorkommen, daß man zwei neue Wörter, Wendungen, Gedanken gleichzeitig im Sprachbewußtsein bereit hat und sich nun dadurch verspricht, daß der eine in den andern hereinspielt. Dann entsteht solcher Unsinn wie: jemand einen Schreckschuß einjagen, man macht aus dem Verdampfen und dem Verdunsten des Wassers ein Verdumpfen, man bildet Wörter wie haftlos und überstaunt. Jemand erzählt: Da brach — sprach er einen Toast, weil in seinem Sprachbewußtsein „brachte aus" und „sprach" neben einander bereit lagen, die sich noch dazu teilweise äußerlich fast decken, ein andrer redet von der Verbetterung der Rassen, weil er an das Fetterwerden der Tiere dabei gedacht hat. Sehr lehrreich ist folgendes Beispiel Meringers. „Ich frage einen Bekannten, wie es seinem kranken Pferde gehe. Er antwortet: Ja, das braut — dauert vielleicht noch einen Monat. Das »braut« mit seinem r war mir unverständlich, denn das r von »dauert« konnte unmöglich so gewirkt haben. Ich machte ihn also aufmerksam, worauf er erklärte, er habe gedacht: das ist eine traurige Geschichte." Ähnlich ist folgender komische Satz zu stande gekommen: Als Friedrich Wilhelm IV. zur Regierung kam, setzte er Arndt wieder auf den Thron. Offenbar hatte der Sprecher für den Nebensatz im Sprachbewußtsein die Variante: als Friedrich Wilhelm IV. auf den Thron kam, und diese drängte sich in den Hauptsatz, der ursprünglich heißen sollte: setzte er Arndt wieder in die vollen Rechte seiner Professur ein, vermöge der innern und äußern Verwandtschaft der beiden Ausdrücke auf den Thron setzen und einsetzen. Aber nicht nur zwei Parallelausdrücke, auch zwei Gegensätze scheinen im Sprachbewußtsein oft sofort neben einander dazuliegen, wenn der eine von ihnen gebraucht wird. So erklärt es sich wenigstens am besten, daß Wörter wie gewinnen und verlieren, der vorige und der folgende, östlich und westlich, Nachkomme und Vorfahr so leicht verwechselt werden. Immerhin sind das nur vereinzelte Wortpaare.*)

*) Auch die Zusammensetzungen mit un- verführen leicht dazu, das Gegenteil von dem zu sagen, was man meint. Neulich las ich: sie konnten ihre Erbitterung nur unschwer unterdrücken, und ein junger Freund pflegt seinen bescheidnen Beifall alles Ernstes in die Worte zu kleiden: Nicht unübel! Ja in Lessings Emilia Galotti (II, 6) ruft Klaudia aus: Gott! Gott! wenn das dein Vater wüßte! wie wild er schon war, als er nur hörte, daß der Prinz dich jüngst nicht ohne Mißfallen gesehen! ein Beispiel, über das man hundert Jahre lang hinweg gelesen hat; F. Polle hat es in seinem lehrreichen Büchlein „Wie denkt das Volk über die Sprache" S. 15 bemerkt und ähnliche Fälle hinzugefügt.

Höchst merkwürdig ist endlich die Erscheinung der Dissimilation: man hat einen gewissen Laut mehreremale zu sprechen, unterdrückt ihn aber einmal oder setzt einen verwandten dafür ein; namentlich um l und r handelt es sich hier. Meringer hat folgende sichern Beispiele beobachtet: zweifü — zweiflügelige, Spiegelbit der Welt; auch der Schreibfehler Tragung der Tauer (statt Trauer) wird hierher gehören. Diese Dissimilation ist um so auffälliger, weil sie das gerade Gegenteil von den sonst so häufig beobachteten Vor- und Nachklängen ist. Sie läßt sich natürlich auch nicht aus derselben Wurzel wie jene andern Arten des Versprechens erklären.

Die Vor- und Nachklänge, die Verquickungen und Vertauschungen von Lauten, Silben und Wörtern beruhen darauf, daß die innere Sprachbildung, der psychische Vorgang, der vor dem sinnenfälligen Sprechen unmittelbar vorherläuft, anders geartet ist als dieses äußere Sprechen. Dieses muß sich in der Zeit abwickeln, jene kann gleichzeitig oder doch in unendlich viel kürzerer Zeit verschiednes übersehen, zusammenfassen, fühlen und denken, mehr oder weniger deutlich empfinden. Die Lautgruppe, die in der innern Sprache ins Bewußtsein tritt, ist gleichzeitig umschwärmt von einer Reihe von Parallelwerten, eben vernommnen Gehörseindrücken, bevorstehenden Lautbildern, die aus ihrer umgebenden Sphäre je nach ihrer Stärke leichter oder weniger leicht über die Schwelle des Bewußtseins herüberwirken und dann auch in die Lautgruppe, wie sie eben ausgesprochen wird, hineinspielen können. Ganz wo anders ist die Erklärung für die Dissimilation zu suchen. Nicht um Verschiebungen vorhandner Satzglieder aus einer Sphäre in eine andre handelt es sich da, sondern rein um die Erzeugung eines Lautes, genauer gesagt, um die Schwierigkeit, denselben Laut zweimal oder gar noch öfter in gleichem Werte innerhalb einer kleinsten psychologischen Einheit zu bilden. Professor Stricker, auch ein Wiener Mediziner, hat bei einer genauen Beobachtung seiner innern Bildung der Wortreihe „Roland der Riese am Rathaus zu Bremen“ folgendes festgestellt. „In dem Augenblicke, als ich still denkend »Roland« zu lautiren anfange, während also das »Ro« im Vordergrunde steht und »Riese« bereits auftaucht, habe ich in der That nicht die dunkle Vorstellung »Riese,« sondern nur »iese.«“

Dieselben Erklärungen gelten auch für Lesefehler und Schreibfehler, nur daß hier teilweise bei der innern Erzeugung der Gesichtssinn an die Stelle des Gehörssinns tritt. Auch dafür, wie man sich verliest, bietet Meringers Buch eine große Anzahl hübscher Beispiele, weniger für Verschreibungen. In ein paar Cicerostunden habe ich mir folgende Verlesungen meiner Jungen aufgeschrieben: nefrarii (wiederholt statt nefarii), suae dugnitatis (zweimal), necessistatem, quantam facinus und die beiden hübschen Beispiele sustentando ac prolantando (für prolatando) und postremo hosterno dio. Ja einer brachte eine prächtige Dissimilation zu Tage, indem er laut non eminem las statt non neminem. Von Verschreibungen von Schülern in einer schriftlichen Be-

antwortung einiger Fragen aus der Geographie der Pyrenäenhalbinsel sind vielleicht erwähnenswert Portagal, portogiesisch, Grandada, Gribaltar und Sierra Nerada (dann korrigirt, ein andrer schreibt Sirena Nevada, obwohl er vorher so und so oft richtig Sierra gesagt hatte). Die Maubeerbäume und Dattebäume verdanken ihre Entstehung natürlich dem gleichen Anfang des l und des b; sehr hübsch ist das Kab da Roca eines kleinen Notker mit seiner Vorausnahme des medialen Charakters unmittelbar neben dem richtigen Kap Tarifa.

Wie leicht übersieht man aber Schreib- und Druckfehler, wie leicht überhört man, wenn sich der andre verspricht! Beides hat gewiß denselben Grund, aber er liegt nicht da, wo ihn Meringer sucht. Er sagt (S. 11): „Der Hauptgrund des Überhörens von Sprechfehlern liegt darin, daß der Hörer ganz ähnlich daran ist wie der Sprecher und wohl aus derselben Ursache überhört, aus der der andre sich verspricht.“ Die Ursache, daß der andre sich verspricht, liegt in den allermeisten Fällen in dem sein inneres Sprechen umgebenden Wortmaterial. Das aber deckt sich doch nicht ohne weiteres mit dem des Hörers, tritt ihm auch nicht entgegen; entgegen treten ihm nur die Worte, die laut werden, und der Sinn der Aussage des andern. Daß der Hörer diesen Sinn rechtzeitig erfaßt, und daß dieser, stärker wirkend als die Laute, das falsche Lautbild gar nicht ins Bewußtsein des Hörers kommen läßt, darin liegt doch wohl die Haupturſache davon, daß man so viele Versprechen überhört, ebenso wie der mehr den Sinn lesende Verfasser eines Buches die Druckfehler viel leichter übersieht, als der Korrektor in der Druckerei, der die Buchstaben liest.

Das gelehrte Schlußkapitel von Meringers Buch bildet die Zusammenstellung einiger Thatsachen der indogermanischen Sprachgeschichte, die in helles Licht rücken, wenn man sie als fest gewordne Versprechen auffaßt. Wenigstens das deutsche Sprachgut, in dem alte Versprechungen stecken, sei hier zum Schluß noch mitgeteilt. Neben Erle steht das mundartliche Eller, wie schon in alter Zeit elira neben erila. Auch das alte Lehnwort acetum hat sehr früh eine solche Vertauschung erfahren; denn atek ist die Urform für unser Essig. Ein bloßer Nachklang hätte beinahe das stark flektirende Wort Stamm in die schwache Deklination hinüber gedrängt: in Oberdeutschland ist lange die Formel „seines Namens und Stammens“ in Gebrauch gewesen, und in Baiern wird darnach noch heute vielfach der Stammen, der Stammenbaum, das Stammenbuch gesagt. Als Vorklang, genauer gesagt als Vorausnahme der hellen Klangfarbe des i oder j einer End- oder Nebensilbe, haben wir unsern Umlaut aufzufassen; und auch an merkwürdigen Dissimilationen fehlt es nicht. Aus dem lateinischen peregrinus haben unsre Vorfahren Pilgrim, aus turtur Turtel(taube) und aus marmor Marmel(stein) gemacht, aus gingebere ist Ingwer geworden, und aus lilie, wenigstens in mehreren Mundarten, Gilge und Ilge (daher der

Name Ilgenstein, d. h. Lilienstein). Die älteste Dissimilation, die sich für die germanische Sprache sicher erschließen läßt, steckt in dem Worte Vogel. Wir würden noch heute Vlogel sagen, so gut wie wir noch Geflügel sagen, wenn nicht schon vor zweitausend Jahren das erste l in pluklos den alten Germanen zu schwer geworden wäre.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Die Zeichen des cubanischen Aufstandes. Zwar ist die Zeit dahin, wo die deutschen Kaufleute in Havana die angesehenste und einflußreichste Gruppe im dortigen Handelsstande bildeten. Das von der Masse gedankenlos bejubelte Oktobermanifest des Jahres 1868, das die Sklaverei auf Cuba aufhob, hat die durch Mißregierung schon vorher oft bedrohte Blüte der Insel gebrochen, und natürlich ist denn auch der Wohlstand unsrer Landsleute zurückgegangen. Die Aufstände, die bald darauf begannen, und deren Caramelgeruch von verbrannten Zuckerrohrernten der Reisende bei Cardenas noch 1875 zu riechen bekam, die Zuckerkrisis und der Verfall der Oberherrschaft des Havaneser Tabaks über den Geschmack der Raucher Europas, endlich die fortwährenden Wirren mit dem Mutterlande haben auf viele Geschäfte verwüstend gewirkt. Hier wie in andern Kolonien sind große kaufmännische Dynastien gestürzt worden, und wo früher ein Name wie Upman durch die ganze Insel einen fürstlichen Klang hatte, hört man jetzt ein Dutzend kleine Namen nennen, deren spanische, deutsche, südfranzösische oder jüdische Träger sich auf unbekannte Weise aus der Menge emporgehoben haben, in die sie großenteils auch bald wieder versinken. Immerhin sind die deutschen Interessen in einer ganzen Anzahl von cubanischen Plätzen, natürlich besonders in Havana und Matanzas, von bedeutendem Gewicht, die deutsche Schiffahrt ist in den wichtigsten Hafenplätzen des Westens stärker als früher vertreten, und deutsche Industrie hat auf dem Gebiete der Maschinen für die Zuckererzeugung und der Einrichtung ganzer Ingenios manchen Triumph zu verzeichnen. Es ist also Grund genug gegeben, daß wir die notwendig und unter allen Umständen eintretenden Veränderungen auf dieser Insel aufmerksam beobachten.

Cubas Oberfläche kommt der von ganz Süddeutschland fast gleich, ihre Lage macht sie bei solcher Größe zur Herrin des Antillenmeeres, durch das in kurzer Frist die kürzesten Wege zwischen der atlantischen und der pacifischen Welt führen werden. Diese Wege werden dem amerikanischen Mittelmeer eine noch größere Stellung anweisen, als das europäische seit Jahrtausenden einnimmt. Die Vereinigten Staaten von Amerika sind der nächste und mächtigste Nachbar von Cuba. Vor siebzig Jahren schon schrieb der alte Jefferson, diese Insel sei gerade das, was sie noch brauchten, um sich abzurunden. Sie sind nun gerade rund genug. In Wirklichkeit brauchen sie sie zur Herrschaft über das Antillenmeer und Mittel-

amerika. Daß sich Cuba in amerikanischen Händen den Engländern schon darum höchst lästig erweisen würde, weil es gerade zwischen ihren beiden wichtigsten westindischen Positionen, den Bahamainseln und Jamaika, liegt, läßt den Besitz der herrlichen Insel erst recht wünschenswert erscheinen. Der mehr als einmal offen ausgesprochne Gedanke der nordamerikanischen Politiker: Cuba als Freistaat politisch selbständig, wirtschaftlich aber von den Vereinigten Staaten abhängig, ist auch heute der leitende. Man konnte zur Not abwarten, wie lange sich Cuba in den Händen des schwachen Spaniens noch werde halten lassen. Daß aber sein Entringen nur das Hinüberfallen in die geöffneten Arme der großen Republik bedeuten kann, wird als selbstverständlich gar nicht weiter erwogen. Wenn die europäischen Blätter diese Möglichkeit erörtern, als ob sie von politischen Umständen abhinge, wie irgend eine gewöhnliche Staatsveränderung, so täuschen sie sich über die Tiefe der panamerikanischen Bewegung gerade an dieser Stelle. Die wirtschaftliche Vereinigung Cubas mit den Vereinigten Staaten ist schon dadurch angebahnt, daß sich kein andrer Staat, auch Spanien nicht, als Abnehmer cubanischer Erzeugnisse mit den Vereinigten Staaten entfernt vergleichen kann. Das gilt ebenso gut von dem Zucker des Westens, wie von den Erzen des Ostens der Insel. Darauf gründet sich eine zum Teil schon vertragsmäßige Vorzugsstellung, die den europäischen Einfuhren zusehends immer mehr Abtrag gethan hat. Auch ist Spanien durch Entschädigungsforderungen aus frühern cubanischen Aufständen den Vereinigten Staaten finanziell verpflichtet. Die Teilnahme nordamerikanischer Kapitalisten und Techniker an dem Ausbau des cubanischen Eisenbahnnetzes und überhaupt der Ausbeutung der Naturschätze der so reich begabten Insel wirkt mit jedem Jahre stärker in der gleichen Richtung. Dazu kommt eine geistige Gemeinschaft mit Nordamerika, wie sie in diesem Maße keine andre spanisch-amerikanische Gesellschaft aufweist. Für die reichen Cubaner kommt Newyork gleich hinter Paris. Die nordamerikanischen Blätter geben auch für die spanisch geschriebnen von Havana den Ton an. Der cubanische Luxus hat einen amerikanischen Familienzug. Zahlreiche Knaben und Mädchen cubanischer Eltern werden in nordamerikanischen Schulen erzogen. Es ist geradezu schmerzlich zu sehen, wie wenig Halt auch geistig und gemütlich Spanien an seiner Kolonie hat, die es politisch und wirtschaftlich so wenig zu regieren und zufriedenzustellen gewußt hat.

Hier erheben sich nun die beiden Zeichen, unter denen uns der cubanische Aufstand erscheinen sollte, wenn wir ihn richtig würdigen und von seinen Folgen nicht überrascht werden wollen. Es sind die Zeichen seiner Stellung in der Geschichte der Völker. Er reiht sich den vielen Zeugnissen für die politische Schwäche Spaniens an. Die leitende Großmacht des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts ist so matt geworden, daß auch der letzte Rest ihres einst unabsehbaren amerikanischen Reichs ihren Händen zu entsinken droht. „Es ist, als wäre das Mark der Energie aus unsern Knochen herausgefressen von einem schleichenden Übel," schrieb vor Jahresfrist der jetzige Vertreter Spaniens in Washington. Man würde von Merkmalen des Greisenalters sprechen, wenn nicht die jungen und jüngsten spanischen Tochtervölker Amerikas die gleichen politischen Mängel aufwiesen wie das Mutterland. Überall der Schein eines regen politischen Lebens ohne greifbare Ergebnisse zum Wohl des Landes, Parteihader, Phrasendrescherei, Korruption und darunter Unwissenheit und Armut in breiten, tiefen Schichten. Es ist gar keine Hoffnung, daß sich diese Verhältnisse ändern könnten. So wie sie unter den verschiedensten Bedingungen in allen spanischen Nationen der alten und der neuen Welt einen gleichen Stillstand oder Rückgang der politischen Entwicklung hervor-

bringen, werden sie auch unter allen absehbaren Verhältnissen, die kommen mögen, wesentliche Eigenschaften dieser Völker bleiben. Über ihre politischen Geschicke werden sie und nicht die Bestrebungen, Neigungen oder Umstände entscheiden. Es ist eine der Grundthatsachen der heutigen Geschichte, daß die südwesteuropäische Halbinsel und die von dort aus begründeten Tochterstaaten und Kolonien von politisch minder leistungs- und widerstandsfähigen Völkern bewohnt werden, die bestimmt sind, an andre Völker einen großen Teil ihrer Macht zu verlieren. Diese Welle, die einst über Europa herzuschwellen schien, gehört heute zu den zurückschreitenden, und nach den Gesetzen der Geschichte folgen ihren Spuren neue, die jetzt ihren Höhepunkt erreichen oder ihm zustreben. Die Machtquellen, aus denen Spanien einst seine Größe zog, werden diesen jüngern Mächten dienstbar werden und von ihnen eifriger ausgenützt werden. Das Schicksal der noch zu Humboldts Zeit „neuspanischen" Provinzen Texas und Kalifornien, die zu den reichsten Ländern der Erde gehören, scheint zunächst Cuba bereitet werden zu sollen: in den Kreis der großen angelsächsischen Macht zu fallen, die sich auf den Trümmern französischer und spanischer Kolonien in Nordamerika entwickelt hat. Das aufstrebende Deutschland kann diesem Prozeß von weltgeschichtlicher Größe nicht thatenlos gegenüberstehen, wenn es nicht geschehen lassen will, daß die mächtige angelsächsische Welle ein neues, bisher allen Völkern offnes Gebiet in ihren Machtbereich aufnehme, d. h. für alle andern die Welt auch hier verengere.

Cohn & Rosenberg. Ein Sturm der Entrüstung durchbraust das deutsche Vaterland, erregt von der binnen vierzehn Tagen weltberühmt gewordnen Firma. Behalten wir kaltes Blut, und sehen wir uns die Sache nüchtern an! Cohn und Rosenberg, sagt man, wollen Geld verdienen. Natürlich wollen sie das; wenn sie es nicht wollten, wären sie nicht Getreidehändler, sondern Bettelmönche, lyrische Dichter oder Philologen geworden. Cohn und Rosenberg wollen viel Geld verdienen. Gewiß wollen sie das; alle Leute, die überhaupt Geld verdienen wollen, wollen lieber viel als wenig verdienen. Cohn und Rosenberg sind um Geld jeder Niedertracht fähig, die innerhalb der vom Strafgesetz gezognen Grenze liegt. Höchst wahrscheinlich! Es giebt schon außerhalb der Börse viele solche unmoralische Menschen, und wer zur Börse Beziehungen unterhält, von dem läßt sich ohne weiteres annehmen, daß er ein schlechter Kerl sei. Cohn und Rosenberg, haben dadurch, daß sie 50000 Tonnen Roggen „in Berlin eingeschleppt haben," eine Nichtswürdigkeit begangen. Es muß wohl so sein, da es die Bank- und Handelszeitung sagt. Zwar ganz klar ist es uns nicht, worin die Nichtswürdigkeit besteht, und wie der Geldgewinn zu stande kommt. Bei Beutezügen an der Effektenbörse ist die Sache klar. Man verkauft mit Hilfe bestochner Zeitungen faule Papiere zu hohem Kurse. Oder ein paar Herren verbreiten in den angesehensten Zeitungen Krieginsichtartikel, drücken dadurch die Kurse der sichersten Papiere um 10 Prozent herunter, jagen den Philistern Angst ein, veranlassen diese, um hundert Millionen Papiere zum niedrigen Kurse zu verkaufen, erwerben diese und haben so zehn Millionen „verdient." Auch beim Differenzgeschäft an der Produktenbörse ist die Sache klar. Wenn Cohn und Rosenberg 50000 Tonnen, die irgendwo auf dem Ozean schwämmen oder auch gar nicht vorhanden wären, beim Preise von 110 Mark gekauft und dann zu 130 Mark verkauft hätten, so hätten sie eine Million verdient. Aber sie haben den Roggen wirklich nach Berlin gebracht; das wird ihnen ja eben zum Vorwurf gemacht. Sie sollen es in der Absicht gethan haben, den Preis des Roggens zu drücken, den unsre Landwirte jetzt verkaufen, um so auch den hei-

mischen Roggen billig einkaufen und bei späterer Preissteigerung den heimischen samt dem ausländischen Roggen teuer verkaufen zu können. Nun sind zwei Fälle denkbar: Entweder unsre Landwirte verkaufen jetzt massenhaft, dann rückt die Möglichkeit einer Preissteigerung in sehr weite Ferne, denn Massenzufuhr auf einen schon überfüllten Markt ist doch wahrhaftig kein Mittel, eine Hausse herbeizuführen. Oder unsre Landwirte halten ihr Getreide zurück, bis die Preise wieder steigen, dann ist der Plan der Importeure vereitelt. Vielleicht werden diese ihre Ware überhaupt nicht los, denn Graf Arnim-Muskau behauptet im Deutschen Wochenblatt, die Hälfte der Ware sei gar nicht lieferbar, und die andre Hälfte kaum mahlfähig; sollten wirklich die Müller gezwungen sein, unbrauchbare Ware zu nehmen? Ja der Graf deutet an, daß es der Firma gar nicht um einen Gewinn zu thun gewesen sei; die Lage des Weltmarkts erscheine für eine Haussebewegung eigentlich günstig, aber die Börse lasse eine solche nicht aufkommen; man könne in den Wandelgängen der Börse täglich die Äußerung hören: „Wir wollen lieber auf einen Vorteil verzichten, nachdem wir unsre Engagements glattgestellt [was heißt das?] haben, als daß wir dem verhaßten Agrarier durch Steigerung der Preise die Kastanien aus dem Feuer holen.“ Das würde nun eigentlich zu der Überschrift, die der Graf seinem Artikel gegeben hat: „Ein Beutezug an der Berliner Produktenbörse,“ schlecht passen. Also die Sache ist uns nicht klar, aber wir glauben der Bank- und Handelszeitung, als einer Sachverständigen, aufs Wort, daß eine Nichtswürdigkeit begangen worden ist.

Die Menschen Cohn und Rosenberg sind also gerichtet, aber die Händler Cohn und Rosenberg und den Getreidehandel geht das vorläufig gar nichts an. Beim Handel wird, wie bei der Eisenbahn, der Post, der Tischlerei und andern Gewerben, nicht darnach gefragt, ob die darin Beschäftigten gute Menschen sind, sondern ob sie ihre Sache machen. Die volkswirtschaftliche Aufgabe des Handels besteht darin, die erzeugten Güter an die Verbraucher zu verteilen. Diese allgemeine Aufgabe schließt drei besondre Aufgaben ein: daß er die Verbraucher reichlich und stetig versorge, daß er die Waren billig mache, daß er starke Preisschwankungen verhüte. Die erste Aufgabe hat der börsenmäßige Getreidehandel bisher aufs glänzendste gelöst (sehr gegen seinen Willen natürlich, denn alle Händler sind böse Menschen, aber die Welt ist nun einmal so eingerichtet, daß die Kraft, die das Böse will, das Gute schafft): nirgends in der Welt fehlt es je an Getreide. Die zweite löst er nicht weniger glänzend: die Anklagen der Agrarier sind der höchste Ruhm der Getreidebörse. Andre Zweige des Handels werden beschuldigt, die Waren zu verteuern; wenn diese Anschuldigungen wahr sind, so verdienen die betreffenden Kaufleute, ihres volkswirtschaftlichen Amtes entkleidet und durch andre ersetzt zu werden; gegen die Getreidebörse wird der Vorwurf nicht erhoben. Nun sagt man zwar, die Brotesser hätten nichts vom billigen Getreide, weil die Müller und die Bäcker den Gewinn schluckten, aber das geht doch die Händler nichts an; mag der Staat oder sonstwer die Bäcker und Müller absetzen und das billige Mehl billig verbacken! Ihre dritte Aufgabe hat die Getreidebörse oder, was dasselbe ist, der Welthandel noch nicht in gleich vollkommner Weise gelöst. Zwar den ungeheuerlichen Schwankungen hat er ein Ende gemacht. In England haben nach Conrad die Getreidepreise geschwankt im dreizehnten Jahrhundert um das sechsundfünfzigfache, im vierzehnten um das vierzigfache, im fünfzehnten um das zwanzigfache, im sechzehnten um das achtfache, im siebzehnten um das dreieinhalbfache, im achtzehnten um das viereinhalbfache, und auch im Anfange des laufenden Jahrhunderts sind noch Schwankungen um das vierfache vorge-

kommen. In Deutschland noch stärkere. In Witten galt der Scheffel Roggen 1817 nach heutigem Gelde 10 Mark 40 Pfennig, 1823 aber 1 Mark 67 Pfennige. Schwankungen um das sechsfache binnen wenigen Monaten — um die Erntezeit — waren nach Lamprecht etwas gewöhnliches. Wir Heutigen haben in den letzten Jahren noch eine Schwankung um reichlich das doppelte erlebt; im November 1891 galt der Roggen in Berlin 239, im Oktober 1894 108 Mark. Das ist ein gewaltiger Erfolg des Welthandels! Der ideale Zustand freilich noch nicht, das geben wir zu; nur muß man sich nicht einbilden, daß es Aufgabe des Handels sein könne, diesen Zustand herbeizuführen. Schon Justus Möser hat den Plan, das Getreide durch Staatslagerhäuser zu verbilligen — dreitausend Jahre lang, bis 1878, sind die Getreidehändler der wucherischen Brotverteuerung angeklagt worden —, als undurchführbar zurückgewiesen, weil das den Getreidehandel vernichten würde. Denn der Getreidehändler kauft und verkauft nach dem Marktpreise; wenn es ihm nicht wenigstens manchmal gelingt, erheblich teurer zu verkaufen, als er eingekauft hat, womit soll er die Spesen bestreiten, und wovon soll er leben? Einen unveränderlichen Preis schaffen könnte nur der Staat, wenn er alles Risiko auf sich nähme und den Handel besoldeten Beamten übertrüge. Daneben könnte kein freier Getreidehandel bestehen.

Zu demselben Ergebnis gelangen wir, wenn wir erwägen, daß die Agrarier nicht die Verbilligung, sondern die Verteuerung des Getreides den „gerechten Arbeitslohn für den Produzenten," anstreben. Diese Aufgabe vermag der Handelsstand nicht zu lösen, weil sie seinem Wesen widerspricht. Ein Kaufmann, der darauf ausginge, teuer einzukaufen, müßte falliren, und es ist doch die Frage, ob ihm der Konkursrichter seine Dummheit oder Nächstenliebe als mildernden Umstand anrechnen würde. Die gegenwärtige Gesellschaftsordnung beruht, wie jedermann weiß, auf folgender Anschauung, die am schärfsten von Ihering dargestellt und vertreten worden ist. Indem ein jeder, lediglich seiner Selbstsucht folgend, seinen eignen Vorteil sucht, und die selbstsüchtigen Bestrebungen aller einander das Gleichgewicht halten, wird der höchste Grad von Wohlbefinden und Gerechtigkeit erreicht, der auf Erden erreichbar ist. Keine mit noch so vollkommner Liebe, Gerechtigkeit und Weisheit ausgestattete Behörde, die den Verkehr planmäßig organisiren und lenken wollte, vermöchte zu erreichen, was die frei waltende Selbstsucht aller thatsächlich erreicht. Die Kommunisten dagegen sagen: beides ist falsch; der freie Verkehr löst seine Aufgabe herzlich schlecht, und eine planmäßige Organisation der Arbeit und des Verkehrs ist durchaus nicht unmöglich. Zu dieser zweiten Ansicht bekennen sich Graf Kanitz und seine Freunde. Da haben uns nun Cohn und Rosenberg wieder ein Stück weiter gebracht. Die Agrarier der nationalliberalen, der freikonservativen und der Zentrumspartei, sogar auch einige Konservative wollten bisher von der Verstaatlichung des Getreidehandels nichts wissen. Indem sie jetzt aber sämtlich den Kreuzzug gegen Cohn und Rosenberg mitmachen, bekennen sie sich für bekehrt. Denn nicht wollen, daß der Händler seine Ware einführe und billiger mache, das heißt den freien Handel überhaupt nicht wollen. Wir werden also nächstens die Verstaatlichung des Getreidehandels, der Bäckerei, der Müllerei u. s. w. haben. Und je eher das Experiment gemacht wird, desto besser, schon um der Volksgesundheit willen. Denn wenn unsre angesehensten und ernsthaftesten Organe mit der ernsthaftesten Miene von der Welt die „Einschleppung von Getreide" und die Verbilligung des Getreides den Getreidehändlern als Verbrechen anrechnen, und wenn diese selben Organe ein Sozialistengesetz zur Ausrottung der sozialistischen Ideen und den Ersatz der freien Privat-

wirtschaft durch sozialistische Einrichtungen in einem Atem fordern, sieht da nicht heute schon Deutschland einem Asyl für — Nervenkranke so ähnlich wie ein Ei dem andern?

Zur Strafrechtspflege. Der Verfasser der Laienbetrachtungen über unsre Strafrechtspflege hat in den letzten Monaten eine doppelte Genugthuung erlebt. In den Preußischen Jahrbüchern hat ein Jurist ein nicht weniger düsteres Bild von dem Zustande unsrer Kriminaljustiz entworfen und dabei mit Sachkenntnis das fehlerhaft gewordne innere Getriebe aufgedeckt, während jener nur nach dem äußern Eindruck geschildert hatte, den die Gerichtsverhandlungen und die Urteile auf den Laien machen. Dann aber scheinen manche der Forderungen, die er erhebt, auf die Tagesordnung der Fachmänner rücken zu wollen. So wenn er auf die Grundidee des Strafrechts: Schadloshaltung des Geschädigten, zurückgeht und den Ersatz der unzweckmäßigen Gefängnisstrafen durch Geldbußen fordert, die im Unvermögensfalle durch Arbeit in der Freiheit oder Abzüge am Arbeitslohn aufgebracht werden könnten. Wie wir eben in verschiednen Blättern lesen, stimmen die Gruppe „Deutsches Reich" der Internationalen kriminalistischen Vereinigung und der Deutsche Juristentag darin überein, daß von den Geldstrafen in größerm Umfange als bisher Gebrauch zu machen sei, und daß sie im Einzelfalle nach der wirtschaftlichen Lage und dem Vermögen des Angeklagten bemessen werden sollen (weil ja für den Reichen eine kleine Geldstrafe gar keine Strafe ist). Der Juristentag aber hat die Frage, ob es sich empfehle, die Geldstrafen von Zahlungsunfähigen abverdienen zu lassen, anstatt sie in Gefängnis zu verwandeln, auf die Tagesordnung gesetzt, die am 10. bis 12. September in Bremen erledigt werden soll. Der Referent, Landgerichtsrat Dr. Felisch in Berlin, hat die Frage in seinem bereits veröffentlichten Gutachten bejaht. Nachdem man einmal so weit gelangt ist, wird man auch vollends zu der ursprünglichen Idee der Geldbuße zurückkehren und diese nicht mehr als Strafe, sondern als Entschädigung des Geschädigten behandeln, von der Sucht aber, Handlungen, durch die niemand geschädigt wird, zu Strafthaten zu stempeln, zurückkommen.

Das Berliner Lutherdenkmal. Nun sind sie beide tot: der es erdachte und halb vollendete, und der es zu vollenden übernahm und vor wenigen Monaten — wenn auch nicht vor dem Landesherrn, der an jenem Tage draußen vor dem Thore eine Truppenschau vorzunehmen hatte, so doch immerhin vor einem Hohenzollernprinzen — enthüllen durfte, Otto und Toberentz. Sollen wir darum schweigen, wo wir nichts gutes zu melden haben? Sollen wir um so freier reden? Ich denke, wir reden wie zu Lebenden, wir reden zu Lebenden, zu ihresgleichen, zu ihren Auftraggebern, zu ihrem Publikum.

Wer vom Berliner Lustgarten über die in plumper Pracht gehaltne „Kaiser-Wilhelm(s)-Brücke", zwischen zwei mächtigen, in Eisen, Glas und Stuck turmhoch ragenden Kaufhäusern hindurch, zum Neuen Markte kommt, der erblickt zuerst die bisher von Häusern schonend verdeckte, nun entblößte, doch mit einigen gotischen Zacken leidlich straßenfähig gemachte Fassade der Marienkirche. Dann plötzlich zur Rechten, am vordern Rande des Markts, blinkt ihm, graniten und bronzen, das neue Lutherdenkmal entgegen.

Alle Figuren, neun im ganzen, wenden ihm in regelrechter Bühnenstellung ihre Vorderseite zu, voran, links und rechts neben den Stufen des Unterbaus sitzend, Sickingen und Hutten, dann, zu Füßen des Sockels vier in einer Reihe

sitzende Gestalten — zum Glück steht der Name jedesmal beigeschrieben — Spalatin und Reuchlin, Jonas und Cruciger, je zwei mit einander disputirend, weiter, zu beiden Seiten des Sockels, stehend, Melanchthon und Bugenhagen, endlich über dem Ganzen, zu erkennen vor allem an dem Talar und dem großen Buche, worin er mechanisch zu blättern scheint, Luther.

Der Sickingen und der Hutten sind ganz Toberentzens Werk, vom Luther gehört ihm vor allem der Kopf, und hier besonders verdient Toberentz unsern Dank. Otto hatte dem großen Reformator statt seines nicht hinreißend schönen, aber hinreißend guten, grundehrlichen Gesichts ein marklos aufgeregtes Auge und ein widerwärtig fettes Doppelkinn gegeben — nach dem ersten Entwurfe hatte es ein knochendürres, hohles Fanatikergesicht werden sollen —; mit vollem Recht hat Toberentz hier des Vorgängers Werk kassirt. Was er an die Stelle gesetzt hat, ist unbedeutend, aber es ist doch nicht mehr entehrend. Welchen Kampf mag es dem Erben der vielgerühmten Arbeit gekostet haben, von der durchaus fertigen Hauptfigur gerade den Hauptteil anzutasten! Umsomehr sei die Schamröte gesegnet, die der empörende Anblick dem jüngern Künstler in die Wangen trieb und die ihm Kraft gab zu dem verantwortungsschweren Entschluß.

Auch die Beseitigung der früher an der Treppe Wache haltenden Rittergestalten ist zu loben: es waren in Ottos Entwurf zwei gepanzerte, das Schwert weit von sich auf den Boden stützende, spreizbeinige Mannekine. Jetzt sind die Figuren wenigstens individualisirt und sorgfältig durchgearbeitet; aber freilich, mißlungen sind sie auch so. Sickingen, ganz und gar in Erz gewappnet, ist gradeswegs von Dürers Pferd hier auf die Treppenwange gesetzt worden, wo er mit seinem maßlos grimmigen Blick nur seine Hilflosigkeit verrät; und Hutten? einen Harnisch um den Oberleib, sonst friedlich in Tuch gekleidet, das wehende Haar bekränzt, hat er sich mit dem linken Arm über den Steg des hochaufgestemmten Schwertes gehängt, über dem rechten Knie hält er ein Büchlein, auf das er tief das gedanken- oder weinschwere Haupt niederbeugt: er stammt wohl aus einem Künstlerfest, wo er sich recht schmuck mag ausgenommen haben.

Das übrige ist meist so geblieben, wie es Otto hinterlassen hatte. Die zwei disputirenden Paare sind verschieden gehalten: Spalatin und Reuchlin streiten in überaus lebhafter Fingersprache, Taubstummen ähnlich; Jonas dagegen hält ein gewaltiges Buch auf dem Schoß, über das er beide Arme gelegt hat, während sein Partner den kahlen Schädel in die linke Hand drückt. Einen durchaus unerfreulichen Anblick bietet das erste Paar, namentlich der edle Reuchlin, dessen Rückgrat hier etwa so verrenkt ist, wie desselben Künstlers marmorner Chodowiecki in der Vorhalle des Museums; und die Gesichter der beiden sind, grade herausgesagt, gewöhnliche Komödiantengesichter. Eine etwas bessere Figur macht Jonas, wenigstens von vorn gesehen; sein angenehmes Profil sagt uns: so steht geschrieben, so ist zu verstehen, wie sollen wir übersetzen? Aber leider: wenn man herumgeht, blickt man in ein rohes, leeres Gesicht; und an ihm, wie an seinem ziemlich ratlos dreinschauenden Freunde, beleidigen die schauspielerisch gespreizten Hände.

Bugenhagen, in wohldrapirter Schaube an den Sockel gelehnt, liest immerfort in einer Urkunde, einem nagelneuen Diplom, scheint es, mit handgroßem Siegel: was er da wohl herauslesen mag? uns jedenfalls geht es wenig an. Wenden wir uns zu Melanchthon: über einem hemdartigen, hübsch gegürteten Gewand trägt er vorn weit geöffnet den Talar, der linke Arm wird von einem zentnerschweren Ärmel auf den Rand des Sockels niedergedrückt, die linke Hüfte ist tief gesenkt und verleiht mit der stark ausladenden Hüfte des Standbeins dem seltsam ge-

schwungnen Körper des großen Philologen eine gewisse schlaffe Eleganz. Dazu passen die verlebten Züge des seelenlosen Gesichts recht gut. Genug: das Modell zu diesem Philippus denkt man sich am ehesten an den Kaminsims eines Nachtcafés gelehnt.

Man kann von diesem Denkmal nicht scheiden ohne Bitterkeit. Zwei begabte Künstler sind an eine falsche Aufgabe geraten; Otto zumal, dem doch das Denkmal, auch so wie es jetzt dasteht, zumeist angehört, war groß nur als Erotiker. Da war er Sachkenner, da nahm er seine Aufgaben ernst. Sein Wilhelm von Humboldt dagegen sollte eigentlich Friedrich Hase heißen, und seine Vestalin — mit dieser Benennung und der entsprechenden Ausgestaltung der als Hetäre allerliebsten Figur begann das traurige Spiel, das uns jetzt um ein Lutherdenkmal gebracht hat, wie es uns — um ein Denkmal unsers alten Kaisers Wilhelm bringen wird. Und wer weiß, welch ein theatralischer Bismarck uns droht? Einige unter den preisgekrönten Entwürfen lassen das schlimmste befürchten.

Waltet hier ein unentrinnbares historisches Gesetz? Soll unsre Kunst, wenigstens die monumentale, durchaus einem aufgeregten, unwahrhaftigen, also undeutschen Barock verfallen? Stünde das fest, so könnten wir schweigen; wir würden den Strom nicht hemmen; dämmten wir hier zurück, so bräche es dort übermächtig hervor. Aber so steht es wohl doch nicht: Berlin ist nicht Deutschland, und die öffentlichen, wenigstens die offiziellen und offiziösen Denkmäler sind nicht die Kunst. Freilich: nie wiederkehrende Gelegenheiten sind versäumt, große, herrliche Aufgaben verpfuscht; und das stimmt traurig.

Litteratur

Das Nervenleben des Menschen in guten und bösen Tagen. Eine Schrift zur Belehrung, zu Rat und Trost. Von Dr. J. L. A. Koch, Direktor der königlich württembergischen Staatsirrenanstalt Zwiefalten. Stereotypirte dritte Auflage. Ravensburg, Otto Maier, 1895

Der durch zahlreiche psychiatrische Schriften bekannte Verfasser wendet sich in diesem Büchlein namentlich an den Laien, und wie es scheint, findet er Anklang. Allgemeinverständliche Darstellungen der Nervenleiden, zumal der Geisteskrankheiten, sind in der That ein Bedürfnis. Es ist in Laienkreisen noch so wenig Verständnis für diese Störungen vorhanden, und es herrschen so viel Vorurteile, daß jeder Versuch, aufklärend zu wirken, Anerkennung verdient.

Der Verfasser verbreitet sich über alle Arten nervöser Leiden, sowohl die rein körperlichen als die geistigen, und giebt überall nützliche Winke, doch verweilt er weder bei den reinen Nervenleiden, noch bei den echten Geisteskrankheiten lange. Ausführlicher schildert er krankhafte Zustände, die auf der einen Seite an die geistige Gesundheit, auf der andern an die eigentliche Geistesstörung grenzen. Sie bilden ein besondres Forschungsgebiet des Verfassers und sind von ihm unter dem Namen der psychopathischen Minderwertigkeiten bereits in einem größern Werke be-

handelt worden. Dafür, daß er sie auch jetzt in den Vordergrund der Betrachtung rückt, mag außer seinem besondern Interesse für diesen Gegenstand noch der Grund maßgebend gewesen sein, daß gerade die weniger auffallenden Störungen von Laien leichter übersehen oder verkannt werden.

Das Buch verfolgt den löblichen Zweck, den Laien auf manches aufmerksam zu machen, damit er sich und die Seinen vor Krankheit bewahre, fehlerhafte Geistesanlagen richtig würdige und ein beginnendes Leiden erkenne. Der Verfasser verfällt dabei nicht in den Fehler, zur Kurpfuscherei anzuleiten, sondern will nur jedermann in den Stand setzen, rechtzeitig ärztlichen Rat einzuholen. Den neuern Bestrebungen Unberufner, namentlich Geistlicher, die Behandlung Geisteskranker für sich in Anspruch zu nehmen, wird gebührend entgegengetreten, zugleich aber werden alle, die sich die Ausbildung des Geistes angelegen sein lassen, Eltern, Lehrer und Geistliche, darüber belehrt, was bei geistiger Anomalie in Wahrheit ihres Amtes ist. Es wird jedem von ihnen gezeigt, was er in seiner Weise dazu beitragen kann, den Leidenden zu helfen. Die eigentliche Behandlung der Geistesstörungen wird aber dem Sachverständigen vorbehalten.

Die durchweg anschauliche und ansprechende Form der Darstellung und der Geist warmer Nächstenliebe, der sich überall kund thut, werden dem Buche gewiß auch in der neuen Auflage Freunde erwerben.

Litterarische Essais von Wilhelm Emanuel Backhaus. Braunschweig, Albert Limbach, 1895

Dieses Buch enthält eine Folge interessanter Aufsätze, wie: „Schiller und das monistische Kunstprinzip," „Die Kinder der Idee und ein Wort an unsre Schriftsteller," „Menschenverehrung, Menschenvergötterung und klassische Kuriosa," „Das litterarische Schaffen und das Entwicklungsgesetz in der Litteratur," „Der Ursprung der Sprache und Poesie," „Das Erdewallen des Genius," die offenbar von einem denkenden Kopf und gebildeten Geiste stammen, aber in die Kämpfe des Augenblicks nicht recht einzugreifen vermögen, weil sie sich zu sehr im Allgemeinen halten und eine Reihe tüchtiger Grundgedanken und feiner Bemerkungen, gegen die kein Verständiger einen Einwand geltend machen wird, mit sehr fragwürdigen subjektiven Anschauungen von einem Reiche des Fortschritts und der Gerechtigkeit durchflechten. Mitten in Auseinandersetzungen, denen man freudig zustimmen möchte, unterbricht sich der Verfasser, um kleinliche und für den vorgegebnen Zweck ganz untergeordnete Dinge zu erörtern. Wenn er sich mit gutem Recht gegen eine gewisse Art der Menschenvergötterung und gegen die übertriebne Goetheanbetung wendet, so wird, was er sagen und erreichen will, durch die eingeschaltete Kritik über Goethes Epilog zu Schillers Glocke oder vielmehr über einige Verse davon, die dem Verfasser als Kuriosa erscheinen, eher abgeschwächt als belegt. Wenn er der lebendigen Entwicklung zu dienen wünscht, was soll das Gerede vom rückwärts gewandten zünftigen Professor in einem Augenblick, wo der „zünftige Professor" in ganz Deutschland die wüstesten Ausschreitungen und die greulichsten Zerrbilder der Moderne und des naturlosesten Naturalismus bewundert und verherrlicht, weil er glaubt, daß unter Leben nur noch das „übersättigte, verkümmerte oder verschmutzte Leben" (um mit Backhaus zu reden) zu verstehen sei. Wenn der Verfasser weiß, daß die Kinder der Ideen, wie er sie nennt, die Menschen, die keiner Partei, keinem System angehören, lehrend, bessernd, Werke schaffend und leidend still über die Weltbühne schreiten, wenn er lehrt, daß nur der stets vernünftig handelnde, wahrheitsuchende,

wahrheitdarbietende, die ewige Weltordnung heiligende, ihr gemäß wirkende Mensch der wahre Mensch sei, wie groß oder klein er auch in den Augen der Kleingeister erscheinen möge — warum regt er sich dann so leidenschaftlich über das Fehlen augenblicklicher Erfolge dieser Menschen, dieser Schriftsteller auf? Kennt der Verfasser wahrhafte, hochstrebende, von der Mittelmäßigkeit und dem Getöse der Tagesmeinung überschrieene Geister, vorzügliche, aber totgeschwiegne Werke, wie man nach vielen Äußerungen seiner Essays glauben muß, so würde er gut thun, sie klar und bündig zu nennen und die Blicke der ehrlich nach Erquickung verlangenden auf sie hinzulenken. Mit allgemeinen Verkündigungen kommen wir nicht weiter, das Vortreffliche und Vorzügliche, von Schöpfungen des Genius gar nicht zu reden, muß vor dem Modischen und durch bewußt lügnerische Reklame Emporgeschraubten hervorgehoben werden. Der Verfasser dieser Essays meint ja selbst: „Man erquicke diese Edeln mit verständnisvollen Zurufen, man unterstütze sie mit Schrift und Wort, man verstärke ihren Ruhm.“ Wenn dergleichen nur in abstracto ausgesprochen wird, kann es leicht eine Gruppe oder Clique auf sich beziehen, die weder der Verfasser noch sonst jemand zu den „Edeln“ rechnen wird.

Litterarische Charakterbilder. Ein Buch für die deutsche Familie von Adolf Wilhelm Ernst. Mit zehn Bildnissen. Hamburg, Konrad Kloß, 1895

Dieser Band enthält zehn kurze Lebens- und Charakterbilder deutscher Dichter: Th. Körner, A. v. Chamisso, Heinrich v. Kleist, Lessing, Goethe, Schiller, Ludwig Uhland, Nikolaus Lenau, Fritz Reuter, Karl Gerok, eine Auswahl, gegen die sich insofern nichts erinnern läßt, als alle die genannten zu einer tiefern Wirkung auf große Kreise des deutschen Volks gelangt sind. Die Skizzen Ernsts betonen den vaterländischen Charakter der Männer und ihrer Werke, wo es am Platze ist, ohne sich einseitig auf diese Würdigung zu beschränken. Die Lebensbilder erscheinen in sich gut abgerundet, und die Darstellung ist lebendig, der Verfasser stützt sich auf umfassende Litteraturkenntnis und zieht mit berechtigter Vorliebe die Briefwechsel der Dichter in den Bereich seiner Darstellung, um möglichst frisch und unmittelbar zu wirken. Seine Beurteilung der im Verlauf der Lebensschilderungen genannten poetischen Werke greift nicht eben tief; aber man kann es gern gelten lassen, daß er in erster Linie für die poetischen Schöpfungen zu erwärmen und zu begeistern und erst in zweiter Linie seine Leser kritisch zu schulen sucht. Wie weit sich die Wirkung eines solchen Buches, das der Verfasser als „für die deutsche Familie“ geschrieben bezeichnet, erstrecken kann, vermögen wir nicht recht zu ermessen, es giebt gewiß Tausende von Familien, in denen man längst mehr von diesen Dichtern weiß, als Ernst erzählt. Aber wo das Buch willkommen geheißen und frisch genossen wird, kann es nur bildend, nicht verbildend wirken, und schon das ist Lob genug.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Zur Kenntnis der engliſchen Weltpolitik

7. Englands Stellung in Indien

Indien wird von politiſchen Rednern gern die größte Beſitzung Englands genannt. Das iſt es nicht im räumlichen Sinne, wenn auch das Kaiſerreich Indien, d. h. die unmittelbaren und mittelbaren Beſitzungen nebſt Aden, dem arabiſchen Schutzgebiete und der Somalikũſte, faſt zehnmal ſo groß als Deutſchland iſt. Aber Indien iſt eine ganze Welt für ſich mit ſeinen Hunderten von Provinzen, Staaten und Ländchen, ſeiner gewaltigen Volksmaſſe, die der von ganz Europa nicht viel nachſteht (1891 291 Millionen), ſeiner Geſchloſſenheit, dem Reichtum und der Mannichfaltigkeit ſeiner natürlichen Anlage und Ausſtattung. Mit alledem in die Länder Weſt-, Inner- und Oſtaſiens hineintretend und nach den Inſeln des Südoſtens hinausgeſtreckt, hat es einen mächtigen Einfluß auf die Hälfte Aſiens. Es macht England zu einer der größten Mächte des Erdteils, zur entſcheidenden Macht neben Rußland. Oſtafrika, der Perſiſche Meerbuſen, der Indiſche Ozean, ſie alle liegen in dem Machtbereich Indiens. Und Indien legt ſich gerade vor die Seewege, die vom Weſten zum Oſten der alten Welt, d. h. von Europa nach Oſtaſien und Auſtralien führen. Das vielgeſtaltige Aſien hat kein Land von ſo großem politiſchen und wirtſchaftlichen Wert. Was den wirtſchaftlichen betrifft, ſo deutet der jährliche Handelsumſchlag von etwa vier Milliarden Mark, davon etwa zwei Drittel mit England und engliſchen Beſitzungen, nur einen kleinen Teil des Gewinns an, den England aus Indien zieht. Dem politiſchen Werte nach aber iſt Indien für ſich allein die Grundlage der Vorherrſchaft Englands über das ganze ſüdliche Aſien und damit eine der feſteſten Säulen der engliſchen Weltherrſchaft überhaupt.

Dazu kommt der unwägbare, aber höchst fühlbare geistige und geschichtliche Wert. An Indien ist England groß geworden, und die Entwicklung der englischen Verwaltung Indiens liefert die triftigsten Beweise für die ungeheuern Fortschritte der politischen Theorie und Praxis in England seit der ersten Erwerbung von Landrechten durch die Ostindische Gesellschaft im Jahre der Schlacht bei Plassey (1757). Indien beweist, daß England im Erfolg wie im Genuß nicht erschlafft. Aus dem rein fiskalisch verwalteten Besitz einer Kaufmannsgesellschaft machte das Permanent Settlement von 1793 einen staatlich organisirten Körper, der nach dem Aufstande von 1858 an die Krone überging. 1893 hat man ihn den folgenschweren Schritt zu einer halbkonstitutionellen Verfassung machen lassen. Bis dahin ist die englische Geschichte in Indien ohne die Völker, wenn auch zum Teil für die Völker Indiens gemacht worden. Indien ist von einigen der größten Staatsmänner regiert worden, die England hervorgebracht hat. An seinem Gedeihen mißt sich und wird sich jederzeit messen die Leistungsfähigkeit des Mutterlandes, und zwar die ganze. Ununterbrochen fließt ihm eine Fülle von Geist und vielseitiger Schulung zu. Der Aufgabe, 300 Millionen Asiaten mit noch nicht 100000 europäischen Beamten, Offizieren und Soldaten — die europäische Armee in Indien zählt 72000 Mann, dazu kommen gegen 2000 Offiziere der Eingebornentruppen — zu regieren, ist nicht Kühnheit und Willenskraft allein gewachsen, es gehört dazu unglaublich viel Wissen und Können. Man muß sich in die Völker einleben und doch über ihnen stehen. Es ist wohl wahr, was Lord Roberts sagte, daß es eine verhängnisvolle Täuschung sei, zu glauben, die englische Herrschaft in Indien könne ohne das Vertrauen der Völker Indiens aufrecht erhalten werden. Aber jedenfalls dachte der Befreier von Kandahar dabei auch an das Vertrauen dieser Völker auf die Macht ihrer Beherrscher. Von ihm stammt ja auch der andre Satz: Die Asiaten sind auf der Seite dessen, dem sie den Sieg zutrauen.

1

Ein so gewaltiges Land fest und sein so verschiedenartiges, tiefzerklüftetes Völkergewirr in der Hand zu halten, mit den Barbaren nicht barbarisch zu werden und doch mit ihnen zum Verständnis zu gelangen, sie zu erziehen und sie doch nicht zu hoch kommen zu lassen, das ist eine Verbindung der schwierigsten Aufgaben. Bleibt doch für England Indien immer die größte und schwierigste der „Ausbeutungskolonien." Es muß also der Weg gefunden werden zwischen Menschlichkeit und Ausbeutung, zwischen Hebung und Druck. Der fremde Beurteiler Indiens wiederholt noch immer die vor siebzig Jahren niedergeschriebnen Worte des feinen Schilderers Jacquemont: „Die gewaltige Ausbreitung der englischen Macht ist ein Glück zu nennen; ohne Zweifel bringt sie viel Unbilliges und besonders die hassenswerteste Heuchelei mit sich, aber sie verhindert

größere Greuel." Alle Widersprüche der indischen Politik Englands führen auf dieses Laviren zwischen Ausbeutung und Hebung der Völker zurück.

In diesem Wegsuchen zwischen politischen und moralischen Extremen liegt aber auch die Gefahr für die englische Herrschaft in Indien. Die parlamentarische Regierung — jedes Mitglied des Parlaments ist zugleich Mitglied für Indien, sagt ein geflügeltes Wort — begünstigt das Experimentiren. Auch ohne Urteil und Sachkenntnis gewinnen Politiker den maßgebenden Einfluß im indischen Amt und probiren ihre Theorien an dem großen, geduldigen Körper. John Bright sagte vor vierzig Jahren von ihrer Stellung gegenüber ihrer gewaltigen Aufgabe: „Wie wäre es, wenn ganz Europa unter einem Gouverneur stünde, der nur die Sprache der Fidschiinsulaner kennt und von Beamten bedient wird, die ebenfalls nur diese kennen, wenn sie auch etwas intelligenter sind als die Fidschiinsulaner?" Dies hat sich wesentlich geändert. Geschichte, Sprache und Sitten der Eingebornen müssen den Beamten bekannt sein, die mit ihnen in Berührung kommen. Die Prüfungen der Kandidaten für indische Ämter verlangen viel und sollen streng geführt werden. Der Vizekönig hat in Indien eine Art von Ministerium sachkundiger Männer und der Sekretär des indischen Amts in London einen Stab von Beamten, die in Indien gedient haben. Das Parlament läßt diese beiden Regierungsmaschinen meist ganz ungehindert arbeiten, aber die öffentliche Meinung kontrollirt sie von Jahr zu Jahr genauer. Oft ist in den letzten Jahren in den Parlamentsreden über Indien das tiefere Interesse des heutigen Englands an Indien dem oberflächlichen des vorigen Geschlechts gegenübergestellt worden, und der Sekretär des indischen Amts unter Roseberry, Fowler, hat kürzlich gesagt, daß niemals das englische Volk als ein Ganzes so entschlossen gewesen sei, Indien fest, aber gerecht zu regieren. „England wird Indien mit der ganzen Zähigkeit und dem festen Griff der Rasse festhalten." Sowohl die äußern Gefahren als die innern Schwierigkeiten haben die Anstrengungen gesteigert, von denen man freilich noch zweifeln muß, daß sie der Riesenaufgabe auf die Dauer gewachsen sein werden.

Wird es z. B. möglich sein, bei der Zunahme der indischen Wettbewerbung auf gewerblichem Gebiet den gemeinen Neid einflußreicher Gruppen, wie der Baumwollfabrikanten von Lancashire oder der Jutefabrikanten von Dundee, zu hindern, die öffentliche Meinung gegen Indiens Interesse aufzuregen? Der Parlamentarismus, der seit der Losreißung der dreizehn nordamerikanischen Kolonien so manche Beweise für die Unfähigkeit großer Körperschaften geliefert hat, die verwickelten Probleme der Kolonialpolitik zu lösen, hat bisher auch nicht viel Geschick in der Behandlung Indiens gezeigt. Das Volk ist auch in seinen Vertretern weder weitsichtig noch großherzig. Der Parse Naoroij, der letzten Winter die kühne Äußerung wagte, England möge erst den Zustand der Indier verbessern, ehe es sich über arme-

nische Greuel entrüste, wurde moralisch niedergeschlagen. Ähnlich verlor die Times allen Anstand bei der Besprechung des Versuchs einiger Parlamentsmitglieder, das Unrecht der indischen Opiumpolitik nachzuweisen; die Armen wurden wie Schwachsinnige behandelt. Gegen den indischen Baumwollenzoll wurde der Ruf der Entrüstung erhoben: Ein Schutzzoll zwischen Ländern unter demselben Parlament! Darin ist gar kein Sinn, denn das englische Parlament beschließt für Indien, Indien hat aber kein Parlament, es hat nur seine Beamten! Die Verbesserungen, die seit der Auflösung der Ostindischen Kompagnie und dem Übergang aller ihrer Besitzungen an die Krone in und für Indien eingeführt worden sind, mußten fast alle gegen den Willen des Parlaments durchgesetzt werden. Es ist vorwiegend das Verdienst der anglo-indischen Beamten, die Indien kennen, daß der zum Teil sinnlosen Ausbeutung des fernen Landes nach und nach Grenzen gezogen worden sind. Das indische Amt beschäftigte früher ein Heer von Beamten mit Ankäufen für die Armee, für die Eisenbahnen u. s. w. Auch jetzt sollen noch etwa sechshundert von den zwölfhundert dort beschäftigten damit beauftragt sein. Die Armeeleitung hat es zuerst durchgesetzt, daß sie ihre Monturen, ihr Schuhwerk und ihre Munition — neuerdings selbst Cordit und Stahlgeschosse — in Indien selbst herstellt, und die Eisenbahnen folgen langsam diesem Beispiel. Weite Kreise Englands sehen aber die Stärkung der indischen Industrie sehr ungern. Als die indische Regierung, nicht um die herangewachsene Baumwollenindustrie Indiens zu schützen, sondern um eine neue Geldquelle zu erschließen, einen Zoll auf eingeführte Baumwollgewebe legte, dessen Ertrag zunächst auf $1^1/_8$ Million Rupien angeschlagen wurde, drang die englische Regierung darauf, daß gleichzeitig eine Steuer, die 7 Lakh Rupien bringen soll, auf die bessern, d. h. den Produkten der englischen Webstühle Konkurrenz machenden Erzeugnisse der indischen Baumwollenweber gelegt wurde, damit die englischen Spinner und Weber nicht geschädigt würden. Der Finanzsekretär erklärte ganz offen im indischen Staatsrat, daß die indische Regierung nie daran gedacht haben würde, die heimische Regierung habe es verlangt. Der Zwiespalt dauert aber fort. Man hat durch diesen die Indier doppelt belastenden Kompromiß nur ein Anzeichen beseitigt.

Zwischen Lancashire mit seinen 440000 Arbeitern in der Baumwollindustrie, deren gewaltige Entwicklung in England (1890 44,5 Millionen Spindeln) fast zu vier Fünfteln hier konzentrirt ist, und Indien, dessen Spindeln und Fabriken von 1882 bis 1892 um 104 und 111 Prozent gewachsen sind (1892 $3^1/_8$ Millionen Spindeln in 127 Fabriken) steht nun England in auskunftsloser Verlegenheit. Die indische Regierung behauptet, ohne neue Einnahmen angesichts ihrer Goldverbindlichkeiten gegenüber dem Mutterlande sich vor dem Bankerott zu befinden, und wünscht eine parlamentarische Untersuchung, die zeigen soll, daß sie die Ausgaben auf das kleinste Maß herabgesetzt habe und ohne den fünfundzwanzigprozentigen Einfuhrzoll, den alle Einfuhren gleichmäßig tragen,

nicht wirtschaften könne. In weitern Kreisen Indiens hat aber die ganze Auseinandersetzung, die besonders von den indischen Vertretern im Supreme Legislative Council und den indischen Zeitungen mit Erbitterung geführt wurde, das allgemeinere Verlangen nur klarer hervortreten lassen, daß Indien in seinem eignen Interesse besteuert werde. Die Macht des Bodens über den Menschen zeigte sich einmal wieder recht klar, denn Indoeuropäer und Indier waren in dieser Sache genau derselben Meinung. Auch wurde mit Recht geltend gemacht, daß die ohnehin schon bestehende Neigung der gedrückten Industrien, auf den Boden der Eingebornenstaaten oder der französischen und portugiesischen Besitzungen auszuwandern, nicht durch zu schroffe Finanzmaßregeln gestärkt werden dürfe. Gegen die Ansicht der indischen Regierung ist durch die entscheidende Stimme des Staatssekretärs für Indien, also praktisch gesprochen, des Parlaments, bestimmt worden, daß die ohnehin durch die kurzstapelige indische Baumwolle begünstigten gröbern Nummern Baumwollgewebe unter zwanzig frei bleiben, die über zwanzig, in denen Lancashire mit Indien konkurrirt, aber mit der Accise belegt werden sollen. Indien wird durch eine solche schwächliche Auskunft nicht gehindert werden, sich in derselben Richtung industriell weiter zu entwickeln, die es mit der Baumwollenindustrie eingeschlagen hat. Fehlt es ihm doch nicht an Handelsgeist, Kapital und vor allem an billigen Arbeitskräften. Das wirkt naturgesetzlich zusammen. Daß der niedrigste Preis für Material und Arbeit doch erst erreicht wird, wenn Einheimische die ganze Arbeit vom Plan bis zur Ausführung in der Hand haben, hob mit besondrer Betonung der Lieutenant Governor von Bengalen hervor, als er im April 1895 die erste mit indischem Kapital und von einem indischen Ingenieur gebaute Bahn, eine fünfzig Kilometer lange Schmalspurbahn, eröffnete. Er bezeichnete sie als einen Markstein in der Entwicklung des Eisenbahnwesens in Indien. Was würden aber die Hochofenbesitzer von Wales sagen, wenn Indien billigere Schienen und Lokomotiven herstellen oder aus Deutschland oder Belgien beziehen wollte? Auf verhältnismäßig kleine Posten, die eingeführt worden sind, wurde sogar in der politischen Presse eifersüchtig und mit warnender Stimme hingewiesen.

In diesem wirtschaftlichen Gegensatz liegt der Keim viel tiefer gehender, folgenreicher Verwicklungen. Es ist einfach so, daß dieselbe Ursache, die England einst das Übergewicht im Handel mit Indien und Ostasien verschaffte, die billige Arbeit seiner mit eignen Kohlen geheizten und aus eignem Eisen gebauten Maschinen, nun langsam seine eigne überragende Stellung unterwühlt. Der Strom hat es gebracht, der Strom nimmt es auch wieder mit fort. Japan ist schon reich an Kohlen und billiger Arbeit, die Arbeit Indiens ist aber noch billiger. In beiden Ländern entfaltet sich viel mehr Geschicklichkeit in industrieller Arbeit, als je für möglich gehalten worden ist. Selbst die japanischen Dampfer beschränken sich nicht mehr darauf, den englischen den

Wettkampf in den ostasiatischen Häfen anzubieten, sie erscheinen westlich von Singapure, besonders in indischen Plätzen. Die große Thatsache ist dabei die Raschheit, mit der das Zusammenarbeiten der Geldkräfte — noch immer sind die indischen Kaufmannsgilden so wichtig, daß auch europäische Häuser nicht umhin können, ihnen beizutreten — durchgeführt und die Maschine in ihrer letzten Vervollkommnung eingeführt wird. Die indische Regierung könnte sich nur freuen, wenn dadurch der Wohlstand gehoben würde, aber das kann ja wieder nur in Wettbewerbung mit dem Mutterlande geschehen. Daher auch hier wieder die gewundnen Wege, um zwischen den Ansprüchen Indiens und Englands durchzusteuern. In Indien klagt man die Regierung der Vernachlässigung des Eisenbahnnetzes des industriell rasch fortschreitenden kohlenreichen Bengalens an, in England fürchtet man die wachsende Baumwollenindustrie Bengalens, wohin ohnehin schon ein Drittel der englischen Juteindustrie ausgewandert sei. Die englischen Spinner wollen im Interesse der Humanität den indischen die Fabrikgesetze der Heimat aufzwingen, und die englischen Kohlenwerke brachten es fertig, daß die unter ganz andern Umständen arbeitenden indischen Weiber und Kinder nach englischen Gesetzen behandelt werden sollten. Der indische Arbeitsinspektor findet aber (1894), daß die erzfördernden Weiber „gesund und fröhlich" aussehen. Wo die Interessen des Mutterlandes nicht in Frage stehen, läßt das Mutterland ja auch sonst ganz gern zu, daß von den strengen Forderungen der Menschlichkeit etwas nachgelassen wird. Die Wohlthaten der Passengers Act, die einen bestimmten geringsten Raum für jeden Menschen an Bord eines Schiffes vorschreibt, werden nicht auf Indien und Hongkong ausgedehnt, und außerdem können die Kolonialbehörden geringere Räume zulassen, wenn es sich um Afrikaner oder Asiaten handelt, die von ihren Kolonien aus fahren.

2

England hat bei der Verwaltung Indiens nach verunglückten Versuchen der Aufpfropfung fremder Einrichtungen und der Gleichmachung der tiefen Unterschiede der Indier sich schon früh mit dem einzig richtigen Gedanken vertraut gemacht, daß Indien eine Welt für sich sei, in der wie weitgetrennte Planeten die Länder, Völker, Kasten kreisen, ohne je einander zu berühren. Es hat in jeder Landschaft die örtlichen Einrichtungen angenommen und weiter entwickelt. Daher die weitgehende Autonomie der an die Stelle der drei alten Präsidentschaften Calcutta, Bombay und Madras getretenen sieben oder acht Hauptregierungen Indiens, die nach Raum und Bevölkerung den Mächten Europas zu vergleichen sind und zum Teil weit außenliegende Besitzungen mitverwalten, wie die Laccadiven zu Madras, Aden und Perim zu Bombay gehören. Dazu kommen dann mehrere hundert Eingebornenstaaten (Native States), die zusammen das ausmachen, was man als Feudatory India be-

zeichnet. Von diesen erreicht keiner die Größe Deutschlands, der größte, Haiderabad, ist nicht halb so groß wie Deutschland, einige sind Mittelstaaten, die Mehrzahl klein und sehr klein. Sie bilden insgesamt fast genau zwei Fünftel des indischen Kaiserreichs, ihre Bevölkerung ist aber nur ein Fünftel des Ganzen. Ihr Boden ist viel weniger reich, ihre Wirtschaft weniger entwickelt als im eigentlichen Britisch-Indien. Bezeichnend ist, wie sie durch alle Provinzen zerstreut sind, und wie von den größern Eingebornenstaaten keiner das Meer berührt. Ihre politische Beziehung zum Reich hat eine einheitliche Form eigentlich erst 1877 erhalten, als die Königin von England den Titel Kaiserin von Indien annahm. Damit waren nun alle jene kleinen oder außenliegenden Gebiete mit zusammengefaßt, die noch nicht, wie die größern, ihre Selbständigkeit formell aufgegeben hatten. Es gehört zu den staunenswerten Leistungen der englischen Verwaltung in Indien, wie sie diese paar hundert Gebiete mit ihren so weit verschiednen Bewohnern und Herrschern in allen Stufen der Abhängigkeit festhält, darüber wacht, daß sie ihre Staaten soweit ordentlich verwalten, als es das Interesse des Kaiserreichs verlangt, und bis zur Sorge für die Erziehung der jungen Prinzen durch englische Tutors für geordnete Thronfolge u. s. w. herabsteigt. Aus der mit seltenen und vorübergehenden Ausnahmen schlechten Verwaltung der noch bestehenden Eingebornenreiche Indiens heraus hat England den unendlich viel befriedigendern Zustand von heute geschaffen. Zuerst beteiligte es sich selbst an dieser asiatischen Ausbeutung ohne Rücksicht und Voraussicht, aber es sah früh seinen Vorteil in einer verständigen Anwendung der Grundsätze eines aufgeklärten und womöglich humanen Despotismus. Es hat unzweifelhaft sehr viel Gutes gethan in der Ordnung der Landrechte der unterdrückten Bauern, ob sie nun Muselmänner, wie in Kaschmir, oder Hindu, wie in Hindustan, waren. Es hat der Verwüstung der Menschenleben in Menschenopfern und stumpf ertragnen Hungersnöten ein Ziel gesetzt. Mancher launenhafte, tyrannische Kleinfürst ist unter englische Vormundschaft gestellt worden.

Unbedeutend sind die Reste der portugiesischen und französischen Kolonien in Indien. Die fünf offiziell anerkannten Reste des französischen Reichs in Indien, wohlbekannt und wohlbegrenzt, umschließen nicht alles, worauf Frankreich in Indien Anspruch hat. Der Vertrag von 1787 nennt eine ganze Reihe von französischen Loges (Faktoreien) auf jetzt englischem Boden, besonders in Bengalen, unter anderm in Jugdia, Cosatinbasar, Patna und Dakka, die auch in Zukunft unter französischer Flagge ihre Geschäfte treiben sollten. Die Franzosen scheinen ihre Rechte auf keine dieser Besitzungen geltend gemacht zu haben, bis die Einführung der Steuer auf indische Baumwollwaren den Gedanken erweckte, auf einer davon eine große Baumwollenspinnerei zu errichten. Frankreich hat 1885 das englische Anerbieten, ihm für die Abtretung dieser Rechte eine entsprechende Vergrößerung seiner eigentlichen Kolonialgebiete zu

gewähren, begreiflicherweise abgelehnt, da in seinen weitzerstreuten Ansprüchen eine viel wirksamere politische Waffe liegt, als in diesen 509 Quadratkilometern seines indischen Besitzes. Auch Portugals 3658 Quadratkilometer, in drei Besitzungen an der Westküste zerstreut, Goa, Diu und Damão, verschwinden gegenüber der gewaltigen Masse des englischen indischen Kaiserreichs und seiner Schutzstaaten. Sowohl die französischen als die portugiesischen Besitzungen sind für eine selbständige Entwicklung zu klein. Sie stören die englische Herrschaft nicht materiell. Als traurige Reste einer großen Vergangenheit tragen sie eher dazu bei, ihr Relief zu geben.

England schreckt nicht vor der Heranziehung eines anglo-indischen Nationalgefühls zurück, das den Indier selbst in Afrika sich mit dem Schutze des Landes brüsten läßt, dem er unterthan ist. Zu den Früchten des grausigen Aufstandes von 1857 gehört eine königliche Proklamation von 1858, die die Rechte der indischen Unterthanen, auch derer der Tributfürsten, bestimmt. Die Teilnahme der Indier an der indischen Verwaltung, ihre Parlamentssitze, das freie Wort in ihren Versammlungen und ihrer Presse fließen aus diesen Gewährungen. Was Frankreich oder Rußland nie einer Kolonie gegeben haben, hat damit England Indien verliehen. Die Indier haben es gelernt, sich in den Formen eines politischen Meeting zu bewegen, und für den Anfang stellen sie maßvolle Forderungen. So verlangte zuerst 1888 eine Versammlung in Allahabad, die von tausend Delegirten aus allen Teilen Indiens besucht war, Pflege des Unterrichts und der materiellen Wohlfahrt des verarmenden Volkes, Regelung der Bodenverhältnisse und der bedrückenden Auflagen. Der gesetzgebende Rat für Indien müsse vergrößert und die Hälfte seiner Mitglieder gewählt, ihnen das Recht der Interpellation verliehen werden u. a. m. Die Versammlung, an der sich in Indien ansässige Europäer in größerer Zahl beteiligten, hat zu weitern Erörterungen Anlaß gegeben, infolge deren 1893 die ersten Wahlen für die indischen Provinzialvertretungen stattfanden, genau ein Jahrhundert nach der Organisation der englischen Verwaltung von Bengalen.

Man muß die Geschichte der seit 1871 immer weiter ausgebildeten Dezentralisation der indischen Verwaltung, die notgedrungen von den Finanzen ausging, verfolgen, um die Wirksamkeit dieser Vertretungen zu verstehen. Beide Fortschritte hängen zusammen. Es sind manche Verbesserungen durch sie angeregt und manche Mißbräuche enthüllt worden. In den Interpellationen hat die politische Ungeschultheit auch Lächerliches oder Bedenkliches zu Tage treten lassen. Aber die Regierung wird, solange Friede herrscht, diese jungen Einrichtungen sich weiter entwickeln lassen. Sie verfolgt durch sie das hohe Ziel, die Neigung der Völker zu gewinnen, die sie niederhält. Es ist derselbe Grundsatz, der die eingebornenfreundliche Politik in Afrika und die Stellung zu Japan vorschreibt. Die immer zahlreichern Anstellungen gebildeter Indier in hohen Ämtern machen in England manchen bedenklich. Man sagt, es sei

kein Grund dazu. Ohne Zweifel ist aber die Bildungsstufe der Eingebornen immer höher gestiegen und wird den Ansprüchen der Prüfungskommissionen gerecht. Ob es nicht eines Tages höher steigen wird, als man wünscht? Ein Aufhalten giebt es hier jetzt nicht mehr. Die Rechtfertigung dieser Politik kann nur darin liegen, daß sie die höhern Klassen Indiens mit England versöhnt und diesem einen sittlichen Halt gegenüber fremden Ein- und Angriffen giebt, die Indien sicher in den nächsten Jahrzehnten zu erwarten hat. Sollte sie sie durch Zwischenschiebung einer eingebornen Büreaukratie bewirken, daß das europäische Element noch mehr als jetzt wie Öl über Wasser eine dünne scharfgetrennte Schicht bildet, dann wäre sie sicherlich vom Übel. Aber auch dagegen scheint in der Art von Volksvertretung, die seit 1893 eingeführt ist, ein Mittel gegeben zu sein, das allerdings noch weiter entwickelt werden muß. Diese Volksvertretung ist zunächst in homöopathischer Dosis verschrieben worden. Die Wahl ist nur eine Ernennung, der Governor bestimmt über die Zulassung des Gewählten. Nicht alle Bezirke einer Provinz sind gleichzeitig vertreten, sondern aller acht Jahre kommt an jeden Bezirk die Aufforderung, einen Abgeordneten zu senden, der dann zwei Jahre die Vertretung hat. Dann folgt ein Pause von sechs Jahren, wo die Vertretung ruht. So sitzen neben drei Vertretern der Stadt, der Universität und der Handelskammer von Calcutta vier Vertreter des großen Bengalen. Wie beschränkt sie auch sei, so giebt sie doch Gelegenheit zum Zusammenwirken hervorragender Eingebornen mit Europäern, wie es in den Handelskammern und in privaten Vereinigungen schon längst üblich war.

Vom Vizekönig wissen die meisten Indier nichts, die wenigsten haben ihn mit einem Troß von Elefanten und orientalisch bunt uniformirtem Gefolge, in einer Pracht, die an die Zeiten Aurangzebs erinnert, einen Darbár abhalten sehen. Nur die Höchststehenden haben ein Verständnis für seine Aufgabe als Mittelglied zwischen der Regierung in London und den Verwaltungen der einzelnen Länder, deren Gang zu regeln und in Übereinstimmung zu bringen und dafür zu sorgen, daß sich kein gemein-indisches Gefühl verbreite, sondern die Sonderinteressen sorgsam gepflegt werden. Den Provinzialvertretungen treten dagegen die Lieutenant-Governors und ihre Berater und Beamten näher. Auf einem andern Felde hat Indien schon eindringlich gelehrt, daß sich die europäische Leitung nicht allzu weit zurückziehen darf. Der Aufstand von 1857 hätte nicht so langwierig und blutig werden können, wenn nicht aus der Armee eine zu große Zahl sehr tüchtiger Offiziere in die Verwaltung neu erworbner Provinzen hinübergezogen worden wäre. Die Armee versagte nur aus Mangel an guten europäischen Offizieren. Das wird nun kaum mehr vorkommen, seitdem gegen fünftausend englische Offiziere in Indien dienen, davon in der Eingebornenarmee 2800, und fast die ganze Artillerie und der größte Teil der Besatzungstruppen englisch ist.

Man darf nicht übersehen, daß eine große Schwäche der englischen Stellung in Indien in allen geistigen Dingen offenkundig ist. An dem Mißerfolg der christlichen Missionen ist nicht zu zweifeln. Es wäre besser, wenn es anders darum stünde. Aber die bekehrten Indier genießen im allgemeinen kein großes Vertrauen. Im Verhältnis zu dem Alter der Missionsthätigkeit in Indien ist der Betrag von $^4/_5$ Prozent Christen in der ganzen Bevölkerung verschwindend gering. Ihre Mehrzahl lebt in den untern Schichten. Die Spitzen der eingebornen Gesellschaft sind 208 Millionen Brahmagläubige, 57 Millionen Mohammedaner, dann Buddhisten und Parsen. Diese dringen also in die Vertretungen ein und besetzen die Beamtenstellen. Nun spielen die Religionsbekenntnisse in Indien eine ganz andre Rolle als bei uns. Die Religionsgemeinschaft ist Staat, Gesellschaft und — Zukunft. Darin liegt die Schwäche und Stärke Indiens.

3

Wie die Eroberung Indiens eigentlich keine Eroberung, sondern vielmehr eine Reihe von innern Umwälzungen war, die von den Europäern geleitet, aber fast ganz von Eingebornen gemacht wurden, so ist auch die Erhaltung der englischen Herrschaft in Indien nur möglich, weil es kein indisches Volk im europäischen Sinne giebt, sondern hunderte von Stämmen, Familienstämmen (Klans), Kasten, Glaubensgenossenschaften u. dergl., die von Indien so wenig wissen, daß der politische Begriff Indien ebenso von außen hereingetragen ist wie der Name, den keine indische Sprache kennt. England hat in Indien keine nationale Regierung gestürzt, keinen Nationalstolz verletzt, freilich nicht mit Willen und Verdienst, sondern weil es keine Nation vorfand. Die meisten „Eingebornenstaaten“ werden auch heute von Herrschern regiert, die den Unterthanen ebenso fremd sind, wie die von außen hereingekommnen Europäer. Diese sind nur etwas weiter hergekommen, daher fremder. Als Christen stehen sie dem Brahmanen so fern wie die Mohammedaner, halten aber ihre christlichen Überzeugungen viel mehr zurück, als diese ihre muslimischen. Daß der Gegensatz der Hindu zu den Mohammedanern noch größer ist als zu den Christen, darin liegt eine Stärke der englischen Verwaltung. Sie wird allmählich abnehmen, da sich die Gemeinsamkeit politischer Interessen bei den Unterworfnen aller Kasten und Glaubensrichtungen langsam zum Bewußtsein durchringt. Aber für lange noch wird Indiens Beherrschung zwischen den fremden Europäern, denen die Hindu Dienste leisten, und den einheimischen oder heimisch gewordnen Mohammedanern geteilt sein. Nur in diesen sehen die Engländer einen ernsten Feind und Wettbewerber. Was wäre das Schicksal Indiens, wenn heute die Ketten zerrissen würden, die es an England binden? Die Massen würden vielleicht im Augenblick den Sieg über die herrschkräftigen Minderheiten gewinnen, aber die durch Rasse, Geist und Glauben hervor-

ragenden Mohammedaner würden sich wie vordem Indien unterwerfen. Sie waren die Seele des Aufstandes von 1857, und zehn Jahre später schilderte der treffliche Kenner Indiens, Sir W. Temple, den unversöhnlichen Haß der Mohammedaner als die größte Gefahr der englischen Herrschaft in Indien. Er sagte: „Den Tiger quält der Hunger nach seiner Beute nicht mehr als den fanatischen Muselmann in Indien der Durst nach dem Blut des weißen Ungläubigen.“ Man muß hier an die Geographie von Indien erinnern, das nur zur Hälfte Tropenland ist, zur andern tief in die stählenden Gebirge und Hochebnen Innerasiens hineinreicht. Gerade in dieser nördlichen Hälfte sitzt nun die selbstbewußte, kriegerische mohammedanische Bevölkerung vom Hindukusch bis zur See im ganzen Industhal. Sie ist den erschlaffenden Wirkungen des Tieflands entzogen, aber dem Einfluß ihrer Glaubensgenossen in Afghanistan und Mittelasien ausgesetzt. Es ist nicht zu vergessen, daß besonders die Städte reich an Mohammedanern sind. Und gerade diese gehören zu den strengsten Anhängern des Propheten. Die Überwachung der Mohammedaner nimmt ein gutes Teil der Regierungssorgen in Anspruch. Sie muß darauf achten, daß keine zu engen Beziehungen über die Grenze hinaus angesponnen werden, und verschmäht zu diesem Zweck auch kleine Mittel nicht. Unter dem Titel: „Fürsorge für die Gesundheit in Seeplätzen und Passagierschiffen“ hat es die indische Regierung verstanden, die Massenwanderungen nach Mekka unter ihre Aufsicht zu bringen. Sie hat sogar Jahre hindurch das Cooksche Reisebüreau unterstützt, damit es die Pilgerreisen nach Arabien in seine Hand nehme, und hat sich erst jüngst angesichts eines großen Mißerfolgs zurückgezogen. In den Häfen sind Beamte mit der Inspektion der Pilgerschiffe beauftragt, und sie üben sie streng nach hygienischen, aber noch strenger nach politischen Rücksichten.

Die religiösen Gegensätze sind auf der einen Seite ein ungeheurer Vorteil für England, da sie die fähigsten unter den Völkern Indiens zu einander in Gegensatz bringen. Auf der andern Seite droht immer die Gefahr, daß die Flammen des Fanatismus ausbrechen, und daß in einem Kampfe zwischen Mohammedanern und Brahmagläubigen die Europäer den größten Schaden leiden. In dem Gewande der Religionsunterschiede kommen die alten Rassenunterschiede wieder zur Wirkung. Dem beweglichen Bengali steht der ernstere, schwerfälligere Mohammedaner des Nordwestens als ein ganz andrer Charakter gegenüber. Dazu kommt der isolirende Einfluß des fast rein religiösen Unterrichts der mohammedanischen Jugend im Gegensatz zu dem weltlich und westlich geschulten Hindu. Die Mohammedaner zeigen vor allem in Bengalen einen tiefen Widerwillen gegen die Hindu, die sie nicht bloß wegen ihres Heidentums verachten, sondern in denen sie auch Feinde ihres Wohlergehens erblicken. Es ist Thatsache, daß sich die gewandten, schmiegsamen Hindu enger an die Engländer angeschlossen haben als die stolzen Mohammedaner, daher auch einen

größern Anteil an einflußreichen und lohnenden Beamtenstellen erhalten. Außerdem ist hier auch der Hindu auf dem wirtschaftlichen Gebiet an der Spitze, ebenso wie er einst die politischen Bewegungen ins Leben rief und leitete, die zu den indischen Nationalkongressen führten.

4

Die wirtschaftlichen Fragen, die in allen Kolonien den eigentlichen Kern der politischen Probleme bilden, müssen in Indien doppelt wichtig sein, das kein so einfacher wirtschaftlicher Organismus ist wie das Rohstoffe liefernde und Industrieerzeugnisse aufnehmende Australien oder Kapland. Indien hat seine alteinheimische Industrie, seinen gewaltigen, ganz von den Eingebornen geleiteten Handels- und Geldverkehr und die entsprechende zahlreiche, wirtschaftlich reichgegliederte Bevölkerung. Das macht diese Kolonie dem Mutterlande ähnlicher als irgend eine andre, und daher die wirtschaftliche Eifersucht, von der wir gesprochen haben. Sie ist ein schlimmer Zug, auf den die leitenden Leute in England immer wohl achten müssen. Es ist gar nicht zu vermeiden, daß die beiden Länder eine gleichlaufende industrielle Entwicklung durchmachen, die in Indien nur um ein paar Geschlechter später einsetzt als in England. England kann zunächst noch mit Ruhe dem Einfluß der Selbständigmachung Japans auf dem politischen Gebiete zusehen, wenn er auch ohne Zweifel in Indien antieuropäisch wirken wird. Aber dem Beispiel des wirtschaftlichen Aufschwungs im fernen Osten wird Indien nicht widerstehen können. Es wird mehr Freiheit und weniger Opfer wollen. Es wird aus der Armut herausstreben. Da würden die Steuern und die riesigen Ausgaben ein aufregendes Thema abgeben. Die indischen Steuern belasten das indische Volk im Verhältnis doppelt so stark, als das englische belastet ist, und tragen etwa ein Zwanzigstel auf den Kopf von dem ein, was das arme Irland bringt. Und dabei ist die Salzsteuer so unvernünftig und drückend, daß von ihrer Anwendung in England gar nicht die Rede sein könnte. Bedenkt man nun, daß an Gehalten und Pensionen von mehr als tausend Rupien Indien jährlich etwa vierhundert Millionen aufbringen muß, wozu die indischen Mitglieder im Indian Council höchstens ein paar Reden halten, woran sie aber sachlich nichts ändern dürfen, so begreift man, daß sich die Unzufriedenheit mit den Finanzen rasch verbreitet und heute die schwerste Sorge der anglo-indischen Staatsmänner bildet.

Was man Home-charges nennt, die von Indien nach England jährlich abfließenden Summen für Kapitalzinsen, geleistete Arbeit oder für Einrichtungen, die auf Rechnung Indiens erhalten werden, ist sehr oft Gegenstand parlamentarischer Erörterung gewesen. Lord Northbrook, früher selbst Vizekönig und Staatssekretär für Indien, brachte sie 1893 zur Sprache, als sie durch die Verschlechterung der indischen Währung ins Unerträgliche gewachsen

waren, worauf eine Kommission niedergesetzt und ein dickes Blaubuch veröffentlicht wurde. Letztes Frühjahr erhob sich aber mit viel stärkern Klagen der Parse Naoroji im Unterhaus, der die anglo-indische Finanzwirtschaft als eine schamlose Ausbeutung Indiens zum Vorteil Englands hinstellte und zum Verdruß vieler Engländer die Zustimmung radikaler Parlamentsmitglieder erhielt. Der Staatssekretär für Indien sagte die Einsetzung einer Kommission zur Untersuchung der von dem Parsen vorgebrachten Beschwerden zu, verwarf aber gleichzeitig mit großen Worten jedes Eingehen auf einen Hauptpunkt der Klage der Indier, daß sie nämlich für den gewaltigen Aufwand der Politik jenseits der Grenze, wie die Unterstützung des Emir von Afghanistan und andrer Nachbarfürsten Indiens, oder die Zahlung von 10000 Pfd. St. für das Kabel Mauritius-Ostafrika aufkommen und einen Beitrag zum Unterhalt der britischen Flotte zahlen müssen. Indien zahlt auch die Truppen im afrikanischen Dienst, ja selbst in Aden und am Mittelmeer. 1882 bis 1891 hatte es 126 Millionen Rupien für militärische Lasten außerhalb Indiens aufzubringen, wobei die Unterstützung Afghanistans nicht mit inbegriffen ist. Man begreift nun die Russenfreundlichkeit der indischen Presse, die nicht bloß Abneigung gegen den Islam ist: sie spekulirt auf die Erleichterung der kostspieligen Kriegsrüstung Indiens. Naoroji war mit großer Mäßigung vorgegangen, wurde aber dann in den größern englischen Blättern lächerlich gemacht, in den Zeitschriften totgeschwiegen. Er hatte es doch erreicht, daß auch in der Presse anerkannt wurde, Indien werde mit Lasten wie keine andre Kolonie überladen. Es lag eine Rechtfertigung seiner Klage darin, daß das indische Amt selbst die Armut Indiens gegen übertriebne Forderungen der Admiralität geltend machte, wobei der Premierminister als Schiedsrichter dem indischen Amt Recht geben mußte.*) Die Auffassung des Grenzschutzes, die die Unterstützung Afghanistans mit Geld und Waffen und die Einverleibung Oberbirmas Indien zur Last legt, weil England nichts dadurch gewinne, wohl aber diese Vorwerke für Indien notwendig seien, zeigt den Grad von Selbsttäuschung, zu dem sich Engländer hinaufreden, wenn ihre Verwaltung in Indien kritisirt wird. Denn sie sind es doch, die diesen Schutz für ihre Herrschaft in Indien nötig halten und die diese ganze Organisation geschaffen haben, ohne Indien zu fragen.

Um die Schwierigkeiten zu vollenden, kam der Sturz des Silberpreises in den letzten zwanzig Jahren hinzu. Die Währungsverhältnisse sind ja für Indien von der größten Bedeutung. Indien ist eines der wenigen in großem Maße Silber aufnehmenden und festhaltenden Länder. Einerseits hat der Fall der Silberpreise für Indien die Folge gehabt, daß z. B. die Pflanzer von Ceylon noch 1887 eine Ausfuhrprämie von 40 Prozent genossen, da Silber

*) In den Wahlen des letzten Sommers ist Naoroji durchgefallen, dafür aber in einem Londoner Bezirk ein andrer Indier gewählt worden, der wohl folgsamer sein wird.

so tief gefallen, die Löhne aber nicht entsprechend gestiegen waren. Der Steuerzahler empfand auch im Anfang nichts von den Schwierigkeiten, mit denen die Regierung kämpfte, die ihre Schulden in England nach Goldwert mit dem gesunknen Silber zahlte. Aber bald brauchte diese immer mehr Silber. Die günstige Gelegenheit, für Gold mehr als anderthalbmal soviel indische Arbeit zu kaufen als früher, kann nicht vollständig ausgenützt werden, weil die Zinsen jedes Goldanleihens doch wieder in Silber nach England fließen. Dies ist die Hauptursache des Stillstands der öffentlichen Arbeiten in Indien, wo doch die gewaltige Ungleichheit in der Verteilung der Verkehrswege zu baldiger Ausfüllung der Lücken führen sollte. Militärische, politische und Notstandsrücksichten zusammen haben es fertig gebracht, daß in dem fruchtbaren, fleißigen Bengalen eine englische Meile Eisenbahn auf 29000, in dem wirtschaftlich sehr viel unbedeutendern Pendschab eine auf 11000 Menschen kommt. Nur das gewerb- und weizenreiche Bombay hat den entsprechenden Anteil von 1 auf 7000 Einwohner. Die Schwierigkeiten der Finanzlage haben Indiens Verkehrswesen in den letzten Jahren nur langsame Fortschritte machen lassen. Der Bericht über die Eisenbahnen für 1893/94 weist nur 452 englische Meilen Neuanlagen nach. Seit kurzem hat England seine eignen Dollars oder Pesos, von denen in Indien zunächst fünf Millionen für die Straits Settlements, Nordborneo, Labuan und Hongkong geprägt worden sind. Sie werden die mexikanischen Pesos und die japanischen Yen (= 4 Mark), vielleicht auch die aus Nordamerika eingeführten Silberbarren ersetzen. Die nächsten Ursachen dieser Neuerung sind die Schließung der indischen Münzstätten infolge des Sinkens des Silberpreises 1893, der spärliche Zufluß mexikanischer Dollars, verursacht durch das Darniederliegen der Silberbergwerke in Mexiko und des Übergangs dieses Landes zu andern Ausfuhren, die an die Stelle des Silbers treten, die Hemmung der Ausfuhr japanischer Silbermünzen durch den chinesisch-japanischen Krieg. Der tiefere Grund ist aber die Aussicht auf einen steigenden Bedarf an Silbermünzen, der sich mit dem Eintritt ruhigerer Zeiten in Ostasien und der zu hoffenden Erschließung Chinas, besonders Südchinas, für den auswärtigen Handel geltend machen muß.

Ein ganz wunder Punkt der indischen Finanzen ist die Opiumsteuer. Neben der Grundsteuer und dem Salzmonopol ist sie die Säule, auf der das indische Gebäude ruht. Die Fabrikation des Opiums ist Monopol der Regierung, die das Gift besonders in Benares und Patna bereiten läßt. Die Einfuhr des in den Eingebornenstaaten gewonnenen Opiums ist mit hohen Zöllen belegt. Der Genuß des Opiums greift immer weiter um sich und trägt hier wie in China, wo 1893 für 150 Millionen Mark indisches Opium eingeführt wurde, sicherlich zur Entnervung des Volks bei. Indisches Opium ist der zweite Gegenstand auf der Einfuhrliste Chinas. Was wunder, wenn sich bei vielen das Gewissen regt! Wenn sogar ein hoher Beamter, Sir Charles

Aitchison, der Gouverneur von Britischborneo, 1880 amtlich berichtete: „Die Opiumfrage ist nicht eine Frage besserer oder schlechterer Sittlichkeit, sondern es handelt sich um die Rettung eines ganzen Volks aus den Klauen eines Lasters, das wir ihnen gebracht haben, und vom Ruin," so ist wohl nicht bloß aus barem Nörgelgeist dieser Punkt der indischen Verwaltung so oft im Parlament angegriffen worden. Es hilft aber nichts. Eine 1893 vom Parlament eingesetzte Opiumkommission hat den Opiumgenuß in Indien harmlos, ja zum Teil heilsam gefunden. Zwar wurden in der Parlamentssitzung vom 24. Mai 1895 die merkwürdigsten Enthüllungen über sie gemacht. Da jedermann in Indien weiß, daß die Regierung für das Opium als Hauptquelle ihrer Einnahmen und Mittel zur Niederhaltung des Volks ist, sind die zweihundertvierzig Seiten Aussagen von Beamten nicht unparteiisch. Von hundertdreißig Ärzten, die gefragt wurden, stehen zweiundachtzig im Dienst der Regierung. Gegen das Opium waren alle Missionare und die Hälfte der nichtbezahlten Ärzte. Wenn es in solchen Dingen eine Logik gäbe, so müßten die Maßregeln zur Beschränkung des Branntweinhandels in Afrika in noch schärferm Maße gegen das weit verderblichere Opium ergriffen werden. Aber die Stärke der englischen Politik liegt ja darin, daß sie sich an die schreiendsten Widersprüche zwischen Worte und Thaten und zwischen dem Handeln in Asien und dem Handeln in Afrika nicht kehrt. Es ist ja eine besondre englische Logik darin. Das indische Opium hilft England, indem es die indischen Finanzen verbessert, der afrikanische Branntwein schadet ihm, weil er dem deutschen, französischen, belgischen Handel nützt, daher folgerichtig: gegen Branntwein und für Opium. Man konnte jüngst in der Times eine Tirade gegen den Branntweinhandel in Westafrika auf derselben Seite mit dem Bericht des indischen Finanzsekretärs lesen, daß, wenn die Opiumpreise noch weiter so stiegen, in das indische Budget für 1895 40 Lakh Rupien mehr Einnahmen gesetzt werden könnten.

5

Ceylon, so nahe bei Indien, bewohnt von Völkern, die größtenteils nachweisbar indischen Ursprungs sind, ist doch ein ganz andres Land. Ceylon ist eine Kronkolonie. Es ist als englischer Besitz jünger als Indien, denn erst dreißig Jahre, nachdem Clive die Grundlage Englisch-Indiens gelegt hatte, kamen die holländischen Hafenplätze an England, und erst 1815 riß es die ganze Insel an sich. Die besondre Verwaltung hat Ceylons Eigentümlichkeiten stärker hervortreten lassen, die besonders im Vergleich mit dem so nahen Südindien auffallend sind: in der eingebornen Bevölkerung fast keine Mohammedaner und eine mehr soziale als religiöse Kastengliederung, unter den Europäern nichts von den Beamten und Offizieren Indiens, dafür ein starker Stand englischer Pflanzer und Nachkömmlinge der Portugiesen und Holländer. Eine Vergleichung Ceylons mit Indien ist lehrreich. Man erkennt sofort, welchen

Vorteil die englische Verwaltung Indiens aus der Größe ihrer Aufgaben und Mittel zieht. In dem nahegelegnen, vom Kolonialamt unmittelbar verwalteten Ceylon ist die Fülle von Begabung und Energie nicht in Thätigkeit gesetzt worden, die Indien organisirt und reorganisirt hat, infolgedessen ist viel mehr von dem Schlendrian einer gewöhnlichen büreaukratischen Verwaltung am Leben geblieben als in Indien. Die Engländer haben sich in Indien viel mehr an Indisches angeschlossen als in Ceylon, wo die Sprache der Eingebornen den Beamten unbekannt ist, weshalb sie in die Hände eurasischer und andrer Dolmetscher gegeben sind, wo unpassende Gesetze auf unpassenden Boden gepflanzt so schlechte Ergebnisse liefern, wie das Geschwornengericht in schweren Strafsachen, das eine Stätte der Korruption ist. Singalesen, die nicht englisch verstehen, tagen dabei mit englischen Beamten, die ihre Sprache gebrauchen, als ob sie in London säßen. Jahrzehnte ist das besondre Besitzrecht der Singalesen an ihrem Familienland verkannt worden; den Leuten wurde Land abgenommen, das sie gar nicht veräußern konnten, für Steuerrückstände und als Strafe, selbst für die Bestreitung ihres Unterhalts im Gefängnis. Die wohlwollendsten Beurteiler haben der englischen Verwaltung nicht den Vorwurf erspart, daß sie dem Lande zu äußerlich aufgesetzt sei und zu wenig Fühlung mit den höherstehenden Singalesen habe.

Immerhin liefert auch Ceylon einen glänzenden Beleg für die kolonisirenden Fähigkeiten der Engländer: in dem Aufschwung aus einem scheinbar unwiederherstellbaren wirtschaftlichen Verfall. Ein elementares Unglück wie für Indien der Aufstand von 1857 war für Ceylon der Zusammenbruch der Kaffeepflanzungen, der Hauptquelle des Erwerbs fast für alle Europäer und hunderttausend Eingeborne. Nachdem sie seit 1824 gesund aufgeblüht waren, brachen die Spekulation und der Kaffeepilz gleichzeitig herein, verwüstend wie ein Tornado. In den siebziger Jahren sind weite bewaldete, für Kaffeebau ungeeignete Gebiete einfach nur gelichtet worden, um sie als neue, vielverheißende Anpflanzungen zu verkaufen, wobei der Wert der alten Pflanzungen ins Unsinnige gesteigert wurde, bis durch jenen Pilz ein Bankerott eintrat, der den englischen Hypothekengläubiger ebenso traf wie den armen Tamilkuli, der höchstens neunzig Pfennige im Tage verdient. Diese Elenden, ohne Mittel und ohne Energie, um in ihre südindische Heimat zurückzukehren, haben damals oft ein, zwei Jahre für nichts als ihre tägliche Reisportion gearbeitet. Die verwüsteten Kaffeefelder wurden mit Cinchona angepflanzt, die zuerst gedieh, aber dann enttäuschte. Die Rettung kam endlich durch die Theepflanze, die vortrefflich gedeiht und jetzt die Hauptkultur von Ceylon ausmacht. Die Kulis, die in der Kaffeekrisis das Land verlassen hatten, kamen aus Madura und Tinevelli zurück, und seit sich der Theebau in tieferliegende Gebiete ausgebreitet hat, nehmen auch Singalesen an der Arbeit teil. Das englische Kapital hat auch hier mit seiner Kühnheit und Nachhaltigkeit die Gesundung der zerrütteten

Verhältnisse wesentlich beschleunigt. Die Hauptarbeit hat aber die trotz des tropischen Klimas unverwüstliche Energie der Pflanzer, Techniker und Kaufleute geleistet, fast alles Engländer.

Wenn schon Ceylon ein wichtiges Auswanderungsgebiet für das übervölkerte Indien ist, so hat England noch viel größere in seinen Besitzungen am Indischen Ozean zu bieten. Es ist das ein Vorteil der englischen Herrschaft, der von weitsichtigen Indiern gewürdigt wird. In Natal sind neben 43000 Weißen 33000 Kuli, fast alle Indier. Mauritius wird allmählich eine indische Insel; schon jetzt sind zwei Drittel seiner dichten Bevölkerung Indier. Britisch-Gujana hat 65000 indische Kulis. Für Sansibar werden 7000 Indier angegeben. Weiter leben ein paar tausend in Deutsch-Ostafrika und an der Somaliküste, auf Sokotra und in Südafrika, und sie werden sich immer noch vermehren. Als Beherrscherin Indiens hat England einen Vorsprung in Afrika, den man nicht hoch genug anschlagen kann. Der Einfluß der indischen Kaufleute in Deutsch-Ostafrika und Sansibar, wo sie die eigentliche Kapitalmacht bilden ist bekannt. Als Arbeiter sind sie in Natal unentbehrlich. Das britisch-zentralafrikanische Schutzgebiet ist mit indischen Soldaten (Sikhs) erobert und festgehalten worden. Der dortige Administrator Johnson hat indischen Händlern große Vorteile angeboten, wenn sie nach dem Nyassaland auswandern wollen, und sieht die Zukunft dieses weiten Gebiets durch seine Aufsteige zum indischen Auswanderungs- und Kolonisationsgebiet gesichert. An dem auffallend raschen Aufblühen der Kaffeekultur in der Gegend von Blantyre u. a. ist indische Arbeit beteiligt. Wie sich diese indische Einwanderung politisch verwenden läßt, zeigt die jüngst veröffentlichte Beschwerde der Indier in der Südafrikanischen Republik. Sie beanspruchen dort dieselben Rechte „wie andre Unterthanen der Kaiserin," wollen vor allem nicht als Farbige auf eine Stufe mit den Negern gestellt werden und sind besonders entrüstet über die Bezeichnung Aborigines of Asia. Auch Deutschland, durch Deutsch-Ostafrika zum Nachbar Indiens geworden, hat Grund, darauf zu achten, daß es in dem System Englands liegt, die Indier außerhalb Indiens als Werkzeuge seiner Weltpolitik zu benutzen, mit dem Nebenvorteil, sie ihre untergeordnete Stellung in Indien selbst darüber vergessen zu lassen.

Zwei Vorrechte der Besitzenden im Rechtsverkehr

Das Dichterwort, daß sich Gesetz und Rechte wie eine ewige Krankheit forterben, erfährt in neuester Zeit insofern eine Einschränkung, als man gewisse Rechte, die sich nur als Vorrechte der Besitzenden gegenüber den Besitzlosen darstellen und den Besitzlosen gerechten Anlaß zur Unzufriedenheit geben, allmählich abschafft. Zwar die große Reichsjustizgesetzgebung von 1879 und der erste Entwurf eines bürgerlichen Gesetzbuchs für das deutsche Reich haben die notwendige Rücksicht auf die große Klasse der Besitzlosen noch nicht gekannt. Aber der zweite Entwurf des bürgerlichen Gesetzbuchs steht schon auf einem etwas andern Standpunkt, obwohl auch hier noch vieles zu verbessern gewesen wäre. Es gilt das namentlich von einem Vorrecht der Besitzenden, das in Gemeinschaft mit einem durch die Reichskonkursordnung eingeführten Vorrecht gleicher Art die bedauerlichsten Mißstände hervorruft.

Schon bei den Römern bestand das Gesetz, daß dem Vermieter wegen aller Ansprüche aus dem Mietvertrag an der gesamten Habe des Mieters, soweit diese in die Mietwohnung eingebracht war, ein Pfandrecht, also das Recht zustehe, aus dieser Habe vor andern Gläubigern des Mieters befriedigt zu werden. Dieses Vorzugsrecht hat, als das römische Recht im Mittelalter in Deutschland allgemeines Gesetz wurde, auch bei uns Eingang gefunden und ist dann fast in alle Gesetzbücher der Einzelstaaten übergegangen. Auch der erste Entwurf des bürgerlichen Gesetzbuchs und ebenso — allerdings mit einigen Abschwächungen — der jetzt vorliegende zweite Entwurf haben das Pfandrecht des Vermieters übernommen. Jeder praktische Jurist weiß, zu welchen Unbilligkeiten dieses Recht führt: es stellt es vielfach in die Willkür des Vermieters, ob andre Gläubiger des Mieters überhaupt einmal etwas von ihrem Schuldner erhalten sollen. Nach dem bestehenden Recht kann der Vermieter, sobald ein andrer Gläubiger die Habe des Mieters durch den Gerichtsvollzieher pfändet, zwar nicht die Aufhebung dieser Pfändung verlangen, wohl aber beanspruchen, daß er wegen aller Forderungen aus dem Mietvertrage, insbesondre wegen des Mietzinses, vorzugsweise aus den Pfandstücken befriedigt werde, gleichviel, ob diese Forderungen erst in Zukunft fällig werden oder rückständig sind, auch wenn er für seine Ansprüche zur Genüge anderweite Sicherheit hat.

Er kann in allen Fällen beanspruchen, daß der Erlös der von andern Gläubigern gepfändeten Habe des Mieters zunächst zur Befriedigung für alle gegenwärtigen oder etwa zukünftig entstehenden Forderungen aus dem Mietvertrage verwendet werde, also auch für die Gesamtsumme des später etwa fällig werdenden Mietzinses, wenn der Vertrag auf ein Jahrzehnt abgeschlossen ist, und für die Rückstände, wenn der regelmäßig in vierteljährlichen Raten zahlbare Mietzins ein ganzes Jahr nicht eingefordert worden ist. Schuster, Schneider, Bäcker und Fleischer, die dem Mieter Kleidung und Nahrung gewährt haben, können zwar des Mieters Habe pfänden und versteigern lassen, aber von dem Erlös erhalten sie nichts; der wird an das Gericht abgeliefert und ist von dem Gericht dem Vermieter sofort zu zahlen, soweit der Mietzins rückständig ist; soweit er noch nicht fällig ist, bleibt der Erlös beim Gericht liegen, um den Vermieter wegen der etwa später noch entstehenden Ansprüche auf Mietzins zu sichern. Stehen gar Vermieter und Mieter mit einander im Bunde, so macht der Vermieter seinen Anspruch, vor andern befriedigt zu werden, geradezu nur im Interesse des Mieters geltend. Denn die Erfahrung lehrt, daß der Gläubiger von der Versteigerung absieht und die Pfändung aufhebt, wenn er sich vergegenwärtigt, daß der Erlös doch keinesfalls an ihn, den pfändenden Gläubiger, sondern nur an den Vermieter fällt. Das Eintreten des Vermieters hat also praktisch den Erfolg, daß die Pfändung aufgehoben wird, als ob sie gar nicht erfolgt wäre, sodaß sich der böswillige Schuldner die Befriedigung seiner Gläubiger einfach erspart, indem er den Vermieter veranlaßt, dem Gläubiger anzuzeigen, daß eine Versteigerung keinen Erfolg für ihn haben würde.

Vergeblich sucht man in den Motiven des Entwurfs zum bürgerlichen Gesetzbuch nach einer Begründung für ein so schwerwiegendes Vorrecht des Vermieters; sie verweisen lediglich auf das bestehende Recht, das diese Satzung enthalte, sodaß eine Forterbung auf die künftigen Geschlechter angemessen sei.

Aber schlimmer noch als die Benachteiligung einzelner Gläubiger ist die Wirkung dieses Vorrechts für die Allgemeinheit. Denn da der Vermieter regelmäßig der Hauseigentümer ist, so ist sein Vorrecht eben ein Vorrecht des Besitzenden. Die Handwerker, die durch ihre Arbeit den Lebensunterhalt des Mieters besorgt haben, werden es niemals begreiflich finden können, warum eine aus einer nichtproduktiven Leistung eines reichen Hauswirts hervorgegangne Forderung den Vorzug vor andern Ansprüchen haben soll. Es handelt sich hier nicht um eine unberechtigte Begehrlichkeit der Besitzlosen, sondern um das niederdrückende Bewußtsein, daß der Besitzende als solcher ein Vorrecht vor den Besitzlosen genießt. Und noch in andrer Richtung hat dieses Vorrecht einen ungünstigen Einfluß: die wirtschaftliche Selbständigmachung von Leuten, die zu schwach sind, wirtschaftlich selbständig zu sein. Dem „jungen Anfänger," der sich trotz ungenügender Mittel und mangelhafter Kenntnisse entschließt,

sich selbständig zu machen, wird die Ausführung dieses Entschlusses nicht schwer; mit Leichtigkeit gelingt es ihm, ein Obdach und oft recht stattliche Lagerräume zu mieten. Der Vermieter sieht zwar mit Sicherheit voraus, daß die höchst leichtfertig begonnene wirtschaftliche Selbständigkeit des Mieters nicht von langer Dauer sein wird, daß sie gegenüber der drückenden Konkurrenz kaum die Mietperiode ausdauern wird, aber das hindert ihn nicht, an den jungen Anfänger zu vermieten. Steht ihm doch an dem zusammengeborgten Lager wie an der übrigen Habe des Mieters das Pfandrecht zu, und dies Warenlager nebst der sonstigen Habe ist ja immer hinreichend, den Mietzins zu decken; selbst beim Konkurs des Mieters äußert dieses Pfandrecht seine Wirkung zu Gunsten des Vermieters. Auf jeden Fall wird auch der Mietzins schon im voraus recht hoch gegriffen; der junge Anfänger zahlt eine Miete, die der redliche und strebsame Geschäftsmann unmöglich bewilligen kann. So wirkt jenes Vorrecht des Vermieters auch schädigend auf die allgemeinen Kreditverhältnisse.

Der junge Anfänger, der sich so leichtsinnig wirtschaftlich selbständig macht, ist freilich nach seinen Begriffen gar nicht so leichtsinnig. Zwar muß er die nahe liegende Erwägung anstellen, daß es bei seinem Mangel an Betriebskapital und bei seinen mangelhaften Kenntnissen oder auch infolge der ungünstigen wirtschaftlichen Verhältnisse und der übermäßigen Konkurrenz schwer halten wird, sich die kühn unternommne wirtschaftliche Selbständigkeit zu erhalten. Aber das ist ja nicht schlimm; er stellt dann eben seine Zahlungen ein. Daraus folgt nicht, daß sich seine Gläubiger nun haufenweise auf ihn stürzen, seine Habe durch den Gerichtsvollzieher plündern, einer alles bekommen und die andern leer ausgehen werden und er lebenslänglich Schuldner der geschädigten Gläubiger bleibt. Nein, der Staat hat ein Verfahren geschaffen, wodurch er es den Besitzenden und ganz besonders dem Teil, der sich Kaufmann nennt, ermöglicht, sich ihren Besitz, mag er nun ein wahrer Besitz oder nur ein Scheinbesitz gewesen sein, zu erhalten und nicht in die Klasse der Besitzlosen herunterzusinken. Dieses Hilfsmittel ist das Konkursverfahren. Der Staat nimmt hier dem, der seine Zahlungen eingestellt hat, die Sorge für die Befriedigung der Gläubiger, die Last der Verwaltung des zu diesem Zweck nicht zureichenden Vermögens ab und überträgt sie einem besondern Verwalter. Während dieses Verfahrens ist der „Gemeinschuldner" vor dem Gerichtsvollzieher geschützt, auch der Not und dem Hunger durchaus nicht ausgesetzt; im Gegenteil, es wird ihm gewöhnlich aus dem zur Befriedigung der Gläubiger nicht zureichenden Vermögen ein zu seinem und seiner Angehörigen Unterhalt ausreichender Betrag von täglich etwa fünf bis acht Mark ausgezahlt, also mehr als ein strebsamer Handwerker im günstigsten Fall täglich verdienen kann. Inzwischen haben der Verwalter und das Gericht die Gläubiger zu ermitteln, und der Verwalter hat das Vermögen des Schuldners zur gleichmäßigen Be-

friedigung der ermittelten Gläubiger zu verwenden. Selbstverständlich würde dieses bei einer „Ausschüttung der Masse" nicht annähernd hinreichen, die Forderungen der Gläubiger vollständig zu befriedigen. Aber das ist auch gar nicht nötig; denn der Schuldner, der im Fall seiner Zahlungsunfähigkeit in die angenehme Lage kommt, die Eröffnung des Konkurses zu verlangen, hat ein ganz eigentümliches Vorrecht: er kann seine Gläubiger zwingen, ihm einen Teil ihrer Forderungen zu schenken, ihm einen Teil seiner Schulden zu erlassen. Das Gesetz bestimmt nämlich, daß, wenn die Mehrzahl der Gläubiger dem Schuldner den Erlaß eines Teiles seiner Schulden gewährt und die Forderungen dieser Mehrzahl zwei Drittel der ganzen Schuldenmasse ausmachen, die Minderzahl verpflichtet ist, dem Schuldner die gleiche Schenkung zu machen. Wenn also z. B. im Konkurs neunzehn Gläubiger mit 90000 Mark angemeldet und anerkannt („festgestellt") sind und zehn, deren Forderungen zusammen 61000 Mark ausmachen, übereinkommen, dem Schuldner neunzig Prozent ihrer Forderungen zu erlassen, also neun Zehntel seiner Schulden zu schenken, so sind die übrigen neun Gläubiger mit ihren 29000 Mark von Rechts wegen verpflichtet, dem Schuldner die gleiche Schenkung zu machen, mag er ihrer auch noch so unwürdig sein. Um die die Minderheit zwingende Mehrzahl zu erreichen, trägt natürlich die Ehefrau mit dem ihr zustehenden Anspruch auf Rückgabe des ihr in die Ehe gebrachten baren Vermögens bei; dazu kommen dann die Eltern und Schwiegereltern mit ihren durch Schuldscheine und die Geschäftsbücher erwiesenen „Darlehnsforderungen" (in Wahrheit vorausbezahlten Erbteilen), ferner die von diesen Angehörigen wirtschaftlich abhängigen Gläubiger, einige Geschäftsfreunde des Gemeinschuldners, die den Erlaß bewilligen in der Hoffnung, durch spätere Geschäftsverbindung den Verlust auszugleichen. Forderungen solcher Gläubiger, die zum Erlaß keine Neigung haben, werden aufgekauft: kurz es ist durchaus kein Kunststück, die zum „Zwangsvergleich" erforderliche Mehrheit zusammenzubringen. Zwar bedarf der Zwangsvergleich der gerichtlichen Bestätigung, und diese muß versagt werden, wenn der Vergleich auf „unlautere" Weise zustande gekommen ist; aber das Gericht erfährt regelmäßig nichts von den vorgekommnen Unlauterkeiten. Nach der in dem diesjährigen Preußischen Justizministerialblatt, Seite 181, enthaltnen Zusammenstellung sind von 3462 im vorigen Jahre beendigten Konkursen genau 1073, also etwa der dritte Teil durch Zwangsvergleich beendigt worden, d. h. in einem Drittel aller Fälle, wo die eingetretne Zahlungsunfähigkeit des Schuldners die Eröffnung des Konkursverfahrens zur Folge hatte, wird dem Schuldner die wirtschaftliche Selbständigkeit erhalten dadurch, daß unter Mitwirkung des Gerichts ein gesetzlicher Zwang auf die Gläubiger ausgeübt wird, dem Schuldner seine Verbindlichkeiten teilweise und oft in recht hohen Beträgen zu erlassen.

Vergeblich fragt man nach den Gründen, die den Gesetzgeber veranlaßt

haben, eine so außergewöhnliche Begünstigung solcher Schuldner herbeizuführen, über deren Vermögen Konkurs eröffnet worden ist. Denn die Bemerkung in den amtlichen Motiven zur Konkursordnung: der Grund der Einführung des Zwangsvergleichs sei der, daß man die wirtschaftliche Existenz des Schuldners nicht der Willkür jedes einzelnen Gläubigers überlassen könne, träfe ja mit viel größerm Recht bei einer ganzen Reihe andrer Schuldner zu, und nicht bloß bei solchen, über deren Vermögen der Konkurs eröffnet ist. Zwar ist von der Gesetzgebung niemand so zurückgesetzt, daß nicht über sein Vermögen auf seinen oder seiner Gläubiger Antrag der Konkurs eröffnet werden könnte, aber das Gesetz bestimmt weiter, daß der Antrag auf Eröffnung des Konkurses zurückzuweisen ist, wenn nicht eine zur Deckung der Kosten des Verfahrens genügende Masse vorhanden ist, und die Gerichte pflegen daher Anträge auf Konkurseröffnung zurückzuweisen, sobald ersichtlich ist, daß das Aktivvermögen des Schuldners nicht wenigstens tausend Mark beträgt. Jedenfalls ist es hiernach ausgeschlossen, daß der Besitzlose, der seinen geringfügigen Zahlungsverpflichtungen vorübergehend oder dauernd nachzukommen außer stande ist, der Wohlthat des Konkurses und des Zwangsvergleichs genießt. Man hat daher wohl noch niemals gehört, daß über das Vermögen eines Arbeiters oder eines Handwerksmeisters von rein handwerksmäßigem Betriebe, auch noch niemals, daß über das Vermögen eines Bauern der Konkurs eröffnet worden sei. Denn der Kredit des Bauern ist gewöhnlich verbunden mit hypothekarischer Verpfändung des Grundstücks; dies nebst dem Wirtschaftsinventar dient zur abgesonderten Befriedigung der Hypothekengläubiger, die von ihrer Forderung keinen Pfennig abzulassen brauchen, sondern zur Befriedigung des kleinsten Forderungsbetrags die Subhastation des Grundstücks betreiben können. Da das Vermögen des Bauern aber erfahrungsgemäß nur in dem Grundstück nebst dem Wirtschaftsinventar besteht, beides aber zur Befriedigung der Hypothekengläubiger dient, so ist keine zur Eröffnung des Konkurses hinreichende Masse vorhanden, und der Bauer, der in Zahlungsstockung gerät, kann der Wohlthat, von Rechts wegen seine Wechsel- und Geschäftsgläubiger durch Zwangsvergleich um einen Teil ihrer Forderungen zu bringen, ebenso wenig teilhaftig werden wie der Arbeiter oder der Handwerker. Thatsächlich ist also das Konkursverfahren und namentlich der Zwangsvergleich eine durch nichts begründete Bevorzugung der Besitzenden, die man als Kaufleute bezeichnet, wie denn unter fünfhundert Konkursen kaum einer ist, wo der Gemeinschuldner nicht Kaufmann wäre (hierher gehören auch die Gutsbesitzer und Handwerker, die ihren Beruf in kaufmännischer Weise betreiben).

Die schlimmen Folgen dieses unbegründeten Vorrechts sind zur Genüge bekannt. Es ist geradezu ein Anreiz für unfertige Leute, sich wirtschaftlich selbständig zu machen. Gelingt es nicht, sich die Selbständigkeit zu erhalten, so stellt man seine Zahlungen ein und akkordirt im Konkurse mit den Gläu-

bigern, d. h. man hat Jahre hindurch auf Kosten seiner Gläubiger angenehm gelebt und wird mit dem Akkord die Hälfte der Schulden oder einen noch größern Teil los. Und dabei beschränkt das Gesetz das Vorrecht des Zwangsvergleichs nicht etwa auf eine einmalige Anwendung, nein, nach der gegenwärtigen Gesetzgebung kann der einzelne grundsätzlich unzählige male im Konkurs akkordiren. Es kommt vor, daß derselbe Gemeinschuldner im Laufe von zehn Jahren dreimal Konkurs anmeldet und ihn jedesmal durch den berüchtigten Zwangsvergleich beendigt. Zum Schaden der reellen Geschäftswelt! Denn während der ehrliche Geschäftsmann wägt und wieder wägt, spart und arbeitet, um nur ja allen seinen Verpflichtungen gerecht werden zu können, lebt der minder gewissenhafte angenehm und sorglos, in dem beruhigenden Bewußtsein, durch eine „gute Pleite" seine zerrütteten Verhältnisse jederzeit wieder ordnen zu können.

Wie wird aber erst dem Besitzlosen zu Mute bei der Erwägung solcher Verhältnisse! Über sein Vermögen kann kein Konkurs eröffnet werden; kann er seinen Zahlungsverpflichtungen nicht nachkommen, so fällt der Gerichtsvollzieher über ihn her, und da die geringe Habe nicht zur Befriedigung sämtlicher Gläubiger hinreicht, so bleibt er der Schuldner aller seiner Gläubiger sein Leben lang. Selbst durch Zahlungsfrist wäre dem Arbeiter, dem Handwerker, dem Bauern die Möglichkeit gegeben, sich wirtschaftlich zu erhalten. In frühern Zeiten kannte die Gesetzgebung die Einrichtung sogenannter Moratorien, d. h. das Gericht war unter gewissen Voraussetzungen berechtigt, dem zur Zahlung Verurteilten eine Frist zuzuerkennen, innerhalb deren er, ohne wirtschaftlich vernichtet zu werden, dem Gläubiger die Zahlung zu leisten hatte. Die Einrichtung dieser Moratorien kam jedem verurteilten Schuldner, sowohl dem Besitzenden als auch dem Besitzlosen, zu gute und hatte daher manches für sich. Aber sie ist abgeschafft worden, abgesehen von andern Gründen auch deshalb, weil es eine Willkür sei, den Gläubiger zu zwingen, bei Ausübung seines Rechts auf die wirtschaftlichen Verhältnisse seines Schuldners Rücksicht zu nehmen. Daneben aber hat man die aus dem französischen Recht übernommene Einrichtung des Zwangsvergleichs im Konkurs beibehalten, durch die man einen großen Teil der Gläubiger zwingt, dem Schuldner, der in der angenehmen Lage ist, über sein Vermögen den Konkurs eröffnet zu sehen, eine Schenkung zu machen. Ein solcher Zwang ist geradezu eine gesetzliche Vermögenskonfiskation, ein Eingriff in den verfassungsmäßig gewährleisteten Schutz des Eigentums. So wie es der Staat andern Schuldnern überläßt, mit ihren Gläubigern einig zu werden, so müßte es der Staat auch den Schuldnern, über deren Vermögen Konkurs eröffnet ist, überlassen, wie sie sich mit ihren Gläubigern auseinandersetzen wollen. Daß das Gericht hier zur Erreichung eines Vergleichs mitwirkt, und das Gesetz gar einen Zwang auf die Gläubiger ausübt, um die wirtschaftliche Erhaltung des Schuldners

zu erreichen, ist eine ungerechtfertigte Begünstigung einzelner. Die schädlichen Folgen davon haben denn auch im Reichstage zu dem Antrag Anlaß gegeben, das Zwangsvergleichsverfahren an erschwerende Voraussetzungen zu knüpfen. Aber die gänzliche Beseitigung dieses Verfahrens würde der Gerechtigkeit am meisten entsprechen.

Freiburg i. B. Dr. Eugen Josef

Wandlungen des Ich im Zeitenstrome

8. Das Jahr 1870

(Schluß)

Weiterhin bemerkte dann Lämmer noch in demselben Schreiben, ich könnte mich dem Widerruf der Striegauer anschließen, aber das genüge nicht; ich müßte außerdem noch dies und das hinzufügen. Darauf schrieb ich am 7. Mai ans Amt:

Durch gütige Benachrichtigung des Herrn Kanonikus Professor Dr. Lämmer veranlaßt, lege Einem u. s. w. ich folgende Erklärung zur Einrückung in die Schlesische Zeitung gehorsamst vor:

„In meiner Erklärung vom 22. April hat mir die Absicht einer Übertretung der Fürstbischöflichen Verordnungen vom 12. Dezember 1861 und vom 8. Januar 1865 fern gelegen; ich bedaure den durch meine Meinungsäußerung gegebnen Anstoß und anerkenne es im Sinne des [infolge meiner Erklärung erlassenen] hochamtlichen Zirkulars vom 27. April c. als meine Pflicht, die Entscheidungen des unter dem Beistand des heiligen Geistes versammelten Konzils ehrfurchtsvoll abzuwarten. Wenn jemand in meiner Meinungsäußerung eine Irreverenz gegen den Nachfolger des heiligen Petrus gefunden hat, so versichere ich, daß diese Deutung gegen meinen Willen ist; an den Sätzen der katholischen professio fidei halte ich fest, und daß mein Urteil über gewisse in einzelnen Syllabussätzen hervortretende Anschauungen für andre nicht maßgebend ist, versteht sich von selbst. Im übrigen verwerfe ich, was die Kirche verwirft, glaube ich, was die Kirche glaubt, und lehre ich, was die Kirche lehrt."

Herr Dr. Lämmer heißt mich noch das Geständnis hinzufügen, daß ich Dogmen und kirchenpolitische Fragen vermengt hätte. Das kann ich unmöglich anerkennen. Eben gegen die in solcher Vermengung liegende Gefahr glaubte ich mich erheben zu müssen. Möchten die kirchenpolitischen Fragen doch immerhin in Rom gelöst werden, wie sie wollen, wenn nur die Lösung nicht als Dogma proklamirt wird, wie das in den Konzilsvorlagen und im Syllabus zu geschehen scheint.

Ich bin ein friedlicher Mensch, der nichts andres wünscht, als in stiller Verborgenheit und in positiver Thätigkeit Gott und dem Nächsten zu dienen. Ein u. s. w. Amt bitte ich recht inständig, mich recht bald aus meiner peinlichen Lage zu befreien, ohne mir Unmögliches zuzumuten. Jasagen, wo mein ganzes Innere ein vernehmliches „nein" schreit, kann ich nicht. Ich komme ja mit keinem

Glaubenssatze in Konflikt. Ich kann ja fünfzig Jahre lang in einer schlichten Gemeinde wirken, ohne die bewußten subtilen Themata auch nur einmal zu berühren. Möge Ein u. s. w. nicht im neunzehnten Jahrhundert die geistigen Inquisitionsmartern erneuern wollen.

Einige Tage darauf kam folgendes, Rom den 7. Mai datirtes Schreiben des Fürstbischofs an; es war nicht durch den Sekretär gegangen, sondern einschließlich der Adresse vom Verfasser eigenhändig geschrieben.

Lieber Herr Kaplan!

Schon vor einigen Tagen hat mir der Herr Generalvikar die Erklärung mitgeteilt, mit der Sie in der Schlesischen Zeitung eine Provokation der Hausblätter in Betreff der Infallibilität des Papstes beantwortet haben, und gestern ist mir Ihr Schreiben vom 2. d. M. zugegangen, das mir den ganzen Hergang dieser Angelegenheit ausführlich und rückhaltlos darlegt.

Bedrückt von schwerem Kummer über die Erscheinungen, die sich gegenwärtig in der Kirche kundgeben, und über das, was daraus in nächster Zukunft sich entwickeln wird, erfüllt von bangen Sorgen um meine teure Diözese und die Aufregung [sic!], die dort mit jedem Tage zu wachsen scheint, und gebeugt von körperlichen Leiden, die in Rom sich nicht gemindert, sondern gesteigert haben, mußte der Schmerz über Ihr Benehmen für mich um so fühlbarer sein.

Es handelt sich in Ihrer Sache nicht sowohl darum, welche Ansicht Sie über die Unfehlbarkeit des Papstes haben, denn die Meinung darüber ist zur Stunde in der Kirche noch frei. Es handelt sich auch nicht darum, ob Sie Ihre Anschauungen mit den Sätzen und Lehren in Übereinstimmung gebracht haben, welche der heilige Vater vor fünf Jahren den falschen Ideen der gegenwärtigen Zeit entgegenzustellen für notwendig erachtet hat, denn diese Sätze und Lehren sind noch keine Dogmen. Aber es handelt sich darum, ob es einem Priester zusteht und gestattet sei: mit gänzlicher Beseitigung aller Ehrfurcht und Pietät gegen das Oberhaupt der Kirche das — was von Hochdemselben [das „Hoch" ist nachträglich eingeflickt worden] jetzt dem Konzil zur Entscheidung vorgelegt und das was früher in dem Syllabus ausgesprochen worden ist — der Welt als vernunftwidrig und verachtungswürdig, oder wie Sie sich ausdrücken: als mit der Vernunft, dem Evangelium, der Kirchenverfassung und den Anschauungen der Väter im schneidendsten Widerspruche stehend — zu bezeichnen. Kein besonnener Katholik, auch kein billiger [so!] Protestant wird Ihr Benehmen rechtfertigen oder auch nur entschuldigen, und der Geistlichen Behörde daraus einen Vorwurf machen wollen, daß sie solchen Ausschreitungen gegenüber eintritt, mahnt, warnt und, wo das vergeblich ist, straft. Wohin auch sollte es mit der kirchlichen Ordnung noch kommen, wenn so beklagenswerte Schritte ungerügt und ungeahndet bleiben [so!]. Von allem, was Übles in der Kirche geschehen kann, ist das Übelste und Gefährlichste die hochmütige Auflehnung wider die von Gott gesetzten Gewalten.

Dennoch ist es nicht so sehr die Besorgnis vor den traurigen Folgen, die Ihr Benehmen hervorrufen wird und schon hervorgerufen hat — die Kirche in meiner Diözese hat schon viel ertragen und überwunden, sie wird auch diese Folgen ertragen und überwinden; es ist vielmehr die väterliche Liebe, mit der ich alle meine Priester und Mitarbeiter im Weinberge des Herrn umfasse, und die treue Sorgfalt um ihr Seelenheil, die mich drängt, Sie aus väterlichem Herzen zu bitten und zu ermahnen [folgen noch anderthalb Seiten Ermahnungen].

Man erkennt aus diesem Schreiben deutlich den Standpunkt, den ich bereits gezeichnet habe. Sehr interessant ist die Wendung: „Die Meinung darüber (über die Unfehlbarkeit) ist zur Stunde in der Kirche noch frei.“ Sie beruht auf der Anschauung, die damals viel erörtert wurde, daß es in dem uferlosen und meistens sehr stürmischen Meere philosophischer und theologischer Meinungen einen fest umschriebnen Kreis, gewissermaßen einen ruhigen Hafen erklärter Dogmen gebe, über die nicht mehr gestritten werden dürfe, und daß im Laufe der Zeit dieser Kreis immer weiter ausgedehnt und eine immer größere Anzahl von Zweifeln gelöst, von Gegenständen dem Streite entrückt werde. Man beruft sich dafür auf die Verheißung Christi im 14. und 16. Kapitel des Johannisevangeliums, daß der Tröster, der heilige Geist, die Kirche — denn an diese seien die zu den Aposteln gesprochnen Worte gerichtet — alle Wahrheit lehren werde. In der That ist ja nun auch das theologische Leben in der katholischen Kirche so verlaufen, daß Konzilien und Päpste zwischen den streitenden Theologen geschlichtet und immer die eine von zwei entgegengesetzten Meinungen dogmatisirt, die andre für Irrtum erklärt und so das Gebiet der freien Meinungen immer mehr eingeschränkt haben, sodaß heutzutage die katholische Theologie einem ruhigen Hafen gleicht, während die protestantische das nicht umfriedete stürmische Meer darstellt. Der Verlauf gleicht auf ein Haar dem der Ausbildung des modernen Staats, der immer mehr Lebensgebiete in seinen Bereich zieht, immer mehr Handlungen verbietet und so den Bereich des Erlaubten, der Freiheit immer mehr einschränkt. Aber sich äußerlichen, auch noch so harten Freiheitsbeschränkungen geduldig oder murrend zu fügen, das ist, wenn auch nicht angenehm, so doch wenigstens möglich; dagegen ist es für den an selbständiges Denken gewöhnten ein Ding der Unmöglichkeit, einen Satz, den er bisher für falsch gehalten hat, ohne Beweis und bloß auf Kommando von einem bestimmten Tage ab für wahr zu halten. Glaubensmeinungen, in denen man aufgewachsen ist, werden einem nicht so leicht zweifelhaft, aber soll man plötzlich ein neues Dogma annehmen, noch dazu eins, das einem zuwider ist, so fühlt man sich zur Prüfung des ganzen Glaubenssystems herausgefordert. Und jeder weitere Ausbau eines Glaubenssystems durch Einfügung neuer Dogmen*) macht seine Annahme schwieriger. Gegen den Satz, daß Christus ein Erlöser sei, wird ein Mensch, der das Christentum kennen gelernt hat, nicht leicht etwas einzuwenden haben, denn es giebt vieles im Neuen Testament und in der Kirche, was wohlthätig und erlösend wirkt, und so darf man ohne Zweifel den einen Erlöser nennen, von dem diese Wirkungen ausgehen. Aber sobald man anfängt, den Begriff der Erlösung, sei es auf katholische, sei es auf protestantische Weise, etwa als

*) Es ist nur Ausrede, wenn gesagt wird, es würden ja nicht neue Dogmen gemacht, sondern nur alte Meinungen oder logische Folgerungen aus anerkannten Dogmen dogmatisirt; als Dogmen sind sie eben neu.

Sühne für unsre Sünden und Erwirkung der Sündenvergebung, genauer zu bestimmen, erheben sich eine Menge von Schwierigkeiten: bald fühlt sich der Verstand, bald das Herz gedrängt, Einspruch zu erheben. So geht es bei allen andern Dogmen. Beim Unfehlbarkeitsdogma aber erhob sich, abgesehen von einer Fülle entgegenstehender geschichtlicher Erinnerungen, noch eine ganz besondre Schwierigkeit. Daß die ursprünglichen Dogmen im Laufe der Zeit ihren Inhalt immer reicher entfalteten, indem Folgerungen daraus gezogen wurden, war ein natürlicher und unabwendbarer Prozeß, gegen den an sich, wenn nur das leidige Dogmatisiren unterbliebe, nichts einzuwenden wäre. So kann es gar nicht fehlen, daß, wenn man Gott als das vollkommenste Wesen definirt hat, aus diesem Begriff eine ausführliche Lehre von den Eigenschaften Gottes herausgesponnen wird. Aber die päpstliche Unfehlbarkeit hätte, wenn sie einen wesentlichen Bestandteil des christlichen Glaubens bildete, nicht erst als Folgerung in spätern Jahrhunderten herausgesponnen, sondern als Grundwahrheit, aus der die Lehre von der Kirchenverfassung herauszuspinnen gewesen wäre, gleich anfangs verkündigt werden müssen. Damit wäre den Glaubensstreitigkeiten, die zwar der Geschichtsphilosoph als Lebensäußerungen des denkenden Geistes für notwendig, der fromme Gläubige aber als Seelenverderb für ein großes Übel hält, von vornherein vorgebeugt worden. Übrigens entspricht die Entwicklung der katholischen Kirche noch in einer zweiten Beziehung durchaus der des modernen Großstaats. Pius, der sich von einem Konzil die Unfehlbarkeit beilegen ließ, um alle Erschütterungen der Kirche durch konziliare und nichtkonziliare Streitigkeiten für alle Zukunft unmöglich zu machen, verfuhr genau so wie die Staatsoberhäupter, die darnach streben, sich von den verfassungsmäßigen Volksvertretungen immer größere Vollmachten bewilligen zu lassen und so die Parlamente nach und nach zu bloßen Statistenversammlungen herabzudrücken oder ganz zu beseitigen.

So hatten mich zwar des Bischofs gegen Schluß des Briefes immer herzlicher werdenden Worte tief bewegt und bereitwillig gemacht, ihm, mir und meiner Mutter eine Freude zu bereiten, gleichzeitig aber — eben durch jene Wendung, aus der man zugleich herauslesen konnte, wie sehr er selbst die drohende Beschränkung der innern Freiheit fürchtete — einen neuen Anstoß gegeben, das Unvernünftige und Widersprechende im Kirchenwesen zu untersuchen. Das machte sich jedoch erst später geltend. Zunächst ward ich ganz und gar von den Ereignissen des Tages in Anspruch genommen. Am 11. Mai kam die Antwort auf mein letztes Schreiben ans Amt. Sie lautete:

Euer Ehrwürden werden sich bei reiflicher und ruhiger Überlegung nicht verhehlen können, daß die uns mittelst Ihres Schreibens vom 7. d. Mts. unterbreitete und zur Insertion in die Schlesische Zeitung bestimmte Erklärung von uns, als zur Behebung und Sühnung des durch Ihr erstes Inserat in derselben Zeitung vom 27. April cr. gegebnen Anstoßes, als ausreichend nicht erachtet werden

kann, da dieselbe eine ausdrückliche Zurücknahme der in letzterer ausgesprochnen Verurteilung der höchsten kirchlichen Autorität, von welcher die Encyklika und der derselben beigegebne Syllabus erlassen worden ist, nicht enthält. Eine solche positive Zurücknahme allein ist imstande, die durch Ihren beklagenswerten Schritt unter den Gläubigen hervorgerufne Aufregung zu beruhigen und das Vertrauen in Ihre rückhaltlose Unterwerfung unter die von Gott gesetzte kirchliche Autorität wieder herzustellen. Wenn wir auch gern von allen weitern für Sie unliebsamen Maßregeln, zu denen freilich Ihre gegen uns beobachtete Haltung, namentlich der Tenor Ihres in unsern Akten befindlichen Protestes Veranlassung geben könnte, absehen und uns mit der mildesten Form der Ahndung desselben, durch Ihre Versetzung von Liegnitz an eine der dortigen entsprechende Stelle begnügen wollen, so müssen wir doch, ehe wir die über Sie verhängte Zensur aufheben und Ihre vollständige Rehabilitation eintreten lassen können, die Veröffentlichung nachstehend formulirter Erklärung in der Schlesischen Zeitung Ihnen zur Pflicht machen:

„Ich nehme meine in der Schlesischen Zeitung vom 24. April cr. veröffentlichte Erklärung zurück, bedaure den dadurch gegebnen Anstoß, anerkenne die Entscheidungen des unter dem Beistande des heiligen Geistes versammelten Konzils, verwerfe, was die Kirche verwirft, und glaube und lehre, was die Kirche glaubt und lehrt."

Wir sehen im Vertrauen auf Ihre stets bewährte treu gewissenhafte priesterliche Haltung und Ihren Eifer im Dienste des Herrn und seiner Kirche zuversichtlich Ihrer Entschließung entgegen und bitten Gott, Ihnen seinen Gnadenbeistand zu derselben zu gewähren.

Fürstbischöfliches Generalvikariatamt.
Neukirch.

Nun machte ich kurzen Prozeß. Ich schickte an die Schlesische Zeitung eine Erklärung, worin ich sagte, daß ich den gegebnen Anstoß bedauerte und mich den Entscheidungen „eines" ökumenischen Konzils unterwerfe. Die Erklärung enthielt noch weniger, als ich freiwillig angeboten hatte. Gleichzeitig schickte ich dem Geistlichen Amt eine Abschrift und erklärte: Macht, was ihr wollt, mehr kann ich nicht! Dieses Schreiben und die Erklärung, die von der Schlesischen Zeitung natürlich aufgenommen wurde, finde ich nicht mehr. Doch habe ich noch einen Brief von Reinkens vom 15. Mai, worin es heißt: „Die Erklärung in der Schlesischen Zeitung habe ich gelesen. Natürlich wird sie von verschiednen Seiten als Widerruf aufgefaßt; darauf müssen Sie aber, meine ich, nun schweigen. Die Erklärung ist vorsichtiger und mit der Überzeugung verträglicher als die Striegauer. Abgesehen von dem Zugeständnis, daß Sie Anstoß gegeben, das ich nicht gemacht hätte, billige ich sie nach Form und Inhalt." Weiterhin spricht er die Vermutung aus, Förster möge wohl zugleich mit dem Briefe an mich einen an das Amt abgeschickt und ihm Milde anempfohlen haben.

An demselben Tage, wo Reinkens diesen Brief abschickte, Sonntag den 15. Mai früh, erhielt ich das amtliche Schreiben, das die verhängte Suspension aufhob, und ein Dekret, wodurch ich nach Grüssau versetzt wurde. Ich eilte

in die Kirche, um mich im Beichtstuhle von der Zensur lossprechen zu lassen, dann Messe zu lesen und noch einige Beichtleute abzufertigen.

Von verschiednen Seiten wurde die Ansicht ausgesprochen, mein Auftreten sei die Wirkung einer persönlichen Verstimmung gewesen, zu der ich mehrfachen Anlaß gehabt hätte. In der That war ich im letzten Jahre meines Liegnitzer Aufenthalts nicht zum besten aufgelegt. Zwar daß ich die Liegnitzer Pfarrei nicht bekommen würde, weil ich meiner Schwerhörigkeit wegen den damit verbundnen Repräsentationspflichten nicht gehörig gerecht werden konnte, hatte ich voraus gewußt. Ich wollte gar nicht darum einkommen und entschloß mich nur dazu, weil man mir gesagt hatte, es sei das nötig, damit ich mir die nächste Vakanz sicherte. Aber angenehm war es ja nicht, ein zweitesmal, und diesmal nach mehr als anderthalbjähriger Administration, in die Kaplanstelle mit 420 Thalern Gehalt zurückzutreten, besonders da die Ursache der Nichtbeförderung mich auch wegen meiner Zukunft besorgt machen mußte. Schon vorher wäre ich beinahe Schulrat geworden. Der Abteilungsdirigent, Oberregierungsrat v. P., kam nach dem Tode des Schulrats B. zu mir und bat mich, einstweilen die Vertretung zu übernehmen. In der Unterredung darüber bemerkte er meine Schwerhörigkeit, und damit war denn zugleich auch schon über die Pfarre entschieden.

Ferner hatten mir die Administrationsrechnungen und die Rechnungslegung über die Schw.sche Erbschaftsregulirung viel Ärgernis bereitet. Ich nahm alles, was die Kirche lehrt, ganz ernsthaft, so auch den Preis der Wohlthätigkeit und Barmherzigkeit, die Warnung vor allem Geiz und die Verdammung des ungerechten Mammons, sowie die lieben Heiligen der Legende und des Breviers, die einem doch nicht zum Zeitvertreib, sondern als Vorbilder vor Augen gestellt werden. Und zum Meister in der Verwaltungs- und Finanzkunst erwählte ich mir den heiligen Johannes, genannt Eleemosynarius, einen Patriarchen von Alexandrien, der auf dem Sterbebette seinen Klerus zusammenrief und sagte: Bei meinem Amtsantritt fand ich ein paar Millionen im Kirchenschatz, jetzt aber ist, Gott sei Dank, kein Pfennig mehr drin; ich habe alles weggeschenkt. Nun ist dieser Heilige aber unglücklicherweise nicht der Patron der Kalkulatoren, auch nicht der bei geistlichen Ämtern angestellten und scheint überhaupt in den maßgebenden Kreisen der Kirche niemals in sonderlichem Ansehn gestanden zu haben, wie hätten sonst die Kirchen so reich werden können! Bei solchem Zwiespalt zwischen der kalkulatorischen und meiner evangelisch-apostolischen Auffassung des Geldwesens konnten Konflikte nicht ausbleiben. Nicht etwa daß ich mich am Kirchenvermögen vergriffen hätte; nur für nützliche Verwendung der von meinen Vorgängern erzielten Überschüsse habe ich gesorgt. (Alte Leute sind häufig nicht allein für sich, sondern auch als Kassenverwalter geizig und lassen lieber einen ganzen Dachstuhl verfaulen, als daß sie zu rechter Zeit ein paar Thaler für

Ziegel ausgeben, ihn zu flicken.) Aber in Beziehung auf das Pfarreinkommen war ich der Ansicht, daß es auch während einer Vakanz zunächst für die Geistlichkeit und die Gemeinde da sei, und die bischöflichen Kassen sich mit dem zu begnügen hätten, was wirklich übrig bleibt. Diese Kassen zu bereichern, war ich um so weniger gesonnen, als ich mich folgenden Ausspruchs eines Vikariatsamtsrats (nicht Knoblichs, sondern eines ältern) erinnerte: Ich begreife nicht, wozu der Bischof das viele Geld zusammenscharrt; alle Kassen sind zum Platzen gefüllt, und es ist keine Verwendung dafür. Das Ende vom Liede wird sein, daß einmal der Staat kommt und den ganzen Mammon einsackt. Ich machte daher Ausgaben, die dann von der Kalkulatur gestrichen wurden. In Liegnitz sollte ich auch noch Mindereinnahmen decken. Ein Teil des Pfarreinkommens bestand in Dezem von umliegenden (protestantischen) Gütern. Statt des Getreides wurde Geld gezahlt, und zwar nach dem Marktpreise. Ich hatte gerade zu der Zeit, wo die Wirtschaftsinspektoren mit ihrer Dezem-Entschädigung kamen, einen kranken Lehrer zu vertreten und steckte den ganzen Morgen in der Schule. Jedesmal verdrießlich über die Störung, machte ich das Geschäft so kurz wie möglich ab, würde wohl aber auch, wenn ich mir mehr Zeit genommen hätte, kaum auf den Gedanken gekommen sein, das Angebot zu prüfen und mehr zu verlangen. Daß das Angebot zu niedrig sei, konnte ich allerdings aus der Form schließen, in der es gewöhnlich gemacht wurde: Ich werde Ihnen so und so viel geben, sind Sie da zufrieden? — Warum sollte ich nicht zufrieden sein? Protestantischen Gutsbesitzern Geld abzupressen, um irgend eine mir gleichgiltige Breslauer Kasse zu füllen, das konnte mir doch nicht einfallen. Etwa ein Jahr darauf kamen die Monita zu meiner Administrationsrechnung, und da hieß es: Am x Oktober 1868 hat in Liegnitz der Weizen soviel, der Roggen soviel, der Hafer soviel gegolten, nach dem beiliegenden Marktzettel. Marktzettel! Daß es so ein Ding gebe, hatte ich noch gar nicht gewußt, und um die Getreidepreise mich noch niemals gekümmert! Ganz gleichgiltig waren sie mir allerdings nicht. Auch zur Kaplandotation gehörten ein paar Scheffel, und wenn der Preis hoch stand, bekamen wir natürlich mehr. Das war einer der Fälle, die mich stutzig machten. In der Schule lehrte ich, wie abscheulich der Kornwucher sei, und von meiner Mutter und den Geschwistern wußte ich, wie sie in der Teuerung der fünfziger Jahre Not gelitten hatten, und nun sollte ich selber aus hohen Getreidepreisen — auch in den sechziger Jahren waren sie „noch gut“ — Vorteil ziehen! Ich überlegte, ob es erlaubt sei, mich darüber zu freuen, etwa nach Gurys Entscheidung der Frage, ob man sich beim Tode des Vaters freuen dürfe: über den Todesfall freilich nicht, aber über die Erbschaft schon! Also die Herren strichen nicht allein Ausgaben, sondern erhöhten auch manchen Einnahmeposten. Und ähnlich ging es bei der Rechnung über die Erbschaft Schw.s, der sein Vermögen der Kirche vermacht hatte. So z. B. hielt ich es

für unpassend, die Talare des Verstorbnen öffentlich zu versteigern, und ließ einigen armen Ministranten Röcke daraus machen. Die Kalkulatur schrieb nun zurück, ich sollte die Eintragung dieser „Ministrantenröcke" ins Inventar nachweisen, und war sehr ungehalten, als sie erfuhr, es seien nicht Ministrantenröcke, sondern Zivilröcke für ministrirende Jungen gemeint. Viel Ausstellungen erfuhren auch die Ausgaben fürs Begräbnis. Es war das ein sehr vergnügtes Begräbnis gewesen. Betrauert wurde der alte Schw. von niemand (die einzige Person, die ihn betrauert haben würde, seine Wirtin, hatte den Verstand verloren), und das ehrsame Handwerk und wer sonst dabei zu thun hatte, machte einen schönen Schnitt. Die Rechnungen waren wirklich dick, aber mir machte es Vergnügen, sie zu bezahlen, die Leute strichen mit großem Vergnügen das Geld ein, und wem schadete es? Ob die Kirche außer den 20000 Thalern Kapital noch ein paar hundert mehr oder weniger aus der Versteigerung bekam, das war doch gleichgiltig.*) Bei der Beantwortung des einen Monitums machte ich mir einen Scherz. Der Palmzweig mit Schleife, hieß es, ist ein freimaurerisches Abzeichen; einen solchen auf den Sarg eines katholischen Geistlichen zu legen, ist Unfug; wer ihn bestellt hat, mag ihn bezahlen. Nun wußte ich, daß der Herr, der die den Monitis beiliegende Verfügung unterzeichnet hatte, in jüngern Jahren Logenbruder gewesen war. Ich antwortete daher: Mich mit den Abzeichen der Freimaurer zu beschäftigen, habe ich weder in der Theorie noch in der Praxis Gelegenheit gehabt. Ich kenne die Palme nur als Sinnbild der siegenden christlichen Seele, z. B. aus dem Hymnus auf die unschuldigen Kinder, von denen es heißt:

Aram sub ipsam simplices
Palma et coronis luditis.

Übrigens aber sei diese Sargzierde bei Honoratiorenbegräbnissen so allgemein üblich, daß es unmöglich gewesen wäre, sie wegzulassen. Man wolle nicht etwa glauben, daß durch solche Dinge das gute Einvernehmen zwischen einem Geistlichen und der Behörde gestört worden wäre. Beide Teile behandelten die Sache mit gutem Humor, und es waren weit stärkere Scherze an der Tagesordnung.**) Außerdem spielte sich der Streit in den untern Re-

*) Als ich dem Oberregierungsrat v. P. über das Testament berichtete, sagte er lachend: Sehr liebenswürdig von dem guten Herrn, uns zu Erben einzusetzen, wir haben ja die Baupflicht! — Ganz so stand die Sache allerdings nicht; die Erbschaft ist für Anschaffung eines prachtvollen neuen Altars u. dergl. verwendet worden, wozu die Regierung kein Geld gegeben haben würde.

**) Bei Pfarreien mit Landwirtschaft hatten die Scherze manchmal einen starken Stallgeruch. In der Kulturkampfzeit bekamen auch die Regierungskommissarien, denen die Verwaltung der Bistumskassen übertragen wurde, Gelegenheit, diesen Stil kennen zu lernen. Einem „Staatspfarrer," der schon eine sehr gute Pfarrei hatte, wurde noch die Verwaltung einer Nachbarpfarrei übertragen. Als er darüber Rechnung ablegen sollte, erklärte er, er habe nichts übrig, und fügte begründend bei: Ich denke, in Kriegszeiten wird der Sold verdoppelt.

gionen ab; die Domherren nahmen nur soweit davon Kenntnis, als nötig war, die Entscheidung fällen zu können. Das Ende vom Liede war also auch diesmal, daß ich von meinem Kaplangehalt noch „Überschüsse“ nachzuzahlen hatte. Das war nun allerdings geeignet, eine bittere Stimmung zu erzeugen und bei andern Streitigkeiten mit dem Amte den Ton zu verschärfen, aber daß ohne diese Unannehmlichkeiten meine Erklärung gegen die Unfehlbarkeit unterblieben wäre, oder daß ich mich nachgiebiger benommen haben würde, daran ist doch nicht zu denken. Heute ist von Groll gegen die Breslauer Herren keine Spur mehr vorhanden. Ich sehe ein, daß sie mich stets anständig und loyal behandelt und in dem, was mir unangenehm war, nur ihrer Amtspflicht genügt haben.

So siedelte ich denn mit meiner Mutter nach Grüssau über. Vor dem Klosterthor sahen wir unsern Möbelwagen halten. Vor hundertfünfzig Jahren hatte man diese Ungetüme noch nicht gekannt, und so hatten die Stiftsherrn das Thor für die Verhältnisse des neunzehnten Jahrhunderts zu klein gebaut. Die Sachen mußten demnach einen Viertelkilometer weit durch den großen Klosterhof geschleppt und dann über siebzig Stufen hinauf befördert werden. Mit Ausnahme der Prälatenwohnung, die jetzt der Pfarrer inne hat, sind diese Klosterwohnungen bei weitem nicht so schön angelegt wie die Liegnitzer. Großartig sind die Gebäude, besonders die Kirchen — es giebt ihrer nämlich zwei, und außerdem rings herum in der Nachbarschaft eine Anzahl von Kapellen; aber im ganzen machen diese Reste der alten Zisterzienserherrlichkeit doch den Eindruck des Ruinenhaften und Unzeitgemäßen; ein großer Teil der Gebäude steht leer, die Hauptkirche ist für die Gemeinde zu groß, und die kleinere, von Willmann ausgemalte, wird nur einmal im Jahre gebraucht. Der Pfarrer, das Muster eines gemütlichen Landpfarrers, nahm mich sehr freundlich auf, behandelte mich sehr anständig und erwähnte meinen Konflikt mit keinem Worte. Der Erzpriester des Sprengels dagegen konnte es sich nicht versagen, mir vor versammeltem Konvent eine salbungsvolle Ermahnungsrede zu halten, die ich schweigend hinnahm. Der Mitkaplan war mir wenig sympathisch, und es verstand sich unter den damaligen Verhältnissen von selbst, daß ich geistlichen Umgang mehr floh als suchte. Doch lernte ich einen interessanten Kauz in der Nachbarschaft kennen: einen harten Geizkragen von trocknem Humor. Er hauste in weiß getünchten ärmlich ausgestatteten Stuben und scharrte Geld zusammen. Mir gab er gute Lehren in der Kunst des Administrirens. Ich bekam, erzählte er u. a., eine schlechte Pfarrei zu administriren und habe neunhundert Thaler Überschuß gemacht, natürlich nicht fürs Amt, sondern für mich. Ich habe nämlich den ganzen Garten mit Zwiebeln bestellt und daraus so viel gelöst. Einst kam ein Amtsbruder zu ihm, der sich in großer Geldverlegenheit befand und bat, ihm etwas zu leihen. Der Alte führte ihn zu seinem Schreibtisch, öffnete mehrere Schübe, die mit Thalern

angefüllt waren, und sagte: Siste, Bruder, hier giebts Geld, aber du (dabei schob er lächelnd die Schübe hinein und schloß zu) kriegst nischt davon.

So blieb ich denn auf den Umgang mit meiner Mutter und mit ein paar Lehrern beschränkt. Arbeit gabs wenig, wenn auch mancherlei eigentümliche teils angenehme, teils unangenehme Beschäftigungen. Zu den unangenehmen gehörten die Messen, die bei der Einsegnung von Wöchnerinnen und bei Beerdigungen um zehn oder elf Uhr gelesen wurden und einen zwangen, fünf bis sieben Stunden des Morgens nüchtern zu bleiben, zu den angenehmen die Messen in Bergkapellen und die Prozessionen im Walde. Das Studiren hatte keinen rechten Zweck mehr — was konnte ich studiren, ohne den innern Zwiespalt zu vertiefen, und zu welchem Zweck sollte ich es thun? Ich fragte mich also: was fängst du an, um nicht verrückt zu werden? und ich beschloß, Klavier spielen zu lernen. Ich trieb den Unsinn — Unsinn, weil ich es doch zu nichts ordentlichem bringen konnte — sehr eifrig und methodisch, übte täglich vier bis sechs Stunden und spielte abends, wenn meine Mutter im benachbarten Zimmer schon im Bett lag, noch einmal sämtliche Tonleitern durch; bei der chromatischen verkroch sie sich in die Kissen und machte sich dann die Ohren wieder frei, um mit Andacht Heil dir im Siegerkranz zu hören, das ich als Schluß drauf setzte.

Selbstverständlich war ich mit ganzem Herzen bei unserm deutschen Kriegsheere, und es verbesserte meine Stimmung nicht, daß ich von dem ganzen Kriege nicht das geringste, nicht einen Zipfel einer Uniform und nicht eine Fahne zu sehen bekam und schlechterdings nichts dazu thun konnte, nicht einmal Charpie zupfen. Auch die Nachrichten, auf die man doch so begierig war, bekamen wir sehr spät. Die Zeitungen, die Briefe, die Telegramme und die Frühstückssemmeln brachte uns jeden Nachmittag, mit Ausnahme des Sonntags, die Botenfrau aus Landeshut mit; wäre Sonnabend Abend einmal die Welt untergegangen, vor Montag Nachmittag hätten wir nichts davon erfahren.

Dabei hielt mich der Gang der kirchlichen Angelegenheiten in fieberhafter Spannung. Nach Schluß des Konzils schrieb ich an Reinkens und Elvenich, wenn sie nicht jetzt endlich augenblicklich losschlügen und die heimkehrenden Bischöfe vor die vollendete Thatsache einer großen geschlossenen Protestpartei stellten, so würde dann später, nach der Rückkehr der Bischöfe, nichts mehr zu machen sein. Reinkens antwortete, mein Brief „atme frisches, gesundes Leben," aber ich möchte mich nur gedulden; vor der Hand sei nichts zu machen, der Krieg absorbire alles Interesse, es werde eine Erklärung von fünfzig bis sechzig Gelehrten vorbereitet u. s. w. Meine Schrift, die ich vollendet und ihm zur Ansicht geschickt hatte, gefiel ihm gut; er meinte, es sei schade, daß sie nun nicht veröffentlicht werden könnte, das meiste darin habe bleibenden Wert. Später schickte ich sie auch noch dem Kanonikus Lämmer. Dieser schrieb bei der Rücksendung: „Bei der Durchlesung habe ich die traurige Ge-

wißheit erlangt, daß Sie noch immer den Standpunkt des Rheinischen Merkur festhalten, den Boden der kirchlichen Autorität verlassen und Papst und Bischöfen gegenüber die Sprache Luthers führen. Sie sind leidenschaftlich erregt, daher ihre geistige Verwirrung. Sie huldigen einem schrankenlosen Subjektivismus und scheinen dabei keine Ahnung von der Gefahr zu haben, in der Sie schweben. Gerade weil ich Sie lieb habe, sage ich Ihnen dies offen, ohne Gehässigkeit, und werde nicht aufhören, Ihrer im Gebet eingedenk zu bleiben."

Friedrich Hebbel und Otto Ludwig

Von Adolf Bartels

4

Si quis tota die currens pervenit ad vesperum, satis est. Diesen Ausspruch Petrarcas hat Emil Kuh als Motto über das letzte Buch seiner Biographie Hebbels gesetzt. Sowohl von Hebbel wie von Ludwig gilt das tota die currens im allerhöchsten und tiefsten Sinne, ihr ganzes Leben war ein unermüdliches Ringen nach dem, was sie als echte Kunst erkannt hatten, und der Tod hat ihnen die Feder wirklich aus der Hand genommen; denn Hebbel schrieb noch auf dem Sterbelager am „Demetrius," und Ludwig schuf noch in den Wochen vor seinem Tode den ersten Akt seines „Tiberius Gracchus" mit jenen ergreifenden Abschiedsworten des Helden, die so schön wohl nur noch in Byrons „Manfred" zu finden sind. Hebbels Abend war freundlich, der bedeutende Bühnenerfolg seiner „Nibelungen" und ihre Auszeichnung durch den Schillerpreis (den Ludwig nachträglich auch für die „Makkabäer" erhielt) wirft einen versöhnenden Glanz über das Ende dieses Dichterlebens, das so reich an Anfechtung und Kränkung war, der Dichter wird zum Schluß doch mit dem wohlverdienten Lorber gekrönt und darf so sterben; Ludwigs Abend aber war trübe, auch die Sorge stand an dem Lager des Dulders, und an frische Lorbeerkränze dachte schon lange niemand mehr. Im ganzen hat das deutsche Volk bei beiden Dichtern keine besondre Veranlassung, der Todestage mit dem Gefühl der Erhebung im Bewußtsein erfüllter Pflicht zu gedenken, die Litteraturwelt aber noch viel weniger; es ist immer dafür gesorgt worden, daß dem kargen Trunk Wein, den Hebbel und Ludwig hin und wieder an die Lippen

setzen durften, die Wermutstropfen nicht fehlten, und die Stellung inmitten der Nation, die sie ihrer Bedeutung nach beanspruchen durften, haben sie niemals gehabt. Es ist das freilich auch andern Künstlern so ergangen, und eine Art Entschuldigung giebt es: die stark ausgeprägte Besonderheit der Dichter. Dennoch wird man mit den übelwollenden Gegnern namentlich Hebbels noch einmal sehr scharf, schärfer als es Kuh gethan hat, ins Gericht zu gehen haben, und die Nachwelt hat bei beiden sehr viel wieder gut zu machen, soviel eben wieder gut zu machen ist.

Bisher hat sie das noch nicht in hohem Maße gethan, erst unsre Tage machen den Anfang dazu. Als in den siebziger Jahren die Biographie Hebbels von Kuh erschien, die das junge Deutschland und auch andre Dichter und Schriftsteller nicht sehr sanft anfaßte, da gab es einen gewaltigen Sturm, man hätte Friedrich Hebbel gar zu gern aus der deutschen Litteraturgeschichte hinausgeworfen. Aber das ging leider nicht, da er eine Gemeinde begeisterter Anhänger hatte. Urteile über Friedrich Hebbel, die etwa im Geiste Heinrich Laubes geschrieben sind, findet man noch zuweilen in den Litteraturgeschichten, wirkliche Kenner der gesamten Werke des Dichters sind immer noch nicht allzu häufig; vor allem werden die alten böswilligen Anekdoten über den Dichter stets noch gern kolportirt, ja sogar gelegentlich noch durch neue vermehrt, so neuerdings noch durch Müller-Guttenbrunn in einem Aufsatze über Otto Prechtler und nach diesem, der ja allerdings die rechte Autorität in Bezug auf einen Mann wie Hebbel ist, durch Hanslick in seinen Lebenserinnerungen, der zwar ein Verehrer Hebbels ist, aber das Wesen des Dichters als Ganzes nicht richtig aufzufassen vermochte und daher aus Einzelheiten falsche Schlüsse zog. Ludwig kommt im allgemeinen besser weg; er lebte in der Einsamkeit und war in der That liebenswürdiger als Hebbel, sodaß sich Klatsch und Anekdote nicht an seine Fersen heften konnten. Aber seine Werke wurden von unsern Litterarhistorikern auch nur selten nach Verdienst gewürdigt, von seiner Entwicklung wußte man nichts, und seine Gesamterscheinung verstand man nicht. Neuerdings wird das, wie gesagt, anders. Man braucht Leuten, die über Hebbel und Ludwig sprechen oder gar schreiben, nicht so oft mehr nachzuweisen, daß sie keinen von beiden gelesen haben, die seit einem Menschenalter feststehenden Phrasen über beide reichen heutzutage wirklich nicht mehr aus, die Jugend studirt die Dichter, zumal Hebbel, der schon in billigen Volksausgaben vorliegt, und selbst unsre philologische Welt hat bereits begriffen, daß bei beiden Dichtern mehr Kärrnerarbeit zu thun ist als bei irgendeinem andern nachklassischen Dichter. Zu ihrem vollen Recht verhelfen kann beiden nur die Bühne; sie hat, namentlich mit Hebbel, den Anfang gemacht und wird sicher auch fortfahren, denn unser klassisches Repertoire, selbst Kleist und Grillparzer schon eingeschlossen, bedarf dringend einer Erweiterung und Auffrischung, und da bieten sich nur Hebbel und Ludwig. Die Surrogate Laubes und selbst

Gutzkows versagen von Tag zu Tag mehr ihren Dienst, wie man denn z. B. den „Uriel Acosta," Gutzkows bestes Werk, fast nur noch Gästen zu gefallen aufführt.

Es ist ein wunderbares Gefühl, wenn man aus der klassischen Dichterwelt, in der man erzogen worden ist und mit jugendlicher Begeisterung alles Hohe und Schöne gesehen hat, zum erstenmal in die Welt Hebbels und Ludwigs tritt. Da sind die Farben greller, die Töne schriller, es fehlt nicht an wilden Sprüngen unheimlicher Leidenschaft, an düstrer Hoheit und Herbheit, und erst nach und nach tauchen mildere Lichter, sanftere Gefühle, wärmere und weichere Stimmungen auf, wie sie uns selbst bisweilen nach dem lärmenden Getriebe des Tages in unsern stillsten Stunden überkommen. Aber — und das ist sogar trotz aller gegenteiligen Behauptungen der beiden Dichter selbst, vor allem Ludwigs, ein für allemal festzuhalten — die Dichtung Hebbels und Ludwigs bedeutet keinen Bruch mit der klassischen Vergangenheit, sie ist selbständig, aber sie steht auf demselben Boden, auf dem unsre klassische Poesie steht. Im großen und ganzen waren sich beide Dichter dessen auch bewußt. Hebbel wie Ludwig hat den Dramatiker Schiller angegriffen, aber sie haben für die Persönlichkeit des Dichters jederzeit die höchste Verehrung gehabt, Ludwig fand für Lessings „Emilia Galotti," die Hebbel einem Uhrwerk verglich, das höchste Lob, und Hebbel wieder knüpfte seine dramatische Theorie an den „Faust" und die „Wahlverwandtschaften" Goethes an. Den klassischen Geist, das Ideal edeln Menschentums hat keiner von beiden jemals verleugnet; dennoch haben sie in der Gegenwart gelebt, haben erkannt, daß es nicht möglich sei, deren Gegensätze alle auszugleichen und die Poesie stets harmonisch abzutönen; was den Klassikern im einzelnen gelungen ist, das erstrebten sie aber wenigstens durch den Gesamteindruck ihrer Werke. Realisten sind sie beide, beide stellen sie die Wahrheit ihrer Gebilde über alles, wie denn Ludwig einmal die klassische Dichtung mit ihrer der Wirklichkeit abgewandten Tendenz geradezu für das Elend Deutschlands verantwortlich macht; aber sie bekennen sich nie zu der Ansicht, daß jeder der Wirklichkeit abgelauschte Zug nun auch schon künstlerische Wahrheit sei, und Ludwig erfindet den Ausdruck „poetischer Realismus," obwohl er in der getreuen Schilderung des Milieus Zola fast nichts nachgiebt. Näher noch als unsern Klassikern stehen sie Shakespeare, schon deshalb, weil sie beide geborne Dramatiker sind wie dieser, und für Ludwig wird Shakespeares dramatische Kunst, von der uns doch drei Jahrhunderte trennen, verhängnisvoll. Auch zu Kleist haben sie, namentlich Hebbel, ein inniges Verhältnis, dagegen wollten sie von Grabbe beide nicht viel wissen, wohl weil sie den ethischen Zug in seiner Poesie vermißten. Der Begriff „Epigonenpoesie" paßt auf sie nicht; auch Ludwig ist in seinen vollendeten Werken von Shakespeare doch nicht so stark beeinflußt worden, daß seine Eigenart erdrückt worden wäre; als Erzähler steht er sogar ohne jeden

Vorgänger da. Das Überwiegen der rein formalen Elemente, der dichterischen Fertigkeit, das Hauptkennzeichen der Epigonenpoesie, fehlt bei beiden völlig, sie wollen zwar auf den großen Stil und die allgemeine menschliche Grundlage der Klassiker (und Shakespeares) nicht verzichten, aber sie graben zugleich die Wurzeln der Charaktere und aller menschlichen Verhältnisse tiefer auf, als es die klassische Dichtung für nötig und möglich hielt, und so sehen wir bei ihnen meist ein schweres Ringen mit ihren Stoffen, das sich auch der Form aufprägt. Eine eigne Höhe der deutschen Dichtung bezeichnen sie im Vergleich zu den Klassikern nicht, aber sie bringen Neues, sind Vorläufer, ihre Poesie ist Progonenpoesie im Gegensatz zu der Epigonenpoesie und muß so bezeichnet werden selbst auf die Gefahr hin, daß die neue Höhe nicht erreicht werden sollte. Sollte sie aber erreicht werden, so werden Hebbel und Ludwig die Verbindung zwischen beiden Höhen herstellen.

Man hat auf Hebbel und Ludwig und noch einige andre deutsche Dichter, wie Kleist, den von Friedrich Vischer stammenden Ausdruck „partielle Genies“ angewandt. Er ist leicht mißzuverstehen, unvollständige Genies kann es im Grunde nicht geben, die Allseitigkeit oder doch die nötige Geschlossenheit des Wesens ist ja eins der wesentlichen Merkmale des Genies im Gegensatz zum Talent, das das eine hat, das andre aber nicht. Hebbel und Ludwig geniale Naturen, ja auch geradezu Genies zu nennen, trägt man kein Bedenken, aber man wird sie doch nie mit Shakespeare und Goethe, mit Dante und Cervantes, ja auch nicht mit den der Wirkung nach diesen Genies verwandten nationalen Talenten ersten Ranges, wie Molière und Schiller, auf die gleiche Stufe stellen. So muß man eben Genies zweiten Ranges annehmen, eine eigne Gattung, für die man denn auch in allen Litteraturen, in allen Künsten Vertreter findet; sie sind von Talenten sehr leicht zu unterscheiden, aber ihrem tiefsten Wesen nach nicht leicht zu erkennen. Außer partiellen und wegwerfender Halbgenies hat man sie auch wohl pathologische Genies genannt, und einen ausgeprägten Zug des Leidens (aber nicht eigentliche Krankheit) wird man bei ihnen wohl meistens finden, ihn auch zum Teil auf Anlage und durch Zeitumstände und persönliche Schicksale gestörte Entwicklung zurückführen können. Viel weiter aber kommt man dadurch nicht. Die wesentlichen Dichtergaben, die gewaltige Anschauungs-, die große Gestaltungskraft haben sie ohne Zweifel, dazu auch tiefe ästhetische Erkenntnis und unbeirrbaren künstlerischen Ernst; trotzdem erreichen sie das Höchste nicht. Manchmal ist ein Bruch zwischen Kraft und Erkenntnis da; indem Hebbel ausführte, daß sich bei dem normalen Dichter Kraft und Erkenntnis entsprächen, hat er vielleicht eine geheime Wunde berührt. Von ihm stammt auch das verzweifelte Wort: „Große Talente stammen von Gott, kleine vom Teufel,“ und es ist anzunehmen, daß er es in einem Augenblick niedergeschrieben hat, wo er sich bewußt war, daß er das Vortreffliche, das er erkannte, nicht allezeit rein zu gestalten vermochte.

Bei Heinrich von Kleist würde man einen mit dem poetischen unheimlich ringenden metaphysischen Trieb, der auch bei Hebbel stark war, annehmen können. Byron, der wohl auch in diese Reihe gehört, erreicht das Höchste nicht, weil er sozusagen nicht aus sich selbst herauskonnte. Ludwig endlich hatte wohl eine seiner Erkenntnis entsprechende Kraft, aber nicht den energischen Künstlerwillen, der Hebbel über das, was ihn quälte und störte, doch immer glücklich fortriß und bis zum Ende kommen ließ. „Mangel an Selbstvertrauen" hat Ludwig seine Schwäche selber genannt, es war wohl nicht ganz das, aber etwas ähnliches. Ihnen allen fehlt zum Dichter nichts wesentliches, aber die einzelnen Gaben scheinen zu einander nicht in dem richtigen Verhältnis zu stehen und sich gegenseitig zu hemmen, statt zu fördern. So werden die Dichter, zumal wenn nun auch die Zeitverhältnisse noch ungünstig einwirken, manchmal einseitig oder sind wohl auch forcirt, düstre Schatten fallen in ihr Werk hinein, und unheimliche Kräfte treiben dort ihr Wesen. Wahr aber bleiben sie trotzdem, bedeutend wirken sie immer, denn sie sind eben Genies. Trotz ihrer Schwächen ragen ihre Werke gewaltig über die der mitstrebenden Talente hervor, und es ist ein bitteres Unrecht, sich immer und ewig wieder an jene Schwächen anzuklammern. Hin und wieder gelingt ihnen jedoch auch ein in jeder Beziehung vollendetes Werk, und dann findet man auch bei ihnen jene erschütternde Größe, jene rührende Schönheit, die ihre größern und glücklichern Brüder immer und scheinbar spielend erreichen.

In den Litteraturgeschichten stehen und in weiten Kreisen gelten Hebbel und Ludwig heute noch als gewissermaßen revolutionäre Dichter. „Obwohl politisch konservativ," las ich einst irgendwo in einer Besprechung von Hebbels Werken. J. Collin hat in seinem schon erwähnten Grenzbotenaufsatz den konservativen Charakter der Hebbelschen Dichtung überzeugend nachgewiesen, und für Ludwig wäre es leicht, dasselbe zu thun. Übersehen darf man aber nicht, daß ein entschlossener Konservatismus, also eine Weltanschauung, die auf Erhaltung weniger der einzelnen gesellschaftlichen Einrichtungen, als der ihnen zu Grunde liegenden naturgemäßen und daher sittlichen Prinzipien, der Volkskraft und zugleich der erreichten Kulturhöhe ausgeht, in gewisser Hinsicht „radikal" sein kann, ja muß, und so war es denn auch kein Wunder, daß man in Zeiten politischer Aufregung in Hebbels „Maria Magdalene" sowohl wie in Otto Ludwigs „Erbförster" gegen die bestehende „sittliche Weltordnung" gerichtete Stücke erkennen wollte. Hebbels „Agnes Bernauer" mit ihrer starken Betonung des Rechts des Staates schien dann der Gegensatz zur „Maria Magdalene" zu sein und wurde dem Dichter von dem Liberalismus mannichfach verübelt; auch „Gyges und sein Ring," das Stück, das gewissermaßen das von Bismarck viel später in ernster Stunde zitirte Wort: Quieta non movere! erläutert, konnte den Anhängern des unendlichen Fortschritts wenig gefallen, obwohl es doch andrerseits dem Genie das Recht, die Welt

umzukehren, nicht bestreitet und in Tagen eines fürstlichen Dilettantismus jederzeit ein zeitgemäßes Werk sein wird. Gelegentlich sind Hebbel uud Ludwig auch geradezu als politische Dichter aufgetreten, Ludwig 1848, Hebbel im Anfang der sechziger Jahre; beide waren natürlich national gesinnt und ersehnten heiß die Einigung Deutschlands, auch findet sich trotz alles Konservatismus von reaktionären Neigungen bei ihnen nicht die Spur. Aber über alle Parteischablone haben sie sich stets weit erhoben, irgend eine politische Tendenz ist in ihren Werken nicht zu entdecken, und darum sind diese auch heute, wo die gesamte Litteratur des jungen Deutschlands veraltet ist, noch frisch und kräftig und werden es sicher noch lange Jahre sein.

Merkwürdig ist es, daß nicht Hebbel, der Dithmarse, der dem Volke entstammte, sondern Ludwig, der Thüringer, der Patriziersohn, von beiden dem Volke am nächsten stand. Wohl kannte Hebbel das Volk, wie ja die „Maria Magdalene" überzeugend beweist, er wußte ihm selbst humoristisch beizukommen — die Volksszenen im „Diamanten" z. B. sind zwar barock, aber keineswegs übel. Dagegen fühlte Ludwig mehr mit dem Volke; ganz mit der Natur seiner Heimat verwachsen, hing er dadurch auch mit dem zu ihr gehörigen Volke zusammen. Hebbel ist das, was Nietzsche später eine Herrennatur genannt hat, in dem Maurersohn von Wesselburen steckte die aristokratische Natur der alten Dithmarsen, nur daß die an Demütigungen reiche Jugend des Dichters in ihr manches Gewaltsame und selbst Groteske zu Entfaltung gebracht hat. Es ist die Herrennatur, die nicht mehr völlig ungebrochen ist und daher oft seltsame Anstrengungen macht, sich durchzusetzen, woraus manchmal beinahe komische Wirkungen hervorgehen. Aber für den, der Hebbels innere Entwicklung kennt, haben gerade die leise komischen Züge, die Hebbels Gegner gern benutzten, ihn lächerlich zu machen, doch etwas Rührendes, und die strenge Selbstzucht des Dichters flößt doch zuletzt Respekt ein. Ludwig bot menschlich viel weniger Blößen, er lebte in selbstgewählter Beschränktheit und hatte jeden Ehrgeiz, außer dem echt künstlerischen, früh begraben. Man könnte auch vielleicht sagen, Hebbel sei der Sohn des Volks gewesen, der zu den Höhen der Gesellschaft emporgestrebt habe, Ludwig der Patriziersohn, der freiwillig auf seine Stellung verzichtete, um wie das Volk zu leben, wenn nicht eben die Eisfelder Verhältnisse doch zu klein wären, als daß man ein ausgeprägtes Patriziertum annehmen könnte. Aber so viel ist richtig, Hebbel ist bei aller Bedürfnislosigkeit die ewig emporringende, Ludwig die ewig resignirende Natur, jener „verzehrt Menschen" und kann deshalb die Großstadt nicht entbehren, dieser lebt immer inniger mit der Natur, im engsten Kreise. Und damit hängt auch wieder das Heftige und Leidenschaftliche Hebbels, das Schlichte und Einfache Ludwigs zusammen, dann weiter das im guten Sinn „Moderne" Hebbels, das Unmittelbar-Menschliche Ludwigs. Aber sie besaßen doch wieder beide dasselbe reizbare Nervengeflecht und dabei die tiefe Menschen- und Weltkenntnis

des Genies, und so treffen sie in ihren Grundanschauungen, in ihrer Stellung zur Zeit immer wieder zusammen, das Gepräge ihrer Werke ist trotz aller Verschiedenheit nahe verwandt. Man wird kaum noch zwei Dichter in der deutschen Litteratur finden, die so dicht nebeneinanderstünden, und wenn sich Hebbel doch in der Gesamtheit seiner Werke bedeutender zeigt, so liegt das eben nur daran, daß Ludwigs Lebenswerk ein Torso bleiben mußte.

Nun ruhen sie beide mehr als dreißig Jahre im Grabe, der leidenschaftliche Dithmarse, der sich immer wieder trotzig der Welt entgegenstellte wie seine Vorfahren einst den Feindesscharen und Meereswogen, und der stille Thüringer, der immer abseits ging und doch auf den Pfaden der echten und großen Dichtung wandelte. Aber die Zeit ist jetzt nahe, wo sie für ihr ganzes Volk wieder auferstehen, die beiden echt deutschen Männer, die nicht wie so manche des neuern Geschlechts Deutsche sein wollten, sondern Deutsche waren, die der Kunst ein ganzes an Entbehrungen und Enttäuschungen reiches Leben widmeten und doch nicht mehr begehrten als eine einfache Nische im Pantheon der deutschen Litteratur. Lange genug hat man sie als poetische Sonderlinge ausgeschrieen, die in überstolzem Selbstbewußtsein weitab von der großen Heerstraße der deutschen Dichter einherschritten und nur für wenige gelebt und gedichtet hätten. Jetzt erkennt man, daß sie es waren, die das Banner Goethes und Schillers mit sich führten, und die Straße, die sie gebahnt haben, ist heute fast die einzig beschreitbare geworden. Möge man ihnen nachfolgen! Noch ist es nicht zu spät, wenn auch ein ganzes Menschenalter unter mehr oder minder fruchtlosen Versuchen, eiteln Selbsttäuschungen und leider auch gaunerischem Betrug des deutschen Volks vergangen ist. Das Beste freilich kann auch das größte Vorbild, der aufs klarste vorgezeichnete Weg nicht geben. „Den echten Dichter macht die Ganzheit und Fülle seiner Stimmung," sagt Otto Ludwig. Aber schon der junge Hebbel schrieb in sein Tagebuch: „Ich habe die Erfahrung gemacht, daß jeder tüchtige Mensch in einem großen Mann untergehen muß, wenn er jemals zur Selbsterkenntnis und zum sichern Gebrauch seiner Kräfte gelangen will; ein Prophet taust den zweiten, und wem diese Feuertaufe das Haar sengt, der war nicht berufen."

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Bebels und Liebknechts Dummheit. Nachdem sich unsre Sozialistenführer — aus Verzweiflung, wie im 33. Hefte gezeigt worden ist — mit ihrem Agrarprogramm blamirt haben, scheint sie dessen Mißerfolg um den letzten Rest ihres Verstandes gebracht zu haben. Über die Roheit, das Andenken des ehr-

würdigen Kaisers Wilhelm zu beschimpfen und die patriotischen Empfindungen der ungeheuern Mehrheit des Volks als Mordspatriotismus zu verhöhnen, über die Thorheit, Bestrafungen an den Haaren herbeizuziehen, die nirgends als Martyrium angesehen, sondern den Leuten vom Vorwärts als wohlverdiente Züchtigung gegönnt werden, über den Unsinn, den deutsch-französischen Krieg auf eine „gefälschte" Depesche zurückzuführen, seine weltgeschichtliche Notwendigkeit zu verkennen und seine Entstehung mit den Augen übergeschnappter Franzosen anzusehen, ist kein Wort zu verlieren; nur die Generaldummheit wollen wir hervorheben, daß die Leutchen alle Einzeldummheiten, deren sie fähig sind, zu einem Kesseltreiben auf die Sedanfeier vereinigt haben, ohne zu merken, wie sie sich selbst in den Kessel legen. Sie haben ihre Ohnmacht vor aller Welt noch deutlicher geoffenbart, wie es schon durch den verunglückten Weltfeiertag geschehen war, sie haben eine für ein Ausnahmegesetz höchst günstige Stimmung erzeugt, und sie haben jenen Herren Wasser auf die Mühle geliefert, die unter dem Vorwande notwendiger Abwehr der Revolutionsgefahr die Arbeiter rechtlos zu machen und überhaupt jede unbequeme Opposition gegen die herrschenden Klassen zu unterdrücken versuchen. Zwar weisen auch die Organe dieser Herren triumphirend auf die offenkundig gewordne Ohnmacht der Sozialdemokratie hin und bezeugen dadurch die Unnötigkeit von Ausnahmegesetzen und weitern Freiheitsbeschränkungen, doch schaden solche Widersprüche einer politischen Partei nichts, solange sie von den hochgehenden Wogen einer lebhaften Volksstimmung getragen wird, und außerdem kann man, sich auf das Kaiserwort berufend, sagen: nun gut, droht auch keine Gefahr, so fordert doch die nationale Ehre die Unterdrückung der Rotte! Damit ist der Bestand der Arbeiterpartei bedroht und ihre allmähliche Umbildung aus einer revolutionären in eine positiv schaffende aufs neue in Frage gestellt.

Zur Entschuldigung — nicht ihrer Roheiten, die unentschuldbar sind — sondern bloß ihrer Dummheiten können sich nun allerdings die Sozialistenführer auf die bürgerlichen Parteien berufen. Die Hoffnung auf den bevorstehenden „großen Kladderadatsch," der ihnen ihre Ohnmacht verbarg, war einigermaßen gerechtfertigt durch das Gejammer der Agrarier und der Handwerker, ihr Machtgefühl wurde geschwellt durch die Beharrlichkeit, mit der nicht allein die Kartelpresse, sondern auch mancher sonst ganz verständige Mann, wie Massow z. B., den baldigen Umsturz prophezeite, und ihr Abscheu gegen den Krieg wird scheinbar von den bürgerlichen Parteien nicht allein, sondern von allen Regierungen Europas und sogar vom Offizierstande geteilt. Allein so feine Köpfe wie Bebel und Liebknecht, die alle „bürgerlichen" Politiker und Gelehrten für Dummköpfe halten, hätten sich doch nicht durch diplomatische und Parteiphrasen täuschen lassen sollen. Historisch gebildet, wie sie sind, mußten sie sich über den Wert der agrarischen und Handwerkerklagen schon durch den Umstand belehren lassen, daß die Handwerker ihren bevorstehenden Untergang schon seit vierhundert Jahren ankündigen. Nun leugnen wir keineswegs, daß die Sache heute vielfach anders liegt, als zu der Zeit, wo Sebastian Brant die klagenden Zunftgenossen in ein besondres Schifflein seiner Narrenflotte verlud; aber selbst wenn der ganze Bauern- und der ganze Handwerkerstand proletarisirt würde, so würde dieses allgemeine Elend, weit entfernt davon, eine Revolution herbeizuführen, die Möglichkeit der Revolution, sowohl der friedlichen wie der bewaffneten, für immer vernichten. Allgemeines Elend führt niemals zur Revolution, sondern zur Auflösung durch Fäulnis, wobei das Land des absterbenden Volks gewöhnlich die Beute eines kräftigern Nachbars wird. Gerade in unsrer Zeit sehen wir aufs glänzendste bestätigt, was Mommsen am Schluß seiner Dar-

stellung der römischen Sklavenaufstände schreibt, daß nur unwissende Ängsterlinge den Umsturz des Staats durch Sklaven oder Proletarier fürchten können, und daß die Verständigen solche Furcht nur manchmal heucheln, um mit der Angst der Ängsterlinge politische Geschäfte zu machen. England ist heute weiter von der Revolutionsgefahr entfernt als vor fünfzig Jahren, da Engels den Umsturz für die allernächste Zukunft prophezeite, in Italien ist es für Crispi eine Kleinigkeit, mit seiner Eisenfaust alle Hungerrevolten niederzuschlagen, und für Deutschland dürfte der Kriegsminister mit der Äußerung Recht haben, daß bei Straßenkrawallen schon die Feuerwehr hinreichen würde. Was endlich den Krieg anlangt, ist es allerdings nicht bloß Phrase, wodurch sich die Sozialisten haben täuschen lassen, sondern eine wirkliche Stimmung weiter Kreise. Es giebt zur Zeit vielleicht keinen einzigen Mann in den maßgebenden Kreisen, der so ehrlich wäre wie Moltke und öffentlich zu bekennen wagte, daß er den Krieg für eine Notwendigkeit halte, sogar auch um der Sittlichkeit willen. Wenn auch die meisten Angehörigen der bürgerlichen Parteien noch nicht wirkliche Mitglieder der Friedensliga sind, so verdienten sie doch, ihren Worten nach zu urteilen, zu Ehrenmitgliedern ernannt zu werden. Daraus haben die Sozialisten den Schluß gezogen, daß sich die Regierungen durch die Aufrechterhaltung ihrer gewaltigen Heere und Kriegsflotten im Widerspruch befinden mit den Wünschen und Stimmungen des ganzen Volks, und daß hier der Hebel anzusetzen sei, wenn man das Volk für die sozialistischen Ideen gewinnen will.

Es wäre möglich, daß sie sich damit nicht so ganz täuschten, aber ein Glück wäre das nicht, am allerwenigsten für die Arbeiter, denn das einzige Mittel, deren Lage nachhaltig zu verbessern, wird doch zuletzt der Krieg sein. Die volkswirtschaftlichen Untersuchungen der Sozialistenhäupter haben die Wissenschaft bereichert und dadurch so manche zweckmäßige Maßregel befördert; aber die Grundursache der Not des vierten Standes vermögen noch so weise volkswirtschaftliche und sozialpolitische Maßregeln nicht zu heben. Die Utopien der Sozialisten haben den Nutzen gehabt, die Massen aus ihrer Lethargie zu wecken, durch Hoffnung den Seelen der Armen neue Spannkraft zu verleihen, die Arbeiter zu sammeln und so die Gründung von Arbeiterparteien zu erleichtern, die in Parlamenten Gutes wirken können; aber schließlich kann doch die allgemeine Erkenntnis nicht ausbleiben, daß alle Utopien eben nur Utopien sind. Die Grundursache des Arbeiterelends ist zu allen Zeiten der Überschuß der Hände über die Nachfrage nach Arbeit gewesen. Für alle Staaten, deren Bevölkerung keinen Abfluß nach außen hat, tritt bei einem gewissen Grade der Volksdichtigkeit der Zeitpunkt ein, wo Malthus Recht behält. Wird dann durch eine Pest, durch einen blutigen Krieg oder durch energische Kolonisation die proletarische Bevölkerung dezimirt, so bricht für den Rest eine goldne Zeit an; ein Teil erwirbt freigewordnen Grundbesitz, der andre Teil, der auf Lohnarbeit angewiesen bleibt, kann bei Abschluß des Arbeitskontrakts die Bedingungen stellen. Da wir nun die Pest oder einen Krieg von der Art des dreißigjährigen unmöglich wünschen können, so bleibt den Lohnarbeitern nichts übrig, als einen starken Abfluß nach Kolonien anzustreben, an eine Kolonisation aber, die mehr als bloße Kolonialspielerei sein soll, ist ohne einen Krieg auf Tod und Leben mit einer der drei Mächte, die im Begriff stehen, die Welt unter sich zu teilen, gar nicht zu denken.

Mit dem Interesse der Arbeiter ist in dieser Hinsicht das des Mittelstandes solidarisch, dem der Nahrungs- und Erwerbsspielraum zu eng wird, und dessen Nachkommen die Gefahr des Hinabsinkens ins Proletariat droht. Zu ihrem beider-

seitigen Interesse steht das des Großgrundbesitzes, des ländlichen wie des städtischen, und der Großindustrie im schärfsten Gegensatz, die erste Klasse muß hohe Lebensmittelpreise, die ersten beiden müssen hohe Grundrente, alle drei müssen niedrige Arbeitslöhne anstreben; von alledem das Gegenteil ist Lebensbedingung für den Arbeiter, für den Handwerker, für den Kleinbauer. Während daher die Beteuerungen der Friedensliebe im Munde der Staatsmänner eine von der Staatsklugheit auferlegte Notwendigkeit sind — wer den Krieg will, muß Friedensliebe heucheln, um ungestört rüsten zu können —, wünschen die Großindustriellen und Großgrundbesitzer die Erhaltung des Friedens wirklich und aufrichtig. Wie die Großgrundbesitzer zwar gern ihre nationale Gesinnung durch Bewilligung von Maßregeln bekunden, die die slawische Bevölkerung quälen, ohne sie zu vermindern, aber weit entfernt davon sind, eine inferiore Rasse ausrotten zu wollen, die ihnen billige und prügelgewohnte Arbeiter stellt, so erstreben die Eisenbarone zwar die Vermehrung des eisenverbrauchenden Militärs und der Panzerschiffe ins Maßlose und erwerben damit zugleich auf das wohlfeilste den Ruhm großer Patrioten, aber sie würden sich sehr energisch gegen eine Politik wehren, die dem deutschen Volke den Nahrungsspielraum erweiterte und ihnen dadurch die Arbeit verteuerte.

Diese Lage haben die Sozialdemokraten zu erkennen, wenn es ihnen Ernst ist mit der Absicht, den deutschen Arbeitern zu helfen. Den deutschen, sagen wir, denn die französischen, englischen, russischen müssen sie schon allein für sich sorgen lassen. Mögen sie doch daran denken, wie die italienischen Arbeiter als verhaßte Lohndrücker in Frankreich und Nordamerika Prügel bekommen, und wie die englischen und amerikanischen „Genossen“ gesetzliche Maßregeln gegen proletarische Einwanderung erstreben, und mögen sie ihre Losung: Proletarier aller Länder, vereinigt euch! in die Rumpelkammer werfen; so wenig wie zwischen Arbeitern und Großunternehmern, so wenig besteht zwischen den Arbeitern der verschiednen Länder Interessenharmonie. Und anstatt das Geplärr gegen den „Moloch“ bis zum Ekel zu wiederholen, mögen sie bei den Arbeitern und in den ihnen benachbarten Kreisen des untern Mittelstandes Stimmung machen für eine Politik, die unsre Kriegsmacht zu dem, wozu sie da ist, verwenden, die dafür gebrachten Opfer durch den Erfolg rechtfertigen und allein imstande sein würde, die Lage der großen Mehrheit des Volkes zu verbessern.

Wen trifft die Schuld? Eine Frage, die den jüngst gestorbnen Historiker Sybel noch in den letzten Wochen vor seinem Tode beschäftigt hat, ist die nach den Hauptschuldigen des Krieges von 1870/71. In der Beantwortung dieser Frage weicht er in bemerkenswerter Weise von der landläufigen Legende ab, und es sind namentlich drei Personen, die nach seiner Darstellung in einem bessern Licht erscheinen: Beust, Napoleon und Eugenie. In einem kurz vor seinem Tode veröffentlichten Nachwort zu seiner großen „Geschichte der Begründung des deutschen Reichs“ hält der Forscher gegenüber mannichfachen Anfechtungen an seiner Auffassung fest und sucht sie durch neue, bis jetzt nicht bekannt gewordne Mitteilungen zu stützen. Unter diesen findet sich ein Bericht, der die Vorgänge, die sich am Abend des 14. Juli im Schlosse St. Cloud abspielten, fast in dramatischer Unmittelbarkeit wiedergiebt und die Lage am Hofe Napoleons mit einem überraschenden Licht überschüttet. Sybel hat diesen Bericht von dem vertrauten Freunde eines französischen Offiziers, der als Augenzeuge zugegen war; die Namen durfte er leider nicht nennen, aber mit voller Bestimmtheit tritt er für die Zuverlässigkeit des Berichts ein: „An jenem Tage, dem 14. Juli, war eine Anzahl

vom Kaiser geschätzter Offiziere zum Diner nach St. Cloud befohlen. Als der Kaiser gleich nach sechs Uhr aus der Sitzung zurückkehrte, trat er freudestrahlend in den Saal ein, ging auf die Offiziere zu und fragte: »Nun, meine Herren, sind Ihre Effekten für den Feldzug bereit?« Ein brausendes Ja war die Antwort. »Wohl, sagte der Kaiser mit fröhlichem Ausdruck, dann packen Sie wieder aus, denn, Gott sei Dank, der Friede ist gesichert.« Bei den Offizieren fand diese Nachricht nicht gerade einstimmigen Beifall, natürlich aber konnte kein Widerspruch laut werden. Während der ganzen Dauer der Tafel blieb der Kaiser in heiterster Stimmung, scherzte, erzählte kleine Geschichtchen und plauderte mit den Damen. Bald nach Tisch zog er sich in sein Kabinett zurück. Nach einer Weile hieß es, der Herzog von Gramont und Baron Jerome David seien angekommen und sogleich zum Kaiser geführt worden. Später ließ der Kaiser seine Gemahlin bitten, heraufzukommen. Als dann nach dem Schluß der Beratung der Kaiser wieder im Saale erschien, war sein Aussehen in erschreckender Weise verändert: das Gesicht bleich wie der Tod, die Züge schlaff, die Augen halb geschlossen. Er ließ sich in einen Sessel nieder und blieb stumm — der Krieg war entschieden." Soweit der Bericht, der allerdings geeignet ist, der Ansicht Sybels in der Frage nach dem Hauptschuldigen Recht zu geben. Nach seiner Auffassung ist Napoleon bis zum letzten Augenblick ein Gegner der Kriegspolitik gewesen; in schwerer Krankheitsstunde — gerade in jenen Tagen hatte eine Beratung von fünf der berühmtesten Ärzte das gefährliche Anwachsen eines großen Blasensteins festgestellt — habe er sich willenlos durch seine Minister Schritt für Schritt zum Kriege treiben lassen. Was er vermochte, das habe er gethan, um den Ausbruch des Krieges zu verhüten, aber die Krankheit habe seinem Geist die zum Widerstand erforderliche Kraft genommen; die kranke Willenskraft des konstitutionellen Cäsar sei dem Sturm der populären Leidenschaft gewichen. Gramont aber, der die Kriegstrompete geblasen habe, so lange die Sache populär schien, dessen unverzeihlicher Leichtsinn schon am 6. Juli durch seine berüchtigte Rede der Bewegung eine gefährliche Wendung gegeben habe, und der schließlich durch die frivolsten Mittel den Bruch unvermeidlich gemacht habe, eben dieser Gramont habe nachher keine Lüge verschmäht, um die friedliebende Haltung des unglücklichen Kaisers sich selbst anzueignen und die ganze Schuld auf den Toten abzuwälzen.

Auch die Kaiserin Eugenie nimmt Sybel gegen den schwersten der ihr gemachten Vorwürfe in Schutz, ja in der Reihe der kriegslustigen Treiber und Dränger nennt er ihren Namen überhaupt nicht. Gegenüber den Kritikern, die ihn wegen einer allzu milden Behandlung der Kaiserin getadelt haben, führt er aus, daß er nur der Pflicht des Historikers gefolgt sei, kein verdammendes Urteil zu fällen, bis die belastende Anklage durch zwingende Beweise bestätigt sei. Wenn diese Pflicht dem Forscher obliege, wo er die Handlungen längst Verstorbner bespreche, so werde ihre Verletzung doppelt gehässig gegenüber einer Lebenden, einer wehrlosen Frau, die auf blendender Höhe stets ein gütiges Herz gezeigt habe. Der ganzen Persönlichkeit der Kaiserin, ihrer ursprünglichen Natur, ihrem Lebensgang, ihrer fröhlichen Gutherzigkeit widerstrebe das Zerrbild einer politischen Intrigantin, die aus herzloser Herrschsucht den schwerkranken Gemahl, dem jeder Schritt des Reitpferdes, jedes Rütteln des Wagens Schmerzen verursachte, in den Krieg getrieben habe. Freilich, wohin man auf dem Gebiete der über die Kaiserin erschienenen Litteratur greifen möge, überall fasse die Hand entweder leere Luft oder widerlichen Schmutz! Sybel bedauert, daß von diesen sogenannten aktenmäßigen Berichten, die er als unhaltbar und zum Teil böswillig erfunden nachweist, so

manches in unsre Darstellungen übergegangen sei. Namentlich das berüchtigte: C'est ma guerre, ma petite guerre! sei eine Erfindung, für die man vergebens nach einem Ohrenzeugen forsche. Zur Schilderung der Stimmung, in der sich die Kaiserin damals befand, verweist er auf einen Bericht der dienstthuenden Hofdame: „Als am Abend des 15. Juli der Krieg in der Kammer angekündigt war und in Paris mit wildem Jubel aufgenommen wurde, ging die Kaiserin mit dem Präfekten des Palastes lange Zeit in dem dunkeln Park von St. Cloud auf und ab; zu ihren Füßen lag die zum Teil festlich beleuchtete Riesenstadt und ließ den Kriegslärm wie ein dumpfes Brausen heraufschallen. Die Kaiserin war im Gegensatz zu diesem Bilde so schweigsam und tieftraurig, daß endlich ihr Begleiter nach der Ursache fragte. Da brach sie aus: »Wie sollte ich nicht erschüttert sein? Ein Land wie unser Frankreich, in vollem Frieden gedeihend, wird in einen Kampf verwickelt, bei dem auch im besten Falle so viel Zerstörung, so viel Jammer sicher ist. Wir haben alles auf eine Karte gesetzt; wenn wir nicht siegen, so stürzen wir in den Abgrund der entsetzlichsten Revolution, die man je gesehen hat.«“ Man wird zugeben, daß mit diesen Worten das Bild der Intrigantin und leichtsinnigen Hetzerin, wie Eugenie auch in ernsten deutschen Geschichtswerken dargestellt wird, unvereinbar ist.

Ob freilich Sybels Untersuchungen den bisherigen Glauben der Zeitgenossen an die Schuld Napoleons und seiner Gemahlin erschüttern wird, ist deshalb so fraglich, weil namentlich in Frankreich große und einflußreiche Kreise ein Interesse daran haben, es bei der Legende bewenden zu lassen, die die Schuld der Nation einem Einzelnen aufbürdet. Mag aber auch hie und da unser Urteil über den unglücklichen dritten Napoleon eine Milderung erfahren, von schwerer Schuld wird ihn die Geschichte schon deshalb nicht freisprechen können, weil das Schicksal auf seine, des Kaisers, Seele die größte Verantwortung gelegt hatte.

Russische Arbeiter. Zu diesem wichtigen Thema wird uns aus unserm Leserkreise noch geschrieben: Seit zwei Jahrzehnten heißt der Schlachtruf der Rechten: Schutz der nationalen Arbeit! — Aber ihr schützt nur den Vorteil der Großen! ruft dagegen die Linke. Die großen Fabrikbesitzer sind es und die großen Landbesitzer sind es, die bei euern Zöllen reich werden! Und woher? Aus den Taschen der Armen, die Waren und Brot brauchen. — Dann kommt von rechts her die Antwort: Aber das sind ja eben unsre Arbeiter. Verdienen wir, so verdienen auch sie. Sind unsre Preise hoch, so sind ihre Löhne hoch. Für wen arbeiten wir denn, wenn nicht für diese Armen, Abhängigen? Seht ihr denn nicht, wie viel besser sie schon leben, wie viel mehr sie schon verdienen als früher?

Nun, wer sind denn neuerdings die Arbeiter der großen Landbesitzer des Ostens? — Polen! — Aber reichsangehörige Polen? — Nein! Russische Polen!

Je billiger, je anspruchsloser, je elender — um so besser! Kurz gesagt: je fremder, um so besser!

Möge doch jedem Großbesitzer des Ostens, der russische Arbeiter beschäftigt, die Schamröte ins Gesicht steigen, wenn er wieder vom Schutz der nationalen Arbeit und vom Schutz der deutschen Landwirtschaft spricht. Er ist ein ebenso großer Feind der nationalen Arbeit als eine jüdische Firma, die auf Spekulation Getreide einführt.

Die Arbeit des deutschen Tagelöhners, diese ist sicherlich nationale Arbeit, und wenn etwas geschützt werden soll, so ist es der Preis dieser Arbeit, der Tagelohn, und nicht der Getreidepreis der Herren. Was schützt man aber in dem

Getreidepreise solcher Herren? Die Konkurrenz zuwandernder Russen, die Slawisirung der deutschen Rasse im Osten!

Zum Schutze des deutschen Landkapitals durch Warenzölle gegen auswärtige Konkurrenz gehört als notwendiges Gegenstück, als conditio sine qua non der Schutz des ländlichen Arbeiters gegen auswärtige Konkurrenz durch Einwanderungsverbot. Sonst ist der Warenzoll ein Verbrechen gegen die übrigen Stände des Volks. Bismarck hat in den hohen Getreidezöllen viel Opfer von manchen Ständen des Volks verlangt. Aber er hat nicht geheuchelt, als er sagte: Damit will ich der deutschen Landwirtschaft helfen! Er half ihr — damals, als er die fremden Arbeiter auswies. Die Landwirtschaft der Großen im Osten mit fremden Arbeitern ist keine deutsche Landwirtschaft — sondern Plantageninduſtrie, Ausbeutung von Sklavenarbeit. Man mag sie besteuern wie Börse und Lotterie. Denn dem deutschen Volke ist sie nichts nütze.

Was werden die Folgen dieser Einwanderung sein? Diese Fremden bleiben nicht Fremde. Einmal hier mit ihren Familien, sind sie nicht wieder wegzuschaffen. Sie werden Bürger in unserm Lande und erhalten das deutsche Reichswahlrecht. Der greise Kaiser und Bismarck haben dem deutschen Volke eine gewaltige politische Macht in die Hände gelegt, größer noch, als das Volk heute schon glaubt. Sie gaben den untersten Ständen das allgemeine gleiche, direkte, geheime Wahlrecht. Sie haben das gewagt! Warum? Weil es das deutsche Volk war, dem sie es gaben.

Der deutsche Arbeiter ist nüchtern genug, unterrichtet genug, treu genug, vaterländisch genug. Man kann ihm so hohe Verantwortung anvertrauen. Und was daran noch fehlt, wird bald erreicht werden. Er soll eine immer bessere Schulbildung haben, soll teilnehmen an dem edlern Wollen und Fühlen der Nation. Er soll immer mehr unsersgleichen werden. Wir wollen dafür sorgen, daß sein materielles Leben besser werde, sein Lohn steige, damit er nach des Tages Arbeit für Besseres Lust und Kraft behält. Wenn wir unsre Pflicht thun, so werden wir in wenigen Menschenaltern nicht nur eine vaterländisch gesinnte studirende Jugend von einigen zehntausend Köpfen haben, sondern auch eine vaterländisch gesinnte arbeitende Jugend von einigen hunderttausend Köpfen. So dachten damals die Väter des Vaterlandes. Wie hätten sie denn sonst die Masse zur Herrschaft bringen dürfen?

Und was thut man heute? Zu Tausenden lockt man fremde Arbeiter ins Land, um die deutschen Arbeiter zu unterbieten, um ihren Lohn niedrig zu halten. Man treibt die anspruchsvollern in die Stadt, sodaß sie auch dort wieder auf die Löhne drücken. Damit proletarisirt man die deutschen Arbeiter, gründlicher als es die Sozialdemokraten hoffen.

Man schenkt das höchst freisinnige deutsche Wahlrecht den niedrigsten Schichten eines fremden Volks, dem man es in ihrem eignen Lande in hundert Jahren vielleicht noch nicht geben wird, und wohl mit Recht nicht geben wird. Also man züchtet einerseits ein verbittertes deutsches, andrerseits ein ungebildetes fremdes Proletariat, das mit Hilfe des allgemeinen gleichen, direkten und geheimen Wahlrechts bald genug den „Beschützern der nationalen Arbeit“ auf den Köpfen tanzen wird.

Solon. Professor Georg Adler hat in Frankensteins Vierteljahrsschrift für Staats- und Volkswirtschaft eine Studie über „Solon und die Bauernbefreiung in Attika“ veröffentlicht, die den Wert der alten Geschichte für alle, also auch für

unsre Zeiten recht deutlich hervortreten läßt. Dieser Wert besteht darin, daß die kleinen Stadtstaaten des Altertums Paradigmen bilden, an denen man die Grundformen aller politischen und sozialen Gestaltungen und Bewegungen studiren kann, die in unsern modernen Staaten wegen ihrer Größe und ihrem verwickelten Bau oft schwer aufzufinden sind. Adler charakterisirt die Seisachtheia in Verbindung mit der Verfassungsänderung als eine Befreiung der attischen Bauernschaft von einer brutalen und kurzsichtigen Junkerherrschaft und kommt im Gegensatz zu Wilamowitz-Moellendorff, der in seinem Werke: Aristoteles und Athen, Solon nicht zu den großen Staatsmännern rechnet, zu dem Ergebnis: „Solon war ein großer Staatsmann: denn er hat die schweren Gebresten der Zeit klar erkannt und die Mittel zu ihrer Heilung mit starker und sichrer Hand durchgeführt; seine Maßregeln stellen die gewaltigste (?) soziale Reform dar, die jemals in der Weltgeschichte auf friedlichem Wege zur Ausführung gelangt ist. Durch ihn ist thatsächlich eine wahrhafte Bauernbefreiung großen Stils (?) durchgeführt und damit der Grundstein zu der attischen Kultur, wie wir sie kennen, das Fundament zu Athens künftiger Größe gelegt worden.“ Die zwei Fragezeichen wollen besagen, daß das Wort groß im räumlichen Sinne auf Attika und attische Verhältnisse überhaupt nicht angewendet werden kann. Aber freilich ist es eben die räumliche Kleinheit gewesen, was diese alten Staaten zu geeigneten Pflegstätten geistiger Größe und zu lehrreichen Vorbildern für spätere Zeiten gemacht hat.

Litteratur

Die Kirchenpolitik Friedrich Wilhelms, des Großen Kurfürsten. Auf Grund archivalischer Quellen von Hugo Landwehr. Berlin, Ernst Hoffmann & Co., 1894

Der Verfasser will mit diesem Buche eine Lücke in der geschichtlichen Litteratur ausfüllen, da die evangelische Seite der preußischen Kirchenpolitik in den grundlegenden Werken von Droysen und Lehmann (Preußen und die katholische Kirche) im wesentlichen nur gestreift, bei Hering (1778) dagegen, auf dem alle spätern Darsteller, auch Brandes (1872), fußen, im einseitig reformirten Sinne aufgefaßt sei. Er will gegenüber dem herkömmlichen Urteil zeigen, daß die „Reformirten in Wahrheit doch ebenso kampflustig als ihre Gegner waren,“ damit aber nun auch ein umfassendes, getreues Bild des kirchenpolitischen Strebens des Großen Kurfürsten, nicht bloß als Landesfürst, sondern auch als Reichsfürst, verbinden.

Friedrich Wilhelm war ein treuer Anhänger seines Bekenntnisses, wenn ihm etwa zugemutet wurde, für Erdenlohn seinen Glauben preiszugeben, sei es nun den lutherischen Schweden für die Hand ihrer Königin Christine oder den Katholiken für die Krone Polens, die er „einer Messe nicht wert“ fand. Das hinderte ihn aber nicht, die Freiheit des Evangeliums, deren Bedeutung sein hoher Geist früh im oranischen Hause erfassen und an den niederländischen Zuständen auch

politisch würdigen gelernt hatte, höher zu stellen als den Sektenstreit der beiden evangelischen Bekenntnisse. Er arbeitete daher unermüdlich an ihrer gegenseitigen Annäherung und Verbrüderung, mit wie wenig Dank, weiß jeder, der auch nur etwa aus dem Leben des Kirchenliederdichters Paul Gerhard erfahren hat, mit welch leidenschaftlichem Haß in beiden evangelischen Lagern gerade die Bestrebungen der Synkretisten („Sündechristen") aufgenommen wurden. Unsre Zeit weiß davon kaum mehr etwas, geschweige denn, daß sie dafür noch Verständnis hätte. Dafür, meint der Verfasser nicht mit Unrecht, habe damals jeder, selbst der gemeine Mann, genau gewußt, was er denn eigentlich glaube, während das heute kaum irgendwo, weder bei Gelehrten noch bei Ungelehrten, vorausgesetzt werden könne. Die Kirchenpolitik des Großen Kurfürsten war weder radikal, noch konnte sie unter den verschiedenartigen Verhältnissen der einzelnen, getrennten Landesteile eine einheitliche sein. Sie war eine Opportunitätspolitik und zeigt sich als solche auch in ihrem Verhalten gegen die Juden, die der Kurfürst gegen seine anfänglichen Bestimmungen 1671 nach ihrer Vertreibung aus Wien ebenso gastlich aufnahm wie seine französischen Glaubensgenossen. Ob mit demselben Gewinn für sein Land, lassen auch wir dahingestellt und erwähnen nur, daß nicht bloß Volk und Stände sich der Aufnahme der Juden widersetzten, sondern auch — die zwölf Ältesten der bestehenden Berliner jüdischen Gemeinde. Aus Geschäftsrücksichten!

Kleine Schriften von Franz Kern. Erster Band: Zu deutschen Dichtern. Berlin, R. Stricker, 1895

Nicht oft werden dem Freunde der Litteratur Bücher in die Hand kommen, die er von Anfang bis zu Ende mit so gleichmäßigem Genuß lesen kann wie das vorliegende. Der Ernst und die Gerechtigkeit, die Tiefe und die Wärme, die sich hier in Beobachtung und Urteil aussprechen, die gleichmäßig schöne Form, die von Trockenheit ebenso weit entfernt ist wie vom Haschen nach Effekten, thun außerordentlich wohl und lassen das Bild des vor kurzem gestorbnen Mannes, der sich seit seinen Arbeiten zur deutschen Satzlehre in deutschen Schulkreisen schon lange eines geachteten Namens erfreut, erst recht bedeutend und schön erscheinen. Die meisten der zwölf hier vereinigten Aufsätze — ein zweiter Band soll in der Hauptsache Goethe und Sophokles gewidmet sein und ein dritter Arbeiten zur Philosophie und ihrer Geschichte bringen — beschäftigen sich mit deutschen Lyrikern unsers Jahrhunderts, darunter zwei mit Rückert, den Kern besonders geliebt und vorzüglich gekannt hat. Hauptsächlich am Stoff, aber auch an einer gewissen Mattigkeit der Beurteilung und an einem Mißverhältnis zwischen Kritik und Darstellung scheint es zu liegen, daß das Schlußstück der Sammlung „Felix Dahns epische Dichtung Harald und Theano" nicht ganz auf der Höhe der übrigen Aufsätze steht. Eine Abhandlung aber wie die über „Chamissos Faust und Peter Schlemihl" sucht ihresgleichen in unsrer ganzen kritisch darstellenden Litteratur.

Der kurze Lebensabriß des Verfassers — aus der Feder des ältesten Sohnes — ist doppelt willkommen, wo dem Leser bereits aus dem ganzen Buche eine Persönlichkeit entgegengewachsen ist; ebenso das beigegebne Brustbild, zumal da die kräftigen und doch milden germanischen Züge vortrefflich zu dem geistigen Menschen stimmen, der aus dem Buche spricht.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Zum 20. September

Für zwei große Völker Europas iſt dieſer September zu einer unvergleichlichen Feſtzeit geworden. Zu Anfang dieſes Monats haben wir Deutſchen die fünfundzwanzigjährige Erinnerung an den gewaltigen Sieg begangen, der den Krieg zwar nicht beendete, wie wir damals hofften, aber doch entſchied und in der treuen Waffengemeinſchaft von Deutſchen aller Stämme die Einheit des Reichs unter der Kaiſerkrone des greiſen Siegers begründete. Und am 20. September feiern die Italiener den Tag, wo vor fünfundzwanzig Jahren ihre Truppen durch die Porta Pia in Rom einzogen und mit der lange erſtrebten Verwirklichung des Gedankens der Roma capitale ihre nationale Einheit vollendeten. Beide Ereigniſſe ſtehen bekanntlich nicht nur in einem zeitlichen, ſondern auch in urſächlichem Zuſammenhange. Denn hätten die deutſchen Waffen bei Sedan nicht das Napoleoniſche Kaiſertum zerſchlagen, ſo hätte die grün-weiß-rote Fahne mit dem Kreuze von Savoyen ihren Weg zum Quirinal und Kapitol noch nicht gefunden.

Doch jener Zuſammenhang beruht auf einem noch weit tiefern Grunde, als auf der glücklichen Ausnutzung einer günſtigen politiſchen und militäriſchen Lage, die das weltliche Papſttum ſchutzlos ließ, er iſt begründet in der tauſendjährigen Schickſalsgemeinſchaft beider Völker. Beiden iſt der nationale Zuſammenſchluß erſchwert worden durch internationale Mächte, die beide auf derſelben Erbſchaft des römiſchen Altertums, der römiſchen Weltherrſchaftsidee beruhten, und die doch beide in der Natur der mittelalterlichen Dinge lagen, das mittelalterliche Kaiſertum und das Papſttum. Denn das Reich war den deutſch gebliebnen Stämmen Mitteleuropas nicht aus ihren eignen Bedürfniſſen und Beſtrebungen erwachſen, ſondern ihnen von außen durch die fränkiſche Eroberung auferlegt worden, und es konnte, da es über die damalige

Kulturstufe Deutschlands, die aus sich heraus nur zu kleineren politischen Bildungen, im besten Falle zu Stammesstaaten fähig war, hinausging, sich nur behaupten, wenn es die Kirche, die Bistümer und Reichsabteien, also ein Erbteil römischer Kultur, als die wichtigste Stütze des Reichs behandelte, sie mit weltlichen Besitzungen und Rechten ausstattete und über sie verfügte. Das vermochten unsre Könige aber nur, wenn sie das außerdeutsche Haupt dieser Kirche, den Papst von sich abhängig machten, und das konnten sie nur, wenn sie Italien beherrschten und die Kaiserkrone trugen. Nicht Romantik, sondern die harte Notwendigkeit forderte das. Aber nicht jede Notwendigkeit ist ein Glück, und diese war es am allerwenigsten. Denn die im Begriff des Papsttums liegende Idee der geistlichen Weltherrschaft mußte sich, sobald sie zum Bewußtsein kam, gegen die Beherrschung der Kirche durch den Kaiser kehren. Indem sie das aber that, zerstörte sie die deutsche Reichsverfassung, die ohne diese Herrschaft damals nicht bestehen konnte, und damit das deutsche Reich. Das ist bekanntlich das Ergebnis unsrer mittelalterlichen Geschichte gewesen. Und doch wirkten die Reste dieser Reichsverfassung noch weit über die Schwelle des Mittelalters hinaus. Denn die geistlichen Fürstentümer bestanden weiter, in ihnen sah das Kaisertum der Habsburger noch immer seine beste Stütze gegen den ältesten und schlimmsten Feind der Reichseinheit, das weltliche Fürstentum; diese Rücksicht verhinderte es, mit neuen internationalen Beziehungen zusammen zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts eine nationale Kirchenreform zu leiten oder zu schützen und damit die Kirchenspaltung zu verhindern, die nicht minder ein Unglück wie eine Notwendigkeit war; sie führte endlich zum dreißigjährigen Kriege, der recht eigentlich zur Rettung des geistlichen Fürstentums in Norddeutschland unternommen wurde und doch seine fast gänzliche Vernichtung dort nicht verhindern konnte. Damit verlor das alte Kaisertum der Habsburger seine beste Stütze, und es entfremdete sich zugleich der protestantischen Mehrheit der Nation; auf seine außerdeutschen Länder sich mehr und mehr zurückziehend, verlor es schließlich die Fähigkeit, die Nation zu leiten.

In Italien wurde das Kaisertum nicht eigentlich als Fremdherrschaft empfunden, weil es zwar die Herrschaft eines deutschen Königs und wohl auch einzelner deutscher Bischöfe und Fürstengeschlechter, aber keineswegs deutscher Einrichtungen war. Auch die lombardischen Städte haben nicht sowohl gegen das Kaisertum, als gegen einzelne ihnen lästige Bestrebungen des Kaisertums und für ihre Selbstverwaltung gefochten, und der letzte hohenstaufische Kaiser, Friedrich II., ist nicht gescheitert, weil er ein fremder Herrscher war, sondern weil er sein sizilisch-neapolitanisches Erbreich mit dem Königreich Italien vereinigen, also die nationale Einheit Italiens herstellen wollte, und nicht die lombardischen Städte haben ihn daran verhindert, sondern das internationale Papsttum, das unter den damaligen wirtschaftlichen Verhältnissen

seine Selbständigkeit nur behaupten konnte, wenn es über eine weltliche Macht verfügte, so gut wie die deutschen Bistümer, das daher die städtischen Bestrebungen in Italien ebenso gegen das Kaisertum benutzte, wie die fürstlichen Sonderinteressen in Deutschland. Das Ergebnis war diesseits wie jenseits der Alpen dasselbe: die Auflösung der Reichseinheit. Für Italien war das Kaisertum seit der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts ein bloßer Schatten, die größere Hälfte des Landes bestand aus anfangs republikanischen, später monarchischen Stadtstaaten; die kleinere südliche blieb ein absolut monarchischer Einheitsstaat. Die rein auf die thatsächliche Macht gerichtete Politik dieser Staaten verhinderte jeden Zusammenschluß und warf endlich im Anfange des sechzehnten Jahrhunderts das Land den Fremden, den Spaniern, unter die Füße.

Und wie internationale Mächte die mittelalterliche Einheit Deutschlands und Italiens zerstört haben, so ist sie hier wie dort in der Neuzeit wieder hergestellt worden durch eine junge Militärmonarchie in Verbindung mit einer mächtigen geistigen Bewegung und im Kampfe mit den Erben jener internationalen Gewalten. Dabei hatten Deutsche und Italiener mit ihren besondern Schwierigkeiten zu kämpfen. Den Druck, den die Stellung der Habsburger auf Deutschland ausübte, zu erkennen, war schwierig, wegen alter, ehrwürdiger Erinnerungen und des halbdeutschen Charakters ihres Staats, dafür erstand aber in Preußen eine selbständige waffenstarke Großmacht. Den Italienern wurde die Einsicht, wo die Gegner ihrer nationalen Einheit zu suchen seien, sehr viel leichter gemacht, denn die Fremdherrschaft in Lombardo-Venezien und der fremde Ursprung aller ihrer Herrschergeschlechter, mit Ausnahme des längst italienisirten Hauses Savoyen, lag offen vor aller Augen, dafür aber war der Kampf weit schwerer; denn Piemont war ein Mittelstaat, keine Großmacht, und die Abwerfung der Fremdherrschaft ohne fremde Hilfe unmöglich. Damit verband sich ein andrer Unterschied. Da ein dynastisches Gefühl nur in Piemont bestehen konnte, so wurde die Einheitsbewegung notwendig radikaler, sie richtete sich auf den Einheitsstaat, und da die ruhmvollste Vergangenheit des Landes mit republikanischen Erinnerungen verbunden war, so war sie eine Zeit lang republikanisch. Nur mit großer Mühe gelang es der piemontesischen Monarchie, dem republikanischen Radikalismus das Heft aus der Hand zu winden, aber sie vermochte nicht zu verhindern, daß der italienische Nationalstaat durch eine Reihe von Volksabstimmungen, also auf die Volkssouveränität begründet, demnach parlamentarisch wurde. In Deutschland war die unmittelbare Mitarbeit des Volks an der nationalen Einheit unzweifelhaft viel geringer als in Italien und die Lösung weniger radikal, weil unsre Herrscherhäuser einheimischen, nicht fremden Ursprungs sind; dafür behaupteten wir eine starke Monarchie. Aber wir mußten die Vorbedingungen unsrer Reichseinheit erkaufen mit dem Verzicht auf Deutsch-Österreich, das mit dem alten

Kaisertum der Habsburger aufs engste verbunden war; die Italiener vollendeten ihre Einheit, indem sie den weltlichen Staat des internationalen Papsttums zerstörten. Beide Völker hatten den letzten und gefährlichsten Gegner in den alten Ansprüchen Frankreichs auf eine überragende Machtstellung in Mitteleuropa, beide sind einer geschichtlichen Notwendigkeit gefolgt, und daher wird das Ergebnis dauern. Der Kirchenstaat wird so wenig wiederhergestellt werden wie die deutschen geistlichen Fürstentümer, und das Papsttum wird sich trotz aller Proteste mit diesem „Kirchenraube" ebenso abfinden müssen, wie es sich mit dem viel größern deutschen Kirchenraube von 1648 und 1803 abgefunden hat. Denn dieser politische Besitz war nicht nur längst überflüssig geworden, sondern das seiner entledigte Papsttum hat an geistlicher Macht nur gewonnen. Das deutsche Reich aber ist mit Österreich, das es nicht in sich aufnehmen konnte, heute inniger verbunden als je, und indem sich das Königreich Italien dieser mitteleuropäischen Machtbildung in freiem Bündnis anschloß, ist in modernen völkerrechtlichen Formen das alte deutsch-römische Zentralreich wieder aufgerichtet. Und so sind die Schicksalsgenossen, die sich so oft bekämpft haben, heute zu ehrlichen Bundesgenossen geworden.

Die Sozialreform und die Gemeinden

Zu den mannichfachen Fehlern und Mängeln, die unsrer sozialpolitischen Gesetzgebung, insbesondre unsern Versicherungsgesetzen anhaften, gehört vor allem der, daß die Opfer, die sie von den wirtschaftlich Stärkern für die wirtschaftlich Schwächern fordern, ungerecht verteilt sind. Lediglich oder vorzugsweise diesem Umstande entspringen eine Menge Klagen über die in ihrem Kern doch immer mehr anerkannten Versicherungsgesetze. Ein Teil der Unzufriednen beschwert sich nur über die Last, die ihnen auferlegt worden ist, obgleich sie schon bedrückt genug sind, und obgleich sie eigentlich auch zu den Schwachen gehören, denen unter Umständen mit den Mitteln aus den Taschen der Wohlhabenden und mit größerm Einkommen Gesegneten geholfen werden sollte. Der kleine Handwerksmann, wie etwa der Tapezierer, der Maler, der Klempner, der sich mit wenigen Gehilfen kümmerlich durchschlägt und doch zu den verschiednen Versicherungskassen seiner Gehilfen jährlich fünfzig bis hundert Mark, ja noch mehr beitragen muß, und der, wenn er selbst erkrankt und längere Zeit kränkelt, schlimmer am Hungertuche nagen muß als der Gehilfe, und die bescheidne

Hausfrau, die trotz ihres schmalen Haushaltungsgeldes ganz ohne Dienstmädchen nicht gut auskommen kann und für dieses fünf bis zehn Mark in die Versicherungskassen zahlt, sie sind zwar mit der Absicht der Versicherung einverstanden, aber daß sie trotz ihrer wirtschaftlichen Schwäche etwas dazu beitragen müssen, bringt sie in Erregung, macht sie zu Gegnern der neuen Gesetze. Diese kleinen Leute sind die schweigsamen Gegner, sie machen die Faust in der Tasche, während sich die Großindustriellen, die Aktionäre und Verwaltungsräte und die Großgrundbesitzer laut über die großen Ausgaben beklagen, die ihnen die Kranken-, Unfall-, Alters- und Invaliditätsversicherung auferlegt haben. Gewiß sind auch unter diesen lauten Gegnern des Zahlens und Klebens manche, die sich wirklich bedrückt fühlen und nicht mit Unrecht fordern, daß die Lasten auf andre Schultern kommen mögen, die sie leichter tragen können. Ist doch auch die Abgabe für Versicherungszwecke bei diesen leistungsfähigern Verpflichteten eine Kopfsteuer nach den Köpfen der Arbeitskräfte, und ist doch ihr Gewinn vielfach unabhängig von der Zahl der beschäftigten Personen, ja vielleicht sogar häufig am kleinsten, wo die größte Zahl von Arbeitskräften notwendig ist.

Daß aber eine Veränderung und Verbesserung der Gesetze in dieser Richtung in Aussicht genommen wäre, hat man bisher nicht gehört; es sprechen auch gewichtige Gründe dafür, daß sie zunächst unmöglich wäre. Wollte man etwa eine besondre Versicherungssteuer für das Reich einführen, so würde das den wahren Freunden der Sozialreform ganz gewiß willkommen sein. Aber bei der Mehrzahl der Maßgebenden ist weder solche Freundschaft für Sozialreform noch solche Steuerbewilligungsfreudigkeit vorauszusetzen. Jede andre Entlastung aber, sei es durch Reichszuschüsse zu allen Versicherungskassen, sei es selbst durch Übernahme aller Versicherungslasten auf das Reich, bleibt — abgesehen von ihrer Unwahrscheinlichkeit oder Unmöglichkeit — eine ungerechte Lastenverteilung, solange als das Reich seine Einnahmen aus indirekten Steuern und Zöllen nimmt. Nur durch Einführung direkter Reichssteuern könnte eine gerechte Verteilung der Lasten nach dem Einkommen und Vermögen herbeigeführt werden. Aber obgleich sie wiederholt gefordert und von links her bis über die Nationalliberalen hinaus gefordert worden sind, scheinen sie keine Aussichten auf baldige Einführung zu haben. Nicht zum wenigsten scheinen dabei Finanzhoheitsbedenken der Einzelregierungen mitzusprechen. Finanztechnisch wären Reichssteuern, von Reichskommissionen eingeschätzt und bearbeitet, eine große Erleichterung für die Finanzbehörden, da Einzelstaaten und Kommunalverbände für ihre Bedürfnisse einfach prozentuale Sätze dieser Steuern erheben könnten. Es dürften aber außer den Regierungen auch die Kommunalvorstände gerade gegen die Reichssteuereinschätzung eingenommen sein. In absehbarer Zeit haben wir also auf die gleichmäßige Belastung aller Reichsbürger, je nach Einkommen und Vermögen, keine Aussicht.

Die zu erwartenden Verbesserungen der Versicherungsgesetzgebung sollten sich daher beschränken auf Vereinfachung und Verbilligung der Verwaltung und sollten auf ein Zusammenfassen aller Versicherungen abzielen. Wer wird dann der Träger der Arbeit, der Verwaltung und der Aufsicht sein sollen? Das Reich hat keine geeigneten Organe in den Bezirken und Gemeinden, der Staat wird seine Bezirks- und Gemeindebehörden zur Verfügung stellen müssen. Die größern und kleinern Kommunalverbände werden die Verwaltung des Versicherungswesens an den untern Stellen in die Hand nehmen müssen. Schon heute aber klagen die Beamten dieser Verbände über die Lasten, die ihnen durch die Versicherungsgesetze und durch unsre ganzen neuen sozialpolitischen Gesetze aufgebürdet worden seien, und thatsächlich haben die Gemeinden — oder die größern] Verbände — durch Versicherungswesen, Arbeiterschutz und Gewerbegerichte neue Aufgaben zugeteilt bekommen. Aber sie haben sie doch mit Recht zugewiesen bekommen; leider erfüllen nur nicht alle ihre Pflicht vollkommen, ja manche sogar sehr lässig. Und doch sind es gerade die Gemeinden, die durch die soziale Gesetzgebung ganz unmittelbare Vorteile für ihre Kassen erhalten haben. Die angestellten Untersuchungen über den Einfluß der Versicherungsgesetzgebung auf das Armenwesen und die Armenbudgets sind zwar noch nicht abgeschlossen, aber so viel steht doch heute schon fest, daß die Armenkassen durch die Kranken-, Unfall-, Invaliditäts- und Altersversicherungen entlastet worden sind, und daß da, wo keine Verminderung der Ausgaben stattgefunden hat, doch auch die sonst sicher zu erwarten gewesene Steigerung ausgeblieben ist. Auch wo man nicht so rigoros vorging, die gezahlten Renten der Kassen, die Unterstützungen durch Krankengelder als zu Gunsten der Armenkassen gezahlt zu betrachten, sondern wo man ganz individuell und mit dem Grundgedanken vorging, daß die sozialpolitische Gesetzgebung nicht zur Verbesserung des Armenwesens und zur Entlastung der Gemeinden dienen solle, sondern zu einer Verbesserung der ganzen Lage der untern Klassen, hat man immerhin Gelegenheit zu der Beobachtung gehabt, daß Armenkasse und Gemeinde durch die Versicherungen entlastet worden sind. Das Reich scheint aber dafür bei den Gemeinden wenig Dank ernten zu sollen, denn die Gemeinden sind in ihren Verwaltungen vielfach jeder Sozialreform abgeneigt und nur für solche Verbesserungen zu haben, die nicht nur für die wirtschaftlich Schwachen, sondern zugleich und mehr für die wohlhabenden Klassen bestimmt sind. Die Gemeinden haben aber ganz besonders den Beruf, den sozialen Frieden zu fördern uud die Kluft zwischen den Ständen und Klassen zu überbrücken, und sie erfüllen ihn vielfach gar nicht, vielfach unzureichend.

Wohl ist die Pflege der Gesundheit (die Hygieine) in den Gemeinden mit Eifer und Verständnis aufgenommen worden, aber wo mit besondrer Berücksichtigung der ärmern Klassen? Man baut neue Straßen und Stadtviertel,

verwendet in Großstädten Millionen auf Durchbrüche und Abbrüche alter Stadtteile, man baut Schulpaläste und andre Prachtbauten für öffentliche Zwecke, aber wie engherzig benimmt man sich, wenn es gilt, Arbeiterwohnungen zu schaffen, und wenn man vielleicht billigen Baugrund oder eine Zinsgarantie oder billiges Geld von der Gemeinde fordert! Für Fortschaffen der Fäkalien, für Wasserleitungen und Kanalisationen sind mit Recht überall, selbst in kleinen Städten und in Dörfern, entsprechende, ja große Aufwendungen gemacht worden; aber hat man auch ähnliche oder selbst nur kleine Ausgaben gemacht, um die engen Gäßchen mit ihren kleinen Wohnungen und finstern Treppen, mit ihren Häuschen ohne Höfe und ohne zulängliche Abtritte zu beseitigen oder zu vermindern, wo nicht zugleich andre Interessen zur Beseitigung mitsprechen als das schlechte, ungesunde und zuweilen geradezu schreckliche Wohnen armer Leute, kleiner Arbeiter mit großen Familien? Wo es die Gesundheitsverhältnisse aller erfordern, wo man die Herde ansteckender Krankheiten, z. B. der Cholera, beseitigen wollte oder mußte, da hat man wohl zuweilen einmal einen Anlauf zur Beseitigung jener schrecklichen Arbeiterviertel genommen; aber sobald die Gefahr wieder vorüber war, oder sobald man von der Höhe der Ausgabe, die erforderlich gewesen wäre, genaueres erfuhr, ließ man die Sache wieder langsam gehen, viel langsamer als es bei Herstellung von Prachtbauten, Prachtstraßen und Prachtplätzen zu gehen pflegt, wo man das Geld mit vollen Händen auf den Rathäusern bewilligt. Und wenn auch diese Schilderung nur auf große Städte paßte, bei kleinern Gemeinwesen wiederholt sich dasselbe oder ähnliches, wenn es sich auch da um kleine Summen handelt und der Pesthöhlen weniger vorhanden sind.

Ich habe auch der Schulpaläste gedacht, wie man sie heute bis zur Dorfgemeinde herab baut und nur da zu bauen unterläßt, wo sich etwa einzelne Verpflichtete der Baupflicht soviel als möglich entziehen oder sehr einfach bauen. Sie sind thatsächlich Musterbauten gegen unsre frühern Schulhäuser und tragen den Anforderungen der Gesundheit nach allen Richtungen Rechnung, aber kommen sie etwa nur den Ärmern zu gute? Nein, sie sind für alle, und zu allen gehören natürlich auch die, in deren Händen sich das Regiment befindet. Sobald es die Armen allein betrifft, wird man auch in Schulangelegenheiten engherzig. Wo es neben bezahlten Schulen auch Freischulen für die Ärmern giebt, da wird in den Frei- oder Armenschulen auch weniger geleistet, und man entschuldigt das damit, daß es ja den ärmern Eltern nur angenehm sei, wenn ihre Kinder weniger Unterrichtsstunden hätten und weniger häusliche Arbeit, denn sie verwendeten ihre Kinder gern zeitig zum Miterwerben. Leider ist das wahr, aber welcher Sozialreformer verurteilte das nicht, und warum geht man gerade hier auf die schlimmen Neigungen der ärmern Klassen ein, während man ihnen andre stetig vorhält? „Die Armen brauchen nicht so viel zu lernen, dann bleiben sie zufriedner,“

sagte vor Jahren ein Stadtverordneter, der zugleich als Jurist in einem hohen Staatsamte war. Aber als sie dann wenig lernten und dadurch allerlei Verführungen, namentlich auch der politischen erlagen, da wußte der Herr Rat keinen Rat. Aber es ist nicht bloß die Freischule, die den Mangel an rechter Fürsorge für die Ärmern zeigt, man sieht es auch daran, wie sich die Gemeinden zur Beschaffung von Lehrmitteln stellen. Gleichviel ob durch Schulgesetze die Gemeinden verpflichtet sind, den Armen Lehrmittel aller Art zu stellen oder nicht, auf keinen Fall sollte die Gewährung als Armenunterstützung gelten, die den Vätern der unterstützten Schulkinder öffentliche Rechte verkürzt. Schulgeldbefreiuungen, Stundung von Kollegiengeldern und manche Verleihung von Stipendien und Stiftungserträgnissen, Freitischen u. s. w., wie sie den bessern Ständen beim Besuch von Mittel-, Hoch- und Fachschulen zu teil werden, könnten ebenso gut als Unterstützung angesehen werden. Wo bleibt das gleiche Recht für alle, wo bleibt der Schutz der Schwachen, wenn ein Armer wegen der kleinen Leistung der Gemeinde z. B. seines Wahlrechts verlustig wird?

Man würde mich mit Recht für voreingenommen, für ungerecht halten, wenn ich nicht der Gemeinden gedenken wollte, die so mancherlei Veranstaltungen, besonders für die ärmern Klassen getroffen haben. Gewiß, man hat hie und da Schulbäder und Volksbadeanstalten, Wärmhallen im Winter und Unterhaltungen aller Art, namentlich für die untern Klassen eingerichtet. Aber wie winzig klein sind diese Leistungen und wie oft kommen auch sie keineswegs bloß den Ärmern zu gute! Auch wenn man die Volksbibliotheken, die Volksvorstellungen in den Stadttheatern hinzurechnet und die Erlaubnis zum freien Besuch von Sammlungen gar als eine Leistung ansieht, es ist alles zusammen herzlich wenig, was die Gemeinden umsonst darbieten, und was nicht allen Klassen zugleich dargeboten würde, sondern nur zur Besserung der Lage der untern Klassen dient. Selbst die Spielplätze und andre Erholungsorte sind in manchen Städten nach Ständen getrennt und die Stadtgärten nur den Wohlhabenden gegen Bezahlung zugänglich; man will dort keine Armen sehen. Aber die Sparkassen, die Arbeitsnachweise, sind sie nicht zum Besten der arbeitenden Klassen errichtet? Nein, die Sparkassen sind Erwerbsinstitute für die Gemeinden, der Arme bekommt nicht mehr Zins als der Reiche, wohl aber immer etwas weniger als die Gemeinde Zins einnimmt; denn die Sparkasse soll Überschüsse liefern. Die Arbeitsnachweise aber, die den Gemeinden so wenig kosten, sind doch nicht nur für die Arbeiter vorteilhaft, sie sind es doch auch für die Arbeitgeber! Auch die Gewerbegerichte, so sehr sie den Beifall der Sozialreformer haben, sind so wenig kostspielig für die Gemeinden und so wertvoll für die Arbeitgeber, daß auch sie nicht als besondre Zeichen einer freudigen Förderung sozialpolitischer Bestrebungen angesehen werden können.

Kurz: die Regierungen und aus allgemeinen Wahlen hervorgegangne

Volksvertretungen sind bis jetzt die Hauptträger der Sozialreformen gewesen, während die doch ganz besonders dazu berufnen und geeigneten Gemeindeverwaltungen nur der Not gehorchend, nicht dem eignen Triebe, soziale Verbesserungen ausführen und selten selbst anstreben. Die Gründe dafür liegen nicht sehr fern. Die Gemeindeverfassungen gewähren meist dem Spießbürger besondre Vorrechte: das Wahlrecht, das aktive wie das passive ist, vielfach an einen gewissen Besitz (Hausbesitz) gebunden, mindestens wird von dem wahlberechtigten Bürger eine gewisse Steuerleistung gefordert, vielfach bestehen auch noch Bürgergelder, mit denen man sich das Wahlrecht erst erkaufen muß. Das Dreiklassenwahlsystem dürfte das ausgebreitetste sein, und so werden in die Kollegien Männer berufen, die mit ihren Steuern keine Sozialpolitik getrieben haben wollen, die auf die niedern Klassen nicht mit Teilnahme, sondern mit Geringschätzung herabsehen.

In den meisten Fällen sind die untern Stände, d. h. nicht nur die, die sich in die Brust werfen und sich Proletarier nennen, nicht nur die Arbeiter und die kleinern Angestellten, sondern auch Leute, die man zu den Mittelständen zählt, sehr schwach oder gar nicht auf den Rathäusern vertreten, die Starken sind entweder unter sich oder doch in überwiegender Mehrheit, und es wird das Noblesse oblige vernachlässigt und keine Sozialreform begünstigt oder betrieben, die den Schwachen entlastete und dafür den Starken beschwerte, die den Schwachen auch nur die gleichen Genüsse aus öffentlichen Mitteln böte wie den Starken. Das einzige Institut mit kommunalem Charakter, in dem der Arbeiter gesetzmäßig vertreten sein muß, das Gewerbegericht, hat neben seinen Eigenschaften als rasch, billig und einfach arbeitendes Gericht gerade darin seinen Hauptwert, daß es durch seine Besetzung mit Arbeitgebern und Arbeitern versöhnend wirkt und seine Urteile für gerechter gehalten werden als die des gelehrten Richters. Warum will man nicht auch das Versöhnungsmittel auf den Rathäusern anwenden und Arbeiter oder andre Personen aus den untern Ständen überhaupt oder in vermehrter Zahl zum Mitraten zulassen? Warum ändert man nicht vor allem die Gemeindewahlordnungen zu Gunsten der Wenigerbemittelten? Daß es unter diesen an Begabung, gesundem Menschenverstand, Erfahrung und Eifer nicht fehlt, ist zweifellos; aber man hängt eben an dem Satze: „Wer viel Steuer zahlt, muß viel Stimme haben," obgleich man doch sieht, daß die aus gleichen Wahlrechten hervorgegangnen Vertretungen vielfach sparsamer wirtschaften als die Klassenvertreter mit großem Einkommen und also auch größern Steuerverpflichtungen. Im Reiche kommt die Steuer ja schon deshalb nicht in Betracht, weil wir unsre Einnahmen nicht aus direkten Steuern haben; aber es giebt doch auch Landtage, deren Mitglieder auf Grund eines gleichen Wahlrechts gewählt sind, und sie sind recht sparsam, wenn auch die Volksvertreter nicht selbst zu den Höchstbesteuerten gehören. Aber selbst hinsichtlich der Leistungen zur Gemeindekasse ruhen viele Vertretungen auf

einer ungerechten Grundlage, denn es giebt Gemeinden, wo viel aus indirekten Steuern, aus Verbrauchssteuern, auch aus Realsteuern, die abgewälzt werden, in die Gemeindekasse fließt, und doch haben die untern Stände keine oder nur eine schwache Vertretung.

Die Furcht vor Arbeiterstadtverordnetenkollegien oder vor sozialdemokratischen Kollegien dürfte der Hauptgrund sein, weshalb die Regierungen die Mächtigen in den Gemeinden in ihrer Macht lassen und die Gemeindeordnungen nicht im Sinne einer Sozialreform abändern. Aber diese Furcht ist grundlos. Man sieht ja doch, daß die Bäume nirgends in den Himmel wachsen, obgleich Platz dazu vorhanden ist, es giebt Gemeinden in Industriezentren, wo eine sozialistische Mehrheit in den Gemeindekollegien sitzt, oder wo sich doch mächtige Minderheiten geltend machen, und es wird weder die Steuer der Reichen verschwendet, noch sonst etwas gethan, was den Aufsichtsbehörden je Bedenken verursachte. Mitraten und Mitthun hat auch manchen Unzufriednen die Augen geöffnet, und aus heftigen Opponenten sind oft die zahmsten Abgeordneten und Gemeindevertreter geworden. Die Einsicht in die Verhältnisse hat aufklärend, nicht nur auf die Einzelnen, sondern durch diese auch auf die Massen gewirkt, das gemeinsame Arbeiten von Leuten verschiedner Stände wirkt stets versöhnend. Wenn aber ängstliche Gemüter trotz alledem noch ein Grauen anwandelt vor einer mit Sozialdemokraten, mindestens mit Arbeitern und sogenannten kleinen Leuten untermischten Gemeindevertretung, dann giebt es ja immer noch Mittel, die Kollegien nicht ganz in die Hände solcher Mehrheitsvertreter fallen zu lassen.

Daß die Sozialreform mehr als bisher in die Gemeinden verlegt werden sollte, wird wohl von allen Sozialreformern anerkannt; aber ohne Zulassung der untern Stände zu den Ratsstuben, ohne Änderung der Wahlordnungen wird wenig zu erreichen sein.

Politische Anmerkungen
zur italienischen Litteraturgeschichte

Das Wort Nationallitteratur ist kein bloßer Bücherausdruck. Denn es hat ja Zeiten gegeben, wo die Litteratur mit ihren Äußerungen wirklich dem Leben eines Volkes folgte. Hatten doch schon unter unsern ältern Romantikern die beschaulichern diese Richtung auf das Leben und die Hinneigung zu ihrem Volke. So verschieden sie waren, so verband sie doch mit einander etwas, was Clemens Brentano

einmal sehr schön und einfach ausdrückt, als er den jungen Schinkel, der von einer Rheinreise zurückkehrte, antraf, nämlich die „Beziehung auf ein höheres untergegangnes Dasein, wie die Sehnsucht nach einem verlornen Vaterland und Bürgerrecht.“ Wären dann unsre Dichter aus den Befreiungskriegen nicht gekommen, so hätte wohl diese Sehnsucht ewig Sehnsucht bleiben können, und ihre Äußerung würde bald zur Phrase geworden sein. Statt dessen wurden Arndt, Körner und Schenkendorf die Führer des nationalen Gedankens in der Litteratur. Andre, wie Eichendorff, Rückert, Uhland, folgten und gaben mancher Anregung der damaligen Zeit und Geschichte einen glücklichen, echt volkstümlichen Ausdruck, der dann weiter wirkte. Und so giebt es dafür, daß die Muse wenigstens bisweilen und in beschränktem Maße das Leben eines Volkes zu leiten vermag, vielleicht kein schöneres Beispiel, als eben das unsrer eignen ältern und jüngern Romantiker.

Auch in Italien entstand seit dem Anfang unsers Jahrhunderts eine unsrer romantischen Schule verwandte Litteratur, die sogar einzelne Anregungen aus Deutschland empfangen hat und sich dessen auch bewußt gewesen ist. Aber des Liedes Ende war freilich sehr verschieden. Manche dieser Dichter und Schriftsteller des „Jungen Italiens“ sind bei uns in Deutschland recht beliebt geworden, Silvio Pellico durch die Beschreibung seiner Gefangenschaft, Leopardi durch seine schönklingenden Verse, Giusti um seines Witzes und seines feinen Sprachgefühls willen, und vor allem der ehrwürdige Manzoni wegen seines berühmten Romans, des einzigen italienischen Romans vielleicht, den wohl jeder Deutsche wenigstens dem Namen nach kennt. Aber das sind nur die höchsten Spitzen dieser Gesellschaft, die sehr zahlreich ist. Denn die Bewegung ist früher sehr tief gegangen, und sie äußert sich noch immer, wenn sie auch gar keine Bedeutung mehr hat, weder für das politische Leben, noch für die Litteratur. Sogar die Nachzügler haben noch ihre Gönner auch bei uns in Deutschland. Giebt es doch auch noch Verehrer unsrer Revolutionslieder von 1848 und 1849, obwohl unser deutsches Reich schließlich nicht durch die Sänger jener Lieder zusammengesungen worden ist. Genau so wenig Verdienst haben aber auch um das geeinigte Italien seine jüngsten Freiheitsdichter gehabt, und nicht viel mehr die ältern dieser ganzen Richtung. Es ist alles in Italien gekommen „trotz alledem.“ Dabei ist es nun ganz interessant, zu beobachten, wie die italienischen Romantiker, so laut und selbstvertrauend sie auch ihre Verse erklingen lassen, doch wieder zu Zeiten die deutliche Empfindung dafür haben, daß sie nicht die wahren Ritter von Leier und Schwert seien. Nur zeigt sich das natürlich nicht so unmittelbar und weniger in ihrer Dichtung, als in ihrem Briefwechsel und in den Urteilen, die die einzelnen Biographien enthalten. Daß sie dann unter den Gründen, warum in Italien die Nationallitteratur nicht so ihre Aufgabe hätte erfüllen können wie in Deutschland, gern die übergehen, die ihnen am wenigsten angenehm sind,

begreifen wir. Aber für uns haben diese Gründe ein um so größeres Interesse, als über diese Dinge und über den Wert unsers Verhältnisses zu Italien unter uns noch ganz wunderliche Vorstellungen weit verbreitet sind. Die Litteratur wird uns in diesem Falle noch etwas mehr sein als angenehme Unterhaltung.

Die Beliebtheit des jungen Italiens bei seinen Verehrern unter uns beruht zum Teil auf politischer Zuneigung, hat also in dem gleichen Bekenntnis auf beiden Seiten seinen Grund. In diesem Falle gilt der Beifall einem Phantom, denn politisch hat die Richtung in Italien so gut wie nichts geleistet. Oder die Vorliebe für Leopardi, Giusti, und wie sie alle heißen, ist rein sentimental, dann begreift man sie, so lange sie sich an der schönen Form und der Melodie der Verse genügen läßt. Sollte sie aber das für etwas andres nehmen als für rein äußerliche Vorzüge und nach tieferm, ernstem Wesen oder gar nach fruchtbaren und wirksamen Lebenskeimen suchen, so täuscht sie sich, so angenehm ihr manchmal die Täuschung sein mag. Und seltsam genug, weder die eine noch die andre Art von Liebe hat den Deutschen je Gegenliebe eingetragen. Der politisch denkende Mensch in Italien und zumal der Demokrat, der für das junge Italien allein in Betracht kommt, neigt zu Frankreich hin aus vielen Gründen und wird das immer thun. Dort findet er einen gleichartigen Volksstamm und eine Republik, und die dankbare Erinnerung an 1859 und 1866 ist noch nicht erloschen. Für bloße Sentimentalitäten aber ist der Italiener überhaupt nicht zu haben, wenn er sie sich höher anrechnen lassen soll als zum Werte von Phrasen. Dazu ist er eben viel zu berechnend. Also die Dummen bei dieser Art von Geschäft sind in beiden Fällen wir Deutsche, und wer seit 1859 die Entwicklung Italiens beobachtet hat, der wird sich auf das vermeintliche Zusammenstimmen unsrer Interessen für den Fall des Ernstes nicht zu sehr verlassen.

Doch wir haben uns ja über Litteratur zu unterhalten. Viele unter den Dichtern des jungen Italiens stammen aus Oberitalien. In der Lombardei, in Mailand vor allem, hat die ganze Richtung die kräftigste Pflege gefunden. Hier wurde sie durch vieles gefördert. Es konnte auch an alte Überlieferung angeknüpft werden, so wenn Cesare Balbo (gestorben 1853) in seiner Selbstbiographie sagt, er stamme aus einer Familie, die sich in thörichter Eitelkeit auf ein altrömisches Geschlecht zurückführe, dafür aber mit Recht auf den herrlichen Ruhm stolz sei, zur Schlacht von Legnano, der einzigen wirklichen großen italienischen Siegesschlacht, fünfzig Tote geliefert zu haben. Die Lage der lombardischen Städte hat sich freilich in den viertehalb Jahrhunderten von Barbarossa bis zu der in deutschen Liedern gefeierten Pavierschlacht sehr geändert, aber die stark gemischte, kräftige Bevölkerung des Landes ist noch heute vielleicht die tüchtigste, wenigstens die fleißigste, und sie steht in ihrer ganzen Art uns Deutschen am nächsten. Und wenn man das sieht

und weiß, wie Neapel seit dem vorigen Jahrhundert unter eignen Königen (nach langer Statthalterschaft), wie der Kirchenstaat von jeher unter den Päpsten regiert wurde, so wird man die vielgeschmähte österreichische Herrschaft in ihren Folgen für Oberitalien für weniger schädlich ansehen dürfen, als es die italienischen Dichter thun, wie um nur einen der bedeutendsten von dieser Art zu nennen, Giovanni Berchet, der ganz vom Österreicherhasse lebte und nach zahllosen glühenden Romanzen und kriegerischen Oden schließlich doch friedfertig in Turin gestorben ist (1851). Den geringsten Anteil nimmt an dieser Bewegung begreiflicherweise das physisch und politisch völlig entkräftete Unteritalien. Hier hat wohl die Geschichte endgiltig ihr Werk für alle Zeiten vollbracht. Fremde Herrscher, nach einander Normannen, Deutsche, Franzosen, Spanier, darunter wenige gute, die meisten wahre Geißeln ihres Landes, haben es regiert und allmählich ausgesogen. Gesund ist nur noch der ewig fruchtbare Boden, und begehrt sind die immer noch reichen Gaben der Natur, aber der Mensch hat wenig Verdienst darum. Der Neapolitaner stellt nach der Ansicht der Kenner die unvorteilhaften Seiten des italienischen Nationalcharakters am reinsten dar: politische Unbeständigkeit, Unzufriedenheit mit dem Bestehenden, Sucht nach Neuem, Überhasten beim Beginnen und Oberflächlichkeit im Verfolgen des Begonnenen; Argwohn, böse Zunge gegen Vorgesetzte, Unzuverlässigkeit gegen Genossen und Freunde, und zuletzt, wenn das in all solchen Irrgängen erstrebte zusammengestürzt ist, schmachvolles Ausruhen und nicht selten Frohsinn und Witz auf den Trümmern des Baues. So ungefähr sagt der Geschichtschreiber Neapels, Colletta, und der konnte es wohl beurteilen, da er nach der Meinung seiner Bekannten selbst einen großen Teil dieser Eigenschaften hatte. Als Historiker hat er wenigstens oft ein deutliches Wort gesprochen. Die Dichter des jungen Italiens machen es meistens nicht so. Sie schildern den Herrscher (gewöhnlich ist es der Österreicher) in schlimmen Farben, finden das Volk unglücklich, aber schuldlos und völlig fähig, durch abwechselnde Anwendung von Pathos und geistreichem Wortspiel dazu gebracht zu werden, daß es zur schließlichen Freude eines einigen, glücklichen, freien Italiens den fremden Tyrannen zum Hause hinausjagt und den Papst auf die kirchliche Herrschaft zurückweist. Aber wann und durch wen hat das zu geschehen? Die Dichter selbst sind gewöhnlich nicht mit dabei gewesen, denn wenn zu den Waffen gegriffen wurde, so waren sie meist im Auslande oder sonst in Sicherheit, und im Jahre 1859, als sich das Italien der wirklichen Welt, freilich auf ganz andre Weise, als die Dichter gesungen hatten, zu einigen begann, da war fast keiner mehr von ihnen am Leben. Sie konnten also nicht mehr Zeugen der neuen Wendung sein. Aber eine günstige Rolle hätten sie sicher nicht dabei zu spielen gehabt, und manchem von ihnen wäre es in Italien ebenso ergangen wie bei uns Gustav Rasch, der jahrelang über den „verlassenen Bruderstamm“ geschrieben hatte, und der dann bald aus Schleswig-

Holstein hinausgethan wurde, nachdem die Preußen dort 1865 die wirkliche Ordnung der Dinge in die Hand genommen hatten. Wenn man dem thatsächlichen Gange der italienischen Geschichte folgt und sieht, wie sich die meistens klugen Herzoge und Könige aus dem Hause Savoyen durch vorsichtige und möglichst gefahrlose Politik ihren Beuteanteil bei stärkern Bundesgenossen zu sichern wußten und es schließlich bis zu Königen Italiens brachten, so kann man keinen Augenblick zweifeln, daß sie dazu solcher Dichter nicht bedurften, und neben der immerhin schönen und stimmungsvollen Vaterlands- und Heimwehlyrik nehmen sich ihre bombastischen Kriegsgesänge geradezu komisch aus.

Und doch wird noch heute in dem Stil weitergedichtet für das Volk zu den Märkten und Festen. Da lassen sich z. B. Jünglinge — im tiefsten Frieden — zur Rettung des Vaterlandes anwerben und nehmen klagend von ihren Geliebten Abschied. Jeder geht zu einer andern Waffengattung, auf jede Waffe kommt eine Strophe des Liedes. Alle scheiden auf Nimmerwiedersehen, und das Ganze singt ein alter Fiedler oder Mandolinenschläger auf dem Pantheonsplatze, und das Volk kauft den Text und stimmt entzückt mit ein. Denn das ist Patriotismus und kriegerischer Mut, und genau so hatte ihn das junge Italien auch. Aber für die Einigung Italiens hat das gar keinen Wert gehabt. Die mußte auf ganz andre Weise erfolgen.

Die ältern, deren Jugend noch in die Zeit des ersten Napoleon fiel, machen über das Verhältnis der Italiener zu ihm in dieser Zeit manchmal eine ganz lehrreiche Bemerkung. Sie sahen, daß sich Italien und namentlich der Norden leicht dem französischen Einfluß und sogar einer Oberherrschaft fügte. Sie selbst haben zum Teil in den französischen Heeren mit gekämpft und können doch nicht leugnen, daß sie einem Fremden dienen, so gut wie ihre Vorfahren den Spaniern und sie selbst später den Österreichern, gegen deren Joch sie sich denn doch lebhaft aufbäumen. Sie finden die Erklärung in der Stammesähnlichkeit der Franzosen, in den ruhmreichen Fahnen ihrer Armee, mit der die Italiener zusammengehen durften, wenn sie nun einmal auf eigne Hand nicht zu marschieren vermochten. Sie hatten sich immer unter einander, Staat und Staat, Stadt und Stadt, bekriegt und befehdet (invidiuzze o invidiaccie municipali o provinciali, sagt Balbo): war es also auch eine Knechtschaft, es war doch eine um vieles erträglichere, noble Knechtschaft. So etwas sollten wir Deutschen in unsern politischen Erwägungen, soweit sie Italien angehen, nicht vergessen.

Die Hinneigung zu Frankreich ist aber älter als die napoleonische Zeit. Alfieri gehört nicht zu dem jungen Italien. Er ist schon um die Mitte des vorigen Jahrhunderts geboren und bereits 1803 gestorben. Er hat Tragödien geschrieben, die heute fast niemand mehr liest, und ist am meisten bekannt geworden durch sein abenteuerndes Wanderleben und durch eine Selbstbiographie,

die vielleicht das unterhaltendste unter allen modernen italienischen Büchern ist. Er war vornehm und reich, stammte aus Piemont und ging frühzeitig fort, weil ihm sein Heimatland zu eng war. Von seiner Vorliebe für das französische Wesen (er war ja Oberitaliener) heilten ihn seine in Paris während der großen Revolution gemachten Erfahrungen. Als vollends Bonaparte sein Vaterland antastete, wurde er zum Franzosenhasser. Nun griff er in seinen zum Teil recht hübschen satirischen und moralisirenden Gedichten das Bestehende an und begegnete sich hier durchaus mit jener vaterländischen Richtung. Trotz alledem mußte er noch seine Tragödien, die er für sein höchstes Lebenswerk hielt, nach den Vorschriften des französischen Klassizismus zimmern. So tief hatte er sich in das Franzosentum verfangen.

Auch zu England hat das junge Italien deutliche Beziehungen. Viele seiner Mitglieder haben dort in der Verbannung oder nach freiwilliger Flucht gelebt. Manche sind da gestorben, wie Ugo Foscolo, ein heißblütiger, in Venedig naturalisirter Grieche, der dann als armer Schlucker in London den Lord spielte und schließlich als verschuldeter Vagabund elend verkam (1827). Man bemerkt die Vorliebe für England oft an den Gegenständen der Dramen, Balladen oder Oden, und bekanntlich hat dafür den Italienern, wenn sie sich in den letzten Jahrzehnten auflehnten oder wirklich zum Kriege rüsteten, die Sympathie der öffentlichen Meinung in England mit reichem Danke vergolten. Zu einer unmittelbaren Einwirkung der englischen Litteratur kam es allerdings wohl nur bei den Lyrikern, die sich Ossian zum Vorbild nahmen. Schon bald nach dem Erscheinen von Macphersons Gedichten in England war in Italien eine Übersetzung herausgekommen.

Wir kommen nun zu den deutschen Einflüssen. Foscolos Briefe des Jacopo Ortis geben Goethes Werther wieder, nur viel einförmiger und bereichert durch die Empfindungen eines italienischen Irredentistenjünglings. Das ist so, obwohl die Italiener den Werther bei diesem Anlaß nicht zu nennen pflegen. Ob sie selbst das Buch noch viel lesen, weiß ich nicht; wir finden es entsetzlich langweilig. Von unsrer romantischen Schule und auch namentlich von den Kriegsromantikern, die für sie so wichtig gewesen wären, scheinen die meisten unter den maßgebenden italienischen Dichtern nur geringe Kenntnis gehabt zu haben. Die sich darum bekümmerten, haben mehr auf die Schultheorie geachtet als auf den deutschen Gedankengehalt, den sie nicht verstanden, vielleicht weil er ihnen zu tief oder zu wenig phrasenhaft war. Einzelne haben auf das Vaterländische in der deutschen Romantik hingewiesen und darin einen ähnlichen Zug bemerkt wie den, der die Italiener zu Dante zog. Aber große Aufmerksamkeit haben sie nicht erweckt, und in der Dichtung selbst ist wohl kaum etwas wesentliches von deutschem Einfluß zu merken. Auf uns muß darum diese ganze Art von Litteratur einen kühlen Eindruck machen. Es sind Worte, denen keine Thaten entsprechen, eine theoretische Richtung, der der

lebendige Inhalt fehlt. Wie richtig das ist, empfinden wir sofort, wenn wir einmal einem wirklichen Inhalt, welcher Art er auch sei, gegenübertreten. So bei Giusti. Ihn belebt seine Vorliebe für die Sprache und die Sitte Toskanas. Das ist auch eine Art von Patriotismus, und sie macht den Dichter genießbarer, als es die meisten andern sind. Die besten und für uns Deutsche verständlichsten Gedanken hat das junge Italien dann entwickelt, wenn es sich an den Dichter, der uns Deutschen vorzugsweise lieb ist, erinnerte und höhere sittliche oder auch ernstgemeinte wirtschaftliche Fragen zu berühren versuchte. Dann haben manche von ihnen auch das Gefühl gehabt, daß sie, politisch schwach und gesellschaftlich zerrüttet, gegenüber ihren großen Ahnen doch recht klein dastünden, und in diesem Gefühl sind die Italiener uns angenehmer, weil sie dann natürlicher sind. Der Ernsthafteste von diesen, Giuseppe Parini, ein bescheidner Professor aus Mailand (gestorben 1799), gehört noch ganz dem vorigen Jahrhundert an. Seine sozialpolitischen Lehrgedichte, „Morgen“ und „Mittag,“ in reimlosen Jamben, erschienen in der Mitte der sechziger Jahre und ermahnten die Reichen zur Arbeit und zur Teilnahme für die Minderglücklichen. Sie sind damals mit großem Beifall aufgenommen worden, enthalten eine ernste, anständige Auffassung der Lebensverhältnisse und manche recht hübsche einzelne Stelle, aber Poesie ist das eigentlich nicht. Und nun vollends die andern, die entweder Dante ausdrücklich ihren Tribut in wohlgemeinten Sonetten brachten oder einzelne seiner Stoffe weiter bearbeiteten oder endlich im ganzen und großen seinen Ton zu treffen suchten, sie werden uns zwar wegen ihres guten Willens achtungswert sein, aber das muß auch genügen. Italia mia haben sie, wie einst Petrarca, gesungen, aber wahre Dichter sind sie nicht geworden, und wenn ihnen auch das Verdienst gelassen werden soll, daß die Saat redlicher Gedanken durch sie in manchem menschlichen Gemüte zu guter Gesinnung aufgegangen sein mag, so haben sie doch so wenig wie einst Dante ihr Vaterland stärker, größer oder innerlich besser machen können.

Aber was dem einen Dante nicht gelang, das hätte vielleicht ein ganzes Geschlecht von Dichtern und ähnlich strebenden Männern allmählich zu Wege gebracht? Die Italiener haben es selbst oft hervorgehoben, daß auf Dante kein irgendwie bedeutender Dichter von gleicher nationaler Richtung gefolgt ist. Sie sind der Meinung, daß sonst manches in ihrem öffentlichen Leben anders geworden wäre. Ebenso haben gewiß wenigstens die meisten Dichter des jungen Italiens den ernsthaften Glauben gehabt, daß sie ihren Landsleuten noch einen weitern Vorteil bieten könnten als den, den der Genuß wohlklingender Verse gewährt. Wenn nun dieses zwar eitel Täuschung gewesen ist, so wird dagegen die andre Frage, ob nicht eine anders gerichtete Nationallitteratur in frühern Zeiten auch noch einen politischen Wert gehabt hätte, unter bestimmten Voraussetzungen bejaht werden dürfen. Aber weil das in Wirklichkeit nicht

eingetreten ist, so ist es weniger verlockend, dem in Gedanken nachzugehen, als das, was vorliegt, nämlich die italienische Litteratur seit Dante, unter dem politischen Gesichtspunkte zu betrachten. Die Geschichte der Litteratur eines Volks erklärt manchmal den Gang seines politischen Lebens. Die Geschichte der italienischen Litteratur lehrt nicht nur, daß diese Litteratur lange vor dem jungen Italien abgeschlossen war, sondern sie macht es auch höchst wahrscheinlich, daß das Italien der europäischen Geschichte seine Aufgabe erfüllt hat. Nach dem Haushalte der Weltgeschichte wäre es wohl begreiflich, daß Südeuropa, das zuerst der modernen Kultur geöffnet worden ist, auch am frühesten in den Zustand der trägen Masse zurückfällt. Für Griechenland liegt das zu Tage. Bei Spanien und Portugal dürfte es wenig Widerspruch finden, und daß demnächst Italien keinen großen Abstand mehr zeigt, läßt sich aus vielen Anzeichen wahrnehmen. Gemeinsam ist diesen Staatsgebilden die wirtschaftliche Unzuverlässigkeit und zwar nicht als vorübergehende Folge zufälliger Ursachen, sondern als ein unheilbarer Zustand, der mit den Eigenschaften des Volks, vor allem mit dem Mangel an Ehrlichkeit und Pflichtgefühl zusammenhängt. An der Ausfuhr ist weniger der menschliche Fleiß beteiligt als die Natur mit ihren unverdienten Gaben, und dem Defizit im Staatshaushalt wird nicht durch Schaffung neuer Werte oder Sparsamkeit, sondern durch Anleihen und neue Steuern das Gleichgewicht gehalten, wenn nicht offner Bankerott eintritt oder, wie letzthin in Italien, Zinsreduktion ihm näher führt. Die wirtschaftliche Leistungsfähigkeit kann, auch wenn die allgemeine Moral tiefer steht, ein Gemeinwesen eine Zeit lang erhalten und für die Wiederbelebung aufbehalten. Wenn beide versagen, während die politische Bedeutung längst geschwunden ist, wie bei Spanien und Portugal, oder künstlich aufrecht erhalten wird, wie bei Italien, oder überhaupt niemals vorhanden war, wie bei dem modernen Griechenland, dann ist die Rolle eines Staats zu Ende gespielt, wenn er auch als Ballast für das Gleichgewicht Europas noch weiter geführt oder als Ausgangspunkt für eine europäische Frage noch genannt werden mag. Der Gang einer Litteratur hat manchmal etwas folgerichtiges, der Zusammenhang ihrer einzelnen Erscheinungen ist verständlicher als die Geschichte manches äußern Ereignisses. Die italienische Litteratur kann uns vielfach die politische Geschichte Italiens erklären, und diese Aufklärung reicht bis zu der Gegenwart herab und gestaltet sich dann zu einem richtigern Bilde und einem bessern Ausblick in die Zukunft, als beides der unechte Patriotismus des jungen Italiens hinterlassen hat.

Dante hat in seinem großen Gedichte für das Volk seine Ansicht über den Staat dargelegt und noch ausführlicher in dem, wie man annehmen darf, nicht lange vor Kaiser Heinrichs VII. Ankunft lateinisch geschriebnen Traktat über die Monarchie. Man hat in Italien sowohl wie bei uns diese seine Politik wiederholt auf ihre praktische Durchführbarkeit geprüft und hat diese

bestritten. Den Italienern war es schrecklich, zu denken, daß ihr größter Dichter ein einiges Italien, aber unter fremder, nämlich des deutschen Kaisers Herrschaft auch nur für möglich hielt, während die Beschränkung des Papstes auf die geistliche Gewalt, die Dante gerade so rücksichtslos predigte, wie bei uns hundert Jahre früher Walther von der Vogelweide, den meisten in Italien zugesagt hätte. Aber eine einheimische Macht, die einzeln stark genug gewesen wäre, die Einigung Italiens zu vollziehen, etwa Neapel, Mailand oder Venedig, gab es zu Dantes Zeit nicht. Hätte ein Dante, wenn er schon unter den Troubadours am Hofe von Palermo aufgestanden wäre, mehr Erfolg gehabt? oder vollends, wenn er schon unter Barbarossa gelebt hätte? Auf die Seite der lombardischen Städte wäre er sicher nicht getreten. War es nun aber auch zu spät zur Einigung Italiens, und hätte es vielleicht auch früher trotz einem Dante nicht dazu kommen können: die Italiener hatten doch einen Dichter, der sie auf ernste Gedanken und wichtige weltliche Aufgaben hinwies. Denn das war der Beruf des Volksdichters nach seiner Auffassung. Im zweiten Buche seiner lateinischen Abhandlung über die Volkssprache, einer seiner spätesten Schriften, spricht er über die italienische Canzone, den lyrischen Gesang höchsten Stils. Waffen, Minne und Tugend, heißt es da, seien der Canzone würdige Gegenstände. Alle drei hätten die Provenzalen besungen, von Italienern aber auf italienisch Cino von Pistoja die Minne, sein Freund, d. h. Dante selbst, die Tugend. „Von Waffen aber hat kein Italiener, so viel ich weiß, gesungen!“ Wie rührend klingt das einfache Wort, und wie sollte es immer Geltung behalten! Denn die Paradewaffen, von denen über zwei Jahrhunderte später Ariost und Tasso nach sorgfältigem Plane sangen, waren nicht die Waffen, die Dante gemeint hatte. Und etwa um dieselbe Zeit, als die Kunst der Renaissance in ihrer höchsten Blüte stand, hat sich in die heitere Schilderung des Cortegiano von Castiglione ein tiefer Seufzer verirrt: „Wie haben doch die Italiener über den Wissenschaften die Waffen vernachlässigt. Wie anders haben es die Franzosen gemacht, und wie traurig ist es, daß, wenn sie reden können, wir schweigen müssen!“ Und gleichzeitig nimmt sich Machiavelli in seinem Traktat von der Kriegskunst der vernachlässigten Infanterie gegen die Überlegenheit der fremden Landsknechte ernstlich an und hält den italienischen Fürsten eine berühmte Strafpredigt: daß sie genießen, aber nicht kämpfen, und wenn sie es thun, nur um elender Sonderinteressen willen. Und mit prophetischem Geiste bezeichnete er damals Karls VIII. von Frankreich Einbruch ins Reich Neapel als den „Anfang des Unglücks.“ Denn von der grauenhaften Plünderung Roms (1527) konnte er damals noch nichts wissen. Er erlebte sie noch, aber sie geschah erst wenig Wochen vor seinem Tode.

Das war noch Dantischer Geist, wenn auch Machiavelli ein Dichter war und sein Buch nur ein Prosadialog. Aber fortan begegnen wir diesem Geiste nicht mehr. Schon Petrarca war viel zu sehr Weltbürger, um ernsthafte

politische Interessen zu haben. Er war mit Ghibellinen und mit Guelfen, wie Robert von Neapel, gleichermaßen befreundet, und sein Kaiser Karl IV. war nicht Heinrich VII. Cola Rienzi aber, der dem Petrarca eine seiner schönsten politischen Canzonen wert war, ist ein echt italienischer Theaterprinz. Der dritte große Dichter des vierzehnten Jahrhunderts, Boccaccio, war, soweit er überhaupt politisches Interesse gezeigt hat, Guelfe. Mit Dantes Politik war es also damals bereits zu Ende. Er hatte aber seinem Volke noch ein andres Vermächtnis gegeben, das fortan anstatt seiner politischen Gedanken die Litteratur bestimmen sollte. Man sieht zwar gewöhnlich Petrarca als den Wiedererwecker des Altertums an, und für das Griechische ist das richtig. Das Lateinische aber brauchte nach Dante niemand neu zu erwecken, denn es war bereits in ihm lebendig, und er gestaltete es dichtend und theoretisirend weiter. Petrarca folgte ihm hierin nur. Aber nun gab Dante den Italienern zugleich eine Volkssprache, die über den Einzeldialekten stehen sollte, und dichtete darin seine Komödie und nicht in lateinischer Sprache, wie viele ihm geraten und von ihm erwartet hatten. Sodann hat er diese Volkssprache zugleich in dem erwähnten, leider unvollendet gebliebnen Traktat ausführlich erläutert und den Dichtern wundersam zubereitet, und sogar dieses Regelbuch ist durch nationale Gesichtspunkte ausgezeichnet. Hätten wir, so heißt es darin, einen Hof und eines Kaisers Kanzlei, wie die Deutschen, so könnten wir die dort gebrauchte Sprache zur allgemeinen Schriftsprache nehmen. Da uns aber ein solcher Mittelpunkt fehlt, so müssen wir uns eine ideale Einheit bilden. Das ist das „vornehme Italienisch," das Dante in dieser Schrift, um es den Gelehrten und den Gebildeten zu empfehlen, sogar für edler erklärt als das Lateinische, während er sonst dem Lateinischen den Vorzug zuspricht und es der jungen Volkssprache als Muster empfiehlt. Theoretische Schriften über Sprache und Dichtkunst finden wir anderswo entweder am Ende einer Litteratur oder, wenn sie, wie hier, von bedeutenden Dichtern selbst ausgehen, in der Zeit voller und reifer Entwicklung. Hier aber sehen wir solche Schriften ganz am Anfange der Nationallitteratur entstehen, und zwar beziehen sie sich nicht bloß, wie man in Bezug auf Dantes Schrift gesagt hat, auf abgelaufne Vorgänge, wie die provenzalische Lyrik, sondern sie fassen recht eigentlich die zukünftigen Aufgaben einer neuen italienischen Litteratur ins Auge, und der, von dem die hervorragendste dieser Schriften ausgeht, ist der erste und für alle Zeit der größte Dichter Italiens. Dieser Umstand, daß Dante sich auf so bedeutende Weise mit der Theorie auseinandersetzte, und der andre, daß daneben der Humanismus eine Neubildung des antiken geistigen Lebens doch auch wesentlich auf dem Wege des verstandesmäßigen Nachdenkens herbeizuführen suchte, ist für den Charakter der ganzen folgenden Litteratur wichtig geworden.

Die Theorie hat ihren Platz nie wieder aufgegeben, sie begleitet die Dichtung in allen ihren Erscheinungen und schafft sich für ihre Äußerungen die

verschiedensten Formen: Traktate, Dialoge, Briefe, Streitschriften, Widmungen. Das alles ist in Italien schon sehr früh ausgebildet. Und es beeinflußt nun natürlich die Dichtung selbst. Das Volkstümliche und Unmittelbare, das aus der Empfindung Geborne wird als Ganzes immer seltener und tritt schließlich völlig zurück, oder es bleibt höchstens, um als Einzelzug in der Kunstdichtung mit Bewußtsein weiter verwendet zu werden. Jeder Art von Poesie merkt man jetzt zuerst einen starken Zusatz von erzwungnem Nachdenken an. Sodann tritt die Form in Sprache und Verskunst gegenüber dem Gedankengehalt gewöhnlich als das bedeutendere, immer als etwas für den Inhalt maßgebendes hervor, und der größte Teil der Erzeugnisse dieser Litteratur erscheint uns wie Übungen einer auf die Beherrschung gewisser Formen einstudirten Kunstfertigkeit. Derselbe Mann schreibt italienisch und auch lateinisch, oder wenigstens er kann das in den ersten zwei bis drei Jahrhunderten nach Dantes Tod, er schreibt ferner Verse und Prosa. Sind es italienische Verse, so steht im Vordergrunde die Lyrik mit ihren festen Formen, der Canzone und dem Sonett, seltener sind Ballata, Madrigal und ähnliches, und immer fragt man, und man fühlt, daß der Dichter zuerst diese Frage an sich selber gestellt hat: wie verhält er sich zu Petrarca? ahmt er ihm nach, will er strenger sein, will er ganz von ihm abweichen? Der Inhalt, ob Liebe, ob patriotische oder moralische Betrachtung, ist Nebensache und entweder ganz gleichgiltig oder höchstens durch Gelegenheit veranlaßt. Ist es italienische Prosa, so entsteht wieder, seit Boccaccio geschrieben hat, zuerst die Frage: will der Schriftsteller den Decamerone nachahmen in Sprachbau und Stil, in Wortwahl und in dialektischem Gepräge, will er toskanisch schreiben, und zwar, je weiter nun die Litteratur fortschreitet, will er alttoskanisch schreiben, also wesentlich Boccaccio und den alten Schriftstellern folgen, oder auch dem neuen Sprachgebrauch, oder endlich: will er über Toskana auch örtlich hinausgehen und, wie einst Dante in jener Schrift über die Volkssprache angegeben hatte, eine Sprache aus den besten einzelnen Sprachgebieten zusammensetzen? Die Frage, ob toskanisch oder nicht, bekam bald eine weitergehende Bedeutung. Sie hörte auf, rein litterarisch zu sein, erhielt einen nationalen Hintergrund. Sie wurde mit Leidenschaft erörtert und hat sogar zu körperlichen Angriffen und Meuchelmord geführt, ehe sich noch am Ende des sechzehnten Jahrhunderts in Florenz aus der ältern, philosophischen Akademie eine Sprachakademie abgezweigt hatte, die „Crusca," die nun entschied, was in der Sprache Rechtens sein sollte. Sie that damals gleich Tasso in den Bann und nahm, um ihn zu ärgern, Ariost, den ältern Dichter desselben Hofes von Ferrara, unter die Klassiker auf. Den Grafen Castiglione aber zitirte sie zur Strafe nur ein einzigesmal, weil er, wie einst Dante, den Anspruch von Florenz, die einzig richtige Sprache zu haben, nicht vertreten wollte. Aus rein sachlicher Erwägung hat sie nur einen Nichttoskaner für kanonisch erklärt, den Venetianer Bembo, und zwar

wegen seiner schönen Prosa im Boccacciostil, denn seine Verse, wenigstens die italienischen, gelten nicht viel. An die Stelle einer Nationallitteratur war also, so darf man jetzt sagen, eine Nationalgrammatik getreten. Oft genug kann man es ausgesprochen finden, daß ein Land, dem die politische Einigung versagt sei, desto höhern Wert auf das einigende Band einer möglichst vollkommnen Schriftsprache legen müsse. Erinnert uns das nicht wieder an unsre eigne romantische Schule und an die Entstehung der deutschen Sprach- und Altertumswissenschaft? Ja, aber doch nur äußerlich, denn das Wesen ist grundverschieden. Unsre deutschen Gelehrten hatten damals etwas von der Art der Dichter angenommen, in Italien aber waren die Dichter zugleich und zum Teil sogar vorwiegend Gelehrte, und die Sprachgelehrten aus dem Kreise der Crusca stehen, wie die pedantische Regel, dem lebendigen Sprachgebrauch und den Dichtern, die ihn für sich in Anspruch nehmen, feindlich gegenüber.

So ist denn gekommen, daß auf die unglaubliche Fruchtbarkeit des einen Jahrhunderts, das drei große und gleich vielseitige Dichter und daneben sehr vollendete Geschichtschreiber, Moralisten und Erzähler hervorgebracht hatte, zwei Jahrhunderte folgten, die zwar immer noch interessant sind, aber an Inhalt und Tendenz ganz verschieden. Italien hat nur noch einen wirklich bedeutenden Dichter wieder gehabt, Ariost. Alles andre, was an Litteratur vorliegt, sind Vorstufen zu Leistungen, die nie erreicht worden sind, oder Nachahmungen früherer Erscheinungen, bei denen, wenn sie poetisch sind, die Form die Hauptsache ist, während in der Prosa der Inhalt noch eher einen wichtigern Ausgangspunkt zeigen kann. Geschichtlich und als Ausdruck der höchsten geistigen Kultur sind die meisten dieser Zeugnisse von großem Interesse, und wir staunen, wie früh hier alles das zum Abschluß gekommen ist, worüber man sich in Nordeuropa erst nach Jahrhunderten verständigte. Aber eine volkstümliche Dichtung, die durch Raum und Zeit immer wieder verständlich wird und darum weiter lebt, ist nicht darunter. Einer solchen mußte vielmehr alles, was jene Kultur hat erblühen machen, im Wege sein. Und da die Italiener an der schönen Form und der äußern Erscheinung ein um so größeres Gefallen haben, so haben sie dieser Litteratur gegenüber allmählich für ihr Gemüt keinen Mangel mehr empfunden, und aus ganz andern Gründen höchstens klagen ihre Historiker, daß seit Dante kein Dichter mehr ernstlich von Waffen und Vaterland gesungen habe. Dessen haben wir ja bei Gelegenheit des jungen Italiens schon gedacht.

(Schluß folgt)

Nicolaus Becker und sein Rheinlied

Von W. Ungewitter

Im Jahre 1840 blickte Deutschland freudig auf eine fünfundzwanzigjährige Friedenszeit zurück. Groß und heftig war der Streit der verschiednen Meinungen im Lande, aber in dem Wunsche nach Fortdauer des Friedens stimmten alle überein. Da begann sich Frankreich zu langweilen, und Louis Philipp, obwohl selbst unkriegerisch, mußte sich dazu verstehen, dem Gloirebedürfnis seines Volkes nachzugeben. Etwas Spielzeug, hoffte er, würde die wachsende Ungeduld beschwichtigen. So wurde die Heimführung der Gebeine Napoleons vorbereitet, und die Einweihung der Julisäule stand bevor. Aber wie immer, dienten diese Beschwichtigungsmittel nur dazu, Begehrlichkeit und Abenteuerlust jenseits der Vogesen zu steigern, und als auf Antrieb Englands die vier Großmächte mit Ausschluß Frankreichs zusammentraten, um in dem Streite zwischen dem Sultan und seinem aufständischen Vasallen, dem Vizekönig von Ägypten, zu vermitteln, da hatte Frankreich, da hatte Thiers, der Ministerpräsident, was er brauchte: die Aussicht auf Krieg.

Nun wäre zu erwarten gewesen, daß sich die Erregung gegen England, die Vormacht im Vierbunde, die einzige Macht, mit der sich Frankreichs Vorteile im Orient berührten, gerichtet hätte. Aber nein, man rief einfach nach dem Rhein, und das Verlangen nach einer Rheingrenze versöhnte, wie so oft, alle widerstreitenden Meinungen in Frankreich. „Wie sonderbar, wenn es irgendwo den Franzosen nicht ganz nach ihrem Sinne geht, so wollen sie gleich zum Rhein," schrieb damals die Leipziger Allgemeine Zeitung, und sie wußte diesen Satz mit Beispielen aus der österreichischen, spanischen und polnischen Politik Frankreichs zu belegen. Genug, das französische Volk war wieder in sich geeint, und auch die Julidynastie war einer Sorge ledig. „Lieber im Rhein als in der Gosse der Revolution sterben," bekannte der Thronfolger. Nach langer Zeit erklang die Marseillaise wieder, Thiers rüstete, und Louis Philipp ließ den Dingen ihren Lauf.

Wie immer, war man in Frankreich von einem sichern Siege überzeugt. Und wirklich konnte man sich damals mit einer gewissen Berechtigung ein falsches Bild von der Stimmung in Deutschland machen. Der deutsche „Idealismus" war in der langen Friedenszeit nach Herzenslust in die Weite geschweift und hatte an dem Ergehen der andern Völker mitfühlend teilgenommen. Polnische und französische Thaten und Helden fanden mehr Sänger in deutscher Zunge als die Helden aus den großen Zeiten unsers eignen Volkes. Der Napoleonkultus in Heines, Gaudys, Zedlitzens und vieler andrer Lieder giebt noch heute davon Zeugnis. Dazu kam die Sucht aller derer, die mit den deutschen Verhältnissen unzufrieden waren, in den Zuständen Frankreichs ihnen ein Gegenbild gegenüberzustellen, neben dem, in so gehässiger Auffassung, das Vaterland in trauriger Öde erscheinen mußte. Seit langen Jahren hatten Börne und Heine in Paris ihren Witz daran gesetzt, das Frankreich des Julikönigtums mit einer Glorie zu umkleiden und auf Deutschland allen ihren Hohn zu häufen. Kein Wunder, daß man an der Seine diesen Hauptaposteln der Legende von der grande nation bereitwilligst glaubte und aus ihrem Munde die Ansichten von ganz Deutschland zu vernehmen meinte. Wie sollten es — so dachte man — diese geknechteten Bewohner der Rheinufer nicht als die höchste Gunst des Schicksals empfinden, wenn ihr Land hinfort den Saum der belle France bilden würde!

Der verblendeten Selbstüberhebung wurde ihre gerechte Enttäuschung. Deutschland erschien wie mit einem Schlage einig in dem Gedanken entschlossener Verteidigung. Noch heute ist es eine Freude, in den Zeitungen jener Tage die entschiedne Sprache zu verfolgen, mit der man dem schlimmen Nachbar entgegentrat. Und vor allen die Rheinländer zeigten stolz, daß sie, trotz alles kirchlichen Zwistes mit ihrem Herrscherhause, bleiben wollten, wozu sie Gott erschaffen hatte: deutsche Männer. Ja man erinnerte sich und den Feind daran, daß die Grenzfrage wirklich noch unerledigt sei, und wies auf die Vogesen als unser Ziel in einem kommenden Kriege hin. In einer Besprechung von Arndts Lebenserinnerungen, die zu Anfange des Jahres, recht zur passenden Zeit, erschienen waren, beklagten die von Görres herausgegebnen Historisch-politischen Blätter, daß der Schluß des Buches die Empfindungen deutscher Katholiken kränken müsse; aber trotzdem, hieß es, wollten sie nicht mit ihm rechten, sondern „einstimmen in seinen Ruf: Wenn die Übermütigen uns zuschreien »der Rhein Frankreichs Naturgrenze,« so wollen wir ihnen antworten: »heraus mit dem Elsaß und Lothringen!«"

So ging der Streit in Zeitungen und Versammlungen lange fort; noch immer aber fehlte es an einem Worte, worin jeder, auch wer politischen Erörterungen fern stand, den Ausdruck seiner patriotischen Wünsche gefunden hätte. Da brachte die Kölnische Zeitung vom 8. Oktober in unscheinbarem Druck unter dem Strich folgendes Lied:

An Alphons de Lamartine

Sie sollen ihn nicht haben,
Den freien deutschen Rhein,
Ob sie wie gier'ge Raben
Sich heiser danach schrein.

So lang' er ruhig wallend
Sein grünes Kleid noch trägt,
So lang' ein Ruder schallend
In seine Woge schlägt!

Sie sollen ihn nicht haben,
Den freien deutschen Rhein,
So lang' sich Herzen laben
An seinem Feuerwein.

So lang' in seinem Strome
Noch fest die Felsen stehn,
So lang' sich hohe Dome
In seinem Spiegel sehn!

Sie sollen ihn nicht haben,
Den freien deutschen Rhein,
So lang' dort kühne Knaben
Um schlanke Dirnen frein.

So lang' die Flosse hebet
Ein Fisch auf seinem Grund,
So lang' ein Lied noch lebet
In seiner Sänger Mund!

Sie sollen ihn nicht haben,
Den freien deutschen Rhein,
Bis seine Flut begraben
Des letzten Manns Gebein!

Nic. Becker

Das schlug ein. Binnen kurzem war das Lied im ganzen Lande bekannt, und wer es im Wortlaut besaß, konnte kaum den Ansprüchen derer genügen, die Abschriften davon verlangten. Mit Blitzesschnelle durch ganz Deutschland verbreitet, ward es überall zum Ausdruck dessen, was jeder im Herzen trug. Und da es die Zeit war, wo Liedertafeln und Sängerfeste viel bedeuteten, wo die Vaterlandsliebe vielfach in ihnen einen Ausdruck fand, der ihr sonst verschlossen war, so bemächtigten sie sich alle des neuen Liedes; überall fand sich ein Musikkundiger, der es versuchte, für das zündende Wort eine Weise zu finden (die Zahl der Kompositionen des Rheinliedes wird auf zweihundert angegeben).

Ein großes Fest sollte das Lied besonders in den Vordergrund rücken. Einige Tage nach seinem Erscheinen, am 15. Oktober, feierten die Rheinlande in Köln zugleich mit dem Geburtstage des Königs das Fest ihrer Erbhuldigung und ihrer fünfundzwanzigjährigen Zugehörigkeit zu Preußen. Sowohl bei der Festaufführung im Theater als auch bei dem großen Festmahle der Stadt erklang, stürmisch und mehrmals wiederholt, das Rheinlied in Konradin Kreutzers Weise und führte die Begeisterung auf den Höhepunkt. Der Dichter aber war mit einem Schlage einer der berühmtesten Männer Deutschlands geworden.

Wer war nun dieser Dichter? Ganz allmählich erst erhielt man einige dürftige Nachrichten über ihn, die wenig Eigentümliches boten, und auch heute wissen wir nicht gerade viel von ihm; sogar Ort und Tag seiner Geburt werden verschieden angegeben.*)

*) Die sichersten Nachrichten giebt Lipperheide, Lieder zu Schutz und Trutz IV, 178 f., gestützt auf Mitteilungen der Freunde Beckers. Weniger zuverlässig erscheint der Aufsatz von

Nicolaus Becker war am 8. Oktober 1809 in Bonn geboren. Da der Vater, der Kaufmann war, frühzeitig starb, so lag die Erziehung des Knaben ganz in den Händen der Mutter, Cäcilie geborne Du Mont, einer „feingebildeten, für Poesie sehr empfänglichen Frau," der Tochter des letzten Bürgermeisters der freien Reichsstadt Köln. Den ersten Unterricht erhielt der Knabe auf einer Schule Bonns, dann besuchte er das Gymnasium in Düren, wo ihm sein Mitschüler Matzerath, der spätere Dichter, ein Freund fürs Leben wurde. Beide bezogen 1833, Becker also schon in vorgerücktem Alter, die Universität Bonn, um Jura zu studiren. Eine Anzahl junger Dichter fand sich damals, etwa seit 1835, in Bonn zusammen: Karl Simrock und Wolfgang Müller, Geibel, Arnold Schlönbach und Alexander Kaufmann dichteten und schwärmten hier in dem Zauber rheinischer Natur und rheinischer Lebensfreude. Im Mittelpunkte aber stand die bedeutende Gestalt Gottfried Kinkels, dessen spätere Gemahlin, Johanna, 1840 die Gründung eines Dichterbundes, des „Maikäfervereins," anregte, in dem das poetische Treiben hinfort seinen Vereinigungspunkt fand. Wie weit sich Becker diesem Kreise angeschlossen hat, ist unbekannt, doch machen die Beziehungen seines Freundes Matzerath zu einigen dieser Dichter, besonders zu Simrock und Freiligrath, einen Verkehr mit diesen Männern wahrscheinlich. Dem Maikäferverein aber, als dessen Mitglied ihn Kurz in seiner Litteraturgeschichte mehrmals nennt, kann er nicht angehört haben, da er zur Zeit der Gründung des Vereins Bonn schon verlassen hatte; auch erwähnt Strodtmann, der in seinem Leben Kinkels das Treiben des Dichterbundes genau schildert, nur, daß Becker im Sommer 1841 zum Ehrenmitgliede ernannt worden sei, ohne ihn sonst zu nennen. Die Bescheidenheit seines Wesens — teilte er doch seine Dichtungen kaum seinen vertrautesten Freunden mit — mochte ihn von jenem Dichterkreise fernhalten, zumal da er, wie auch noch in seinem spätern Leben, eine besondre Neigung für ein ungebundnes, studentisch frohes Leben fühlte. Dies und „die Lebhaftigkeit seiner lyrischen Phantasie" waren seiner juristischen Ausbildung nicht gerade förderlich; erst „nach wiederholtem Anlauf" bestand er die erste juristische Prüfung.

Im Jahre 1839 fand er dann als Auskultator beim Landgerichte zu Köln Muße genug, das fröhliche Leben der Studentenzeit fortzusetzen und sich ungestört seinen dichterischen Neigungen hinzugeben. Im folgenden Jahre finden wir ihn in dem freundlichen Städtchen Hünshoven-Geilenkirchen, nahe der

Wilh. v. Waldbrühl im Neuen Nekrolog der Deutschen für 1845. Im übrigen erwähnen wohl alle geschichtlichen und litterarischen Werke über jene Zeit Nicolaus Becker wohlwollend oder absprechend, je nach dem politischen Standpunkte der Verfasser; etwas neues bieten sie kaum. Die schönste und zugleich eingehendste Würdigung des Rheinliedes giebt Treitschke im fünften Bande seiner Deutschen Geschichte. Für die vorliegende gedrängte Lebensskizze gab Herr Pastor Metzles in Hünshofen-Geilenkirchen auf meine Anfrage freundliche Auskunft.

holländischen Grenze. Hier war eine seiner beiden Stiefschwestern aus einer frühern Ehe seines Vaters verheiratet. In dem Hause des Schwagers, des Friedensgerichtsschreibers Schwarz, bereitete sich der Dichter für die zweite Prüfung vor; nach einer andern Nachricht ist er schon damals entschlossen gewesen, in die Laufbahn eines Gerichtsschreibers überzutreten, da ihm seine Vermögensverhältnisse ein jahrelanges Abwarten nicht gestatteten. „Politik und Tagesgeschichte waren ihm damals so gleichgiltig, daß er seinem Freunde Matzerath förmlich einen Vorwurf daraus machte, wie er sein Talent an Zeitungsartikel verschwenden könne."

Matzerath hatte einen der Aufsätze geschrieben, in denen die Augsburger Allgemeine Zeitung Lamartines Hinweisen auf die Rheingrenze entgegentrat. Als an einem Julitage Becker den Freund in seinem Elternhause in Linnig besuchte, wurde im Verlauf eines angeregten politischen Gesprächs auch dieser Aufsatz vorgelesen. „Tags darauf schickte Becker von Geilenkirchen »als Frucht des gestrigen Disputs« das Rheinlied an Matzerath, der es einige Tage später im Garten der Löwenburg zu Unkel am Rhein seinen Freunden und Mitherausgebern des Rheinischen Jahrbuchs, Freiligrath und Simrock, vorlas, worauf es, mit der seine Bestimmung kennzeichnenden Überschrift »An Alphons de Lamartine« versehen, nebst einigen andern Gedichten Beckers zum Abdruck im zweiten Bande des Jahrbuchs bestimmt wurde."

An eine besondre Wirkung des Liedes auf die politische Stimmung dachten also die Herausgeber nicht, als sie es für eine spätere Veröffentlichung nur um seiner selbst willen auswählten. Seine mächtige politische Wirkung wurde durch einen Zufall entdeckt, als durch einen Vetter Beckers, den Oberbürgermeister von Bonn, Oppenhoff, das Lied unter der Überschrift „Der deutsche Rhein" in der Trierer Zeitung vom 18. September erschien. Schon dieser erste Abdruck hatte in dem kleinen Leserkreise der Trierer Zeitung denselben Erfolg, den das Lied dann drei Wochen später durch die Kölnische Zeitung in den weitesten Kreisen erlangen sollte. Einige Tage darauf mußte die Zeitung den vollen Namen des Dichters (er war nur als „N. B. a. G." bezeichnet gewesen) bekannt machen. Es wurde auch in Trier schon komponirt und gesungen, ja es erschienen schon Nachahmungen, z. B. Die deutsche Mosel, Mosel und Rhein.

Dann kam die Veröffentlichung vom 8. Oktober, und mit ihr der Ruhm, der Ruhm in seiner beglückendsten Gestalt. Was der Sänger in einer gehobnen Stunde dichterisch empfunden hatte, klang ihm nun von aller Munde entgegen. Und fürwahr, es giebt kein Lied, das unmittelbarer gewirkt hätte. Die „Wacht am Rhein" ward der Ausdruck einer noch mächtigern Begeisterung, aber erst, nachdem sie dreißig Jahre hindurch fast unbekannt gewesen war. Die Marseillaise drang nicht so blitzartig durch. Die Begeisterung der Befreiungskriege heftete sich nicht an ein einzelnes Lied, und alle unsre andern

volkstümlichen Vaterlandslieder sind erst allmählich in den Mund des Volkes übergegangen. So kostete Becker einen Ruhm, wie er wenigen beschert gewesen ist, und wie ihn der bescheidne Dichter niemals gehofft hatte.

Den großen Kölner Festen, bei denen das Rheinlied zuerst als Symbol, als Stichwort der ganzen Bewegung erschien, folgten ähnliche Feste in andern Städten, und überall entfesselte das Lied dieselbe Begeisterung. Fast jede Nummer der Kölnischen Zeitung aus den folgenden Monaten bringt Mitteilungen darüber. Immer neue Kompositionen, auch Ausgaben des Liedes mit Randzeichnungen werden genannt. Es erscheinen andre Rheinlieder, zum Teil mit genauer Beziehung auf das Vorbild, und Übersetzungen in fremde Sprachen. Hier fordert einer die Einführung des Liedes in den Schulunterricht, dort sucht ein andrer aus seinem Erfolge nachzuweisen, daß die Zeit mit Unrecht des Materialismus beschuldigt werde. Redner, die es anführen, können in ihrer Rede nicht fortfahren, weil sie der laute Beifall übertönt. In Mainz, in Stuttgart bilden sich Vereine, um das „Nationallied" zu verbreiten und seinen Sänger zu ehren. Dazwischen tauchen wunderliche Vorschläge auf, die dann wieder zurückgewiesen werden, wie der Vorschlag, das Lied „Colognaise" zu nennen, und andre. In Geilenkirchen, „dessen Name mit dem Namen Beckers von den Schwingen des Ruhms durch die ganze Welt getragen wurde" (Kölnische Zeitung), wurde dem „Nationaldichter" ein Fackelzug gebracht, bei dem ihm ein Ehrenbecher überreicht wurde. Die Anrede an den Dichter schließt mit den Worten: „Der unsterbliche Niklas Becker lebe hoch!" Alles das hätte wohl auch einen kühlen, ruhigen Verstand berauschen und eitel machen können. Aber Becker blieb nach allen Nachrichten bescheiden und anspruchslos wie zuvor; und wenn man ihm später den großen Beifall, mit dem er überschüttet wurde, gewissermaßen zum Vorwurfe gemacht hat, so liegt in der schlichten Art, wie er seinen Ruhm trug, kein Grund zu einer solchen Ungerechtigkeit.

Schlicht und anspruchslos zeigte er sich auch, als sich Friedrich Wilhelm IV. im Jahre 1842 beim Dombaufeste in Köln den Dichter vorstellen ließ und sich lange mit ihm unterhielt. Schon früher übrigens hatte ihm der König seinen Dank aussprechen und bei der Fortsetzung seiner Studien seine Unterstützung versprechen lassen. Aber Becker bat nur „um eine Friedensgerichtsschreiberstelle, falls eine ihm passende erledigt sein würde." Er erhielt dann zu Weihnachten 1840 ein Geschenk von tausend Thalern und im folgenden Jahre auch die erbetne Stelle am dritten Friedensgerichtsbezirk zu Köln. Auch König Ludwig von Baiern ehrte ihn durch einen silbernen Becher mit der Aufschrift „Dem Sänger des Rheins der Pfalzgraf bei Rhein" und pries in seinem Liede „Die Teutschen seit dem Jahre 1840" das neue Zeitalter vaterländischer Entschlossenheit, wo der „teutsche Sinn," früher nur ein Ideal weniger, ein gemeinsames Band um Deutschlands Völker und Fürsten geschlungen habe.

Wichtiger aber als alle diese Ehrenbezeugungen will uns heute die stille Teilnahme eines Mannes erscheinen, der sich niemals von dem Strome der herrschenden Meinungen mit fortreißen ließ, der ernst und streng die Eindrücke wog, ehe er sich ihnen erschloß, der aber auch dann das für gut erkannte fester und treuer bewahrte als irgend jemand: der Prinz von Preußen schrieb, wie Treitschke berichtet, das Rheinlied mit fester Hand ab und setzte unter das Gelöbnis der letzten Strophe einen entschlossenen Federzug, als ob er geahnt hätte, daß er ein Menschenalter später alles das erfüllen sollte, was jene Zeit kaum zu hoffen gewagt hatte.

Inzwischen antwortete Lamartine mit der „Marseillaise des Friedens." Daß der Kriegsgedanke in der Widmung des Rheinlieds ihm besonders zugeschrieben war, mußte dem „Humanitätsapostel" sehr unbequem sein. Schon vorher hatte er einmal geäußert, daß Handelsverträge vielleicht wichtiger als Eroberungen wären, um dann freilich mit französischer Logik fortzufahren: „Die Rheingrenze, Italien, nichts werdet ihr davon bekommen ohne Bündnis"; sieht sich doch Frankreich stets, wenn es sich um den Rhein handelt, zuerst nach Verbündeten um. Sein bilderreiches, volltönendes Lied schwärmt daher von einem goldnen Zeitalter des Völkerfriedens, in dem der mächtige Rhein, „der Nil des Abendlands," allen Ehrgeiz der dann brüderlich vereinten Völker tief ins Meer versenken werde. In Frankreich wird niemand diese Redensarten aufrichtig geglaubt haben; in Deutschland haben sich immer Idealisten durch solche Träumereien einfangen lassen. Übrigens läßt es Lamartine im Dunkeln, wer in jener Friedenszeit in Köln und Mainz wohnen soll.

Von den andern Entgegnungen französischer Dichter sei nur die bekannteste, die Mussets, erwähnt, weil die Aufnahme, die sie bei deutschen Schriftstellern gefunden hat, vielfach berichtigt werden muß. Mussets Erwiderung Le Rhin allemand. Réponse à la chanson de Becker erschien im Februar 1841; er hatte ihr eine fehlerhafte und um eine Strophe gekürzte Übersetzung des Rheinlieds vorangestellt. Die beiden ersten Strophen des französischen Gedichts lauten in wörtlicher Übersetzung: „Wir haben ihn gehabt, euern deutschen Rhein; er hat in unserm Glase geschäumt. Verwischt ein Liedchen, das man vor sich trällert, die stolze Spur, die unsrer Rosse Huf in euerm Blute ließ? Wir haben ihn gehabt, euern deutschen Rhein; sein Busen trägt noch eine offne Wunde von jenem Tage, wo der siegreiche Condé sein grünes Kleid zerriß. Den Weg, den einst der Vater ging, wird auch der Enkel finden." Die folgenden Strophen fahren in demselben Tone fort. „Wo war des letzten Manns Gebein, als unsers Cäsars Schatten auf euch fiel? Habt ihrs vergessen, so fragt eure jungen Mädchen, die haben unser Andenken besser bewahrt." Die letzte Strophe erhebt dann freilich keine Eroberungsansprüche, sie trägt aber denselben Hochmut zur Schau.

Darüber heißt es in Lindaus Leben Mussets: „Das Lied vom »freien

deutschen Rhein« wurde hüben so laut gesungen, daß es selbst drüben gehört wurde. Musset setzte sich in einer gutgelaunten (?) Stunde hin und schrieb am 1. Juni (!) 1841 die poetische Antwort, die freilich nicht sehr verbindlich für uns ist; aber unser Patriotismus ist doch nicht so einseitig, daß er uns für die Überlegenheit der Mussetschen Antwort blind machen sollte. Die Antwort Mussets ist wirklich bedeutender als die Herausforderung." Diese Behauptung wird keinen unbefangnen Leser der beiden Gedichte überzeugen. Daß Musset als Dichter viel bedeutender als Becker ist, wird niemand in Frage stellen; daß er ihm aber in diesem Gedichte nachsteht, ist ebenso sicher. Was bietet er wohl in seinem Liede, das man mit dem geschlossenen Bilde vergleichen könnte, worin Becker alles das zusammenfaßt, was uns den Rhein und das Leben an seinen Ufern als ein Wunderland der Romantik erscheinen läßt? Seine „poetische" Antwort enthält kein dichterisch schönes Bild (der Teil der letzten Strophe, den man dagegen anführen könnte, wiederholt nur Beckers Worte), keinen poetischen Gedanken. Es atmet nur den Hohn und Hochmut des Cäsarismus. Wer in Musset ein bei aller Zerrissenheit doch tiefes Gemüt von wunderbarer Feinheit und Wahrheit der Empfindung ehrt, wird sein Rheinlied nur bedauern können. Wenn er uns im übrigen höhnisch rät, unsre „Bedientenjacke" im Rhein zu waschen, so hat Deutschland glücklicherweise nie eine Zwangsjacke getragen wie die, in der sich Frankreich unter zwei Napoleonen wohlfühlte. Ebenso unberechtigt ist der Spott über „des letzten Manns Gebein" im Munde des Franzosen, dem in der Geschichte seines Landes die volltönende Phrase etwas so gewöhnliches ist.

Während aber Lindaus Urteil doch noch die Möglichkeit einer Erörterung zuläßt, erscheint folgende Stelle aus Hillebrands Geschichte Frankreichs (2. Bd., Seite 436) ganz unerklärlich. „Der größte Dichter Frankreichs ließ sich hinreißen, auf die geschmacklose Herausforderung mit mehr Poesie, aber auch mit schnöderm Übermut zu antworten." Die Worte „Herausforderung, geschmacklos, Übermut und schnöde" sind in ihrer landläufigen Bedeutung doch nicht im entferntesten auf ein Lied anwendbar, das nur als Antwort auf eine Herausforderung mit Würde und Ruhe die Erhaltung heiligen Besitzes gelobte.

Die große Zahl der deutschen Dichter, die sich in gleichem Sinne wie Becker und zum Teil mit Beziehung auf die Gedanken und Worte seines Liedes gegen die französische Anmaßung erhoben, hier vorzuführen, verbietet der Raum. Es liegt auf der Hand, daß bei vielen die gute Gesinnung mancherlei Mängel entschuldigen muß. Übrigens wurde die Beurteilung des Rheinliedes durch den Parteistandpunkt vielfach beeinflußt.

Daß Arndt dem Dichter des Rheinliedes zujubelte, ist selbstverständlich. Sein „Lied vom Rhein an Niklas Becker" ist der hellste Klang in dem vielstimmigen Chor, der den jungen Sänger begrüßte:

Es klang ein Lied vom Rhein,
Ein Lied aus deutschem Munde,
Und schnell wie Blitzesschein
Durchflogs die weite Runde.
Und heiß wie Blitzesschein
Durchzuckt es jede Brust
Mit alter Wehen Pein,
Mit junger Freuden Lust.

Sein heller Wiederklang
Vom Süden fort zum Norden
Ist gleich wie Wehrgesang
Des Vaterlands geworden.
Nun brause fröhlich, Rhein:
Nie soll ob meinem Bord
Ein Welscher Wächter sein!
Das brause fort und fort.

Und so wie er, sangen viele. Auch aus dem Kreise der politisch oppositionellen Dichter ertönten Stimmen im gleichen Sinne. Im Oktober 1840 stimmte Herwegh sein kampffreudiges, prächtiges „Rheinweinlied" an:

Herab die Büchsen von der Wand,
Die alten Schläger in die Hand,
Sobald der Feind dem welschen Land
Den Rhein will einverleiben!
Haut, Brüder, mutig drein!
Der alte Vater Rhein,
Der Rhein soll deutsch verbleiben!

In einem andern Liede aber, „Protest," bringt Herwegh einen Gedanken, der an sich nichts mit der Verteidigung des Rheins zu thun hat:

Solang' ich noch ein Protestant,
Will ich auch protestiren,
Und jeder deutsche Musikant
Solls weiter musiziren!
Singt alle Welt: Der freie Rhein!
So sing' doch ich: Ihr Herren, nein!
Der Rhein, der Rhein könnt freier sein —
So will ich protestiren.

Dieser Gedanke, der hier noch in halb scherzhafter Form ausgesprochen ist, bildet den Inhalt einer ganzen Reihe von Rheinliedern. Das bekannteste, „Der Rhein" von Robert Prutz (1841), fand damals gewaltigen Beifall. Prutz stellt sich zwar noch nicht in Gegensatz zu Becker:

Der du zuerst gesungen
Das stolze Wort vom freien deutschen Rhein,
Das durch die Welt sich adlergleich geschwungen,
Dich schließ' im Geist in meinen Arm ich ein!

Aber er denkt doch daran, daß dem schönen Strom die Freiheit fehle. Den Fürsten ruft er zu:

Gebt frei das Wort, ihr Herrn auf euern Thronen,
So wird das andre sich von selbst befrein.

Und dem Volke:

Mit euch zuerst müßt ihr den Kampf beginnen,
So seid zuerst ihr selber deutsch und frei!

Das freie Volk werde dann auch siegesstark den Rhein bewahren.

Aber während der Gedanke bei Prutz noch durchweg poetisch und patriotisch bleibt, verliert er bei andern Dichtern allen patriotischen Inhalt und verwandelt sich in mürrisches Rufen nach einer unbestimmten vaterlandslosen Freiheit. Der Groll der blinden „Opposition um jeden Preis," für die deutscher Patriotismus eine Beschränktheit war, so bereit sie auch den Patriotismus andrer Völker achtete, war gegen Becker groß. Hatte doch sein Lied den Schwindel erschüttert, den sie mit dem gelobten „Freiheitshort" Frankreich so lange zur Schmach Deutschlands getrieben hatten; hatte doch die Anerkennung, die ihm deutsche Fürsten zollten, bewiesen, daß es für das Volk und die „Tyrannen" ein gemeinsames Heiligtum gab. So ruft der Dichter der „Lieder der Gegenwart" (zweite Auflage, Königsberg, 1842) dem Rheine zu: Ich hörte

mit Ärger nur vom Trank der Musen,
Den sie im Hexenkessel dir gebraut,
Als Dichter wahnsinnsvoll zu deiner Feier
Akkorde wirbelten auf ihrer Leier.

Das waren Deutschlands junge Patrioten,
Kuckucke in des alten Adlers Horst;
Noch sind die Lobgesänge (?) nicht verboten;
Drum schlugen sie, bis ihre Leier borst,
Die Saiten, Lieder ihnen zu entzwingen,
Die Fürstenlob und Ehrenbecher bringen.

Nach den weitern Strophen hat dann der arme Niklas Becker mit der Freiheit des Rheins nur „Schacher getrieben," als er, „ein Schächter," ihm um „schnöden Goldeslohn" den „Judaskuß" gab! Dann heißt es:

Bist du (Rhein) denn, wie ein Jagdhund abgerichtet,
Der gierig wittert nach Franzosenblut?
Willst du, so wie man es dir angedichtet,
Verschlingen diese ganze Frankenbrut?
Nein, ich beschwör es, du bist wahrlich besser,
Als sie es glauben, die Franzosenfresser.

Darauf wird der Strom aufgefordert, nicht eine „Scheidemauer," sondern eine „Brücke" für den bekannten Lamartineschen Völkerfrieden zu sein, und der Schluß lautet:

Nicht Deutsche, nicht Franzosen! Laßt die Namen!
Nur Menschen, nichts als Menschen laßt uns sein!

Darnach wären also die bösen Deutschen die Friedensbrecher und Frankreichs Rufe nach der Rheingrenze Friedensgrüße gewesen!

Vor allem ärgerlich aber mußte die deutsche Begeisterung jenes Jahres dem Manne im Ohre klingen, bei dem der Haß gegen alle Bestrebungen des Deutschtums die konsequenteste Wesensseite war. Zunächst scheint sich Heine nicht über den Ton des Angriffs haben entscheiden können. In seinen Berichten aus Paris berührt der Pensionsempfänger Louis Philipps den deutsch-französischen Zwiespalt nur selten. Dann streift er in dem Gedichte „Bei des Nachtwächters Ankunft in Paris" den „freien Rhein, den Brutus (?) der Flüsse" mit matter Ironie. In den wenigen Versen „Diesseits und jenseits des Rheins" faßt er seinen ganzen Deutschenhaß zusammen, ohne die Rheinbewegung ausdrücklich zu bezeichnen. Aber sein Wort zu der Frage mußte er sprechen, und er that es noch, als die ganze Bewegung und mit ihr der Dichter des Rheinlieds schon vergessen war; im „Wintermärchen" (1844) bekommt auch Becker seinen Anteil an Schmutz und Gift. Da spricht der Rhein:

Zu Bieberich habe ich Steine verschluckt,
Wahrhaftig, sie schmeckten nicht lecker!
Doch schwerer liegen im Magen mir
Die Verse von Niklas Becker.

Daß ich keine reine Jungfer bin,
Die Franzosen wissen es besser,
Sie haben mit meinem Wasser so oft
Vermischt ihre Siegergewässer.

Das dumme Lied und der dumme Kerl!
Er hat mich schmählich blamiret,
Gewissermaßen hat er mich auch
Politisch kompromittiret.

Natürlich fehlte es nicht an lauter Bewunderung für die „malitiösen, aber köstlichen Verse des genialen Spötters," so plump, unsachlich und dumm auch die ganze Stelle ist. Die Niedertracht der folgenden Strophe, deren Widerlichkeit vielleicht nur noch von dem verlognen Schwulst der Vorrede übertroffen wird, möge man bei Heine selber nachlesen.

Aber trotz aller Plattheit wurde Heines Angriff für das Schicksal des armen Becker verhängnisvoll. Da er und sein Lied damals schon vergessen waren, so nahm man die Worte des „großen" Heine einfach für Wahrheit, und Becker blieb — der „dumme Kerl."

Das zeigt sich auch in der spätern Beurteilung der übrigen Gedichte Beckers: ein „mittelmäßig" bleibt ihnen in den Litteraturgeschichten selten erspart. Es liegt mir nun ganz fern, ihren Wert übertreiben zu wollen, aber

wenn man gerecht sein will, darf man sie mit jenem Worte nicht abthun. Daß sein Erfolg den Dichter aus seiner frühern Zurückhaltung heraustrieb, ist nur natürlich. Deutschland wollte von seinem „Nationaldichter" mehr kennen lernen. So erschien denn 1841 in Köln ein Bändchen „Gedichte," das die übertriebnen Erwartungen natürlich enttäuschte. Ohne diese Erwartungen würde die Sammlung wohl eine freundliche Aufnahme gefunden haben, um dann — vergessen zu werden, wie die meisten Dichtergaben jener dichterisch so reichen Zeit. Beckers Gedichte sind zum Teil Balladen, in denen, wie bei so vielen Balladendichtern jener Tage, der Einfluß Uhlands erkennbar ist; doch weiß auch er in einem romantischen Stoffe das menschlich rührende ergreifend darzustellen. Dem folgenden Beispiel könnten noch mehr zur Seite gestellt werden.

Die Königskrone

Es sitzen in dem hohen Saal
Die Krieger stumm zu ernster Wahl.
Der König, der mit Macht gebot,
Starb in der Schlacht den Heldentod.
Wer soll besteigen seinen Thron?
Das zarte Kind, des Königs Sohn?
Legt man ein Schwert in Knabenhand?
Hält wohl ein Rohr dem Sturme Stand?
Es flöge uns auf hoher Bahn
Ein schwingenloser Aar voran.

So sitzen in dem hohen Saal
Die Krieger stumm zu ernster Wahl.
Und zu dem Kreis der Männer tritt
Die Königin mit zagem Schritt,
Mit schwarzem Schleier, schwarzem Kleid,
Sie senkt den Blick in tiefem Leid.
Doch wie ein Stern aus dunkler Nacht
Auf ihrem Arm der Knabe lacht.
Zum Tische, wo die Krone lag,
Beugt er sich hin, er langt darnach,
Hat sie mit fester Hand gefaßt,
Hebt hoch empor die goldne Last;
Und blickt mit klaren Augen dann
Die Männer freundlich lächelnd an.
Da murmelt rings der Krieger Schar:
Des Königs echter Sohn fürwahr!
Es ist der Götter Rat und Schluß:
Die Krone man ihm lassen muß.

Von warmem Gefühl und feinem Ausdruck der Empfindung erweist er sich bei Behandlung von Stoffen aus dem täglichen Leben. Die fromme Entsagung des Mädchens, das den jauchzenden Hochzeitszug zum Hause hinausziehen sieht, in dem der still geliebte Mann stolz an der Seite ihrer glück-

lichern Schwester dahingeht, das Harren und Verzeihen treuer Liebe, die Klage eines liebevollen Herzens, das „dem Glauben allzu offen“ war, die Reue, die blitzartig beim Anblick der Verlassenen über den Schuldigen hereinbricht — sie alle werden in einfach natürlicher, aus dem Stoffe selbst fließender Sprache dargestellt. In andern, weniger trüben Bildern blickt schalkhaft der gutmütige Spott des Dichters durch. Den Kesselflicker, dessen geheimnisvollen Ernst das ganze Dorf anstaunt, meinen wir mit seinem Grauchen vor uns zu sehen, und der „treuen Haut,“ die jedem dient, die jeder lobt, und um die sich doch niemand kümmert, sind wir wohl alle schon begegnet.

Die harte Beurteilung Beckers wurde sogar auf das „Rheinlied“ ausgedehnt. Während es einige als „Herausforderung“ tadelten, machten ihm andre den Vorwurf, daß es nur eine „zahme, defensive Begeisterung“ zeige. Nun sind aber Volkshymnen, im Gegensatz zu den eigentlichen Kriegsliedern, immer „defensiv.“ Die Wacht am Rhein ist es, sogar die Marseillaise, so oft sie auch später das Lied der Eroberungssucht wurde. Andre gestehen dem Liede zwar mancherlei Vorzüge zu, tadeln aber den „Mangel an Tiefe.“ Damit stellen sie eine Forderung, die ein Volkslied, zumal ein patriotisches, ebenfalls nicht erfüllen kann. Ein Volkslied darf nichts aussprechen, was durch Neuheit und Tiefe fremdartig berühren würde; es darf nur sagen, was in jeder Brust lebt, sein Wert besteht nur darin, wie es diese Empfindungen ausspricht. Diesen Wert hat man dem Rheinliede nie absprechen können. Es setzt schwungvoll und kräftig ein; es spricht den Grundgedanken gleich anfangs entschieden aus und weiß ihn wirksam bis zu der kräftigsten Beteuerung am Ende zu steigern. Dazwischen enthält es in kurzen Zügen ein dichterisch schönes Bild, das alles vereinigt, was bei dem Zauberworte „der deutsche Rhein“ in uns auftaucht: das Wunderland an seinen Ufern, die freien, frohen Menschen, die mahnenden, mächtigen Reste einer romantischen Vergangenheit, und das alles in Worten, die durchweg eigentümlich und bedeutend sind. Welche Wortmalerei liegt allein in der zweiten Strophe!

Warum das Rheinlied trotz all dieser Vorzüge keine rechte „Nationalhymne“ sein kann, wird uns klar, wenn wir in Gustav Freytags Betrachtung über die Erfordernisse eines Volksliedes lesen: „Der Soldat braucht ferner flüssige Melodien und Texte, solche, in denen nicht zu viele Anschauungen und schildernde Detail zusammengedrängt ist.“ Dieses „schildernde Detail“ hinderte eine dauernde Wirkung des Rheinlieds auf die breitern Massen, zumal als die Frage, der es seinen Ursprung dankte, zurückgetreten war, und weist ihm seinen Platz unter den Liedern an, in denen die Reize eines bestimmten deutschen Gaues von seinen Bewohnern heimatsfroh gepriesen werden. Freilich gehört es auch unter diesen Heimatsliedern heute nicht mehr zu den bekanntesten. Es liegt das, wie man schon bald nach seinem Erscheinen klagte, daran, daß die zahllosen Melodien hindernd und verwirrend wirkten. Es ist bei allen

unsern Volksliedern um die Kenntnis des Wortlauts schwach bestellt; was im Gedächtnis der meisten haftet, ist allein die Melodie. Auf welche Melodie aber sollte man sich heute beim Rheinlied einigen?

So verklang das Rheinlied nach einem Erfolge sondergleichen mit der Kriegsfrage, aus der es hervorgegangen war, und der Dichter sank nach dem kurzen Rausch der beglückendsten Volkstümlichkeit in seine frühere Unbekanntheit zurück. War es nun der sinnberückende Ruhm, oder war es die Enttäuschung und der Schmerz über so viel unverdiente Angriffe, was ihn trieb, in dem lustigen Kreise seiner Kölner Genossen mehr und mehr Zerstreuung zu suchen? Am 14. Februar 1845 „hatte Becker nach kurzem Unwohlsein, das er nicht genügend beachtet hatte, einen gefährlichen Blutsturz." Er suchte dann in der Stille des Städtchens, wo ihm der große Wurf seines Lebens gelungen war, im Hause eines Schwagers, Genesung. Aber die Schwindsucht kam zum Ausbruch, die Kräfte schwanden. Wohl mochte er mit den Worten eines seiner Lieder rufen:

Hab ich geträumt, hab ich gelesen?
Hat sie bestanden jene Zeit?
War ich denn wirklich dieses Wesen
Voll Jugendmut und Rüstigkeit?

Wohl mochte er sich hoffend sagen:

Und dennnoch ist es mir, als müßte
Erneuern sich die schöne Zeit,
Die glutenreiche, lustgeküßte
Voll Jugendmut und Rüstigkeit!

Es war vergebens. Am 28. August 1845 verschied er, vergessen von seinem Volke, aber „geliebt und geachtet von allen, die ihn kannten, als ein braver, harmloser, bescheidner Mann, als ein schlichtes, frommes, poetisches Gemüt."

Wenige Tage nach seinem Tode brachte die Kölnische Zeitung sein „letztes Lied": „Auf dem Berge." Auf ragendem Berge neben seinem Strome fragt der Dichter den „Tod," in welcher Gestalt er ihm nahen werde. Dann schließt er:

Doch möcht' auch hier ich enden,
Auf dieses Berges ragendem Gestein,
Wo tausend Reben ihren Duft mir senden,
Und unten zieht mit stolzem Gang der Rhein.

Wo neu die Seele glüht, die Blicke streifen
Hinüber fern in alles deutsche Land,
Und alle Träume losgebunden schweifen,
Die, ach! so lange blieben festgebannt.

Ja, hier in voller Jugendkraft zu scheiden,
Hier in des Frühlings hellem Sonnenhaus:
Es wäre ja ein lustverklärtes Leiden,
Wenn du hier löschtest meine Fackel aus.

Ein letzt Gebet zu Gott emporgesendet,
Ein letzter Gruß dir, die mein Herz bezwang,
Und von dem Floß, das dort am Felsen wendet,
Ein deutsches Lied als letzten Ehrenklang!

Auf dem katholischen Friedhof zu Hünshoven-Geilenkirchen liegt Becker begraben. Seine Ruhestätte bezeichnet kein Stein, keine Inschrift. Zwar wurde gleich nach seinem Tode ein Denkmal angeregt; aber die Welt lebt rasch, und erst in unsern Tagen hat man in seinem Heimatsorte den Plan zu einer „Gedenktafel" gefaßt. Es wäre zu wünschen, daß bei ihrer Ausführung der Beschränktheit der örtlichen Mittel das deutsche Volk zu Hilfe käme. Denn Ehre und Dank schuldet das große Vaterland dem Manne, in dessen Worten es in hochherzig bewegter Zeit den besten Ausdruck seiner Gefühle fand, und dem nach einem kurzen, vollen Sonnentage des Ruhms für sein treues deutsches Empfinden Gram und Bitterkeit in Fülle wurde.

Im Zwischendeck

ch kann den Blick nicht von euch wenden — so beginnt ein Gedicht, das zu meiner Schulzeit mit Vorliebe deklamirt wurde. Es scheint jetzt zum alten Eisen gelegt zu sein, obwohl seine Absicht auch heute noch mindestens so berechtigt ist wie damals. Es wäre vermessen, den Lesern dieser Blätter die statistischen Berichte über den durchschnittlichen Umfang der Auswanderung aus Deutschland zu wiederholen. Jedenfalls würde sich die Anzahl der gegenwärtigen Auswandrer als weit höher herausstellen wie zu der Zeit, wo Freiligrath in seinen kaufmännischen Feierabendstunden seinen Pegasus tummelte. Es dürfte auch unnütz sein, Vermutungen über die Zukunft auszusprechen. Solange sich die Mücken die Flügel am Licht verbrennen, solange sich die Vögel am Leuchtturm die Köpfe einstoßen, so lange wird es Deutsche nach Amerika treiben.

Auf den letzten Vergleich bin ich durch Zufall gekommen. Die Neigung des Deutschen, besonders wenn er jung ist, seine Gefühle in Versform auszudrücken, ist bekannt. Es ist zu rühmen, daß ein großer Teil das nur in verschämter Weise thut, er richtet dadurch weniger Unheil an: Poesiealbums, Fremdenbücher und Kreisblätter sind die Stätten, wo gereimte Herzensergüsse besonders gern abgelagert werden. Es giebt aber noch einen verschämtern Ort, wo Verse oft der gewagtesten Art verzeichnet stehen, bis sie

nach Jahresfrist — leider nicht öfter — erbarmungslos überstrichen werden, um wieder andern Platz zu machen. Ich würde nicht darüber sprechen, wenn ich nicht an einem solchen Orte eines Amerikadampfers folgendes Gedicht gelesen und trotz der Umgebung abgeschrieben hätte:

Der Leuchtturm gießt sein Licht
Weithin über die Wogen.
Die heimkehrenden Schiffe
Sehen es meilenweit;
Sie finden den sichern Port
In seinem glitzernden Schein,
Sie meiden die tückische Klippe
In seinem sichern Schutz.

O, weithin leuchtendes Licht!
Wem hast du deinen Schein
Nicht schon als ersten Gruß
Im fernen Lande geboten!
Wie viele sahen dich hoffnungsvoll,
Wie viele glaubten das Glück,
Das trügende, irdische Glück,
In dem Lande zu finden,
Das du ihnen zuerst gezeigt,
Und wie viele wurden enttäuscht!
Und gingen unter, dir fluchend,
Daß du die Klippe zeigtest,
Die sonst sie verschlungen (!) hätte,
Und ihnen qualvolle Pein
Gnädig erspart. Wie viele
Fahren zurück in die alte Heimat,
Gramvoll gebeugt.
Das Schiff hat sie sicher geleitet
Hinwärts und heimwärts,
Und doch erlitten sie Schiffbruch
Hier und dort.

O, trügerisch leuchtendes Licht,
Nicht nur den Vögeln bist du verderblich,
Die dein Schein zauberhaft anzieht,
Und die sich die Köpfe zerschmettern
Vor deinem trügenden Licht!

Der größte Teil der Auswandrer macht die Seereise „über dem untersten Raum des Schiffs," d. h. auf Zwischendeck. Die Zwischendeckspassagiere gelten bei den Auswandrerschiffen als Haupteinnahmequelle, sie werden von den Schiffsagenten als sehr begehrenswerte Objekte betrachtet und darnach behandelt, bis sie den Fahrpreis bezahlt haben. Von diesem Augenblick an erlischt jedes weitere Interesse für sie. Man lese in Dickens meisterhafter Schilderung, wie Martin Chuzzlewit d. J. vor seiner Abreise nach der blühenden Stadt Eden gefeiert wird.

Es wird sich schwerlich, selbst mit Hilfe der Statistik, nachweisen lassen, aus welchen Berufszweigen sich die Passagiere des Zwischendecks zusammensetzen. Daß sie im allgemeinen solchen Leuten angehören, die das Zwischendeck der Kostenersparnis wegen wählen, dürfte wohl außer Frage stehen. Aber damit ist nicht bewiesen, daß diese Passagiere durchweg dem „Arbeiterstande" in dem Sinne angehörten, wie sich gewisse Kreise und Leute den Arbeiterstand denken. Es dürften die verschiedensten Berufe darunter vertreten sein, auch der „gebildete" Arbeiterstand, wenn ich diese Bezeichnung gebrauchen darf. Ich kenne Leute, deren Beruf öftere überseeische Reisen erfordert, und die ihr Geldbeutel doch ins Zwischendeck nötigt. Am Tage vor der Abreise können sie sich noch als kultivirte Menschen betrachten; von dem Augenblick an, wo sie das Schiff betreten, hört das auf, bis sie es wieder verlassen.

Wenn ich im Nachfolgenden zwei Erfahrungen schildere, so glaube ich

nach zahlreichen andern mir gewordnen Mitteilungen annehmen zu können, daß diese Erfahrungen mit dem allgemeinen Durchschnitt der Zwischendeckszustände übereinstimmen, d. h. es geht auf manchen Schiffen noch schlimmer zu, während es auch auf andern besser sein mag. Ich bemerke gleich, daß ich keineswegs daran denke, die Leser mit einer Reisebeschreibung zu behelligen, ich will nur die Lage der Zwischendeckspassagiere beleuchten.

Es handelt sich zunächst um eine Reise von Hamburg nach Newyork, die ich mit der Hamburg-Amerikalinie zu machen beabsichtigte. Durch Zufall wurde ich aber in Hamburg mit einem Herrn bekannt, der mir riet, mich an ein in der Steinstraße gelegnes „Zentralbüreau für Passagierbeförderung nach allen Plätzen der Welt“ zu wenden; mit den Inhabern des Büreaus lasse sich „handeln,“ und ich könne die Überfahrt dadurch viel billiger machen. Allerdings „arbeiteten“ die Herren nur für die englische „Anchorline,“ doch schien mir dies unwesentlich.

In der Steinstraße empfing mich ein liebenswürdiger Herr, der mich auf die großen Vorzüge der „Anchorline“ aufmerksam machte: schnelle Fahrt mit dem Dampfer Breslau von Hamburg nach Leith, Eisenbahnfahrt von dort durch die herrlichen Gefilde Schottlands nach Glasgow, alles auf Kosten der Anchor Line, dieses vortrefflichen Instituts, das auch die Kosten des Aufenthalts in Glasgow bestreiten würde. Doch werde dieser nur kurz sein, und dann die Fahrt nach Newyork auf einem großen und schönen Dampfer angetreten werden.

Der mich lebhaft interessirenden Preisfrage gedachte der Herr erst am Schluß seiner sehr geläufigen und anscheinend schon oft geübten Auseinandersetzung, indem er erwähnte, daß der sehr billige Zwischendeckspreis 120 Mark betrüge. Ich bedauerte lebhaft, seine Zeit unnötig in Anspruch genommen zu haben, da meine Verhältnisse mir eine solche Summe nicht gestatteten. An der Thür wurde ich jedoch zurückgerufen und mir zögernd die Summe von 110 Mark abverlangt. Aber mit einer mir sonst fremden Zähigkeit behauptete ich, daß 100 Mark für mich das äußerste sei. Inzwischen kam noch ein andrer, etwas orientalisch scheinender netter Herr zu dem ersten, und beide nahmen bei meinen Worten eine entsetzte Miene an. Erst als ich wieder im Begriff war, die Thür von außen zu verschließen, wurden mir die 100 Mark bewilligt. Es käme aber dergleichen sonst nie vor, und es würde mit mir nur eine besondre Ausnahme gemacht. Ich mußte auch das Versprechen geben, keinem Menschen die ungeheuerliche Thatsache zu melden, weil der Ruf der Firma darunter leiden könnte u. s. w. Ich versprach, was das Zeug halten wollte, und wenn ich jetzt dennoch ausplaudre, so ist das wohl durch die Thatsache zu entschuldigen, daß solche Handelsgeschäfte bei der in Rede stehenden, wie bei andern Firmen Hamburgs und sonstiger Küstenstädte ganz gäng und gäbe sind. Ich hörte später von Passagieren, daß sie 100 oder 110 Mark gezahlt

hätten. Viele hatten auch die 120 Mark voll bezahlt in der Meinung, daß es sich um feste Preise handle.

Das Geschäft war abgeschlossen, ich zahlte 100 Mark und erhielt eine provisorische Fahrkarte, die in der Steinstraße am Tage der Abfahrt (3. Mai d. J.) gegen eine andre umgetauscht wurde. Ich traf dort noch eine Anzahl Mitreisender. Eine Art Faktotum der Firma, ein älterer Herr, überreichte jedem von uns ein umfangreiches, aber nicht schweres Paket, das eine Sammlung Blechwaren enthielt, und zwar eine Flasche, einen Napf, einen Teller und Messer, Gabel und Löffel, über deren Empfang quittirt wurde. Das Faktotum geleitete uns dann dem Hafen zu. Er nahm bald diesem bald jenem von uns das Paket ab, um es eine Weile zu tragen. Als die Reihe an mir war, klagte er mir — wie jedenfalls auch den andern —, daß er heute noch nicht habe essen können, daß die Zeiten schwer seien, und daß er ein Trinkgeld zwar nicht fordere, aber auch nicht zurückweisen würde.

Wir kamen in eine große Halle, wo etwa hundert Leute versammelt waren. Dort wurde uns mitgeteilt, daß wir uns einer ärztlichen Untersuchung zu unterziehen hätten, und nach einstündigem Warten wurden wir zum Antreten aufgefordert. Wir wurden im Gänsemarsch durch verschiedne Gemächer und Fluren geführt und befanden uns plötzlich wieder im Freien. Auf meine Frage, wann die Untersuchung stattfinden würde, wurde ich belehrt, daß dies schon erledigt sei. Ich erinnerte mich nun eines wohlwollend und gelangweilt aussehenden ältern Herrn, der unser Vorbeigehen in einem Zimmer mit müdem Blick verfolgt hatte.

Nach dem Fahrschein sollte der Dampfer Breslau um 8 Uhr abends abfahren. Um 5 Uhr nachmittags betraten wir das Schiff, auf dem man mit Einladen von Waren beschäftigt war. Wir wurden sofort in das Zwischendeck geleitet, wo zunächst sechs Juden über die Lagerstellen herfielen. Ich wartete bis zuletzt und hatte den Vorteil, einige freie Plätze zwischen mir und meinem nächsten Nachbar zu behalten, und dadurch die Möglichkeit, meine Handtasche und die Blechwaren unterzubringen.

Bald darauf kam ein umfangreiches bottichartiges Gefäß mit einigermaßen rätselhaftem Inhalt, der jedoch „Thee“ vorstellen sollte. Dazu ein Korb mit $1^1/_2$ Zoll dicken Brotstücken, auf denen ein Schatten von Margarine schillerte. Die vor Jahren von agrarischer Seite verschämt angedeutete menschenfreundliche Forderung, den Unterschied zwischen Butter und Margarine durch eine bunte Färbung der Margarine zu verdeutlichen, war hier Ereignis geworden, denn die Brotstücken waren grünlich überstrichen. Damit war das Abendessen erledigt, und wer Lust hatte, konnte auf dem Verdeck zusehen, wie das Schiff beladen wurde. Die meisten Passagiere aber legten sich gestiefelt aufs Lager und rauchten, bis sie einschliefen. Als es 11 Uhr geworden war, und über die Zeit der Abfahrt noch immer nichts bestimmtes zu erfahren war, ging ich

wieder hinunter und untersuchte meine Lagerverhältnisse. Der Länge und Breite nach genügten sie gerade. Die Matratze und das darangebundne Miniaturkopfkissen — eine Decke gab es nicht — waren mit Stroh gefüllt und mit dem denkbar gröbsten Segeltuch überzogen, das sich dem Hemd und dem Körper klettenhaft anheftete. Nachdem ich mich von der geringen Entfernung der Decke über meinem Kopfe überzeugt hatte und eingeschlafen war, wurden wir durch laute Rufe geweckt. Es erschienen — es war $1^1/_2$ Uhr nachts — zwei Herren, die sich als Beamte der Polizei vorstellten, um die Legitimationspapiere nachzusehen. Sie traten sehr schneidig auf, gingen jedoch nachsichtig zu werke. Freilich erklärten sie fast sämtliche Papiere für ungenügend. Eine bescheidne Äußerung meinerseits, daß die betreffenden Agenten meine Papiere für genügend erklärt hätten, um damit die Welt zu durchreisen, wurde mit wenig schmeichelhaften Äußerungen über die Agenten aufgenommen. Auch meine schüchterne Andeutung, daß es vielleicht besser gewesen sei, wenn die gegenwärtige Formalität etwas früher vorgenommen worden wäre, als fünfeinhalb Stunden nach der festgesetzten Abfahrtszeit des Schiffes, und noch dazu mitten in der Nacht, wurde mit stiller Verachtung aufgenommen.

Die Herren lärmten noch etwas und ließen dann alles passiren, um sich darauf in die nur durch dünne Bretter von uns getrennte Frauenabteilung zu begeben, wo sie dieselbe Schneidigkeit zeigten. Einige sehr fest schlafende Frauen wurden, wie mir andern Tags erzählt wurde, und wie es der zunächst der Frauenabteilung liegende Mann über die Bretter sehen konnte, an den Beinen gekitzelt, ein sinnreiches Mittel, auch die festeste Schläferin munter zu machen. Da nun auch die Frauen und Mädchen ihre Legitimationspapiere zeigen mußten, sollen sich außerordentlich anmutige Szenen abgespielt haben, wie mir der Mann versicherte, der mit hohem Interesse über die Bretter sah. Um 2 Uhr nachts entfernten sich die Beamten, und bald darauf setzte sich die Breslau in Bewegung.

Am andern Morgen hörte ich unter meinem Lager ein eintöniges Murmeln. Es ging von fünf mit großer Ausdauer betenden Juden aus; der sechste, ein kleiner mit schäbiger Eleganz gekleideter Kerl, benagte ein Stück Fleisch. Dann kam ein Kübel Kaffee der bedenklichsten Art. Zu Mittag gab es eine abscheuliche Suppe mit zähem Fleisch oder einen regenbogenfarbnen Hering mit Pellkartoffeln. Der kleine Jude aß für zwei und kaute in der Zwischenzeit an einem Stück „Geselchten," von dem er großen Vorrat zu haben schien. Bald stellte sich die Seekrankheit ein, und als ich spät abends mein Lager erklettern wollte, fand ich eine entsetzliche Luft vor. Ich ging wieder auf das Verdeck. Als ich nach einigen Stunden wieder unten war, sah ich auf einem Lager des Männerraumes einen sehr leicht bekleideten Mädchenkörper. Da sich kein Mensch von der nur englisch sprechenden Schiffsmannschaft im geringsten um die Vorgänge im Zwischendeck kümmerte, so war ich von dem

interessanten Besuch, den sich ein „Bräutigam“ aus der Frauenabteilung geholt hatte, nicht besonders überrascht.

Am nächsten Tage versuchte ich mittags, die Suppe näher kennen zu lernen. Als ich aber gleich im ersten Löffel eine vollausgewachsene Made entdeckte, war mein Hunger gestillt, und die Suppe nebst Zubehör ging über Bord. Ich versuchte es dann mit einem Hering. Unglücklicherweise hörte ich hinter mir ein knipsendes Geräusch und sah eine Litauerin, die ihr Kind mit größtem Erfolg lauste. So kam auch der Hering wieder in sein nasses Element. Es war ein schöner Sonntag. Die Litauerinnen beteten und sangen den ganzen Vormittag und tranken Schnaps dazu. Unten beteten die Juden mit fürchterlicher Ausdauer, bis auf den kauenden Kleinen, in ihren bunten Gebetsmänteln und mit der kleinen Bundeslade auf der Stirn.

Abends kamen wir in Leith an, schliefen jedoch auf dem Schiffe. Als ich wieder den weiblichen Besuch vorfand, bat ich so dringend um Abhilfe dieses Unfugs, daß sich der Stewart in höchsteigner Person sehen ließ, das Frauenzimmer herausholte und wieder in die Frauenabteilung beförderte. Ihr Empfang dort war sehr lebhaft und hielt einige Stunden vor. Wir konnten jedes Wort hören, und der neben der Frauenabteilung liegende Mann kam wenig zur Ruhe. Pfeifen und Branntweinflaschen wurden wieder in Bewegung gesetzt; der kleine Jude holte sein Geselchtes hervor und kaute später noch im Schlafe. Übrigens ist die Breslau das einzige mir bekannte Schiff, auf dem das Rauchen im Zwischendeck gestattet ist.

Von Leith wurden wir am andern Morgen nach Glasgow befördert. Auf dem dortigen Bahnhof fand insofern eine Trennung der Passagiere statt, als ein Teil für die „Allanline“ bestimmt war, wir also getrennte Quartiere bekamen. Wir wurden nach der Yorkstreet zum Atlantichotel (Temperence) geführt, erstiegen eine steinerne Treppe und erhielten unser Lager angewiesen. Je zwei mußten in einem Bett schlafen. Ich schlief neben einem Brauer aus St. Franzisco, der fürchterlich schnarchte. Im Nebenbett lagen zwei junge Dänen, die dort stundenlang ihre Pfeifen rauchten, sich in langgedehnten Worten unterhielten und nach jedem zweiten Wort ausspuckten. Übrigens war die Verköstigung gegen die Wirtschaft auf der Breslau glänzend zu nennen. Auch mißfiel es mir nicht, daß eine neu hinzugekommne Gesellschaft von zwanzig Juden nicht mit uns zusammen essen durfte. Ich bemerke, daß ich keineswegs Antisemit bin, aber den Juden, mit denen ich auf dieser Reise zusammengetroffen bin, kann ich nur das trostloseste Zeugnis ausstellen. Am Morgen gab es leidlich guten Kaffee, Butterbrot und Wurst. Auch das Mittag- und Abendessen war wenigstens genießbar. Die Erinnerung an das gräßliche Essen auf der Breslau ließ alles in besserm Lichte erscheinen, zumal da sogar die Tische gedeckt waren, ohne daß ich die Sauberkeit der Tischtücher besonders hervorheben möchte.

Drei Tage mußten wir im Atlantichotel verweilen, inzwischen hatte sich unsre Anzahl wesentlich vergrößert. Am 9. Mai begaben wir uns in langem Zuge zu dem Schiff, das uns zu dem zwanzig Meilen entfernt im Meere liegenden Dampfer City of Rome beförderte, den wir in fünf Stunden erreichten. Es war ein großes Dampfschiff mit drei Schornsteinen, dessen Anblick uns nur vor dem Einsteigen auf dem Meere und nach dem Aussteigen in Newyork vergönnt war, weil das obere Verdeck für die Zwischendeckspassagiere verschlossen war. Gleich nach der Ankunft in den untern Räumen ging wieder der Sturm auf die Lagerstätten los, an dem ich mich mit vier andern Deutschen nicht beteiligte. Wir erhielten einen Raum, in dem sich zehn Lagerplätze befanden, und blieben dort bis auf weiteres unbehelligt. Nachdem noch fünf Stunden Waren aus kleinen Schiffen eingeladen worden waren, setzte sich der Koloß in Bewegung, um am andern Morgen an der irischen Küste wieder Waren und Passagiere aufzunehmen.

Die Lager waren auch hier ähnlich primitiv wie auf der Breslau, doch waren sie mit dünnerm Segeltuch überzogen, das keine Wundmale am Körper hinterließ; auch gab es eine wollne Decke. Außerdem ließ die Gewißheit, kein mit Läusen behaftetes Individuum unter uns zu haben, eine gewisse Gemütsruhe aufkommen. Jämmerlich hart war ja das Lager auch, und einige Dutzend Bretter, die über das meinige geschoben waren, ächzten bedrohlich bei den Schwankungen des Schiffes. Mittags $^1/_2$11 Uhr wurden wir zum Verbleiben im untern Raum befohlen, um uns auf etwa nötiges Impfen untersuchen zu lassen. Nachdem wir aber $1^1/_2$ Stunden gewartet hatten, ohne daß der Herr Doktor erschien, gingen wir wieder hinauf. Wieder kam ein Schiff mit neuen Passagieren, dann wurde zu Mittag gegessen. Da das Menu während der neun Tage, die wir auf der City of Rome verweilten, unverändert blieb (nur zweimal gab es ein Stück zähen Pudding), will ich es hier gleich mitteilen: Suppe mit Graupen und vielen Mohrrüben, auf der auch der schärfste Blick kein Fettauge entdeckt hätte, ausgekochtes, zähes und kaltes Rindfleisch, dazu Freitags noch versalzner Fisch und Kartoffeln in der Schale.

Gleich nach Mittag kam zu unserm Entsetzen ein Schiff mit etwa siebenhundert Irländern, die unsre City bestiegen und mit großer Lebhaftigkeit die steilen Treppen zum Zwischendeck herunterpolterten. Für uns fünf war es eine bange Stunde. Wir belegten mit unserm Gepäck die leeren Lagerstellen und legten uns selbst auf die andern. Wohl zwanzigmal wurde die Thür zu unserm Raum geöffnet, und rothaarige Schnapsgesichter sahen herein. Aber es ging alles gut ab. Unser Raum galt als besetzt, und wir behielten ihn ungestört während der ganzen Fahrt.

Mit der Ankunft der Irländer nahm das Leben im Zwischendeck einen erschreckenden Charakter an. Ein großer Teil war schon beim Besteigen des Schiffes betrunken, und als sich das Schiff bei stark bewegter See um vier Uhr nachmittags in Bewegung setzte, brach die Seekrankheit in fürchterlicher Weise aus. Das Verdeck bot einen ekelhaften Anblick. Während der folgenden Nacht stöhnten die Iren jämmerlich, und da es andern Tags ziemlich stürmisches Regenwetter war, wollten sie durchaus unten bleiben und verunreinigten den Raum, bis sie fast mit Gewalt hinaufgetrieben wurden. An diesem Tage, am 11. Mai, wurden die Frauen wegen des Impfens untersucht. Die meisten kamen mit einem all right davon, doch wurden auch viele geimpft; eine noch ziemlich junge Dame zum siebentenmal in ihrem Leben.

Am folgenden Tage war Sonntag. Der Bar machte trotz seiner hohen Preise gute Geschäfte (ein Glas Bier, Selters, Ale, Whiskey u. s. w. nach deutschem Gelde sechzig Pfennig). Die irischen Frauen schienen namentlich für „Limonade" eine Leidenschaft zu haben, ein stark mit Pfeffer gewürztes Getränk, das einen beizenden Geschmack hinterläßt. Am 13. Mai war stürmisches Wetter, und da die eine Seite des Verdecks gänzlich überschwemmt war, drängte sich alles auf der andern zusammen. An diesem Tage wurden die Mädchen auf Impfen untersucht. In der Nacht verursachten die am Boden rollenden Schnapsflaschen viel Lärm. Am 14. Mai ging die Impfuntersuchung der Männer vor sich. Es gelang mir, mich durchzumogeln, indem ich mich für einen Kajütenpassagier ausgab. Dafür ging ein wirklicher Kajütenpassagier, der harmlos auf dem Zwischendecksgang promenirte und nicht englisch verstand, in die Falle; trotz seiner sechzig Jahre wurde er geimpft und hatte noch beim Verlassen des Schiffes heftige Schmerzen. Übrigens erhielt ich trotzdem meine Inspections Card. Abends war starker Nebel, und die Nacht hindurch ertönte das Nebelhorn.

Betreffs der Verpflegung bemerke ich noch: Morgens gab es Kaffee, Brot und Butter, auch eine Grütze von fadem Geschmack oder Irisch Stew, ein nicht zu verachtendes Gericht, wenn man mit Pfeffer und Salz stark nachhalf. Das „Diner" habe ich schon erwähnt. Abends gab es Thee, Brot und Butter, oder eine Art Mus. Wäre nicht der schmutzige Tisch und die Art der Abfütterung gewesen, so hätte man das Essen einigermaßen menschenwürdig nennen können.

Nach der aushängenden Karte, ausgestellt am 7. September 1894 und giltig bis 5. September 1895, sollte das Schiff 667 Passagiere aufnehmen dürfen. Aber es war mindestens die doppelte Anzahl vorhanden, wenn auch bestimmte Daten nicht zu erlangen waren. Nur von den Passagieren der zweiten Kajüte fand ich ein gedrucktes Verzeichnis, es waren 204.

Bei Tage und abends lag der größte Teil der Zwischendeckspassagiere in langen Doppelreihen auf dem Verdeck und spuckte in den Zwischengang, was für die Durchgehenden ungemein unterhaltend war. Obwohl zahlreiche Ungarn, Litauer, Dänen, Schweden dawaren, und unter diesen auch viel unflätiges Volk, waren doch die Iren bei weitem die schlimmsten. Selbst die mit Läusen behafteten Juden hatten ein besseres Benehmen als die ebenfalls verlausten Iren. Es waren fast alles junge Leute. Aber es war kaum möglich, unter den Hunderten auch nur ein frisches Gesicht zu finden. Alles abgelebte und versoffne Menschen! Die Konzerte, die sie täglich auf Flöten, Geigen, Hand- und Mundharmonikas verübten, waren ohrenzerreißend und wurden nur noch übertroffen durch die Lieder, die sie im untern Raum bis tief in die Nacht hinein brüllten. Von der Schiffsverwaltung wurde keine Kontrolle geübt. Man mußte auf Schlaf verzichten, bis dem letzten dieser betrunknen Unholde die ausgepichte Kehle versagte; auf weinende Kinder oder Kranke wurde nicht die geringste Rücksicht genommen. Ich gebe zu, daß bei Tage in den untern Räumen leidlich für Reinlichkeit und Ordnung gesorgt wurde. Aber in der Nacht waren die der Ruhe bedürftigen Leute und die bessern Elemente im Zwischendeck einfach vogelfrei. Der nächtliche Unfug war himmelschreiend. Die Waschgelegenheit des Morgens war mehr als primitiv, die Abortverhältnisse waren auf der Breslau sowohl wie auf der City of Rome einfach unbeschreiblich.

Am 18. Mai war der Lotse auf dem Verdeck. Die dem Schiff gehörigen Decken wurden uns früh noch unter dem Leibe weggenommen; bei den Frauen soll diese Prozedur schon in der Nacht vorgenommen worden sein. Ein amerikanischer Arzt bestieg das Schiff und „untersuchte“ die Passagiere mit derselben Gründlichkeit, wie fünfzehn Tage vorher der Hamburger. Stundenlang lagen wir an einem der Anchor Line gehörenden Gebäude im Hafen von Newyork. Etwa ½7 Uhr früh war Kaffee getrunken worden. Aber es wurde Mittag und Nachmittag, die Hunderte von Leuten auf dem Verdeck hungerten. Die Kajütenpassagiere hatten das Schiff bereits verlassen, ein Offizier ließ sich nicht sehen. Unterbeamte gingen mit Photographien des Schiffs hausiren. Dann wurde noch das Gepäck durch die Newyorker Zollbeamten untersucht, was um so schneller ging, je freiwilliger Cigarren gespendet wurden. Darauf verließen wir das Schiff, um auf einem kleinern im langsamsten Tempo die Fahrt nach Hoboken zu machen. Dort dauerte die Untersuchung der Legitimationspapiere u. s. w. etwa noch eine Stunde, und endlich, kurz nach fünf Uhr nachmittags, waren die Zwischendeckspassagiere auf festem Boden, nachdem sie neun und eine halbe Stunde nichts zu essen bekommen hatten. Am 18. Mai, nachmittags fünf Uhr, betraten wir den Boden Amerikas. Fünfzehn volle Tage hatte die Reise gedauert.

Die Rückfahrt machte ich von Chicago aus. Auch hier bezog ich meine Fahrkarte durch einen in der La Salle Street wohnenden Agenten. Auch der Amerikaner ließ mit sich handeln; der Preis von Chicago bis Hamburg betrug 32 Dollar (etwa 129 Mark). Das Programm lautete nach Angabe des Agenten: Abfahrt vom Bahnhof am 27. Juni, nachmittags drei Uhr, Fahrt quer durch Amerika nach Baltimore, Ankunft dort am nächsten Tage drei Uhr nachmittags, Abfahrt von dort mit dem der Hamburg-Amerikalinie gehörenden Dampfer Bohemia vier Stunden später, also sieben Uhr abends. Die Fahrkarte sollte in Baltimore bei einem dortigen Agenten in der Baltimore Street gegen eine andre umgetauscht werden. Das Schiff, hieß es, würde kurze Zeit in Leith (Schottland) anlegen, um Waren zu löschen, und dann nach Hamburg weitergehen.

Die Eisenbahnfahrt ging nach dem Programm von statten. In Baltimore meldete ich mich bei dem betreffenden Agenten und tauschte die Karte um. Die Stelle des Hafens, von der das Schiff abgehen sollte, war sehr entlegen, für den Fremden schwer zu finden und lag in einer unheimlichen Gegend. Ich war aber rechtzeitig zur Stelle, und da ich sah, daß das Schiff beladen wurde, meldete ich mich bei einem Beamten und erfuhr, daß von einer Abfahrt an diesem Tage keine Rede sein könne. Als ich mich auf die Angaben des Agenten berief, folgten Kraftäußerungen über diese „Fatzken,“ die an Urwüchsigkeit nichts zu wünschen ließen. Es wären schon kurz vorher verschiedne Leute dagewesen, die um sieben Uhr hätten abfahren wollen, auch eine Frau mit Kindern, die jämmerlich geweint hätten, als sie gehört hätten, daß sie vom Agenten belogen worden seien. Er habe viele Unannehmlichkeiten dadurch gehabt, auch hätten ihm die todmüden Kinder leid gethan, aber er habe sie zurückschicken müssen, denn das Schiff fahre erst am andern Tage, nachmittags drei Uhr. So suchte ich denn ebenfalls den Rückweg durch die schlecht beleuchteten Straßen, um zunächst den Agenten um Aufklärung zu ersuchen. Er machte ein dummes Gesicht und wollte mich damit trösten, daß sich sein Chicagoer Kollege geirrt habe. Dann empfahl er mir einen Gasthof am Bahn-

hofe mit einem Eifer, aus dem ich entnahm, daß er ein besondres Interesse für den Besitzer hatte, und diese Annahme schien mir auch dadurch bestätigt, daß ich dort verschiedne Leute traf, mit denen ich die Eisenbahnfahrt gemacht hatte. Auch diese wollten die Reise mit der Bohemia machen und waren durch den Irrtum des Freundes in Chicago zum Übernachten gezwungen.

Die Bohemia ist besonders zum Gütertransport bestimmt und geeignet und führt bei den Seeleuten den Beinamen „Ochsendampfer." Es waren nur einige dreißig Passagiere drauf, und so wurde der Verkehr mit der Zeit etwas familiär; auch die höhern Schiffsbeamten schlossen sich nicht aus, namentlich dem jüngern weiblichen Teil der Reisenden gegenüber. Überflüssige Akte, wie ärztliche Untersuchungen, waren ausgeschlossen. Der Schiffsarzt hat auf der ganzen langen Reise meines Wissens nur einmal einem Kinde einen Zahn ausgezogen, sonstige Gelegenheit zur Ausübung seiner Praxis fand er nicht. Da keine Kajütenpassagiere vorhanden waren, wurde mir mit einigen Herren die Vergünstigung, in einem Kajütenraum schlafen zu können, aus dem allerdings die Waschgelegenheit entfernt war. Matratze und Kopfkissen erinnerten an die Breslau.

Das Essen war im allgemeinen gut. Einmal — glücklicherweise während der letzten Tage — wurde beim Auftragen der Suppe ein Gegenstand aus ihr herausgezogen, der sich als Waschlappen entpuppte. Ob dieser appetiterregende Umstand durch eine Chikane des ersten Kochs dem zweiten gegenüber herbeigeführt worden war, wie Leute der Besatzung meinten, lasse ich dahingestellt, jedenfalls wurde andres Essen gekocht. Morgens gab es Grütze, Kaffee, Brot und Butter, mittags ziemlich kräftiges Essen mit abwechselndem Programm, mittags Kaffee mit Zubehör und abends Suppe, Kartoffeln und Thee. Aber, was mir unbegreiflich ist: die Hamburg-Amerikalinie scheint nicht zu wissen, daß selbst Zwischendeckpassagiere gewohnt sind, sich beim Essen des Messers und der Gabel zu bedienen. Diese Instrumente gab es nicht, was selbst solche Reisende überraschte, die wiederholt Seereisen gemacht hatten. Hierdurch wurde mir und andern, namentlich in der ersten Zeit, das Essen einfach verekelt. Fleisch und Butter wären genügend vorhanden gewesen, wenn sich nicht einige hervorragende Fresser gierig Vorräte eingesteckt hätten, um sie später zu vertilgen. Ein Sohn der freien Schweiz leistete darin fabelhaftes. Da nun jeder zugreifen konnte und die Gabeln fehlten, gingen diese Angriffe mittels wenig reiner Taschenmesser und noch weniger reiner Finger vor sich. Glücklicherweise waren die anständigen Leute unter den Passagieren in der Mehrheit, und so mußten sichs die andern gefallen lassen, daß eine passende Person unter uns gewählt wurde, die mittags die Portionen austeilte. Unangenehm bemerklich machte sich auch der Mangel an Decken für die Nacht, zumal bei einer Reise um Schottland. Waschschüsseln waren kaum aufzutreiben. Schmerzlich vermißte man auch eine Bank auf dem Verdeck. Man konnte nur halb oder ganz liegend lesen oder schreiben, und auch das mußte man bei der früh eintretenden Dunkelheit einstellen. So wurden die Abende verzweifelt langweilig, und mancher hätte lieber fünfzig Pfennig für ein Licht als für eine kleine Flasche dünnen Bieres ausgegeben. Dann hätte man wenigstens die Möglichkeit gehabt, sich zu beschäftigen, ohne die Zoten mit anhören zu müssen, die bei den meisten Reisenden den Hauptgegenstand der Abendunterhaltung bildeten.

Am 13. Juli kamen wir nach vierzehntägiger Seereise in Leith (Schott-

land) an und mußten vierundzwanzig Stunden im Meere vor dem Hafen liegen. Dann wurde der schwer beladne Dampfer, der seines Tiefgangs wegen nicht in den eigentlichen Hafen konnte, an eine von der Stadt entfernte Abladestelle geschleppt, um dort seine Waren zu löschen. Dies dauerte volle acht Tage, sodaß wir erst am 20. Juli abends von Leith abfuhren und am 22. abends in Hamburg ankamen. Die Seereise von Baltimore bis Hamburg, einschließlich des Aufenthalts in Leith, hatte also reichlich dreiundzwanzig Tage gedauert.

Vielleicht lenken diese nüchternen und durchaus wahrheitsgetreuen Angaben etwas die Aufmerksamkeit auf die Parias unter den Schiffsreisenden. Es sind doch sozusagen auch Menschen! Ich selbst unterlasse jede weitere Bemerkung.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Ein neues Programm. Parteiprogramme sind bei uns mit Recht in Mißkredit geraten. Was die großen alten Parteien wollen, weiß jedermann, und die Redensarten, mit denen sie ihre Absichten zu umhüllen und herauszuputzen pflegen, wissen wir auswendig. Da ist vom Hauche eines lebendigen Geistes, der sich einen neuen Leib bauen könnte, nichts zu spüren, nichts von einem kräftigen Keime, aus dem eine schönere Zukunft erblühen könnte. Nicht einmal die negative Leistung der Einstellung ihrer Zänkereien bis zur Niederwerfung des gemeinsamen Feindes bringen sie fertig, und nicht ohne Erbarmen kann man es mit ansehen, wie sich die mittelparteilichen Zeitungsschreiber mit dem „Zusammenschluß aller staatserhaltenden Elemente“ abquälen und ohne die geringste Aussicht auf Erfolg daran arbeiten, aus diesem Chaos von Schwäche, Unklarheit, gröbster Selbstsucht und widerlichen Ränken ein wohldisziplinirtes Heer zu schaffen. Den Staat brauchen die Staatserhaltenden glücklicherweise nicht zu erhalten; dessen militärisch-büreaukratisches Gefüge steht fest und erhält sich allein, ja erhält die Staatserhaltenden mit, aber eben darin liegt das Bedenkliche, daß er nicht mehr ein sich umbildender und mit dem Bedürfnis fortbildender lebendiger Leib, sondern ein toter Mechanismus ist. Lebenskeime haben wir also nur bei den einzelnen von den Parteien abseits stehenden Politikern und bei den kleinen neuen Parteien zu suchen. Zwei von den letztern verdienen besondre Beachtung: die süddeutschen Demokraten und die deutsch-soziale Reformpartei. Die einen nehmen den liberalen und Fortschrittsgedanken wieder auf, der in Nord- und Westdeutschland teils vor dem Absolutismus kapitulirt, teils Schiffbruch gelitten hat, die andern versuchen, den konservativen Gedanken, dessen alte Vertretung versumpft und zerrüttet ist, fortzubilden.

Das jüngst erschienene Programm der deutsch-sozialen Partei ist viel zu lang, als daß wir es Satz für Satz erörtern könnten, und diese übermäßige Länge, die übrigens nicht etwa durch Phrasenhaftigkeit, sondern durch die Menge der aufgestellten Forderungen entstanden ist, muß gleich von vornherein als der Grundfehler bezeichnet werden. Selbst wenn die Partei zur größten und mächtigsten Partei heranwüchse, würde sie bis zum Ende der Welt so viele Forderungen nicht durchzusetzen vermögen, zumal da, was bei einer so großen Menge unvermeidlich ist, die einen den andern widersprechen. Aber parlamentarische Erfolge hat wohl der Parteivorstand auch gar nicht im Auge gehabt, sondern er hat bloß alles aus-

sprechen wollen, was wünschenswert ist und vom Volke wirklich gewünscht wird im deutschen Vaterlande. Da ist zunächst eine Anzahl demokratischer Forderungen: allgemeines, gleiches, direktes Wahlrecht mit geheimer, gesetzlich nach Möglichkeit geschützter Abstimmung, Erweiterung des Wahlrechts zur Wahlpflicht, Tagegelder für die Abgeordneten, Sicherung der Rede-, Preß-, Vereins-, Versammlungs-, Glaubens- und Gewissensfreiheit, sowie des Koalitionsrechts, Beschränkung und unter Umständen Verbot der Nachtarbeit, sowie der Frauen- und Kinderarbeit, Vereinfachung der Arbeiterschutzgesetze (soll ohne Zweifel heißen der Zwangsversicherungsgesetze), Erhöhung der Renten, Herabsetzung der Altersgrenze, Arbeitsnachweis, Versicherung gegen Arbeitslosigkeit, Maximalarbeitstag, weibliche Fabrikinspektoren, Förderung der Produktivgenossenschaften, Entschädigung der schuldlos Verurteilten und der Untersuchungsgefangnen, Abschaffung des Voreides, Freistellung der konfessionellen Eidesformel, Erhebungen über die Lage der Subaltern- und der Unterbeamten, keine weitere Vermehrung solcher indirekten Steuern, die die untern Schichten treffen, Beseitigung der Doppelbesteuerung der produktiven Klassen (damit ist jedenfalls die Aufhebung der Gewerbesteuer gemeint), progressive Einkommen-, Kapitalrenten- und Erbschaftssteuer und ähnliche schöne Dinge. Dieser Teil des Programms macht den Bruch der deutsch-sozialen Partei mit der konservativen, aus der sie hervorgegangen ist, unheilbar; kein Landrat wird mehr ihre Kandidaten empfehlen, und die Konservativen werden auf die Verwendung des so zugkräftigen Antisemitismus verzichten müssen.

Eine zweite Gruppe von Forderungen ist dem Bauernstande gewidmet und trägt agrarisches Gepräge. Die Verfasser dieser Sätze sind von dem guten Glauben ausgegangen, daß die Schilderung der Lage der Landwirtschaft, wie sie sich in den Agrarierorganen findet, wahrheitsgetreu sei, und sie glauben auch an die Heilkraft der von diesen vorgeschlagnen Mittel, wie Schutzzölle, Börsenreform und Währungsänderung. Wir haben uns mit der Untersuchung der „Not der Landwirtschaft“ so oft und so gründlich beschäftigt, daß wir nicht nötig haben, die in diesem Teil des Programms enthaltnen Irrtümer besonders zu beleuchten, sondern bemerken nur, daß er auch Forderungen enthält, denen wir beipflichten, z. B. die Bekämpfung der Ringbildung und Schutz gegen Wucher und Güterschlächterei. Ebenso wenig haben wir natürlich gegen die Reform der Börse etwas einzuwenden und gegen die Beseitigung des Börsenspiels, wenn sie möglich sein sollte. Ob sie möglich sei, das eben ist bei der fast unlöslichen Verflechtung des Differenzspiels mit dem unentbehrlichen Zeitgeschäft die Frage. Dann aber scheinen die Verfasser des Programms die von den Agrarierorganen verbreitete irrige Ansicht zu teilen, als ob das Spiel an der Getreidebörse den Bauern schadete. Das ist aber, wie der Augenschein lehrt, durchaus nicht der Fall. Die Spieler ziehen immer nur einander gegenseitig, aber niemals dem Bauer das Geld aus der Tasche; dieser könnte nur dann dabei verlieren, wenn er selbst mitspielte. Den Getreidebesitzern schaden die Spieler so wenig, wie die Wettenden beim Pferderennen den Pferdebesitzern. Die Niedrigkeit des Preises, die von den Landwirten beklagt wird, ist nicht eine Wirkung des Spiels, sondern der in der Welt vorhandnen Getreidefülle und des Weltverkehrs, der diese Fülle jedem Orte zugänglich macht. Das Spiel aber wirkt ausgleichend und vermindert die Preisschwankungen, bringt also — so unmoralisch es an sich sein mag — den Getreideproduzenten Vorteil. Wir haben, wie gesagt, gegen die Beseitigung dieses unmoralischen Spiels durchaus nichts einzuwenden, aber wenn man sich einbildet, die Bauern würden davon einen Gewinn haben, so ist das eben Einbildung. Will man das Publikum vor Spiel-

verlusten schützen, so giebt es kein besseres Mittel, als die Verbreitung der zwei Wahrheiten, daß keiner an der Börse Geld verlieren kann, der nicht mitspielt, und daß jeder nicht zu den Eingeweihten gehörende, also jeder kleine Geschäftsmann oder Rentner in der Provinz, der an der Börse spielt, ein Esel ist, weil es im voraus feststeht, daß er sein Geld verliert.

Unter den Forderungen dann, die zu Gunsten der Handwerker und Kaufleute erhoben werden, befinden sich viele, denen wir beistimmen, wie: Verbesserung des Submissionswesens, Aufhebung der Zuchthausarbeit für Private, Sicherung der Forderungen der Bauhandwerker, Verschärfung der Konkursordnung, Verbot der Schwindelausverkäufe, Beseitigung aller amtlichen Begünstigungen der Beamten- und Konsumvereine vor dem freien Gewerbebetrieb, Besserung der sozialen Lage der Handlungsgehilfen. Andre Forderungen sind von zweifelhaftem Wert; was soll z. B. die „Beseitigung der zügellosen Gewerbefreiheit" bedeuten? Dem Gewerbebetriebe sind heute schon eine Menge Zügel angelegt, es könnte doch also höchstens gefordert werden, daß ihm noch mehr angelegt würden, und da müßte doch deutlich gesagt werden, welche.

Der antisemitische Teil des Programms macht sich nicht besonders breit. Die „Ausscheidung des jüdischen Elements aus deutschen Schulen," wenn darunter die Ausscheidung der jüdischen Lehrer aus christlichen Schulen verstanden wird, und das Verbot der Einwanderung fremder Juden sind berechtigte Forderungen und ohne Änderung der Gesetzgebung auf dem Verwaltungswege leicht durchzusetzen; dagegen stehen der „Aufhebung der Gleichberechtigung der in Deutschland lebenden Juden" schier unüberwindliche Schwierigkeiten im Wege. Außer den allgemein bekannten ist noch eine vorhanden, die man bis jetzt gar nicht beachtet zu haben scheint. Wird der Grundsatz aufgestellt, daß nur Männer deutscher Abstammung Vollbürger oder überhaupt Bürger des deutschen Reichs sein dürfen, dann muß das Bürgerrecht auch den Polen entzogen werden, woraus dann weiter folgt, daß sie auch nicht zum Kriegsdienst zugelassen werden dürfen. „Germanisirung der Polen" ist Unsinn; der Pole wird dadurch, daß er deutsch radebrechen lernt, ebenso wenig ein Deutscher, wie unsre Gymnasiasten durch ihr lateinisch Radebrechen Römer, und Juden, die gar keine andre Sprache gelernt haben als die deutsche, dadurch Deutsche werden.

Endlich wird auch „Erhaltung und Erwerbung von Handels- und Ackerbaukolonien" gefordert, und das ist nun die Hauptsache; denn mit der Ausbreitung der Deutschen über ein weiteres Gebiet werden viele der uns bedrückenden Nöte von selbst wegfallen, die auf dem Wege der Gesetzgebung beseitigen zu wollen Sisyphusarbeit ist. So z. B. will das Programm der Not der Landwirtschaft, die, wie wir oft dargelegt haben, die eigentliche wirkliche Not ist, durch Einführung des Anerbenrechts abhelfen und durch „Unpfändbarkeit und Unteilbarkeit eines zur Erhaltung einer Familie nötigen Mindestbesitzes." Was will man denn aber, ohne ausreichenden Kolonialbesitz, mit den Geschwistern des Anerben anfangen? Will man sie totschlagen oder mit Grundbesitz auf dem Monde ausstatten? Und wenn sie am Leben und auf Erden bleiben, gehören sie nicht auch zum deutschen Volke, und müßten sie nicht binnen kurzem die Mehrheit des Volkes bilden, oder bilden sie sie nicht vielmehr jetzt schon? Denn was sind denn unsre Proletarier anders als enterbte Nachkommen von Grundbesitzern?

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Zum Währungskampfe

Der Vorteil des Bimetallismus iſt allgemein, er überſteigt alle Berechnungen menſchlicher Vorausſicht. Landwirtſchaft und Induſtrie, Handel und Handwerk gehen durch ihn einer neuen Zeit wirtſchaftlichen Glücks entgegen, die Warenpreiſe heben ſich, Arbeitslöhne und Gehalt ſteigen. Die Silberländer hören auf, uns mit billigen Waren überſchwemmen zu können, und wir fangen an, dort einen lohnenden Abſatz unſrer Erzeugniſſe zu finden. Der allgemeine Vorteil umfaßt das Ausland nicht weniger als uns, auch ihm kommt die allgemeine Preisſteigerung und die Hebung ſeiner Silberwerte zu gute. Niemand hat eigentlich ein Intereſſe, ſolchem Glück zu widerſtehen, als der böſe und wucheriſche Gläubiger, der ſchwelgend von dem Schweiße ſeines Schuldners lebt. Aber auch er hat nicht die Zeche zu zahlen, er ſoll nicht Unrecht leiden, ſondern nur gehindert werden, ſich durch wirtſchaftliches Unrecht zu bereichern, denn der Goldwert ſteigt fortwährend und dieſe Steigerung bringt es mit ſich, daß die Gläubiger mit demſelben Kapital einen höhern Wert zurückgezahlt erhalten, als ſie gegeben haben, und das will der Bimetallismus verhindern. — So klingt der Sirenengeſang der Bimetalliſten, der überall verlockt und verführt, deſſen beſtrickende Macht aber nirgends fühlbarer erſcheint als in deutſchen Landen.

Die große Wichtigkeit der Währungsfrage für das wirtſchaftliche Wohl unſers Volkes wird von niemand verkannt, wie denn in den Augen der Menſchen die Bedeutung des Edelmetallgeldes eher über- als unterſchätzt wird. Aber die große Menge der gebildeten Deutſchen, die ſonſt in politiſchen und wirtſchaftlichen Angelegenheiten die Führerrolle übernimmt, ſteht der Frage ohne Urteil gegenüber. Sie überläßt den Kampf bei einem ſo heikeln und trocknen Stoff denen, die ſich berufsmäßig mit ihm befaſſen. Unter dieſen

hören nüchtern denkende freilich mit Erstaunen von dem allgemeinen Segen des Bimetallismus; bringt es doch der wirtschaftliche Kampf im kleinen und großen, die sogenannte Konkurrenz und der Wettbewerb der Nationen unter einander mit sich, daß keine Vorteile errungen werden, die nicht andern Nachteile brächten, setzt doch auch der Vorteil einer allgemeinen Preissteigerung Leute voraus, die die höhern Preise zu zahlen haben. Dennoch bleibt es Thatsache, daß unsre Parlamente alle wirklichen oder vermeintlichen Schäden durch den Bimetallismus heilen wollen, und wir von diesem Glück anscheinend nur durch die Einsichtslosigkeit Englands, das noch immer nicht reif genug ist, seine eignen Interessen zu verstehen, bewahrt bleiben. Das letzte Wort ist aber in England noch nicht gesprochen, und unsre Bimetallisten werden sicherlich nicht freiwillig von einem Kampfe ablassen, in den sie sich mit sportmäßiger Leidenschaft gestürzt haben, und dem sie so große Erfolge in der öffentlichen Meinung verdanken. Sie werden natürlich erst dann zum Schweigen gebracht werden, wenn sie für ihre Verheißungen keine Gläubigen mehr finden. Wir müssen aber offen bekennen, daß, wenn bei der Art des Widerstandes gegen die Bimetallisten, wie sie bisher beliebt gewesen ist, beharrt wird, von der Zukunft nichts zu hoffen ist. Eine selbsttrügerische Beschönigung nützt nichts; entweder steht die Wahrheit auf seiten der Bimetallisten, oder die Agitation der Gegner, die in dem Bimetallismus eine Erschütterung unsers Volkswohlstandes erblicken, taugt nichts. Wer die wirtschaftlichen Schäden, über die der Agrarier klagt, so unumwunden anerkennen muß und so wenig zu versprechen hat wie die Partei, die unsre bestehende Währung erhalten will, der muß eine sehr einleuchtende Sprache führen, wenn er nicht unterliegen soll. In parlamentarischen Staaten mit dem allgemeinen gleichen Wahlrecht hängt die Entscheidung eher von den Elementarlehrern ab, als von den Spitzen der Bankwelt oder den Professoren. Vor der Verführung durch verlockende Verheißungen können keine angreifbaren Theorien schützen, auch wenn sie besser sind als die der Gegner, Theorien, die wirken sollen, müssen unbedingt und offenbar zutreffend sein, oder sie sind ganz zu vermeiden. Bei der Erörterung der praktischen Folgen der ungeheuern Hartgeldvermehrung, wie sie der Bimetallismus mit sich bringen würde, kommt es weiter darauf an, nur das Nächstliegende und Unvermeidliche in Betracht zu ziehen und sich aller Spekulationen zu enthalten, da sie doch nur einen sehr zweifelhaften Wert haben. Als die Eisenbahnen aufkamen, sollen auch die einsichtigsten Menschen der Überzeugung gewesen sein, das Eisen müsse im Preise steigen und das Pferd im Preise fallen. Die Verhältnisse haben sich ganz anders gestaltet, und es läßt sich wohl sagen, daß die menschliche Voraussicht den Spekulationen über verwickelte zukünftige Verhältnisse nicht gewachsen ist. Die Hineinziehung solcher Spekulationen giebt dem Gegner ein breites Angriffsfeld und die erwünschte Gelegenheit, im Trüben zu fischen.

1

In der außerordentlichen Plenarversammlung des deutschen Handelstags hat der Generalkonsul Russell über die Währungsfrage eine hervorragende Rede gehalten, die an Gediegenheit den Reden des Reichsbankpräsidenten Dr. Koch an die Seite gestellt zu werden verdient. Der theoretische Teil stützt sich aber auf einen Grundsatz, an dem die Goldwährungspartei sehr zu ihrem Nachteil festhalten zu müssen glaubt. Der Grundsatz lautet: „Der Staat kann nicht einem Gegenstande einen willkürlichen Wert beilegen, d. h. einen wirklichen Wert, eine Kaufkraft. Der Staat kann nicht einer Münze, einem unter seiner Autorität hergestellten Zahlungsmittel eine andre Kaufkraft beimessen, als sie auf Grund der allgemeinen Verhältnisse nach der Wertschätzung der Menschheit hat. Hierbei muß man natürlich solche Zahlungsmittel ausscheiden, deren Bedeutung nicht auf ihrem innern Werte, sondern auf dem Kredit des Staates, auf der Einlösungspflicht beruht.“ Dieser Grundsatz entspringt, wie wir sagen möchten, dem mathematischen Denken, aber nicht den thatsächlichen Verhältnissen, die stehen mit ihm im Widerspruch. Wir haben in unsrer eignen Währung noch 400 Millionen Silberthaler, denen der Staat eine willkürliche Kaufkraft, die sich auf das doppelte ihres Metallwerts beläuft, beimißt, und die der Verkehr willig zu der vom Staat bemessenen Höhe aufnimmt. Der Staat hat keine andre Pflicht, als die Thaler in der von ihm bemessenen Werthöhe dauernd anzuerkennen, sie einzulösen ist er nicht verpflichtet. Ebensowenig besteht eine Einlösungspflicht für die in allen Staaten unterwertig geprägten Scheidemünzen. Auch die Staaten mit Papierwährung haben keine Einlösungsverpflichtung, und wenn sie eine solche hätten, würde sie meist bedeutungslos sein, da ein Staat, der einer solchen Verpflichtung nachzukommen imstande ist, nicht zur Papierwährung greifen wird. Die irrige Meinung, der auch Knies huldigt, daß das Geld als Tauschwertmesser den Wert, den es bemißt, auch selbst in sich tragen müsse, darf nicht aufrecht erhalten werden. Der Wert des Papier- und Hartgeldes steht durchweg, um einen festen Maßstab abzugeben, in einer ganz bestimmten Beziehung zu einer bestimmten Menge Edelmetall, diese Beziehung braucht aber weder durch Ausprägung, noch durch Einlösungspflicht gedeckt zu sein. Die in Deutschland umlaufenden Thaler, die zu ihrem doppelten Wert als vollgiltiges Zahlungsmittel gesetzlich und thatsächlich ohne Anstoß gebraucht werden, und für die eine Einlösungspflicht niemals vorgesehen ist, sind vielleicht das schlagendste praktische Beispiel dafür, daß der Mensch in gewissen Grenzen die Macht über das Geld hat, und der Wert des Geldes nicht unbeschränkt von seinem gegenständlichen Wertgehalt abhängt. Die Einlösungspflicht des Staates ist eine Erfindung jener mathematisch denkenden Köpfe und gelehrten Herrn, die auch Thatsachen nur dann anerkennen, wenn sie ihre Erklärung gefunden zu haben meinen.

Die Bimetallisten vertreten die entgegengesetzte Ansicht, daß der Mensch

die unbeschränkte Macht über das Geld habe. Sie sind nicht zweifelhaft darüber, daß überhaupt ein gesetzliches Wertverhältnis zwischen Silber und Gold aufrecht erhalten werden könne, und Dr. Arendt sagt es geradezu: „Wenn die Anschauung der Bimetallisten richtig ist, so muß eine vertragsmäßige Doppelwährung jedes Wertverhältnis, nicht nur ein bestimmtes, fixiren können.“ (Herr Reichsbankpräsident Koch und die Währungsfrage. Berlin, Hermann Walther. S. 73.) Dies ist aber eine so unhaltbare, jedem Denken und jeder Erfahrung widersprechende Ansicht, daß man es erklärlich finden muß, wenn ihre Vertreter die Mängel des Beweises durch absprechenden Hochmut zu verdecken suchen. Wenn durch Übereinkunft der Staaten zwischen zwei Edelmetallen ganz willkürlich und unabhängig von der Schwierigkeit und der Seltenheit ihrer Gewinnung jedes beliebige Wertverhältnis festgesetzt werden könnte, dann müßte es auch möglich sein, durch eine solche Übereinkunft Geldwerte beliebig zu schaffen, und dann ist nicht abzusehen, weshalb man nicht lieber gleich vertragsmäßig zu einer internationalen Papierwährung, die mit der geringsten Mühe die größte Fülle des Geldsegens verbinden würde, übergeht. Mommsen sagt in seiner Vorrede zur Geschichte des römischen Münzwesens: „Geeigneter noch als edle Metalle und in der That der an sich beste Wertausdruck ist das Zeichengeld, das von Eigenwert möglichst frei ist und darum in seiner schließlichen, freilich noch bei weitem nicht erreichten Entwicklung den Wert andrer Gegenstände fast so vollkommen messen wird, wie die Uhr die Zeit und der Zollstock den Raum. Doch hat allerdings das reine Geldzeichen immer noch keinen absoluten, sondern nur einen teils durch die Lebhaftigkeit und die Formen des Verkehrs, teils durch die Gesamtmasse der gleichzeitig vorhandnen Zeichen bedingten und demgemäß auf- und abschwankenden Wert. Gesetzt, daß alle Kulturvölker dahin gelangt wären, sich ausschließlich des gleichen, materiell wertlosen Geldzeichens zu bedienen, so würde dennoch dessen Wert in der lebhaften Verkehrszeit höher stehen, als in der Geschäftsstille, und fallen, wenn die Zeichenmasse stärker zunähme als das Umsatzbedürfnis, oder im umgekehrten Falle steigen. Ein absoluter Wertmesser also ist nicht herzustellen.“ Wenn hier Mommsen von einem Weltpapiergelde spricht, so meint er sicherlich nicht, daß ein solches Geld, das keinen Eigenwert hat und dennoch in dem Verhältnis, das es zu einem bestimmten Tauschwerte ausdrückt, Wertträger sein soll, frei und unbeschränkt hergestellt werden dürfe; sein übrigens sonst ganz trefflicher Gedanke scheitert eben daran, daß sich die Staaten über ihren Anteil an jenem Weltpapiergelde wohl niemals einigen werden. Die Bimetallisten machen sich nun die Sache viel leichter, auch sie wollen Geld, dessen Wert auf Übereinkunft beruht, sie lassen aber das freie Prägerecht zu und wollen doch nicht anerkennen, daß das ein unlösbarer Widerspruch ist, daß jede Übereinkunft, um bindend zu sein, eine bestimmte Kontingentirung zur Voraussetzung haben müßte, und daß sich ein

bestimmtes und ganz willkürlich gegriffnes Wertverhältnis für unbestimmte Mengen verschiedner Edelmetalle nicht aufrecht erhalten ließe. Die Bimetallisten verlangen freie Silberprägung. So wie jetzt jeder gegen geringe Prägungsgebühr einen Barren Gold zu Geld ausmünzen lassen kann, so soll man fürderhin auch berechtigt sein, einen Barren Silber zu Geld münzen zu lassen. Solange wir Silberwährung hatten, wurden aus einem Pfund feinen Silbers 30 Thaler, also 90 Mark, nach unserm Werte geprägt. Da wir aber jetzt das Pfund Silber für 45 Mark Gold kaufen können, so ist klar, daß die Berechtigung der freien Silberprägung alles Gold zum Lande hinausdrängen müßte, und wir binnen kurzem nur noch dem Namen nach eine Doppelwährung haben würden, thatsächlich aber Gold im Verkehr nicht mehr umlaufen würde. Es ist nicht abzusehen, aus welchen Gründen eine internationale Übereinkunft diese Thatsachen, die von den Bimetallisten selbst beim Einzelstaat anerkannt werden, zu ändern vermöchte. Ebenso wie das Papiergeld bei unbeschränkter Ausgabe gleich den Assignaten wertlos werden müßte, so bliebe auch bei freier Prägung von Silbergeld der Wert dieses Geldes trotz aller entgegenstehenden Abmachungen auf seinen Eigenwert beschränkt, und wenn dieser Wert unter dem vereinbarten Goldwerte zurückbleibt, so erhielte das Gold entweder einen seinen Nominalwert übersteigenden Kurs, oder, wie gesagt, es verschwände aus dem Geldverkehr. Die Bimetallisten behaupten nun allerdings, die von ihnen geplante Übereinkunft werde nicht nur das Wertverhältnis zwischen Silbergeld und Goldgeld, sondern auch das der Edelmetalle selbst endgiltig festlegen. Nach ihrer Ansicht ist der Preissturz des Silbers lediglich eine Folge seiner Demonetisirung, nur Unkenntnis und Einsichtslosigkeit könnten der außerordentlich gesteigerten Silbergewinnung einen Einfluß auf diesen Preissturz einräumen. Der Preis der Edelmetalle hänge nicht von den Gewinnungskosten ab, sondern sei ein Seltenheitspreis, der sich lediglich nach der Nachfrage bestimme. Da aber die Nachfrage nach Geld unbeschränkt sei, so müsse auch die Nachfrage nach Silber, wenn es unbeschränkt als Geld verwertet werden könne, derartig unbegrenzt sein, daß die Gewinnungsvermehrung auf den Preis keinen Einfluß habe. Mit solchen Ansichten kann man in der That zu den unhaltbarsten Schlüssen kommen und schließlich auch die Meinung vertreten, es sei ganz gleichgiltig, in welchem Wertverhältnis Gold und Silber ausgeprägt würden; wenn man nur erst eine Übereinkunft habe, dann wüßten die Menschen, wonach sie sich zu richten hätten. Es heißt doch geradezu die Dinge auf den Kopf stellen, wenn man behauptet, der Wert von Gold und Silber beruhe nur darauf, daß diese Metalle als Geld verwendet werden. Im Gegenteil, diese Edelmetalle sind als Geld gebraucht worden, weil sie für den Menschen eine vorzügliche Tauschwertkraft besitzen.*) Es ist doch auch wunderlich, zu

*) Hinge der Tauschwert der Edelmetalle allein oder auch nur hauptsächlich davon ab, daß sie Verwendung als Geld finden, so müßten Gold und Silber, die doch allein von allen

glauben, der Seltenheitspreis eines Edelmetalls solle dadurch nicht geringer werden, daß es reichlicher gewonnen und dadurch eben weniger selten wird.

Um aber nicht den Anschein zu erwecken, als ob wir über das Ziel hinausschießen wollten, so geben wir unumwunden zu, daß die Demonetisirung des Silbers, wenn sie auch bei weitem nicht die einzige Ursache seines Preissturzes gewesen ist, dennoch hierzu beigetragen hat, und umgekehrt ein unbeschränkter Bedarf des Silbers zu Geldzwecken dessen Tauschwert heben müßte. Man braucht auch die verkehrte Ansicht, daß durch internationale Übereinkunft jedes Wertverhältnis zwischen Gold und Silber bestimmt werden könne, in keiner Weise anzuerkennen und kann doch zugeben, daß die Verwendbarkeit von Silber und Gold als Geld in einem bestimmten, der jeweiligen Wertschätzung entsprechenden Verhältnis für die Beständigkeit dieses Wertverhältnisses wirkt, sodaß mutmaßlich nur größere Veränderungen in den Gewinnungsbedingungen der Edelmetalle Schwankungen in dem vereinbarten Wertverhältnis zur Folge haben würden.

Die Bimetallisten hätten sich zu der ungeheuerlichen Ansicht, daß das Wertverhältnis zwischen Gold und Silber lediglich auf menschlicher Willkür beruhe, daß der Mensch in seiner Macht über das Geld ganz schrankenlos sei, wohl nie verstiegen, wenn nicht von der Gegenseite in dem Gelde nur objektiver Wert gesehen und jede Macht des Menschen über das Geld geleugnet worden wäre. Erkenntnistheoretisch stehen wir freilich vor einem erstaunlichen Problem, wenn wir der Wahrheit die Ehre geben und anerkennen, daß das Geld seine materielle Macht nicht ganz, aber zu einem bedeutenden Teil der Illusion verdankt. Es ist recht merkwürdig, daß ein Gegenstand, der die Herzen der Menschen so bewegt, wie das Geld, so wenig erkenntnistheoretische Beachtung gefunden hat, namentlich auch bei unsern Philosophen, die bis zu den entlegensten Gebieten vorzudringen bemüht gewesen sind. In kommenden Zeiten wird man es vielleicht kaum begreifen, daß in einer geistig so hoch stehenden Zeit, wie der unsrigen, hüben und drüben so handgreiflich verworrne Theorien über das Wesen des Geldes aufgestellt werden konnten. Man wird aber dann bewußt und unbewußt zu der Erkenntnis durchgedrungen sein, daß in den menschlichen Vorstellungen Illusion und Thatsachen keinen Gegensatz, sondern eine Einheit bilden und es das Gebrechen unsrer Geldtheorien war, daß die einen den illusorischen, die andern den thatsächlichen Inhalt des Geldbegriffs leugnen wollten.*)

Edelmetallen zu Geldzwecken gebraucht werden, im Verhältnis zu ihrer Gewichtsmenge ihrem Preise nach an der Spitze der Edelmetalle stehen, während doch thatsächlich sogar das Gold eine ziemlich tiefe Stufe, wenn wir nicht irren, die siebzehnte, einnimmt.

*) Der Verfasser ist in seiner Schrift: „Was ist Geld? Ein Beitrag zur Lösung der sozialen Frage" (Leipzig, Fr. Wilh. Grunow) auf das erkenntnistheoretische Problem näher eingegangen, als es hier möglich ist.

2

Allgemein leicht verständlich und deshalb viel wichtiger als alle theoretischen Erörterungen sind die unmittelbaren praktischen Folgen des Bimetallismus. Die unmittelbaren Folgen sind unleugbar Geldentwertung und Hebung des Silberpreises. Damit ist das Losungswort der Bimetallisten in allgemein verständliche Begriffe aufgelöst, und sie werden es selbst nicht leugnen können und wollen, daß einerseits die Freigebung des Silbers als Währungsmetall eine Vervielfachung des Geldes nach sich ziehen und dadurch dessen Kaufkraft herabdrücken muß, sodaß eine Preissteigerung und Geldentwertung eintritt, andrerseits aber der Bedarf an Silber, wenn es zu einem sehr bedeutenden Teil wieder zu Münzzwecken verwandt wird, eine Steigerung seines Tauschwerts, also seines Preises, zur Folge haben muß. Diese beiden unmittelbaren Folgen, auf denen recht eigentlich das Geheimnis der bimetallistischen Weltbeglückung beruht, wirken einander entgegen, heben sich aber nicht auf.

Zur Rechtfertigung der Geldentwertung behaupten die Bimetallisten, das Gold sei zu knapp und infolgedessen seine Kaufkraft, sowie der Wert aller Geldforderungen zum Nachteil der Schuldner gestiegen, in weiterer Folge der Warenpreis zum Nachteil der Produzenten allgemein gefallen. Sie geben zu, daß die von ihnen angestrebte Preiserhöhung durch Geldentwertung eine Entwertung aller Löhne und Gehalte nach sich ziehen muß, und sind der Ansicht, daß diese Entwertung durch Erhöhung der Löhne und Gehalte ausgeglichen werden würde. Diese Rechtfertigung ist im großen Ganzen erstaunlich unwahr, und man kann denen, die sie aus Überzeugung vortragen, den Vorwurf eines engen Gesichtskreises nicht ersparen. Von einer Goldknappheit kann füglich bei uns nicht die Rede sein, da wir doch niemals in den Banken einen so großen Geldüberfluß gehabt haben als jetzt unter der Goldwährung. Wenn ferner die Goldwährung die Aufgabe der Wertbeständigkeit des Geldes nicht vollständig erfüllt hat, so ist doch der Wert keineswegs gestiegen, sondern zweifellos gefallen, wofür allein schon die beiden Thatsachen der Steigerung der Goldgewinnung und der Hebung der Arbeitslöhne bürgen. Wären die Warenpreise in der That allgemein gefallen, so müßte dafür eine andre Erklärung als die der Wertsteigerung des Goldes gesucht werden, wie namentlich die der billigern und ausgiebigern Erzeugung der Waren. So unzweifelhaft aber auch die meisten Luxuswaren und viele Bedarfsartikel billiger geworden sind, ebenso unleugbar haben sich die Kosten jedes auch noch so bescheidnen Haushalts in den letzten fünfzehn Jahren gesteigert, und das beweist deutlich, daß wenigstens für den Konsumenten eine durchgehende Preiserniedrigung nicht eingetreten ist. Wer vor fünfzehn Jahren ein Kapital ausgeliehen hat und heute zurückgezahlt bekommt, erhält mit derselben Summe keineswegs eine größere, sondern eine geringere Kapitalkraft zurück, denn die Kapitalkraft be-

stimmt sich nach den Erträgen, und der Zinsfuß ist gefallen. Noch vor wenigen Jahren waren nicht einmal Reichs- und Staatsanleihen bei einem Zinsfuße von 3 Prozent zum Parikurse zu begeben, heute zahlen Stadtgemeinden, Eisenbahnen und Hypothekenbanken keine höhern Zinsen, und ihre Schuldverschreibungen, die sie damals noch mit 4 Prozent verzinsen mußten, wandeln sie mit Erfolg in dreiprozentige um. Von einem landesüblichen Zinsfuß von 5 Prozent kann nicht mehr die Rede sein, es ist niedrig gegriffen, wenn man den Rückgang des Zinsfußes in den letzten fünfzehn Jahren auf ein Viertel des frühern Ertrags schätzt. Wie kann man bei einer solchen Sachlage behaupten wollen, der Gläubiger beute durch die Goldwährung den Schuldner aus, und der Staat müsse durch künstliche Geldentwertung rettend eingreifen? Der Trost, den die Bimetallisten den Beamten und Arbeitern spenden wollen, daß sich Gehalte und Löhne entsprechend der Geldentwertung erhöhen würden, hat etwas sehr gleißnerisches. Gerade sie sind es doch, die immerfort klagen, daß wir mit Ländern mit sinkender Valuta nicht zu konkurriren vermöchten, weil dort trotz der Geldentwertung der Rubel Rubel bleibt, und sich deshalb die Erzeugungskosten der Waren, insbesondre die Arbeitslöhne nicht oder wenigstens nicht in dem Maße, wie es der Geldentwertung entspricht, heben. Der bimetallistische Scharfsinn ist eben ganz eigentümlich. Mit Ernst und nicht ohne Erfolg wird der Industrie immer wieder vorgehalten, daß sie bei Remonetisirung des Silbers eine besser bezahlte Ausfuhr nach den Silberländern haben würde, diese Länder aber aufhören müßten, die Preise unsers Marktes durch Zufuhr billigster Ware zu drücken, da sie bei teurerem Silbergelde die Waren nicht mehr so billig herstellen könnten.

Wenn sich aber wirklich, wie die Bimetallisten vorspiegeln, der Arbeitslohn nicht nach einer bestimmten Geldsumme, sondern nach einem bestimmten Geldwerte regelte, dann müßten bei steigendem Geldwert die Arbeitslöhne sinken und bei sinkendem Geldwert steigen. In den Silberländern würden also die Löhne fallen und bei uns steigen müssen. Das bedeutet nichts andres, als daß alles beim alten bleiben und die Silberländer nach wie vor billiger als wir produziren würden. Bei Einführung des Bimetallismus träte dies denn wohl auch nicht unmittelbar, aber in naheliegender Zukunft ein, in der Zwischenzeit vollzöge sich ein ungerechter Gewinn auf Kosten der Arbeiter, Beamten, Pensionäre und Kapitalgläubiger. Diese künstliche, unter regelrechten Verhältnissen nicht aufrecht zu erhaltende Gewinnsteigerung würde vorübergehend eine unhaltbare Produktion veranlassen, und diese würde zu einem Wendepunkt führen, der unsern Wohlstand aufs tiefste erschüttern müßte. Wir dürfen auch nicht vergessen, daß wir es bis zu drei Milliarden geprägten Goldgeldes gebracht haben und eine Verringerung der Kaufkraft dieses teuer erworbnen Besitzes unsern Volkswohlstand ganz unmittelbar beeinträchtigen würde. Es widerspricht auch dem gesunden Menschenverstande, sich von der Geldentwertung eine

Hebung des gesamten Volkswohlstands zu versprechen. Wäre es anders, so würde man nur aller paar Jahre zu dem bewährten Mittel der Währungsänderung mit Geldentwertung zu greifen haben, um ohne andre Mühe als die Bekehrung der einfach und redlich denkenden Leute die Blüte von Handel und Gewerbe und die Mehrung des Nationalreichtums herbeizuführen.

Schließlich mag auch noch die Prophezeiung des Dr. Arendt erwähnt werden, daß in Zukunft die Goldgewinnung sehr abnehmen werde. Diese Prophezeiung ist wohl ebenso ungerechtfertigt, als die Behauptung der angeblichen gegenwärtigen Verteuerung des Geldes. Die mögliche zukünftige Verteuerung jetzt schon in Rechnung zu ziehen, um dem Bimetallismus Eingang zu verschaffen, wäre aber jedenfalls ebenso verkehrt, als wenn ein gesunder Mensch eine Kur gegen eine Krankheit vornehmen wollte, die ihn in Zukunft möglicherweise einmal treffen könnte.

Der durch den Bimetallismus drohenden ungerechten und nachteiligen Geldentwertung würde die Hebung des Silberpreises einigermaßen entgegenwirken, und diese scheint selbst für die Monometallisten etwas verlockendes zu haben. Wir haben in Deutschland Silberminen, und wenn unsre Silbererzeugung wertvoller würde, so wäre das unzweifelhaft ein Vorteil, und es bleibt nur die Frage offen, ob nicht die wirtschaftlichen Nachteile eines konkurrirenden Silbergeldes größer sein müßten, als die durch die Hebung des Silberpreises erzielten Vorteile. Gold hat bei geringerm Gewicht einen viel höhern Wert als Silber und ist schon deshalb als Geld für den Welthandel unsrer Zeit, der mit bedeutend größern Werten als früher zu rechnen hat, geeigneter. Gold ist seltner als Silber und bietet deshalb eine größere Gewähr für eine annähernde Wertbeständigkeit als das Silber, und das ist für Handel und Wandel unentbehrlich. Der größte Vorteil aber, den Europa der immer mehr um sich greifenden Goldwährung verdankt, ist der, daß es dem an Hilfsquellen so reichen Amerika gegenüber seine wirtschaftliche Selbständigkeit erhalten kann. Unsre Silbergewinnung ist viel zu gering, um uns, wenn das Silber Währungsgeld würde und dadurch eine Zwangskaufkraft erhielte, Amerika gegenüber konkurrenzfähig zu erhalten. Unser Anteil beträgt noch nicht den zehnten Teil der Gesamterzeugung. Im Jahre 1892 wurden bei uns 490000 Kilo gewonnen, während die Vereinigten Staaten von Amerika allein 1 Million 800000 Kilo und Mexiko 1 Million 400000 Kilo erzeugten. Eine Gegenüberstellung dieser Zahlen muß uns davon überzeugen, daß wir mit der Hebung des Silberpreises durch den Bimetallismus recht eigentlich die Geschäfte Amerikas betreiben und diesen Zukunftslanden ermöglichen würden, uns vorzeitig auszukaufen. Die Bimetalliſten leben in dem Wahne, wir wären gleichsam nur aus Laune zur Goldwährung übergegangen und würden heute ebenso wirtschaftlich entwickelt dastehen, wenn wir die Silberwährung behalten hätten. Richtig ist aber nur, daß wir zur Zeit der Einführung der

Goldwährung noch gar nicht ermessen konnten, welchen Gefahren wir dadurch entgangen sind. Die außerordentlich gesteigerte Silbergewinnung hätte uns entweder wirtschaftlich vernichtet oder uns genötigt, später unter viel größern Opfern zur Goldwährung überzugehen. In den zehn Jahren von 1884 bis 1893 hatten wir eine durchschnittliche Jahreserzeugung von 384088 Kilo Silber. Der Wert dieser Silbergewinnung ist auf die Hälfte gesunken, die Preishebung aber, die erreichbar wäre, würde durch den Zinsverlust, den wir bei der Entwertung unsers teuer erkauften Goldgeldes von 3 Milliarden alljährlich zu erleiden hätten, mehr als ausgeglichen werden. So bedauerlich es auch ist, den Ertrag unsrer Silberminen, also einen Teil unsrer eignen Produktion entwertet zu sehen, so wäre es doch eine verblendete Wirtschaftspolitik, wenn wir uns den Gefahren der freien Silberprägung selbst bei einem annehmbaren Wertverhältnis zum Golde freiwillig aussetzen wollten. Freilich regt sich auch in andern europäischen Ländern, die keine Silberminen haben, also an der Hebung des Silberpreises noch weniger interessirt sind als wir, die Agitation für den Bimetallismus. Es ist aber wohl kein unbegründeter Verdacht, daß dieser erkünstelten Begeisterung in dem einen und dem andern Lande schlaue Spekulationen zu Grunde liegen. Es ist jenen Ländern viel mehr darum zu thun, ihre großen Silbervorräte günstig abzustoßen, als neue Silbermünzen aufzunehmen und auszuprägen. Uns aber schützt vor den Nachteilen des Bimetallismus vorläufig nicht unsre eigne Einsicht, sondern die Eifersucht Englands, das lieber große Verluste als die Abhängigkeit von den Silberkönigen Amerikas ertragen will. Hohe Zeit ist es aber, bei uns in den breiten Massen der ehrlich und einfach denkenden Menschen der Erkenntnis Eingang zu schaffen, daß der Bimetallismus zu jenen wirtschaftlichen Bestrebungen gehört, die auf Kosten der Allgemeinheit Sonderinteressen verfolgen. Wirtschaftliche Sonderinteressen widerstreiten einander und müssen einander widerstreiten, ohne Opferwilligkeit läßt sich kaum eine einzige wirtschaftliche Maßregel, keine einzige Steuer durchsetzen. Nach Verfassung und Recht soll deshalb jeder Abgeordnete und jeder Reichstagsbote ein Vertreter des gesamten Volks, nicht bloß ein Vertreter seiner Wähler mit ihren wirtschaftlichen Sonderinteressen sein. Diesem idealen Gedanken widerspricht der Rat, wirtschaftliche Parteien zu bilden, er bedeutet nichts andres, als die Ausantwortung der Fürsorge für das Gesamtwohl an die unvereinbaren und einander widerstreitenden Sonderinteressen einzelner Bevölkerungsklassen. Das Volk aber muß wissen, daß die Beschlüsse solcher Parteien nicht einmal von dem guten Willen, das öffentliche Wohl zu fördern, erfüllt sind.

3

So manchem, der nicht unzugänglich für die Notlage unsrer Landwirtschaft ist, wird es als eine zu starke Zumutung erscheinen, von den Agrariern

zu fordern, daß sie im Kampfe ums Dasein mehr das Gemeinwohl als ihr Interesse im Auge haben sollen. Aber auch die Landwirtschaft ist nur ein Glied in der allgemeinen Kette, sie ist des Staates wegen da und darf nicht beanspruchen, daß der Staat so auftrete, als wenn er nur ihretwegen dasei. Was sie bedrückt, liegt in der Wirtschaftsordnung tief begründet, kann jedes Gewerbe ebenso treffen wie sie und hat wohl auch im Lauf der Zeiten jedes Gewerbe mehr oder weniger bedrängt. Wollen die Agrarier auf dem Boden unsrer Wirtschaftsordnung stehen bleiben, so müssen sie die Landwirtschaft den veränderten Verhältnissen anpassen; undurchführbar ist ihr Bestreben, die bestehende Wirtschaftsordnung, nur soweit sie ihren Besitz sichert, aufrecht zu erhalten, von der Ungunst des Wettbewerbs aber sich durch Staatshilfe freizumachen. So wie sich die Volkswirtschaft der Welt entwickelt hat, ist das wirtschaftliche Leben eines Volks und sein Reichtum, wenn wir von der hier nicht weiter in Betracht kommenden Größe seiner Forderungen an das Ausland ganz absehen, viel weniger von der Fülle seiner Produktion als von den Preisen, die dafür erzielt werden, abhängig. Die Gebrauchswerte werden nur als Mittel zum Zweck hergestellt, während die Arbeit der Kulturwelt recht eigentlich die Bildung möglichst hoher Tauschwerte bezweckt. Soweit wir es übersehen können, gehen alle sozialdemokratischen Lehren, einschließlich der Theorien von Karl Marx, von der Betrachtung aus, daß unsre Wirtschaftsordnung mit ihrer Tauschwertbildung falsch sein müsse, da wir überall ein Übermaß von Gebrauchswerten haben, und wo es fehlt, es uns bei der unendlichen Ergiebigkeit von Kraft und Stoff leicht verschaffen könnten, eine solche Gebrauchswertbildung sich aber unter dem freien Wettbewerb nicht entwickeln könne, weil der Unternehmer, wenn er Gewinn erzielen und seine Arbeiter bezahlen wolle, nicht auf möglichst viele Gebrauchswerte, sondern auf möglichst hohe Tauschwerte bedacht sein müsse und die Fülle der Gebrauchswerte ihren Tauschwertpreis herunterdrückten. So könne es kommen, daß der Arbeiter gerade dann brotlos werde, wenn infolge von Überproduktion die Gebrauchswerte, die doch allein unmittelbar zur Befriedigung der menschlichen Bedürfnisse dienen, in zu großer Fülle vorhanden sind und zu Schleuderpreisen veräußert werden müssen. Der Wunsch, diesen Mängeln abzuhelfen, die Gebrauchswerte in Hülle und Fülle nach den Bedürfnissen der Menschheit herzustellen und sie allen zugänglich zu machen, ist wohl allgemein, aber mit dem Wunsche ist es nicht abgethan, und das Mittel der Sozialdemokraten, den Egoismus aus der Volkswirtschaft zu verbannen, sodaß es auf den Tauschwert nicht mehr ankommen kann, ist unzweifelhaft verfehlt. Ebenso wie die Sozialdemokraten, sehen auch die Agrarier in der Abhängigkeit von der Produktion unter freiem Wettbewerb ein unerträgliches Übel, aber noch verwerflicher als kommunistische Wirtschaft wäre es, wenn wir den Egoismus unsrer Wirtschaftsordnung so weit übertreiben wollten, daß der Staat einzelnen Ge-

werben einen bestimmten niedrigsten Preis für ihre Erzeugnisse sicherte. Es kommt hinzu, daß wir nun einmal zu einem Industriestaate herangewachsen und ohne diese Industrie unsre Bevölkerung zu ernähren außer stande sind, die Industrie aber, um konkurrenzfähig mit dem Auslande zu bleiben, billiges Brot für ihre Arbeiter nicht entbehren kann. Es mußte sich aber mit unserm wirtschaftlichen Aufschwung dem Großgrundbesitzer besonders fühlbar machen, daß wir mit einer Produktion, die von wirtschaftlich tiefer stehenden Ländern in gleicher Weise betrieben wird, wie von uns, nicht zu konkurriren vermögen. Niedrige Arbeitslöhne und jungfräulicher billiger Boden gestatten eine Preisbildung, bei der sich unser mit fremden Kräften arbeitender und auf den Verkauf angewiesener Grundbesitzer nicht zu halten vermag. Der Erhaltung dieser Grundbesitzer darf man unsre wirtschaftliche Größe nicht zum Opfer bringen, unsre Landwirtschaft aber als Nährstand zu festigen, hat die Gesamtheit das lebhafteste Interesse, und hierzu ist wohl kein andres Mittel denkbar, als daß sie nicht durch künstliche Brotverteuerung, sondern durch die Natur ihres Betriebes mehr und mehr von den Preisen auf dem Weltmarkt unabhängig wird. Der Kleinbesitzer, der seine Erzeugnisse für sich und seine nächste Umgebung bedarf, ist von der Preisbildung unabhängig, er arbeitet auf möglichste große Gebrauchswerte und wird von dem Tauschwert seiner Erzeugnisse nicht oder nur wenig berührt. Es kommt nicht mehr darauf an, daß unser Großgrundbesitz durch seine überschüssigen Erträge die Städte ernährt, unsre Zukunft und unsre Gesundheit fordert aber, daß in den weitesten Kreisen unsrer Bevölkerung und namentlich auch unter unsern Fabrik- und Bergarbeitern der Sinn für Landwirtschaft erhalten und der Sinn für Gartenbau besser entwickelt werde. In unsrer Zeit muß uns an der Zwergwirtschaft mit dem industriellen Nebengewerbe viel mehr als an Fideikommissen gelegen sein.

Pädagogische Universitätsseminare

Es giebt auf dem Gebiete des öffentlichen Lebens gewisse Ceterum censeo, d. h. Forderungen, deren Notwendigkeit sich überzeugend nachweisen läßt, und deren Verwirklichung gleichwohl immer wieder hinausgeschoben wird. Dazu gehört auf dem Gebiete des Schulwesens die Forderung, daß an unsern Universitäten pädagogische Seminare mit Übungsschulen errichtet werden sollten. Es liegt durchaus im öffentlichen Interesse, die zukünftigen Lehrer höherer Schulen in Bezug auf ihre erzieherischen Eigenschaften und besonders auf ihr Lehrgeschick ebenso

gewissenhaft auszubilden, wie dies mit den zukünftigen Volksschullehrern in den Übungsschulen der Volksschulseminare geschieht.

Nehmen wir zunächst, um mit Lessing zu reden, „die Sache völlig, wie sie liegt." Selbst dem blödesten Verstande leuchtet wohl ein, daß die Jugend nicht unerzogen aufwachsen darf, und auch das ist eine unanfechtbare Thatsache, daß in der großen Mehrzahl der Fälle die Erziehung jetzt nicht mehr allein von den Eltern besorgt werden kann. Wie überall Teilung der Arbeit eingetreten ist, so auch auf dem Gebiete der Erziehung. Die Erziehung der Kinder ist ein Geschäft geworden, an dem neben den Eltern in der Regel noch andre Personen mitzuwirken haben, und zwar ist das ein ganz notwendiges Ergebnis des Kulturfortschritts. Die Verhältnisse, unter denen das Kind aufwächst, sind eben heutzutage viel verwickelter geworden, und es will darum auch alles umsichtiger bedacht sein als ehedem, sowohl die Unterrichtung des Kindes als auch seine unmittelbare Führung. Die Unterrichtung des Kindes ist deshalb viel schwieriger geworden, weil sich die Masse des Lehrgutes von Geschlecht zu Geschlecht vergrößert, während doch der Tag für das Kind der Gegenwart auch nicht mehr Stunden hat, als er für das Kind der Vergangenheit hatte; daher hat sich eine größere Kunst der Verdichtung und der arbeitsparenden Gruppirung des Stoffes als Notwendigkeit herausgestellt, und infolgedessen hat sich auch die Kunst des Unterrichts, die Methode, in einer Weise entwickelt, von der man vor dreißig Jahren noch nichts ahnte. Aber auch die unmittelbare Führung des Kindes erfordert jetzt eine größere Kunst; denn die Steigerung der Kultur mehrt auch die Gelegenheiten, wo die Seele des Kindes Schaden leiden kann. Diese erschwerte Unterrichtung und Führung der Kinder können die Eltern unmöglich noch „im Nebenamte" besorgen. Sie aber als ihr Hauptgeschäft anzusehen, dazu haben die meisten Eltern keine Zeit und auch kein Geschick. Es heißt also, sich nach Helfern umzusehen. Aber auch die fremden Erzieher, denen die Leitung von Kindern anvertraut werden soll, müssen eine Anleitung — und zwar eine systematische — erhalten, wie zu erziehen ist. Einzelne gottbegnadete Naturen wird es ja immer geben, die einer solchen Anleitung nicht bedürfen, sondern mit dem sichern Instinkte des Genies ihren Weg allein finden; aber auf die besten Köpfe sind allgemeine Maßregeln auch nie berechnet, sondern auf die liebe Mittelmäßigkeit, die ja in allen Berufen die große Masse bilden wird, und die darum nicht weniger unsre Achtung verdient, weil ihr geniale Begabung nicht als Angebinde mit in die Wiege gelegt worden ist. Für sie darf jedenfalls eine solche Anleitung nicht fehlen.

Worin soll aber diese Anleitung bestehen? Offenbar wird sie sich auf die Theorie wie auf die Praxis des Erziehens erstrecken müssen. Was heutzutage alles zur Theorie des Erziehens gehört, soll nun hier nicht im einzelnen aufgeführt werden. Nur darauf sei hingewiesen, daß der zukünftige Erzieher, wenn er sich gewissenhaft auf seinen Beruf vorbereiten will, schon beträchtliche

Gedankenmassen zu bewältigen haben wird, auch auf dem Gebiete der allgemeinen Bildung; denn er bedarf, wenn er die Aufgaben der Erziehung immer im Zusammenhange mit der ganzen Kultur auffassen will, einer sehr breiten Grundlage für seinen geistigen Standpunkt. Diese Einführung in die Theorie der Erziehung gehört aber ohne Zweifel dahin, wo die gelehrten Stände überhaupt ihre Berufsvorbildung erhalten, auf die Universität. Freilich wird diese Zugehörigkeit zur Universität der Pädagogik von vielen streitig gemacht: es giebt Leute genug, die es geradezu für eine Entweihung der Universität halten würden, wenn die Schulmeisterwissenschaft dort ihren Einzug halten sollte. Sie sollten aber doch bedenken, daß Erziehung die höchste und für den sittlichen Fortschritt der Menschheit wichtigste Kunst ist, daß also die Pflege ihrer Theorie von hervorragendem öffentlichen Interesse ist, und daß die Universität nur sich selbst ehrt, wenn sie der Theorie dieser Kunst ihre Hallen öffnet. An den unfertigen Zustand, den auch noch die heutige Pädagogik aufweist, und der in manchen Erzeugnissen der pädagogischen Tageslitteratur ein geradezu widerwärtiges Bild von Streberei, Selbstgenügsamkeit, Halbbildung und Dünkelhaftigkeit bietet, darf man sich nicht stoßen. Diese Dinge sind in ihrer Art nicht schlimmer, als z. B. gewisse theologische Streitigkeiten des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts, und man hat damals ja auch nicht der Theologie entgelten lassen, was einzelne ihrer Vertreter sündigten. Es wird doch wohl nicht bestritten werden können, daß die pädagogischen Fragen auch einer vornehmen und einer wissenschaftlichen Behandlung fähig sind. Allerdings ist ja die Pädagogik keine in sich selbst ruhende Wissenschaft: sie baut mit dem Material, das ihr Ethik und Psychologie darreichen. Aber sie teilt dieses Schicksal, mit fremden Steinen zu bauen, mit vielen andern Erkenntnisgebieten des menschlichen Geistes, z. B. mit den Wissenschaften, die auf der Anwendung naturwissenschaftlicher Sätze beruhen, wie etwa die Medizin und die Astronomie. Und es wird ihr doch nicht abgesprochen werden können, daß sie mit diesem Material einen soliden wissenschaftlichen Bau aufzuführen vermag; denn die Methode ist es, die eine Gruppe von Erkenntnissen zur Wissenschaft macht, nicht die Erkenntnisse an sich. Es braucht nicht alles, was eine Wissenschaft lehrt, für alle Zeiten wahr zu sein; fast in allen Wissenschaften giebt es Sätze, die bloß zeitweilig Geltung haben und im Verlaufe der wissenschaftlichen Entwicklung wieder ausgeschieden werden, fast in allen Wissenschaften spielen die Theorien eine Rolle, deren Wesen gerade darin besteht, daß sie behaupten, was erst noch weiterer Bestätigung bedarf, und in deren Bekämpfung und Verteidigung oft durch Geschlechter hindurch das eigentliche Leben der Wissenschaft besteht. Verlangen darf man nur von einer Wissenschaft, daß sie alles, was sie aufstellt, mit den letzten und besten augenblicklich erreichbaren Gründen stützt, unter sorgfältiger Berücksichtigung aller geschichtlichen Beziehungen, daß sie jeden einzelnen Bestandteil des ihr

eigentümlichen Wissens begrifflich durchbildet und das Ganze ihrer Begriffe systematisch ordnet. Auch muß sie ohne Voreingenommenheit vorgehen: sowie eine sorgfältige Prüfung die Unhaltbarkeit irgend einer Lehre ergeben hat, muß sie sie fallen lassen und unerschrocken der Wahrheit die Ehre geben. Man darf ja in der Wissenschaft nie glauben, etwas fest zu besitzen, nie „zum Augenblicke sagen: verweile doch, du bist so schön!", an nichts bedingungslos sein Herz hingeben; das höchste Streben muß die Erkenntnis der Wahrheit sein. Aber auch wenn man diese höchsten Anforderungen an die Pädagogik stellt, wird man doch nicht anders sagen können, als daß es unter ihren Vertretern wenigstens einzelne gegeben hat und noch giebt, auch einzelne Erscheinungen ihrer Litteratur, die selbst diesen höchsten Anforderungen entsprechen: die heutige Pädagogik mag noch so unvollkommen sein, sicherlich ist sie auf dem Wege, eine Wissenschaft zu werden, und die neuern Anschauungen auf dem Gebiete der Ethik und der Psychologie sind ihr am allerwenigsten im Wege, wenn sie einen sichern Grund legen will. Man sieht also wirklich nicht ein, warum ihr von den übrigen auf der Universität vertretnen Wissenschaften die Aufnahme in deren Kreis geweigert werden sollte. Im Gegenteil: gerade wenn man meint, daß die Grundlegung zu einer Theorie der Erziehung ihre besondern Schwierigkeiten habe, müßte das Anlaß geben, dafür Sorge zu tragen, daß dieses Gebiet an eben der Stelle eine sorgfältige Pflege finde, wo alles von den höchsten Gesichtspunkten aus und aufs gründlichste überlegt werden soll, was das geistige und leibliche Wohl der Menschheit betrifft.

Es genügt aber nicht, daß der zukünftige Erzieher auf der Universität in die Theorie der Erziehung eingeführt werde; viel wichtiger ist, daß er sich hier auch in den ersten Anfängen der Erziehungspraxis üben lerne. Bei der Wichtigkeit aber, die für die Erziehung der Unterricht hat, wird sich diese erste Übung vor allem zu einer Einführung in die Kunst des Unterrichtens gestalten. Daß etwas derartiges notwendig sei, hat man denn auch überall erkannt, wo man auf der Universität den Versuch gemacht hat, die Anfänge erzieherischer Bildung zu bieten. Um zu diesem Ziele zu gelangen, sind verschiedne Wege eingeschlagen worden. Nur kurz erwähnt sei der Versuch — den man auch gemacht hat —, die Kunst des Unterrichtens dadurch zu üben, daß man diese Übungen an Erwachsenen anstellte; natürlich mußte er fehlschlagen. Dann hat man geglaubt, es genüge, wenn man wöchentlich einmal auf eine Stunde eine Anzahl Kinder zusammenriefe und sie nun als Objekte für die Unterrichtsversuche benutzte. Da diese Versuche als akademische Übungen natürlich so eingerichtet werden mußten, daß die an ihnen beteiligten Studenten der Reihe nach mit den Lehrübungen wechselten, so konnte es wohl vorkommen, daß ein Student nur einmal im Semester an die Reihe kam. Es ist aber doch der reine Hohn, wenn man das als Übungen im Unterrichten bezeichnet, und noch schärfer muß es verurteilt werden, wenn man bedenkt, daß gerade

bei diesen ersten Unterrichtsübungen eines zukünftigen Erziehers doch nur solcher Unterricht berechtigt ist, bei dem die erziehende Seite zur Geltung kommt; es ist doch klar, daß gegenüber Schülern, die der Lehrer gar nicht kennt, in seinem Leben vielleicht noch nie gesehen hat und vielleicht auch nie wieder sehen wird, noch dazu in dem engbegrenzten Zeitraume einer akademischen Stunde, das erziehende Element sowohl des Unterrichts als auch der Lehrerthätigkeit kaum zur Geltung kommen kann. Die dauernde, gewöhnende Einwirkung auf den Zögling, die gerade für die Erziehung so wichtig ist, fällt hier ganz weg: nicht nur eine Einwirkung auf den Charakter des Zöglings ist dabei völlig ausgeschlossen, sondern auch das eigentliche Lehren und Lernen kommt dabei nicht zu seinem Rechte. Aber auch der, der auf diese Weise das Unterrichten lernen soll, kommt dabei zu kurz, weil er Fehler, auf die er aufmerksam gemacht worden ist, entweder gar nicht verbessern oder die Verbesserung doch nicht genügend oft an Stelle des Falschen anwenden kann.

Weiter hat man die Einrichtung getroffen, die Studenten nicht vor eine Anzahl ad hoc zusammengerufner Kinder, sondern vor eine gewöhnliche Klasse einer Schule zu stellen, die sonst mit der Universität keinerlei Zusammenhang hatte, sondern bloß für diese Stunde den akademischen Unterrichtsübungen diente. Auch das war natürlich ungenügend; denn auch hier fehlte der dauernde Zusammenhang zwischen den Kindern und dem Lehrer. Die ganze Einrichtung wird überhaupt so lange mangelhaft bleiben, bis man sich entschließt, diesen dauernden Zusammenhang zwischen einer Schule und der Studentengesellschaft, die solche Unterrichtsübungen treibt, herzustellen, und zwar derart, daß die Gesellschaft der zukünftigen Erzieher unter sachverständiger Anleitung und Beaufsichtigung den ganzen Unterricht an der Schule übernimmt. Das ist vor allem auch deshalb nötig, weil der Student nur auf diese Weise gleich von vornherein einen richtigen Begriff von einer zusammenhängenden, wohlgegliederten Erziehungsaufgabe bekommt. Diese Aufgabe muß ihm sofort mit aller Wucht und mit allem Ernst entgegentreten, er muß gleich von dem ersten Tage seines Eintritts in diesen Kreis an die volle Verantwortlichkeit des Erziehers gewöhnt werden. Kurz: es muß für die Unterrichtsübungen eine eigne akademische Übungsschule, die andern Zwecken überhaupt nicht zu dienen hat, zur Verfügung stehen, und um diese Übungsschule, als den idealen Mittelpunkt, müssen sich alle Einrichtungen der Schule, die neben dem Unterricht hergehen (Feste, Schulreisen, Spiele, Arbeitsunterricht u. s. w.), sowie alle andern Einrichtungen zur Einführung in die Theorie der Erziehung gruppiren. Diese zusammengehörige Gruppe von Einrichtungen wird man dann auch berechtigt sein als pädagogisches Seminar zu bezeichnen, nach Art andrer akademischer Einrichtungen.

Aber welcher Art von Schulen soll diese Übungsschule angehören? Soll es eine Volksschule oder eine höhere Schule sein? — Um diese Frage zu be-

antworten, wollen wir uns zunächst einmal klar machen, worauf es bei diesen ersten pädagogischen Übungen in der Kunst des Unterrichtens und Erziehens vor allem ankommt.

Was zunächst den Unterrichtsstoff anlangt, so wird man wohl fordern dürfen, daß er möglichst einfach und leicht beherrschbar sei, damit der zukünftige Lehrer seine ganze Aufmerksamkeit auf die Methode verwenden könne. Je elementarer der Stoff ist, umso mehr fordert er auch die Kunst methodischer Umgestaltung und Ausgestaltung heraus. Diese Arbeit aber muß aufs gründlichste und in echt wissenschaftlicher Weise besorgt werden, damit der junge Lehrer inne wird, daß das eine Arbeit, ganz eigentümlich und jeder andern wissenschaftlichen Arbeit ebenbürtig ist; das wird ihm zugleich Respekt vor Leistungen dieser Art beibringen und ihn vor jenem Hochmut bewahren, mit dem heutzutage so viele Lehrer an höhern Schulen auf pädagogische Bestrebungen herabsehen. Die Arbeit hat also neben ihrer Bedeutung für die wissenschaftliche Methode auch noch ihre persönliche Bedeutung für den Bearbeiter selbst.

Was ferner die Schüler betrifft, so müssen sie so gewählt sein, daß der Erzieher im Verkehr mit ihnen zu einer völligen Umgestaltung seiner ganzen Denk- und Redeweise gezwungen ist: in der Atmosphäre der strengen Wissenschaft, wie sie auf der Universität herrscht, kommt man gar zu leicht in Gefahr, sich der schlichten Natürlichkeit in Anschauung und Ausdruck zu entwöhnen, wie sie der Erzieher braucht, wenn er auf seine Zöglinge wirken will. Da sollen denn die Zöglinge selbst aus Kreisen stammen, wo Einfachheit der Gedankenwelt und der Gemütszustände noch zu Hause ist: es sollen Kinder des Volks sein. Gleichzeitig aber wird dem Erzieher, wenn er es mit solchen zu thun hat, seine Arbeit im allgemeinen auch erleichtert werden: ihre Achtung, Dankbarkeit und rückhaltlose Hingebung ist im allgemeinen weit leichter zu gewinnen, als bei den nicht selten recht verbildeten Kindern der höhern Stände. Also die Übungsschule soll eine Volksschule sein, auch damit der Erzieher gleich im Anfange seiner Thätigkeit einen Blick in die Wichtigkeit der Elementarbildung thun lernt. Die Hochschule der Methode ist eben doch die Volksschule; und sie ist daneben zugleich das wichtigste Glied unsers gesamten Erziehungswesens.

Aber auch wenn die Übungsschule eine Volksschule ist, kann die Einrichtung immer noch falsch sein; sie würde es jedenfalls dann sein, wenn kritiklos der vom Volksschulgesetz des Landes angeordnete Lehrplan in diese akademische Übungsschule herübergenommen würde. Die Wissenschaft braucht Freiheit, und so muß es auch dem pädagogischen Seminar erlaubt sein, den Lehrplan seiner Übungsschule rein aus den Folgerungen einer pädagogischen Theorie heraus zu gestalten. Selbstverständlich muß der Leiter des Seminars auch den Lehrplan des Volksschulgesetzes annehmen dürfen, wenn er seiner wissenschaftlichen Überzeugung entspricht; aber im allgemeinen hat auch die landesübliche Praxis,

die ja durchgängig aus Kompromissen hervorgegangen ist, ihre innere Berechtigung vor dem Forum der Wissenschaft ebenso nachzuweisen wie jede andre. Jedenfalls dürfte auf den Leiter des Seminars keinerlei Zwang zur Annahme irgend eines Lehrplans ausgeübt werden; ja es könnte im Schulgesetz des Landes da, wo von der Freiheit der Wissenschaft als einem Vorrechte der Universität die Rede ist, die Befreiung der akademischen Übungsschule von dem Volksschulgesetz ausdrücklich ausgesprochen werden. Das folgt aus dem Wesen der Universität; es entspricht aber auch den Bedürfnissen der zukünftigen Erzieher. Gerade die Universität ist dazu da, daß der Student hier lernen soll, was auch in der Erziehungswissenschaft wissenschaftliche Konsequenz heißt, und was sich einer Theorie abgewinnen, wie weit sich ein Ideal verwirklichen läßt. Gerade im Anfange seiner Thätigkeit soll der Erzieher das Vertrauen gewinnen, daß sich ein Ideal verwirklichen läßt: das wird ihm für das ganze spätere Leben nachhaltigen Schwung geben. Und auch der akademische Lehrer, der die jungen Leute in die Pädagogik einzuführen hat, muß in der Lage sein, den Lehrplan nach seinen Bedürfnissen abzuändern. Er ist vielleicht auf Grund theoretischer Erwägungen zu irgend welchen von seinen bisherigen Anschauungen abweichenden Folgerungen gelangt und fühlt nun das Bedürfnis, diese Abänderungen auch einmal in der Praxis durchzuprobiren; das muß ihm im Interesse der Wissenschaft gestattet sein. Die Übungsschule muß also, wie es Pestalozzi und Kant schon vor einem Jahrhundert gefordert haben, eine Experimentirschule sein. Selbstverständlich müssen bei diesem Experimentiren die nötigen Vorsichtsmaßregeln angewandt werden, sowohl in Bezug auf die Auswahl dessen, was zum Experiment zugelassen wird — das muß sich wissenschaftlich legitimiren können —, als auch in Bezug auf Vor- und Nachprüfung des Experiments; die Bedingungen müssen, wie bei jedem echten Experiment, so lange abgeändert werden, bis man zu einem Ergebnis kommt, das dem Bedürfnis entspricht, aus dem das Experiment hervorgegangen war. Obwohl also der Lehrplan eine gewisse Beweglichkeit besitzen muß, braucht man doch nicht zu fürchten, daß die Kinder unter diesen Experimenten Schaden leiden werden; denn bei Abänderung des Lehrplans wird es sich doch immer um Wohlerwognes handeln. Ebenso wenig braucht den Kindern aus der Unterrichtung durch Anfänger ein Schaden zu erwachsen; denn die moderne Unterrichtsmethode ist ausgebildet genug, um zunächst eine sorgfältige und eingehende Vorbereitung auf jede Stunde zu ermöglichen und dann das, was das Ungeschick des Anfängers etwa trotzdem noch versieht, auszubessern, wenn nur sonst die Beaufsichtigung bei den Lehrversuchen gewissenhaft gehandhabt wird; und das soll ja gerade eine Hauptaufgabe solcher Seminare sein. Es ist ein ganz ähnliches Verhältnis wie bei den Lehrkliniken des medizinischen Studiums. Man wird also solche Seminare getrost gewähren lassen dürfen, und das noch aus einem andern Grunde: Stätten, wo sich die Theorien ganz frei und unbeengt tummeln können,

bedürfen wir auf allen wissenschaftlichen Gebieten. Deutschland verdankt seine weltbeherrschende Stellung in der Wissenschaft ganz wesentlich dem Umstande, daß man sich gehütet hat, in das freie Spiel wissenschaftlicher Gedanken, wie es auf der Universität gepflegt wird, mit täppischer Hand einzugreifen — wenigstens seit unserm Jahrhundert. Erst wenn wir auch für das pädagogische Gebiet solche Tummelplätze schaffen, dürfen wir hoffen, daß wieder ursprüngliche Gedanken bei uns an die Oberfläche kommen, woran es uns jetzt so sehr fehlt. Zwar nehmen wir auch auf dem Gebiete der Erziehung wenigstens äußerlich noch eine rühmliche Stellung unter den Nationen ein; wenn wir aber nicht darauf bedacht sind, diesen Ruhm stets zu mehren, so werden wir bald vom Kapital zehren, wenn es nicht schon jetzt geschieht. Vergessen wir aber nicht, wenn solche Tummelplätze geschaffen werden sollen, daß es von jeher unser Stolz gewesen ist, den idealistischen Charakter aller Erziehung hochzuhalten — man denke nur an Pestalozzi und Herbart. Es wird also auch in einem solchen Seminar der rein erziehende Charakter aller Einrichtungen, vor allem des Unterrichts, reinlich zum Ausdruck kommen müssen; auch den Lehrern ist klarzumachen, daß sie zunächst Erzieher sind und erst dann Lehrer. Und neben dem Unterricht müssen die andern Veranstaltungen, die ebenfalls wichtige Hilfsmittel der Erziehung sind, stark hervortreten, vor allem ein erziehender Arbeitsunterricht in Garten und Werkstatt, die Schulausflüge und -reisen, die Spiele, die Feste, die Weihung des Schullebens durch Andachten und Sonntagserbauung u. s. w. Eine so organisirte Übungsschule wird mindestens dasselbe leisten können, was eine gute Volksschule leistet, ja in Bezug auf die Hauptsache, nämlich die Entwicklung des Charakters ihrer Zöglinge, mehr, da sie ja in den neben dem Unterricht herlaufenden Veranstaltungen ein ausgezeichnetes Mittel hat, ihre Zöglinge auch handelnd in Bewegung zu setzen, und da sie es sich als Musterschule jedenfalls nicht entgehen lassen wird, sie noch außerdem sorgfältig seelsorgerisch zu beaufsichtigen und zu lenken.

Dieser Erziehungsaufgabe steht nun die Gesamtheit der Seminarmitglieder als das verantwortliche Lehrerkollegium gegenüber, unter das die Erziehungsarbeit nebst den für die Verwaltung der Seminargenossenschaft nötigen Ämtern nach der Begabung und Neigung des Einzelnen verteilt wird. Diese Arbeit aber geht vor sich in dem vollen Lichte der allgemeinen Beurteilung durch die Seminargemeinde und so, daß der Einzelne bei allem, was er thut oder unterläßt, der Gesamtheit seiner Kommilitonen verantwortlich ist; eine solche Seminargenossenschaft ist wie eine kleine Republik innerhalb der großen akademischen. Auf diese Weise werden die zukünftigen Erzieher selbst für ihre eigne Charakterentwicklung von der Erziehungsarbeit den größten Gewinn davontragen. Sie lernen im Seminar, wenn sie sich seinen Anregungen willig hingeben, Selbstzucht, Selbstentäußerung, Gewöhnung an geregeltes Arbeiten, Gewissenhaftigkeit und Treue im Amte, Stolz auf ihren Beruf, Duldung ver-

dienten Tadels, freimütiges Einstehen für die Wahrheit und viele andre treffliche Dinge. Ein pädagogisches Universitätsseminar würde gerade in dieser Beziehung — die leider viel zu wenig gewürdigt wird — eine ganz einzige Veranstaltung des akademischen Lebens sein, der kaum etwas an die Seite zu stellen ist. Mit einer von gutem Geiste beseelten Studentenverbindung würde es die Richtung auf sittliche und geistige Förderung des Einzelnen und Aufrechthaltung der genossenschaftlichen Ehre teilen; dabei hätte es vor ihr den Vorzug, daß es auch die Kräfte ausnutzen kann, die in der Beziehung auf den zukünftigen Beruf liegen; diese Kräfte sind bekanntlich sehr stark.

Man hat neuerdings geglaubt, solche Seminare durch Gymnasialseminare ersetzen zu können. Diese haben gewiß sehr viel gutes, sie können aber unmöglich die einzigen und grundlegenden Anstalten zur Erwerbung der pädagogischen Bildung sein, um die es sich hier handelt. Von den Direktoren der Gymnasialseminare, deren Kraft doch vor allem der Erziehung ihrer Schüler, nicht der Erziehung zukünftiger Erzieher gehören soll, ist gar nicht zu verlangen, daß sie mit der Erziehungswissenschaft eine so enge Fühlung haben sollen, wie sie gerade für die erste Einführung junger Leute in die Praxis des Erziehens erforderlich ist. Diese erste Einführung muß, wenn man auf Idealität der Berufsauffassung, auf wissenschaftliche Unbefangenheit und Unabhängigkeit gegenüber der spätern Praxis Wert legt, unverfälschte, nicht durch Kompromisse getrübte, idealste Wissenschaft und auch idealste Praxis bieten. Dagegen erscheint es sehr zweckmäßig, solche Gymnasialseminare auf den Besuch der akademischen Seminare folgen zu lassen — ein Jahr hier, ein Jahr dort —, weil allerdings für viele der Abstand zwischen der Praxis der akademischen Seminarübungsschule und der gewöhnlichen Praxis unsrer höhern Schulen zu groß ist. Es sind zwei Schwierigkeiten, die für einen, der seine Ausbildung nur in der Volksschule des Universitätsseminars genossen hat, hier zugleich auftreten: die Praxis der höhern Schule und die Praxis, die sich nach dem Schulgesetz des Landes zu richten hat. Das Gymnasialseminar bietet Gelegenheiten, dieser doppelten Schwierigkeiten Herr zu werden unter Umständen, wo dem jungen Lehrer immer noch mehr Hilfe zur Seite steht als in der gewöhnlichen Praxis.

So kommen wir denn zu dem Schluß, daß das höchste, was der zukünftige Erzieher für seine Berufsbildung beanspruchen kann, in einer Verbindung der beiden Einrichtungen besteht, aber unbedingt so, daß das Jahr im Universitätsseminar dem Jahr im Gymnasialseminar voranzugehen hat. Sollte aber die Sache so stehen, daß man sich nur für eine der beiden Anstalten zu entscheiden hätte, so würden wir uns nach reiflicher Erwägung für das pädagogische Seminar mit selbständiger Übungsschule entscheiden. Möchten alle, die es angeht, für seine Verwirklichung eintreten!

Politische Anmerkungen

zur italienischen Litteraturgeschichte

(Schluß)

Das fünfzehnte Jahrhundert, die Blütezeit der Renaissancekunst, das Jahrhundert des Masaccio und des Donatello, ist auffallend arm an italienisch schreibenden Dichtern und Schriftstellern — weil so viele lateinisch schrieben, sagen die Italiener, und das ist allerdings eine Erklärung, wenn auch nur eine äußerliche. Aber für einzelne Männer trifft sie zu wie das Ergebnis einer Rechnung. Schon Boccaccio war durch seine lateinischen Schriften früher ein berühmter Mann geworden, als durch seine italienischen, und als Petrarca seine Liebesreime, die doch später für die meisten fast allein seinen Ruhm ausmachten, in seinem Alter bereute und bedauerte, da tröstete ihn nur die Erwägung, daß er wenigstens die edle lateinische Sprache nicht dadurch verunehrt habe. Sannazaro endlich machte in jungen Jahren schöne italienische Gedichte. Seine Arcadia ist 1504 erschienen, aber früher geschrieben, sie enthält, also noch vor Bembos Asolanen, seit Boccaccio die erste schöne italienische Prosa. Aber dann wandte sich der Dichter ganz dem Lateinischen zu, und das sechzehnte Jahrhundert kannte und verehrte ihn fast nur noch als Humanisten. Nicht als selbständige Erscheinung, sondern nur wegen ihres Verhältnisses zum italienischen Geiste und wegen ihrer Wirkung auf italienische Geschichte, Kultur und Poesie mag uns diese in der That vollkommenste Reproduktion des antiken Geistes in Poesie und Prosa einen Augenblick beschäftigen. Wer lateinische Verse und Prosa für langweiligen Schulstaub trübseligen Angedenkens hält, dem wird ein Brief Petrarcas oder Bembos wohl noch gelegentlichen Beifalls wert sein, ein Gedicht aber von Bembo oder von seinem Landsmann Navagero oder von Sannazaro kann ihn an einzelnen Stellen sogar entzücken. Er wird selbst manchen Geringern in seinen lateinischen Versen und Epigrammen noch beachtenswert finden, dessen italienische Schriften jetzt nicht mehr angesehen zu werden verdienen.

Man hat oft gefragt: Hat dieser italienische Klassizismus den Italienern selbst mehr geschadet oder mehr genützt? Die Antwort ist einfach. Den Prosaikern hat das Lateinische genützt. Man sieht es an der Geschichtschreibung

und an der Abhandlung, deren Stil sich zuerst in Italien vollendet zeigt, und zwar meist im unmittelbaren Anschluß an das Lateinische. Genützt hat es auch den Dichtern in der Gruppirung der Gedanken sowohl, wie in der Verskunst und der Form überhaupt. Sie haben an den Lateinern gelernt, wie es ihnen Dante vorgeschrieben hatte, jeder einzelne von ihnen, selbst der, dem es noch am wenigsten geschadet hat, Ariost. Denn geschadet hat es ihnen doch wieder fast allen sicher, am Inhalt nämlich, am Herzen, wo das hätte mitsprechen können. Die Dichtung wurde zu sehr Sache des Nachdenkens und der poetischen Kunstform. Der Klassizismus also, auf dem unsre ganze heutige Bildung beruht, und den Italien dem modernen Europa gegeben hat, hat diesem Lande selbst vor allem den Schaden gebracht, daß er die Litteratur den bevorzugten Kreisen gab und das Volk von ihnen absonderte, daß er sie aber jenen auch mehr zum Genießen und zur Ausstattung des feinen Lebens für den höhern Luxus darreichte, nicht als etwas ernstes, was für das thätige Leben und die Geschichte noch tiefere Folgen haben kann und muß. Aus wirklichen Klassikern, d. h. den besten in ihrer Art, aus Tacitus oder Livius, läßt sich wohl auch noch etwas für den Patriotismus lernen, wie wir an Machiavelli sehen, aber nicht, wenn sie höfisch verzerrt sind und in dieser Verzerrung weiter verarbeitet werden. Schließlich haben die Italiener noch mit Schmerz erfahren müssen und es selbst offen eingestanden, daß sie, die einstigen Lehrer und Meister Europas, nicht einmal in dem bloß wissenschaftlichen Betriebe der klassischen Philologie, abgesehen von lateinischen Inschriften, auf der Höhe geblieben sind.

Der Luxus der großen und kleinen Höfe und der Glanz des päpstlichen Roms ernährte Dichter und Schriftsteller — ich habe sie nicht nötig, aber sie mich, sagte freundlich und witzig zugleich der Kardinal Ippolito Medici —, aber hat darum diese Protektion die wahre Poesie hervorgerufen oder sie auch nur gefördert? Nicht einmal die Italiener glauben oder glaubten das. Wo das Volk im bessern Sinne ausgeschlossen ist und der Herr eines Hofes noch etwas mehr will, als den Dichtern bloß äußerlich zu leben geben, da wird man vergebens nach einer Nationallitteratur suchen. Ja noch mehr. Hätten sich diese zahlreichen hohen Gönner, an deren Höfen die Gaben unsrer heutigen europäischen Kultur gewonnen und zuerst gesammelt worden sind, weniger um Kunst und Litteratur gekümmert, so wären sie vielleicht bessere Soldaten und bessere Regenten gewesen, und sie hätten dann Italien jedenfalls mehr genützt. Wenigstens war das, wie wir sehen, Machiavellis Meinung. Andre wiesen, was die Litteratur betrifft, auf Florenz hin, wo im fünfzehnten Jahrhundert noch kein eigentlicher Hof bestand und das Bürgertum trotz aller Vornehmheit des Lebens mehr hervortrat. Dort wußte der prächtige Lorenzo Medici in seinen Liedern einen volkstümlichen und doch ernsten Ton anzuschlagen, und statt der Virgilschen Schäferpoesie gab er das erste Beispiel

eines national-italienischen genre champêtre. Der Erzieher seiner Söhne, Angelo Poliziano, ein berühmter Humanist, ist doch auch ein viel besserer italienischer Dichter, als man denken sollte. Seine Schilderungen haben noch Ariost und Tasso studirt und des Nachahmens für wert gehalten. Und in diesen Kreis führen dann auch die Spuren derer zurück, die zuerst wieder seit Dante nach einem großen Nationalgedicht suchten. Ich wähle den Ausdruck mit Absicht, denn von selbst ist hier so gut wie nichts gekommen. Über hundert Jahre lang bis auf Tassos Gedicht hat man sich angestrengt, es zu einer großen, allgemein verständlichen Dichtung zu bringen, während alle jene mannichfaltigen litterarischen Beschäftigungen für den kleinen Kreis der Bevorzugten ihren Weg daneben weitergingen.

Dantes großes Gedicht ist kein Epos und kein Drama, sondern eine Gattung für sich, ein absolutes Individuum, wie Schelling gesagt hat. Was man nach ihm suchte und schließlich fand, nennt die Schulgelehrsamkeit ein Kunstepos oder eine Epopöie. Es liegt darum nahe, zu fragen: warum sind die Italiener nie zu einem Drama gekommen? Denn daß sie es nicht haben, wissen sie selbst. Was sie dafür ausgeben, wie Maffeis Merope oder Alfieris Tragödien oder die romantische Tragödie des Jungen Italiens, sind kühle Kunstprodukte. Unter solchen Umständen hat es keinen Wert, den Anfängen nachzugehen, wenn sie auch manchen für italienische Eigenart und Unart recht belehrenden Zug enthalten. Auf die Frage, warum sie kein Drama gehabt haben, antworten die Italiener meistens das, was für sie am unverfänglichsten ist: sie hätten im fünfzehnten Jahrhundert zu lange Plautus und Terenz gespielt und an ihren Fürstenhöfen zu großen Wert auf kostbare Ausstattung der Stücke gelegt, das schade aller wahren Kunst. Aber manche haben doch auch noch richtigere Gedanken. So, wenn sie darauf hinweisen, daß im ersten Drittel des sechzehnten Jahrunderts, also gerade als Ariost dichtete, durch die Siege Karls V. die Fremdherrschaft entschieden war, und Italien nun in der Politik und im Kriegsspiel Europas von vornherein nur noch als der leidende Teil galt. Zum Drama wäre es also damals bereits zu spät gewesen!

Die Geschichte der Weltlitteratur zeigt uns bis jetzt, daß ein nationales Drama nie ohne große geschichtliche Thaten zustande gekommen ist. Und zwar erscheint es entweder mit der höchsten Blüte eines relativ mächtigen oder wenigstens politisch etwas bedeutenden Staates oder unmittelbar nachher. So ist es mit der atheniischen Tragödie gewesen, so mit dem spanischen Drama, das in der Weltgeschichte nach zweitausendjähriger Unterbrechung auf sie folgte, so mit dem Drama des Zeitalters der Elisabeth und mit dem Theater Ludwigs XIV. So einheitlich ist nun zwar unser deutsches Drama des achtzehnten Jahrhunderts nicht. Aber ganz unberührt ist es doch von dem politischen Leben nicht geblieben; man denke an Lessings „Minna“ und an Schiller. Goethes Dramen aus der Weimarer Zeit sind vorwiegend Lesestücke für die Gebildeten,

wie die italienischen, aber bessere. Den „Götz“ aber und den ersten Teil des „Faust“ dichtete der rückwärts auf das Vaterland gerichtete Sinn, an den wir uns bei Gelegenheit der ältern Romantiker erinnerten. Alles in allem genommen, wird also doch dieser politische Gesichtspunkt auch durch die Art, wie das deutsche Drama entstand, nicht aufgehoben. Und wir lernen daraus, warum in Italien kein Drama möglich war. Die Höfe waren keine Stätten dafür. Ohne ein Volk und eine gemeinsame große Geschichte giebt es kein Drama.

Die Entstehung des italienischen Nationalgedichts ist auf sehr theoretische Weise vor sich gegangen, mit reiflicher Überlegung und mit Rücksicht auf die bevorzugten Gesellschaftsklassen. Schon bald nach der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts hatte im Kreise jenes Lorenzo Magnifico, den die Florentiner als ihr Oberhaupt den Vater der Wissenschaften nannten, Luigi Pulci den Riesen Morgante besungen, eine Gestalt der Rolandssage, die nebst allen ihren andern Figuren dem damaligen Publikum im Grunde ebenso gleichgiltig war wie unserm deutschen Mittelalter die Personen seines höfischen Heldengedichts. Den Ersatz für diesen Mangel an wirklichem Interesse mußte die Ausschmückung geben. Sie besteht bei Pulci, abgesehen von der abenteuerlichen Erzählung, in reichlichen Zuthaten von Witz, Ironie und ähnlichen florentinischen Feinheiten, die so hervortreten, daß manche das Ganze für eine Burleske nehmen zu müssen meinten. Aber es sollte ein Heldengedicht sein. Der zeitgeschichtliche Zusatz ist der Ersatz für das Vermißte, und er machte das Gedicht über Toskana hinaus beliebt. Um dieselbe Zeit dichtetete Bojardo, ein lombardischer Graf von hoher geistiger Bildung im Dienste des Herzogs von Ferrara, den „Verliebten Roland.“ Das Gedicht ist nicht nur umfangreicher (ganz vollendet ist es nicht), sondern auch reicher und lebendiger als der Morgante. Es deutet in der Art, wie es schildert, auf Ariost hin und hat diesem auch später auf seinem ersten Wege Schwierigkeiten bereitet. Lange nach Bojardos Tode übertrug der witzige Berni das ungefüge und in seinem oberitalienischen Dialekt nicht allgemein genießbare Werk ins Florentinische. Diese Bearbeitung hat das Original allmählich bis auf unsre Tage vollständig verdrängt. Aber sie wurde erst nach Bernis und Ariosts Tode veröffentlicht. Als die erste Auflage von Ariosts „Rasendem Roland“ erschien (1516), wurde der wirkliche, echte Bojardo noch gelesen, und erst die zweite, die kurz vor des Dichters Tode (1533) herauskam und den maßgebenden Text des Gedichts enthält, hat ihn überwunden. Es waren noch nicht ganz fünfzig Jahre verflossen, seit Bojardos Roland ans Licht getreten war. Ariost stand an Vornehmheit und an feiner sowohl wie an wissenschaftlicher Bildung Bojardo gleich, aber er war nicht so reich wie sein Vorgänger und mußte sich sein Leben lang in eine Abhängigkeit von andern finden, die seine Stimmung trübte, aber seine Beobachtungsgabe und seinen Witz schärfte. Er trat in die Dienste desselben Hofs und lebte zunächst bei dem Kardinal Ippolito, dann bei dessen Bruder, dem Herzog von Ferrara,

und dichtete zu Ehren des Hauses Este, dessen sagenhafte Ahnen er in die Erzählung seines Gedichts verflochten hat.

War dies nun das Nationalepos der Italiener? Ariost war durch Begabung und Erziehung mehr noch als seine beiden Vorgänger geeignet, die vornehme Welt nach ihren Anschauungen und ihrem Geschmack mit Geschichten im Kostüm der Ritter zu unterhalten, und obwohl er kein geborner Toskaner war, so fand doch seine Dichtung bald über ganz Italien und darüber hinaus Verbreitung. Aber mehr als eine solche Unterhaltung für die feine Welt, vor allem ein ernstes Gedicht im Sinne Dantes, ist es nicht. Mit den Waffen wurde geklirrt, aber auf Liebe kam es hinaus. Die Form der Liebescanzone und des Sonetts war aufgegeben. Der Inhalt blieb den sittlichen und politischen Lebensfragen ebenso fern wie die Modelyrik, die seit Petrarca nicht verstummt war. Der Schwerpunkt lag auch bei Ariost in der künstlerischen Form, also auf dem Gebiete der ästhetischen Theorie, und diese selbst ging nur einen Teil der Gesellschaft an, dessen Art zu empfinden an die Stelle des nationalen Geistes trat. Nun giebt ja Ariosts Natur dem Gedicht einen individuellen Gehalt, um des willen die Italiener nur diesen Dichter außer Dante den Göttlichen genannt haben, und alle, die für Natur und Kraft Empfindung haben, ihn namentlich dem Tasso vorziehen. Sein Ausdruck ist nicht mustergiltig, vollends nicht gleichmäßig elegant. Er meidet sogar das Niedrige nicht völlig, aber er ist anschaulich, er trifft die Sache. Der große Galilei wußte den „Rasenden Roland“ fast auswendig. Er verglich ihn mit einer Galerie von Gemälden, Statuen und Pretiosen, während man bei Tasso, wie an der Intarsia, die Umrisse der Einlagen, also das Studirte, zu sehr bemerke. In seiner Jugend hatte er eine bittere Kritik gegen das „Befreite Jerusalem“ veröffentlicht. Später pflegte er zu sagen: „Tasso mag schöner sein, mir gefällt Ariost mehr, denn der spricht Sachen, der andre Worte.“ Also Gestaltungskraft hatte Ariost, und wenn sie sich auf große Gegenstände richtete, so konnte sie auch großes schaffen. So die Höhle mit den allegorischen Wesen, aus der Michael auf Gottes Geheiß das Schweigen holt (vierzehnter Gesang), oder das irdische Paradies und das Thal im Monde, wo alles liegt, was die Menschen auf Erden verloren und vergessen haben, auch Rolands Verstand (vierunddreißigster Gesang). Solche Dinge sind es, die Milton an ihm bewunderte und von ihm lernte! Als Jüngling hatte dieser den alten Galilei, den Verehrer Ariosts, in seiner Villa bei Florenz aufgesucht und ebenso Tassos einstigen Beschützer und spätern Biographen, den vornehmen Manso. Beide italienische Epiker haben auf Milton großen Einfluß geübt, aber wie verschieden im Charakter ist das Ergebnis gegenüber den Mustern! Bei Milton der strenge Ernst, und bei Ariost das Gegenteil davon! Ariost hat auch Satiren geschrieben, und er wäre wohl der bedeutendste Satiriker Italiens, wenn der schon genannte Berni nicht wäre, jener gefährliche, bösartige, aber geist-

reiche Anführer aller Spötter in dem damaligen Italien, ein wirkliches Talent und auch als Dichter natürlicher als die meisten andern. Auch Bernis Reime wußte Galilei auswendig. Denn das ist dem Ariost verwandter Geist. Es giebt eine große Menge nach geistreichem Ausdruck strebender Männer, die in Bernis Stil, teils als Hauptbeschäftigung, teils nebenbei, Spottgedichte schrieben. Algarotti und sein königlicher Freund in Sanssouci hatten noch zweihundert Jahre später ihre Freude an diesen Witzen. Das traf zusammen mit dem Hange des Italieners zur Beobachtung, mit seiner Vorliebe für Posse und Karikatur. In der Litteratur führte es zu der dem italienischen Geiste so verhängnisvoll gewordnen Parodie. „Tanz und Spott auf Trümmern," nannte es Colletta. Es entstand die sogenannte Tragikomödie und das komische Heldengedicht, und da war es natürlich mit jedem ernsten Drama oder Epos vorbei. So steht denn auch bereits Ariost völlig ironisch über seinen Menschen und Sachen. Das ist oft gesagt worden, und jeder kann es leicht aufs neue empfinden. Um aber daran zu erinnern, was das im allgemeinen und für ein Volk bedeutet, ziehen wir einen Vergleich, nicht mit Milton, sondern mit einer weit volkstümlichern Erscheinung anderswo. Über ein halbes Jahrhundert nach Ariosts Tode, etwa 1590, beginnt erst, gleichzeitig mit Shakespeare, in Spanien die Blüte des Dramas und dauert annähernd hundert Jahre. Bekanntlich hat sich dort eine so ernste und große Auffassung des nationalen Lebens in der Kunst erhalten, obwohl Granada längst gefallen war, und man nicht mehr gegen die Mohren kämpfte, die Ritterorden auch den König nicht mehr zu schützen hatten, und so vieles im Leben der Menschen neu geworden war, und damit auch Scherz, Spott und Leichtsinn ihre Stelle gefunden hatten. Aber auch nur *ihre* Stelle! Cervantes hat das Rittertum früherer Tage lächerlich gemacht, aber das wahre, zeitgemäße Rittertum des siebzehnten Jahrhunderts lebt trotzdem in dem historischen Schauspiel weiter, und kein Mensch dachte daran, es komisch zu nehmen. Die große geschichtliche Vergangenheit wirkte noch nach. Das ist aber das Verhängnis der Italiener, daß sie alles komisch zu nehmen liebten, und ihre Historiker dann zur Erklärung nach so etwas, wie dem Geist des Cervantes, suchten. Die Persiflage, der unzeitige Scherz, der für den Ernst keinen Sinn mehr hat, ist in Italien sehr früh und lange vor Cervantes eingezogen.

Neben dem Spott in der Litteratur des sechzehnten Jahrhunderts, zu dem also auch Ariost ein ganz bestimmtes Verhältnis hat, geht eine gelehrte, akademische Richtung her, die schließlich zu Tasso führte. Das fünfzehnte Jahrhundert zeigte uns die Blüte des lateinisch schreibenden Klassizismus, das sechzehnte kann man die des italienisch schreibenden nennen. Von Anregungen des Altertums geht man meistens aus, aber in der Einkleidung und gewöhnlich auch in der Anwendung und dem Zweck ist an die Zeitgenossen gedacht. Mit der wahren Poesie haben alle diese Männer nichts zu thun, dafür wird

man in ihren Sonetten und Terzinen zu oft an ihre Berufsgeschäfte, an ihre gelehrten Neigungen oder auch an gar nichts erinnert. Und wenn sie die Lyrik verlassen und Dramen schreiben oder in reimlosen Jamben epische Lehrgedichte über Landbau, Tierzucht und allgemeine Lebensfragen verfassen, so denken wir wieder nur an ihre antiken Muster und, in vorteilhafterer Weise, an ihre eigne Prosa. Denn die ist gewöhnlich das beste, was diese nicht immer im guten Sinne vielseitigen Menschen geschrieben haben. Sie sind Mitglieder einer der vielen Akademien, manchmal öffentliche Lehrer an ihnen, haben als Philologen oder als ästhetische Theoretiker interessante Abhandlungen geschrieben, als Geistliche veröffentlichen sie schöne moralische oder gesellschaftliche Traktate, in der Historie sind sie tüchtige Nachfolger Machiavells. Keiner unter ihnen ist bei uns so bekannt geworden, keiner auch wohl so begabt gewesen, wie etwa Bembo oder Castiglione. Wir übergehen darum mindestens zwanzig bis dreißig Namen und widmen nur zur Schätzung der Poesie, die hier in Frage kommt, einige Bemerkungen einem bei den Italienern sehr beliebten und für sie außerordentlich charakteristischen Dichter der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts.

Francesco Maria Molza stammte aus einer guten Familie in Modena, lebte aber meist in Rom, und zwar vollständig liederlich, und starb 1544 wenig über fünfzig Jahre, greisenhaften Ansehens und gebrochen, an den Folgen einer häßlichen Krankheit. Er ist bei Päpsten, bei regierenden Fürsten und Kardinälen gleich gern gesehen, steht mit ihnen in Briefwechsel und singt sie an, auch lateinisch; er hat recht hübsche Epigramme und Elegien gemacht. Er gilt für eine Autorität in Sachen des feinern wissenschaftlichen und litterarischen Geschmacks, giebt Fürsten Ratschläge beim Ankauf von Büchern, findet sich dann wieder unter den Verfassern von Spottgedichten und wird als Freund oder wenigstens beachtenswerter Genosse genannt und gefeiert bis in den Kreis Ariosts hinauf. Endlich hat er eine große Menge von Sonetten geschrieben, zierlich, glatt und künstlich, die meistens gar keiner Individualität anzugehören scheinen. Noch zweihundert Jahre nach seinem Tode hat der angesehene Litterarhistoriker Serassi eine Ausgabe seiner Werke veranstaltet, vermehrt durch Nachrufe, Beschreibung von Ehrung und Anerkennung aller Art, die ihm wiederfahren waren, Nachrichten über poetisch beanlagte Nachkommen, sowie deren Erzeugnisse. Wer das Werk heute zur Hand nimmt, findet vielleicht ein und das andre lateinische Gedicht ganz hübsch. Übrigens wird ihm hier das sechzehnte und das achtzehnte Jahrhundert in ihrer Schätzung geistiger Größe gleich unverständlich sein.

Zufällig gerade in Molzas Todesjahr wurde Torquato Tasso geboren, der für solche, denen mit Ariosts Epos noch nicht alles erfüllt schien, das nationale Werk zu vollbringen sich bemühte. Er kam 1565 nach Ferrara an denselben Hof und erörterte schon um diese Zeit gemeinschaftlich mit seinem Vater,

der ebenfalls Dichter war und einige Jahre nach dieser Zeit starb, die Theorie des epischen Gedichts. Arioſt war lange tot, und nach ihm hatte Italien bereits wieder ein neues Epos gehabt. Im Jahre 1547 war nämlich von Triſſino, einem angeſehnen Theoretiker aus Vicenza, ein Heldengedicht in reimloſen Jamben erſchienen, Italiens Befreiung von den Goten. Es war nach allen Regeln gebaut und hatte ſich die Aufgabe geſtellt, eine Ilias für Italien zu ſein. Man fand es von vornherein langweilig. Die Anhänger Arioſts ſchrieben das dem Muſter, Homer, und der klaſſiſchen Einheit zu. Sie forderten für das romantiſche Gedicht Vielheit der Teile, legten alſo ſeine Bedeutung in die Epiſoden. Die beiden Taſſo, Vater und Sohn, gaben den Reiz der Epiſoden bei Arioſt neben allen ſeinen andern Vorzügen zu. Aber das ſeien perſönliche Gaben geweſen. Dieſe habe Triſſino nicht gehabt, und darum ſei ſein Gedicht ſchlecht, nicht wegen der Einheit. Hätte Arioſts Roland dieſe Einheit, er würde nur noch beſſer ſein. Das romantiſche Gedicht gehöre ebenſo wie das klaſſiſche Kunſtepos zur heroiſchen Gattung, und dieſe erfordere nach Ariſtoteles und Horaz für alle Zeit einheitlichen Plan und Handlung. Alles, was bei Pulci, Bojardo und Arioſt anziehend ſei und für toskaniſch oder romantiſch ausgegeben werde, liege im Koſtüm. Darin dürfe man von den Regeln der Alten abweichen, nicht in den moraliſchen Begriffen, nicht in der Größe und Bedeutung des Inhalts und in der Einheit. Als Form ſtand für Taſſo die achtzeilige gereimte Stanze feſt, die zuerſt Boccaccio, dann die eben genannten Romantiker gebraucht hatten, und die, weil man deren Dichtungen als Romanzen auffaßte, darum doch keineswegs auf die romantiſche Gattung zu beſchränken ſei. Sie ſei vielmehr die jedem erzählenden Gedichte größern Umfangs angemeſſene Form. Die klaſſizitiſche Lehre ſchrieb dafür reimloſe Jamben vor, aber ſchon Taſſo, der Vater, hatte für ſein Epos „Amadigi“ auf Anraten eines einſichtsvollen Gönners anſtatt der Jamben Stanzen wählen müſſen, freilich aber auch die Einheit aufgegeben und dem neuen Bedürfnis nach Epiſoden Rechnung getragen. Torquato nun hat nicht nur ein Buch über die epiſche Kunſt hinterlaſſen — es iſt früher entſtanden, aber erſt 1587 durch einen Ferrareſiſchen Buchhändler in Venedig veröffentlicht worden, gedruckt alſo, während der Dichter noch auf der Irrenſtation in Ferrara feſtgehalten wurde! —, er hat auch über die beſondre Aufgabe ſeines eignen Epos eine große Menge Abhandlungen in Briefform geſchrieben. Taſſos Poetik enthält ſehr viel Feines. Hier intereſſirt uns nur eine Hauptſache. War uns bei Arioſt die Ironie ein Kennzeichen des Überreifen in der Entwicklung der italieniſchen Litteratur, ſo deuten wir hier bei Taſſo in demſelben Sinne die feſte, reife Grundanſchauung und die ſichere, überlegne Form der Erörterung. Vieles erinnert an Schillers Art in ſeinen beſten Abhandlungen. Wir nehmen wahr, mit welcher Mühe ein Gedicht, das volkstümlich ſein ſollte, zu ſtande kam. Seines Werkes Bedeutung ſetzt der Dichter ſelbſt in die einheitliche Hand-

lung und den großen, würdigen Stoff aus der christlichen Geschichte. So etwas hätte der Litteratur bis jetzt gefehlt, und es könnte neben Ariost in Frieden bestehen. Ranke bemerkt einmal, daß in dem Ernste, mit dem Tasso das Religiöse behandelt, gegenüber Ariosts leichter, konventioneller Manier sich schon die Wirkung der inzwischen eingetretnen Gegenreformation zeige. Gewiß, aber auch die sinnende, schwärmerische Natur des Dichters offenbart sich darin. Spott und jede Art von Frivolität lag ihm gänzlich fern.

Soviel von der Absicht und dem Plan des Dichters. Fragen wir nun, welche Wirkung die vollendete Erscheinung hatte? Zwei gelehrte Pedanten, die aber übrigens in der italienischen Litteratur des achtzehnten Jahrhunderts mit Recht ein großes Ansehen behaupten, Muratori und Tiraboschi, finden, daß das „Befreite Jerusalem" zwar der Äneis nicht gleichkomme, die Ilias aber übertroffen habe, denn es sei einheitlicher, und Rinaldo als Held sei unsrer Teilnahme werter als Achill, und die Einzelheiten der militärischen Vorgänge seien mit solcher Sachkenntnis geschildert, daß man diesen hohen Vorzug nur aus den Ratschlägen des Herzogs ableiten könne, der ein vorzüglicher Kenner des Kriegswesens war. Das Volk, oder vielmehr die Gebildeten unter ihm, entschied anders. Ihnen war Gottfried von Bouillon womöglich noch gleichgiltiger als Achill, und die Geschichte der Kreuzfahrer als einheitliche Handlung war für sie nicht die Hauptsache. Sie zogen die Episoden vor, auf die sich der Dichter nach seiner Kunstlehre am wenigsten zu gute that. Erminia bei den Hirten, Clorindens Tod, Armidas Zaubergärten und vor allem gleich im Anfange Sofronia, das Abbild der Prinzessin Eleonore, deren Liebe Olindo vergebens zu gewinnen sucht — das alles hat man zu allen Zeiten sehr schön gefunden, und um deswillen konnte man auch sagen, daß Tassos „Stil" noch schöner sei als der des Ariost, denn zu den weichen Empfindungen paßt er, und den sentimentalen Gedanken geben die feinen Zugaben des Verstandes, die Wortspiele und die Wortgegensätze, ein angenehmes Gegengewicht. Aber das Gedicht als Ganzes ist studirt und philologisch. Seine Vorzüge gehören der Lyrik, sie dienen nicht dem Epos. Das Epos von den christlichen Kreuzfahrern ist in seinen gelungnen und beliebt gewordnen Teilen ein Gegenstand des litterarischen Genusses wie Ariosts Roland, im übrigen aber ohngeachtet seines würdevollen Gegenstandes auch nicht mehr als das, und vor allen Dingen ist es kein ernstes nationales Lehrgedicht geworden. Tasso war ein vorzüglicher akademischer Student gewesen; Ariost nicht, der hatte immer etwas von der Art eines fahrenden Schülers in sich gehabt. Ariost hatte auch kein Griechisch gelernt, während Tasso das verstand und die Griechen wirklich im Original las, Homer und Plato so gut wie die Tragiker. Schiller und Goethe konnten das bekanntlich nicht. Es ist für Tassos ganze Dichterart sehr bezeichnend, daß er mitten in den früher geschilderten Kreisen der Akademiker stand und daß sein Werk ganz aus theoretischer Erörterung hervorgegangen ist.

Das sechzehnte Jahrhundert ist noch nicht abgelaufen, da hat bereits Italien den ganzen menschenmöglichen Kreis der Litteratur vollendet. Was es leisten konnte, und was ihm versagt war, ist in gleicher Weise lehrreich für den Charakter des Volkes. Und das siebzehnte und achtzehnte Jahrhundert zeigt, daß nichts mehr nachgeholt werden konnte, was noch irgend der Mühe wert war. Kleine litterarische Merkwürdigkeiten und gelegentliche Genüsse für Kenner, wie sie mancher neue Versuch irgend einer der vielen Mischgattungen auftischt, können dabei nicht in Betracht kommen.

Dann erschien das Junge Italien. Daß sein wirklicher Ertrag, wie wir gesehen haben, so außerordentlich gering war, kann doch den eigentlich nicht mehr Wunder nehmen, der die Zeit von Dante bis auf Tasso aufmerksam verfolgt hat. Es ist mir immer merkwürdig gewesen, daß Manzoni seine zwei Tragödien und seinen Roman noch bei Lebzeiten Goethes veröffentlichte, und daß dann seine Laufbahn als Schriftsteller und als Mann des öffentlichen Lebens abgeschlossen war, obwohl er fast noch fünfzig weitere Jahre und die ganze Entwicklung des heutigen Italiens erlebte. Von seinen Freunden und Gesinnungsgenossen hatte er sich nicht getrennt, denn er blieb jedem zugänglich, und alle hatten das größte Vertrauen zu ihm. Die Sache des Vaterlands hatte er auch nicht aufgegeben, denn 1873 wurde ihm ein öffentliches Begräbnis ausgerichtet von solcher Pracht, wie es einem Privatmann in Italien noch nie zu teil geworden war. Verdis Requiem war eine seiner Ehren. Er hat schwere Familienschicksale zu tragen gehabt, aber auch das erklärt nicht sein Schweigen. Er war weder geistig noch körperlich gestört, er war nicht verbittert, sondern er blieb ruhigen Gemüts und bei klarem, hohem Verstande. An Veranlassungen zu Kundgebungen hätte es ihm auch wahrlich nicht gefehlt. Trotzdem blieb er stumm. Ihm fehlte das Theatralische, das zu einem richtigen Italiener zu gehören scheint. Er war nach allgemeinem Urteil das beste von den Mitgliedern des Jungen Italiens, und er ist wohl der einzige unter ihnen, der weiter leben wird. Daß ein solcher Mann seinen Zeitgenossen nichts mehr zu sagen hatte, ist gewiß bezeichnend für ihr desto geräuschvolleres Treiben und enthält für die Litteratur und die Geschichte Italiens doch wohl im Grunde eine recht traurige Wahrheit.*)

Dresden Adolf Philippi

*) Zufällig werde ich ganz zuletzt auf eine Äußerung geführt, die vor über hundert Jahren A. W. v. Schlegel that, dieser unglaublich vielseitige Mann, den dann das folgende Geschlecht der Beschränkten, aber Exakten wohlfeil schulmeistern konnte. Zu Dantes Zeit „konnte die Nation noch alles werden; man möchte es eher zufälligen Umständen Schuld geben, als ihr selbst, daß die Ausläufe überströmender Lebenskraft am Ende nur Erschlaffung zurückließen. Jetzt ist sie gewesen, was sie werden konnte. Ihre Laufbahn scheint geendigt zu sein, und die Thaten, Erfindungen und Werke voriger Jahrhunderte erwecken ihren Wetteifer nicht mehr. Sie dienen zu nichts, als ihren Schlummer behaglicher zu machen.“ (Werke 8, S. 201. Zuerst 1791.)

Entrückt in die Zukunft

Daß die Lorbeeren, die dem Amerikaner Edward Bellamy sein „Rückblick aus dem Jahre 2000 auf das Jahr 1887“ eingebracht hat, manchen nicht schlafen lassen würden, war vorauszusehen, denn in dem Zeitalter des allgemeinen Wettbewerbs schießen sofort Nachahmungen hervor, wo einem ein guter Wurf gelingt. Wenn wir mit diesem Satze eine Besprechung des neuesten Zukunftsromans einleiten, so wird der Verfasser dagegen hoffentlich nichts einzuwenden haben. Nicht nur im Fundament und im Grundriß verraten beide Zukunftsschlösser eine gewisse Übereinstimmung — das wäre am Ende nicht zu verwundern, weil ja die Überzeugung von der Unhaltbarkeit der gegenwärtigen Zustände und der Glaube an die Möglichkeit einer Besserung den Grund für alle Utopien bilden —, auch in dem Aufbau und in der Ausführung seines Phantasiegebäudes hat der deutsche Weltverbesserer unverkennbar im Banne des amerikanischen Vorbildes gestanden.*)

Wer heute in der Gestalt des Romans für politische oder soziale Gedanken Propaganda machen will, der muß — der Leser entschuldige die Trivialität dieses Gedankens — vor allem ein guter Romanschreiber sein. Je widerwärtiger, ekelhafter oder grausiger eine Geschichte ist, desto eher verträgt sie bei dem spannunglüsternen, verdorbnen Geschmack der Gegenwart eine mangelhafte Darstellung. Daß dem so ist, kann man beklagen, aber einstweilen nicht ändern, und deshalb hat sich jeder Schriftsteller, der in dem Gewande des Romans Gedanken unter das Volk tragen will, zu prüfen, ob er die großen Gesetze und die kleinen Kniffe der Romanschreiberei aus dem ff verstehe. Bellamy versteht sie. In meisterhafter Weise hat er seine Gedanken in eine spannende Handlung verwoben und seine Personen so frisch und lebendig geschildert, daß sich die neugierige Teilnahme des Lesers, von Kapitel zu Kapitel gesteigert, nur ungern dazu entschließt, an die berückenden Träume einer berauschten Phantasie mit den Zweifeln des nüchternen Verstandes hinanzutreten. Daß auch Hertzka zum Romanschriftsteller das Zeug habe, können wir nach

*) Entrückt in die Zukunft. Sozialpolitischer Roman von Th. Hertzka. Berlin, Ferd. Dümmler.

der vorliegenden Leistung nicht behaupten, denn wenn er es hat, so hat er es hier mit großem Geschick verborgen.

Wir wollen uns, nachdem wir einmal in den Vergleich mit Bellamy hineingeraten sind, kurz den Rahmen vergegenwärtigen, in den dieser seinen „Rückblick" gefaßt hat, denn diese scheinbare Abschweifung dürfte auch den Lesern willkommen sein, die das Buch des Amerikaners kennen. Es beginnt ohne Umschweife mit der Behauptung, im Jahre 2000 n. Chr. im Auftrag der Historischen Sektion der Bostoner Universität gedruckt zu sein. Mit einer Erklärung des Umstandes, wie wir schon heute in den Besitz eines erst nach hundert Jahren gedruckten Buches gelangen, giebt sich Bellamy nicht ab, und daß er uns damit verschont, schon darin verrät sich, so seltsam es klingen mag, seine Begabung. Er verfährt also, als ob es darauf ankäme, die Menschen des Jahres 2000 über die Zustände am Ende des neunzehnten Jahrhunderts aufzuklären, und weil er weiß, daß es nicht jedermanns Sache ist, kulturgeschichtlichen Auseinandersetzungen zu folgen, so kleidet er seine Rückblicke in einen Roman. So entsteht die Geschichte des Herrn Julian West, der im Jahre 1857 in Boston geboren ist und durch einen seltsamen Zufall die hundertdreizehn Jahre von 1887 bis 2000 — verschlafen hat. Und das kam so. Julian West war im Jahre 1887 der glückliche Bräutigam der schönen und reichen Edith Bartlett. Nichts trübte den Gesichtskreis der beiden als die Thatsache, daß ein Streik der Bauarbeiter die Vollendung des Hauses, das sich der Bräutigam baute, und damit den Zeitpunkt der Vermählung hinauszuschieben drohte. Eines Abends, es war am 30. Mai des Jahres 1887, verließ Julian, der, obwohl im übrigen gesund, seit einiger Zeit an Schlaflosigkeit litt, früher als sonst seine Braut, in der Hoffnung, endlich den seit mehreren Nächten entbehrten Schlaf zu finden. Das Haus, worin er wohnte, hatte seit drei Geschlechtern seiner Familie gehört, deren letzter Sproß er war. Es war ein altes, großes Gebäude, im Innern zwar mit vornehmer altmodischer Eleganz ausgestattet, aber in einem Viertel gelegen, das schon lange aufgehört hatte, eine begehrenswerte Gegend zu sein. Dieses Haus hatte eine Eigentümlichkeit, die sein Besitzer nach seiner Vermählung sehr zu vermissen fürchtete, nämlich ein Schlafgemach, das er sich wegen des nächtlichen großen Lärms und seiner quälenden Schlaflosigkeit unter den Grundmauern hatte bauen lassen. Aber selbst hier fand Herr West nur selten zwei Nächte hinter einander Schlaf, und zuletzt war er so an das Wachen gewöhnt, daß er sich um den Verlust einer Nachtruhe wenig mehr kümmerte. Wenn aber auch eine zweite Nacht verging, ohne daß sich der Schlaf einstellte, so fühlte er sich so erschöpft, daß er aus Furcht vor einer schweren Nervenkrankheit zu künstlichen Mitteln griff. Am Abend des folgenden Tages pflegte er dann einen Magnetiseur zu rufen, der ihn in einen Schlaf versenkte, aus dem er nur durch die Umkehrung des hypnotischen Verfahrens wieder geweckt werden

konnte. Das Verfahren war jedoch so einfach, daß der Magnetiseur dem Diener des Herrn West gezeigt hatte, wie es zu machen sei. Außer diesen drei Personen wußte keiner von der Sache, die Braut sollte aus naheliegenden Gründen erst nach der Hochzeit davon erfahren. Als nun an jenem Abend der Arzt kam, teilte er Herrn West mit, daß er am nächsten Tage nach einer andern Stadt übersiedeln werde, wo eine gewinnversprechende Vakanz eingetreten sei; zugleich gab er seinem Patienten, der über diese Mitteilung natürlich wenig erfreut war, die Adressen einiger andern Magnetiseure, an die er sich mit Vertrauen wenden dürfe. Dadurch beruhigt, befahl Herr West seinem Diener, ihn am nächsten Morgen um neun Uhr zu wecken; dann legte er sich ins Bett und überließ sich den Hantirungen des Magnetiseurs. Sein ungewöhnlich nervöser Zustand war vielleicht schuld daran, daß er langsamer als sonst das Bewußtsein verlor, aber schließlich überkam ihn eine köstliche Schläfrigkeit.

Damit schließt das Kapitel. Das nächste beginnt mit folgenden Sätzen:

Er wird gleich die Augen öffnen. Es ist besser, wenn er zuerst nur einen von uns sieht.

Versprich mir also, daß du ihm nichts sagen wirst.

Die erste Stimme war die eines Mannes, die zweite die einer Frau, und beide sprachen im Flüsterton (Herr West erzählt).

Ich will sehen, wie es ihm geht, erwiderte der Mann.

Nein nein, versprich es mir! verlangte die andre Stimme.

Laß ihr den Willen, flüsterte eine dritte, ebenfalls weibliche Stimme.

Gut gut, ich verspreche es also, antwortete der Mann. Geht schnell! Er kommt zu sich.

Kleider rauschten, und ich öffnete die Augen. Ein stattlich aussehender Mann von etwa sechzig Jahren beugte sich über mich, mit einem Ausdruck großen Wohlwollens, gemischt mit starker Neugierde in seinen Zügen. Er war mir völlig unbekannt. Ich stützte mich auf den Ellbogen und sah mich um. Das Zimmer war leer. Ich war sicherlich nie darin gewesen, auch in keinem, das ähnlich möblirt gewesen wäre. Ich sah wieder meinen Gefährten an. Er lächelte.

Wie befinden Sie sich? fragte er.

Wo bin ich? fragte ich.

Sie sind in meinem Hause, war die Antwort.

Wie kam ich hierher?

Auf diese Frage erhält nun Herr West eine Antwort, die der Leser vielleicht schon geahnt hat: Bei der Herstellung der Fundamente eines Neubaus grub man — im Jahre 2000 — ein großes Gewölbe aus, das wohl erhalten war, obwohl eine Aschen- und Kohlenschicht, die darüber lag, erkennen ließ, daß ein darüberstehendes Haus durch Feuer zerstört worden war. In diesem Gewölbe schlief Herr Julian West, der am 31. Mai 1887 deshalb nicht geweckt worden war, weil sein Diener bei der Feuersbrunst, die in jener Nacht das Haus zerstörte, ums Leben kam, und weil außer diesem Diener und dem inzwischen weggezognen Magnetiseur kein Mensch das Geheimnis des unter-

irdischen Schlafgemachs kannte. So erwacht er hundertdreizehn Jahre später im Beisein des Dr. Leete, der den Besinnungslosen, den alle andern für tot hielten, in seine Wohnung schaffen ließ und durch systematische Wiederbelebungsversuche aus seinem todesähnlichen Zustande zurückrief.

Unser Interesse an dem Geschick Julians wird noch dadurch gesteigert, daß die Frau des Dr. Leete eine Enkelin jener Edith Bartlett ist, die in der verhängnisvollen Nacht vom 30. auf den 31. Mai ihren Bräutigam verlor. Nachdem sie vierzehn Jahre lang den totgeglaubten Geliebten betrauert hatte, war sie eine Ehe aus Achtung eingegangen und hatte einen Sohn hinterlassen, den Vater der Frau Leete. Diese hatte ihre Großmutter nie gesehen, aber viel von ihr gehört, und als ihr eine Tochter geboren wurde, gab sie ihr den Namen Edith. Dieser Umstand macht es begreiflich, daß die kleine Edith Leete, als sie heranwuchs, an allem, was ihre Urahne betraf, und besonders an der traurigen Geschichte von dem Tode ihres Bräutigams tiefen Anteil nahm. Die Erzählung war schon an sich geeignet, das Mitgefühl eines romantischen Mädchens zu erregen. Dazu kam aber, daß ein Bild der Edith Bartlett und ein Paket der Briefe, die Julian West an seine Braut geschriebeu hatte, zu den Familienerbstücken gehörten. Diese Dinge genügten, der Urenkelin die traurige Geschichte lebendig zu machen. Halb scherzend pflegte sie ihren Eltern zu sagen, daß sie nie heiraten würde, bis sie einen Geliebten wie Julian West fände, und einen solchen gebe es nicht mehr. Auf diese romantische Schwärmerei bezog sich auch das Gespräch, das der zum Bewußtsein erwachende Julian vernommen hatte, und dessen Bedeutung ihn, als er sie später erfuhr, zum glücklichsten Menschen machte.

Vergleichen wir nun mit diesem Roman des Herrn Julian West den des Herrn. Theodor Hertzka. Hertzka? Das ist doch der Name des Schriftstellers, aber nicht des Romanhelden! Wir begreifen die Ungeduld des Lesers über diese Verwechslung, aber sie ist nicht unser Werk, sondern der Schriftsteller Hertzka hat sich wirklich mit seiner Person in den Roman hineinbegeben.

Herr Hertzka besucht in Paris einen jungen Arzt, Jules Raymont, mit dessen Vater er seit seiner Knabenzeit befreundet gewesen ist. Der früh verwaiste Jules, auf den er die Freundschaft, die ihn mit dem Vater verbunden, übertragen hat, treibt physiologische Studien und hat erst vor kurzem eine Untersuchung über die Physiologie des Schlafs veröffentlicht. Eines Abends besuchen sie die italienische Oper. „Die Bellincioni — so erzählt Hertzka — sang göttlich, aber ich bemerkte, daß mein Begleiter von ihrem Zauber ungerührt blieb, und daß sein Auge starr am Boden haftete, während seine Finger nervös mit dem Opernglase spielten. Nach und nach heiterte sich jedoch seine Stirn auf, und er fand seine frohe Laune wieder. In gehobner Stimmung verließen wir das Haus, und ich nahm ihn unter den Arm, um mit ihm den Weg nach einem Restaurant einzuschlagen, als er sich entschuldigte und unter

einigen Vorwänden erklärte, daß er jetzt nach Hause gehen müsse. Obwohl mich seine Grillen ein wenig Wunder nahmen, machte ich mir doch weiter keine Gedanken darüber. Ziemlich spät nach Mitternacht trat ich den Heimweg aus dem Restaurant an. Wie groß war aber mein Erstaunen, als ich auf halber Strecke den jungen Arzt traf, der bei meinem Anblick den Hut tiefer ins Gesicht drückte und ohne Gruß an mir vorübereilte!"

Am andern Morgen geht Hertzka in die Wohnung des Freundes, um sich von ihm zu verabschieden, weil er mit dem Abendschnellzug Paris verlassen will. An der Hausthür stößt er auf Jules alten Diener Pierre, der barhaupt, mit verstörtem Gesicht, ohne auf seinen Anruf zu hören, auf die Straße rennt. Von bangen Ahnungen erfüllt, steigt Hertzka zur Wohnung des Freundes hinauf und findet dort den Portier, der ihm mitteilt, daß das Schlafzimmer Raymonts trotz allem Pochen und Rufen geschlossen bleibe, obwohl er in der Nacht heimgekehrt sei und seine Wohnung nicht mehr verlassen habe. Unterdessen kehrt der alte Diener mit einem Schlosser zurück, und als dieser die Thür mit Gewalt öffnet, findet man das Zimmer leer und das Bett unberührt. Der Schlüssel aber war von innen zweimal umgedreht, die Fenster verschlossen; daß Raymont in dem Zimmer gewesen war, ließ sich also nicht mehr bezweifeln, aber wie er es hatte verlassen können, blieb unerklärlich. Auch die angestrengtesten Nachforschungen der Polizei führten nicht auf die Spur des rätselhaft Verschwundnen.

Genau ein Jahr nach diesem Vorgang führt der Zufall Herrn Hertzka wieder nach Paris. Natürlich eilt er ohne Verzug nach Raymonts Wohnung, wo ihn Pierre mit der traurigen Mitteilung empfängt, daß er alle Hoffnung aufgegeben habe, seinen armen Herrn wiederzusehen. Darauf gehen beide in das Schlafzimmer, in dem alles noch genau so ist, wie im vorigen Jahre. Lassen wir nun das folgende Herrn Hertzka erzählen.

Plötzlich stieß Pierre einen Schrei aus.

Was giebts? fragte ich, überrascht nach dem Bette blickend, in der Zuversicht, den jungen Arzt dort liegen zu sehen. Aber der Alte wies mit allen Anzeichen äußersten Entsetzens nach dem Schreibtisch.

Da da, Herr Doktor! brachte er mühsam hervor.

Sehen Sie Gespenster? — Ich glaubte nicht anders, als daß Pierres aufgeregte Phantasie den Geist Raymonts erblicke.

Nein — da da!

Am Schreibtisch?

Mit schlotternden Knieen trat er näher und berührte scheu mit der Fingerspitze einen Gegenstand, den ich vorher wohl gesehen hatte, ohne ihm jedoch besondre Aufmerksamkeit zuzuwenden. Es war ein unscheinbares Ding, das nichts weniger als erschreckend aussah, eine Kapsel aus weißem Metall.

Das macht Ihnen solche Angst? fragte ich erstaunt.

Aber sehen Sie es nur an, Herr Doktor!

Nun?

Es geht nicht mit rechten Dingen zu, das Blech kommt von meinem Herrn.
Was soll das heißen?
Eben war ich in dem Zimmer, und der Schreibtisch war leer —
Leer?
Das heißt: es stand das Schreibzeug darauf, und die Mappe lag hier, und die zwei Bücher da — aber das Blech nicht — das kommt von meinem Herrn!
War außer Ihnen niemand in der Wohnung?
Kein Mensch.
Und sind Sie sicher, daß die Kapsel nicht hier lag?
So sicher — ich könnte meine Seligkeit daran setzen.

Inzwischen hat Herr Hertzka die Kapsel in die Hand genommen. Wie er sie öffnet, kommt eine weiße Rolle zum Vorschein, ein Manuskript, das unverkennbar von der Hand Raymonts herstammt. Dieses Manuskript enthält die Wahrnehmungen, die der aus seiner Wohnung entwichne Arzt, der durch irgend eine geheime Macht in die Zukunft entrückt wurde, im Jahre — 2093 auf der Erde gemacht hat. Herrn Hertzka gelingt es, die Sprache des Manuskripts, die aus den Elementen der verschiedensten Sprachen zusammengesetzt ist, zu verstehen, und weil er glaubt, daß es die Absicht des Freundes gewesen sei, die Schrift zu veröffentlichen, kommt er diesem Wunsche nach, und so wurde die Menschheit um eine Utopie reicher.

Hertzka hat, wie schon nach dieser Probe jeder zugeben wird, in der Erfindung der äußern Handlung sein Vorbild nicht erreicht. Indem er den peinlich mißglückenden Versuch macht, zu erklären, wie eine in der Zukunft verfaßte Schrift schon heute zu unsrer Kenntnis gelangen kann, und indem er seine eigne Person in die Handlung hineinwebt, stumpft er die Neugierde des Lesers ab, statt sie zu erregen. Was Jules Raymont, dessen Verschwinden jedem Leser unmöglich erscheint, aus der Welt des Jahres 2093 erzählt, bleibt uns jeden Augenblick als willkürliche Behauptung des Schriftstellers Hertzka bewußt und läßt uns um so gleichgiltiger, als dieser vorgeben muß, an jene alberne Verschwindungsgeschichte zu glauben.

Mit geteilter Empfindung, mit Mißtrauen einerseits und mit abgestumpftem Interesse andrerseits beginnt der Leser das Manuskript zu lesen. Bald gewahrt er, daß leider auch Herr Jules Raymont, für den ihm Hertzka nur eine geringe Teilnahme eingeflößt hat, nicht die Gabe hat, sich interessant zu machen. Vielleicht hat er aber nur für seinen Freund Hertzka geschrieben, und dieser ist wenig diskret verfahren, als er den Inhalt der Kapsel — das Blech, wie Pierre es nannte — veröffentlichte. In diesem Falle würde sich unser Vorwurf allerdings in erster Linie an die Adresse des Herrn Hertzka wenden, aber auch Jules Raymont verdient den Tadel, ein langweiliger Berichterstatter zu sein. Nirgends hat er seine seitenlangen Erörterungen durch ein persönliches Intermezzo gewürzt, nirgends das öde Grau seiner theoretischen Ausführungen durch das frische Grün des Lebens aufgeheitert. Die Menschen, denen er be-

gegnet, treten uns nicht menschlich näher, sie lassen uns kalt, weil sich Herr Jules selbst nicht erwärmen kann. Aber vielleicht thun wir ihm Unrecht, wenn wir etwas andres von ihm erwarten, da er doch offenbar unter dem Einfluß einer starken Hypnose unter den Menschen des Jahres 2093 einherwandelt. Herr Hertzka empfindet diesen Mißstand natürlich nicht so sehr wie wir, weil es ihn als Bodenreformer mit einer gewissen Genugthuung erfüllt, in den Berichten des Freundes aus dem Jahre 2093 sein Ideal verwirklicht und dabei die Menschheit glücklich zu sehen.

Und worin besteht und wie kam dieses Glück? Eingeläutet wurde es mit der großen Revolution des Jahres 1918, die darin bestand, daß jedes Privateigentum an den Produktionsmitteln, vor allem an Grund und Boden, aufgehoben wurde. Mit einem Schlage verschwand darauf das soziale Elend, an dessen Linderung die Gegenwart sich abmüht, und an dessen dauernder Hebung sie fast verzweifelt. Die Großstädte, diese Brutnester der Armut und Verzweiflung, leeren sich; ihre Einwohner wandern aus, da es ihnen freisteht, in schönen und erträglichern Gegenden ihr Dasein zu fristen. London, Paris, Berlin werden Hirtendörfer von höchstens zweitausend Seelen, und mit solchen Niederlassungen idyllisch lebender Hirten übersät sich fast die ganze nördliche gemäßigte Zone. Nur in ihren südlichen Teilen, namentlich an den Mittelmeerküsten, hat sich die Industrie niedergelassen, auf hundert, ja auf tausend Kilometer hin gleichen diese Gebiete einer einzigen Stadt, aber den Städten der Zukunft fehlt natürlich all das häßliche Beiwerk, das uns den Aufenthalt in den modernen Metropolen der Industrie verleiden kann. Die Landwirtschaft ist fast ausschließlich auf die Tropen beschränkt, die Wüste Sahara ist längst in ein Paradies verwandelt, und ungeheure Luftschiffe, die täglich vom Nordkap Europas nach dem Süden, von Westen nach Osten und in umgekehrter Richtung die Erde mit rasender Schnelligkeit umkreisen, heben den Begriff der Entfernung vollständig auf. Daß auch für den Einzelnen Flugapparate in Gebrauch sind, mit denen er in der Stunde bis zu 180 Kilometer zurücklegen kann, versteht sich von selbst, denn Dampf und Elektrizität sind veraltete Krafterzeuger, und die Menschen des Jahres 2093 haben den Erdmagnetismus selbst in ihren Dienst gezwungen. Staaten, Religionen, kurz alles, was früher die Menschen trennte, giebt es nicht mehr, die Erde ist ein Himmel, und die Menschen sind Engel geworden. Jules Raymont hat es gesehen, Herr Hertzka glaubt es. Aber er glaubt noch mehr. Seltsamerweise genügt den Menschen ihr Erdenhimmel nicht, und Jules Raymont wird Zeuge von großartigen Expeditionen, die sie nach dem — Monde unternehmen. Einige der Gäodrome — so heißen die gewaltigen Luftschiffe — sind bereits glücklich oben angekommen, aber siehe da — sie scheinen nicht mehr davon loszukommen!

In diesem spannenden Augenblick, wo sich die Visionen Hertzkas bis zum Mond verstiegen und damit den Gipfel der Lächerlichkeit erreicht haben,

summt mir eine alte Melodie in den Ohren: „Und da will man gern herunter, und da kann man nicht!“ Mit diesem Verslein wollen wir uns von der allerneuesten Utopie verabschieden.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Parteipolitik und unabhängige Kritik. Unsre Leser haben das Recht, zu fragen, was wir zu den beiden Trauerfällen im konservativen Lager zu sagen haben. Über den Fall Hammerstein — gar nichts. In dieser Beziehung sind die Nerven unsers sonst höchst nervösen Geschlechts so abgehärtet, daß einer Partei auch ein Dutzend Auflagen dieses Falles nichts schaden würden, selbst wenn in dem Panier dieser Partei „Für Religion und Sittlichkeit“ geschrieben stände, der Kompromittirte ihr Bannerträger gewesen wäre, und sie ihn noch zu halten gesucht hätte, nachdem seine Verbrechen schon weltbekannt geworden waren. Die einzige Folge — und das ist keine politische — wird sein, daß sich die konservativen Redner und Zeitungsschreiber aus Besorgnis vor allgemeiner Heiterkeit ein paar Monate lang der pathetischen und salbungsvollen Moralpredigten enthalten werden.

Dagegen hat der Fall Stöcker politische Bedeutung. Die dadurch geschaffne Lage läßt sich kurz folgendermaßen beschreiben. Die Nationalliberalen begrüßen das offne Eingeständnis des rechten Flügels der Konservativen, daß er seinerzeit „zur Rettung des Vaterlands“ an der Befreiung des Kaisers aus der Gewalt Bismarcks und des Kartells gearbeitet habe, mit Freuden; sie hoffen, dadurch diesen Flügel bei Hofe und bei der Mehrzahl der Wähler unmöglich machen und eine Kartellmehrheit zuwege bringen zu können. Die Konservativen erwidern ihnen: Bildet euch nicht Schwachheiten ein! Wir denken gar nicht daran, das abzustoßen, was ihr die extremen Elemente nennt. Gerade diese machen unsre Kraft aus. Wollten wir die Orthodoxen und die Agrarier von uns abstoßen, so würde es uns bald ergehen wie euch, die ihr (so schrieb die Kreuzzeitung vor einigen Tagen) beinahe nur noch ein Generalstab ohne Heer seid. Wenn ihr uns die Gefolgschaft verweigert, so gleicht ihr dem Hunde, der nach dem Schatten schnappte und das Fleisch ins Wasser fallen ließ. (Ebenfalls Worte der Kreuzzeitung.) Man giebt den Nationalliberalen zu verstehen, daß eine Kartellmehrheit (wie wir es oft gesagt haben) eine arithmetische Unmöglichkeit sei. Selbstverständlich muß das Zentrum unter diesen Umständen Morgenluft wittern. Seine Organe, die noch vor wenigen Jahren über „St. Sedan“ spotteten, überbieten die alten „Reichsfreunde“ in der Entrüstung über die sozialdemokratischen Unverschämtheiten, drängen sich an den Kaiser hinan und stellen sich ihm für den Kampf gegen den Umsturz als allergetreueste Garde zur Verfügung; über die Fälle Stöcker und Hammerstein breitet die Germania den Mantel des Anstands und der christlichen Liebe; sie ereifert sich über das unanständige Breittreten in der liberalen Presse und ruft nach dem Staatsanwalt, daß er dem Skandal ein Ende machen und weitere Veröffentlichungen über Hammersteins Privatleben verhindern möge. Offenbar steht, eben aus arith-

metischen Gründen, die Sache gut für die Klerikal-Konservativen und schlecht fürs Kartell; der Fall Stöcker hat jenen zu einer Kraftprobe gedient.

Das zu sagen, hätten wir uns nun eigentlich auch ersparen können, denn erstens wissen es die Leser ohnedies, und zweitens legen wir ja gar kein Gewicht auf das Parteitreiben; mögen die Figuren auf dem politischen Schachbrett so oder so stehen, für Volk und Vaterland kommt gleich wenig heraus. Aber ein Umstand ist für uns interessant: die „vornehmen" Organe beider Parteien werfen den Gegnern täglich die gröbsten Schimpfwörter an den Kopf. Das ist schon öfter dagewesen, hat aber die beiden „reichstreuen" Parteien niemals gehindert, bei den nächsten Wahlen einander gegenseitig zu empfehlen und „Schulter an Schulter" gegen die „Reichsfeinde" ins Feld zu ziehen: man beschimpft einander, aber man boykottet einander nicht, sondern verfährt nach dem bekannten unhöflichen Sprichwort. Die Grenzboten haben niemals geschimpft, trotzdem hat man — glücklicherweise ohne Erfolg — sie zu boykotten versucht, weil sie beide Parteien kritisiren, wobei sie inhaltlich nichts andres gesagt haben, als was die Parteien selbst einander gegenseitig zu sagen pflegen, wie die Kreuzzeitung (Nr. 424) in ihrer Polemik gegen unser Artikelchen: Cohn und Rosenberg ausdrücklich anerkennt. Woher der Unterschied in der Behandlung? Nun: die Parteihäupter haben es nur mit einander zu thun. Sie bilden zwei Gruppen, die der industriellen und die der landwirtschaftlichen Großunternehmer, die zum Teil unvereinbare, zum Teil gemeinsame Interessen haben. Weil ihre Interessen teilweise entgegengesetzt sind, geraten sie einander manchmal in die Haare, weil sie aber auch gemeinsame Interessen haben, so ordnen sie, nachdem sie ihren Gefühlen Luft gemacht haben, dann wieder ihre Frisur, wischen sich die Hände ab und gehen an die gemeinsame Arbeit, als ob nichts vorgefallen wäre. Wir hingegen, die wir weder Ar und Halm noch Schlot und Grube besitzen, wir wenden uns nicht an die Führer, sondern an die Truppen, und suchen ihnen klar zu machen, daß sie sich andre Führer anzuschaffen oder die alten Führer in eine andre Richtung zu drängen haben, und das können die Führer natürlich nicht leicht verzeihen, mag es auch in der anständigsten und objektivsten Weise geschehen. Wir nehmen es der Masse der Gebildeten und mäßig Bemittelten nicht übel, daß sie sich bisher teils zu den Schlotjunkern, teils zu den wirklichen Junkern gehalten haben, denn sie sind sozusagen in diese beiden Parteien hineingewachsen, und deren Führern ist ihre Führerschaft sozusagen historisch angewachsen. Aber wir sagen den Truppen: die Zeit, wo euer Interesse, das Interesse der großen Masse, also des Vaterlands selbst, mit dem der Führer zusammenfiel, ist vorüber; besinnt euch also auf euer eignes Interesse und laßt euch nicht immer bloß von andern und für andre gebrauchen. Ist es schon thöricht, sich immer nur für die eignen Führer zu opfern, so ist es noch weit thörichter, wenn das Opfer den Führern der Gegenpartei gebracht wird, wenn z. B. Nationalliberale in das Geschrei der Agrarier gegen die Handelsverträge einstimmen. Zwei Parteien, von denen die eine die Freiheit und den Fortschritt, die andre die Autorität und den bestehenden Zustand vertritt, sind dem Staate unentbehrlich, eben ihr Gegensatz macht das politische Leben aus. Aber wenn die Partei, die sich liberal nennt, für die Beamtenwillkür gegen die Volksrechte eintritt und aus dem Verfassungsstaate in den absoluten Polizeistaat zurückstrebt, dann hat sie keine Daseinsberechtigung mehr; dann mögen ihre Führer einfach ins konservative Lager übergehen, die Wählerschaft aber den Antisemiten, Demokraten und Sozialdemokraten überlassen. Und wenn sie, anstatt so zu handeln, es machen wie eben jetzt die Wiener „Deutschliberalen," die bis zum letzten Ende an der Fiktion ihres Liberalismus

festhalten, trotzdem aber die polnisch gewordne Regierung anbetteln, sie möge die städtische Selbstregierung aufheben und fortfahren, die Hauptstadt kommissarisch, und zwar in ihrem, der Liberalen Sinne, zu regieren, so machen sie sich doch nur lächerlich, ohne irgend etwas zu erreichen. Andrerseits lassen wir uns zwar eine Partei der Autorität gern gefallen, aber nicht mit der Bedingung, daß die Autorität selber von der hinter den Kulissen arbeitenden Partei geleitet werde. Selbstverständlich wollen wir auch, daß Industrie und Landwirtschaft von Parteien vertreten werden, und der Einfachheit wegen ist nichts dagegen einzuwenden, daß die liberale Partei das städtische oder industrielle, die konservative das ländliche und landwirtschaftliche Interesse übernehme. Aber die kleinen Handwerker und die Arbeiter gehören auch zur städtischen Bevölkerung, und daß das bäuerliche, ja überhaupt das landwirtschaftliche Interesse von den Tivoliagrariern richtig vertreten werde, bestreiten nicht allein Professoren wie Conrad, Schäffle und von der Goltz, sondern auch Bauern und Rittergutsbesitzer in großer Zahl, die ihre Ansicht nur in Privatkreisen aussprechen können oder zu den Organen der Freisinnigen ihre Zuflucht nehmen müssen, weil ihnen die konservative Presse verschlossen bleibt. Auch wir wollen nicht das Pöbelregiment und nicht die Revolution, sondern daß Bildung und Besitz herrsche, aber wir pfeifen auf eine Bildung, die von sich selber keinen andern Gebrauch zu machen versteht, als zur Erhöhung der Dividenden und Tantiemen der Schlotbarone und ihrer Direktoren zu dienen, und wir bekämpfen eine Politik, die den kleinen und mittlern Besitz erdrückt unter dem Vorwande, ihn zu schützen und zu stützen. Eine Umbildung der Parteien ist es also, die wir erstreben, ohne uns jedoch zu verhehlen, daß wir die Erlösung aus der Misere unsrer innern Politik überhaupt nicht vom Parteileben, sondern nur von einer kräftigen Aktion der auswärtigen Politik erwarten dürfen.

Auf die oben erwähnte Polemik der Kreuzzeitung gegen uns müssen wir doch noch einmal zurückkommen. Nicht etwa, um sie zu widerlegen; das thun wir nicht, weil sie nicht loyal verfährt. So z. B. führt sie den altbekannten Einwand gegen uns ins Feld, daß die Verbraucher von den niedrigen Getreidepreisen nicht soviel haben, als sie davon haben könnten, ohne ihren Lesern zu sagen, daß wir diesen Einwand schon im voraus berücksichtigt haben. Nur auf eine Beschwerde wollen wir antworten, die sie vorbringt, daß wir nämlich dem Antrag Kanitz gegenüber einen ironischen Ton anschlügen. Sie hat sich verhört. Gott behüte uns, daß wir in einer so ernsten Sache spotten sollten! Handelt es sich doch um nichts geringeres, als um den ersten entschiednen Schritt in den sozialistischen Zukunftsstaat hinein! Wir wünschen, um das zum zehntenmal zu wiederholen, ganz aufrichtig, er möge *bald* gethan werden, damit wirs überstanden haben. Oder denken die Herren vielleicht gar nicht ernsthaft dran, den Schritt zu thun? Gebrauchen sie den Antrag Kanitz bloß als Agitationsmittel? Hören sie *darum* Ironie heraus, wenn ein verständiger Mann sie ernst nimmt?

Die Korrespondenz des Bundes der Landwirte (Nr. 74) nennt uns bei derselben Gelegenheit weltfern. Sie hat Recht. Wir leben fern von der Welt, wo man sich um Geld und Profitchen balgt. Aber trotzdem begegnet es uns nicht, daß wir wie die ganz drin lebende Korrespondenz uns mit einer großartigen Aktion blamirten, von der im voraus einzusehen war, daß dabei gar nichts herauskommen würde. Nicht einmal, wieviel Millionen Cohn und Rosenberg bei dem Geschäft verdient haben, und *wie* sie sie verdient haben, ist dabei herausgekommen. Die Korrespondenz freilich sagt, das wisse in Berlin jeder intelligente Schusterjunge. Möge sie doch einen solchen Schusterjungen ins Finanzministerium schicken als Be-

rater Miquels, der es offenbar auch noch nicht weiß; dann wird es wohl mit der Zeit auch das Land erfahren aus seinem Organ, der Berliner Korrespondenz, oder aus einer Gesetzvorlage.

Kriegserinnerungen. In einem bekannten Militärblatte, dem in Paris erscheinenden Fachblatt La France militaire, war am 2. September folgender Brief zu lesen:

Bizanos (Basses-Pyrénées), den 28. August 1895

Herr Redakteur!

Der Artikel, den Sie über einen mir befreundeten Oberst soeben veröffentlicht haben, erweckt in mir eine einundzwanzig Jahre alte Erinnerung, die ich in dieser Zeit der Wiederkehr von Jahrestagen Ihnen mitteilen zu müssen glaube. Ich befand mich damals in derselben Garnison wie der bewußte Oberst. Eines Tages erzählte er mir seine Erlebnisse von 1870. Verwundet bei Fröschweiler war er auf dem Schlachtfelde geblieben, wie auch sein gleichfalls verwundeter Bursche und eine große Zahl von Toten und sonstigen Verwundeten. Plötzlich geht die deutsche Schützenlinie, die keinen wahrhaften Gegner mehr vor sich hat, vor und macht sich daran, mit Bajonettstößen die Verwundeten zu morden. Mein Freund entgeht dem Tode dank seiner Satteltasche, die durchstochen wurde, und der Aufopferung seines Burschen. Auf das Geschrei der Entrüstung, das der französische Offizier ausstößt, eilte ein deutscher Offizier herbei und gab als Entschuldigung an, daß seine Leute einen Befehl ausführten, nämlich den: alle Verwundeten der afrikanischen Truppen zu töten! Ich weiß nicht, wer der Anführer ist, dem sein ritterlicher Haß gegen die Franzosen den Gedanken eingeben konnte, eine derartige Parole auszugeben, und ich bezweifle, daß man eine Spur davon in den zahlreichen deutschen Veröffentlichungen über den Krieg 1870 finden wird; aber ich würde erfreut sein, wenn einer unsrer Nachbarn jenseits des Rheins, die in diesem Augenblick alle Erinnerungen an jene Zeit wieder aufleben lassen, uns das Schlüsselwort zu diesem Rätsel geben wollte! Ich für meine Person würde nicht überrascht sein, wenn dieser Befehl von einer sehr hochstehenden Person gegeben worden wäre, es wäre nichts erstaunliches in Anbetracht der Art von ritterlichen Gefühlen, die die Deutschen zu allen Zeiten unserm Lande bewiesen haben.

Genehmigen Sie u. s. w.

Boener, Oberst a. D.

Dem Manne kann geholfen werden. Wir können ihm ein Werk nachweisen, worin sich eine recht deutliche Spur der erwähnten Vorkommnisse aus der Schlacht von Wörth und zugleich das Schlüsselwort zu dem fraglichen Rätsel findet. Man schlage das Buch von Th. Lindner auf: Der Krieg gegen Frankreich (Berlin, A. Asher u. Co., 1895), ein Werk, das auf Veranlassung und mit Unterstützung des deutschen Kaisers herausgegeben worden ist, und lese dort Seite 28: „Auch schlimme Künste, die der europäischen Kriegssitte Hohn sprachen, gebrauchten diese Turkos, indem sie sich wie tot niederwarfen, um dann den arglos über sie wegschreitenden Gegner in den Rücken zu treffen. Unsre Soldaten lernten bald, solcher Tücke durch einen Bajonettstich vorzubeugen.“ Damit ist die Lösung des Rätsels gegeben, warum eine vorrückende Linie deutscher Truppen keine Turkos, gleichviel ob verwundet oder nicht, in ihrem Rücken dulden konnte. Der Verwundete wird nur unter der Voraussetzung geschont, daß er aus dem Kampfe ausscheidet. Thaten das die Turkos nicht, so mußten sie, obwohl verwundet, wie Feinde behandelt und

unschädlich gemacht werden. Der Offizier aber, der die Uniform jener afrikanischen Wilden trug, und der als Offizier die Verantwortung für seine Untergebnen hatte, hat keinen Grund, sich zu beklagen, wenn er behandelt wurde wie sie.

Wir erinnern uns der Thatsache aus der Schlacht von Wörth sehr wohl; sie war im Heere allbekannt und ist auch vielfach in den Zeitungen besprochen worden. Jetzt, nachdem die Sache in Vergessenheit geraten zu sein schien, kommen unsre lieben Nachbarn und wollen unsrer Kriegführung Barbarei vorwerfen. Es fehlt bloß noch, daß die schwarzen afrikanischen Teufel für verkannte edle Menschen ausgegeben werden. Wir wollen hieran eine andre Erinnerung aus dem Jahre 1870 knüpfen, die zeigt, welcher Art die Kriegführung war, die Frankreich in Deutschland ins Werk zu setzen beabsichtigte. Am 21. Juli brachte Graf Kératry, offenbar von der Regierung veranlaßt, im gesetzgebenden Körper folgende Anklage gegen Baden vor: Frankreich und Preußen sind einer Vereinbarung beigetreten, die den Gebrauch von Sprengkugeln von den Schlachtfeldern unbedingt ausschließt. Das Großherzogtum Baden, das sich den Verbündeten Preußens nennt, ist dieser weisen Vereinbarung nicht beigetreten. Ich fordere, daß ihm die französische Regierung vor Eröffnung der Feindseligkeiten hierüber ein Ultimatum stelle, und daß, wenn es nicht dem Gebrauche von Zerstörungsmitteln laut absagt, die nur gegen wilde Tiere bestimmt sind, auf den Tagesbefehl unsrer Armee gesetzt werde: Die Städte des Großherzogtums Baden seien der Plünderung preisgegeben. (Lebhafter Beifall auf mehreren Bänken. Widerspruch auf einigen andern.) — Garnier-Pagès: Nein nein, keine Plünderung! — Graf Kératry: Ich spreche als ein Mann der Praxis, nicht als Philosoph. — Estancelin: Eine Nation, die das Verbrechen beginge, Sprengkugeln anzuwenden, müßte der Rache der Armee überliefert werden. (Ja ja! Sehr gut!) — Der Finanzminister: Man müsse erst Thatsachen abwarten. Wenn wider Erwarten solche Thatsachen vorkämen, so würden sie nicht ungestraft bleiben. (Beifall.) — Natürlich war an der ganzen Geschichte von den Sprengkugeln kein wahres Wort. Am Morgen des 21. Juli hatte die badische Regierung in Paris erklären lassen, daß sie nicht daran denke, Sprengkugeln zu verwenden; ja der kaiserliche Gesandte in Karlsruhe hatte seinen Minister an die Thatsache erinnert, daß Baden der Petersburger Konvention beigetreten sei. Trotzdem stellte der Finanzminister die Sache so dar, als wäre die Möglichkeit des Gebrauchs von Sprengkugeln nicht ausgeschlossen. Die Lüge von den Sprengkugeln sollte dazu dienen, im Voraus die schandbaren Greuel zu rechtfertigen, die von der afrikanischen Schwefelbande in Baden zum abschreckenden Exempel angerichtet werden sollten.

Probeweise und kommissarisch. Wenn man die Veröffentlichungen im Amtsblatt des Reichspostamts über das Beamtenpersonal sorgfältig liest, so wird man bald herausfinden, daß den Obersekretären und Postkassirern die nächst höhern Dienststellen, also die Postinspektor- und Postdirektorstellen, regelmäßig „probeweise“ übertragen werden, während vom Postinspektor an ein Unterschied gemacht wird, ob ihm eine Postdirektor- oder eine Postratsstelle übertragen wird. Ist das erstere der Fall, so wird ihm das Amt ebenfalls „probeweise“ übertragen, in letzterm Falle aber „kommissarisch.“ Selbstverständlich wird dem Postrat die Oberpostdirektorstelle ebenfalls „kommissarisch“ übertragen.

Wir haben uns den Kopf zerbrochen, welcher Grund zu dieser verschiedenartigen Praxis geführt haben mag. Abgesehen von den zu Oberpostdirektoren designirten Posträten, bei denen vor ihrer Bestätigung in Ermangelung eines am

Sitze der Oberpostdirektion vorhandnen höhern Postbeamten (Berlin natürlich ausgenommen) ein Beamter des Reichspostamts zur Revision zu erscheinen pflegt, wird nämlich über jeden Beamten der Reichspostverwaltung, sei ihm das Amt „probeweise“ oder „kommissarisch“ übertragen, vor der Bestätigung Bericht eingefordert. Wenn gleichwohl von der Zentralbehörde in den Personalveröffentlichungen des Amtsblatts ein Unterschied gemacht wird, so kann dieser Umstand nur verstimmend wirken. Man sagt sich unwillkürlich, daß in den Augen des Reichspostamts der Beamte, der etwas gilt, erst mit dem Postrat beginnt, und daß daher für die im Range niedriger stehenden Beamten die weniger feine Bezeichnung „probeweise“ ausreicht. Höhern Orts übersieht man dabei, daß viele unter den Postdirektoren den gleichen Rang mit den Posträten haben. Es erscheint uns daher ein sozialpolitischer Fehler zu sein, wenn man die sogenannten höhern Ämter sogar in den Veröffentlichungen des Amtsblatts mit größerer Feinheit behandeln zu müssen glaubt; es würde nur im Interesse der Verwaltung liegen, wenn sie sämtlichen Beamten die gleiche Behandlung zu teil werden ließe.

Bekanntlich sind die Gehalte der Reichspost- und Telegraphenbeamten seit dem 1. April 1895 nach Dienstaltersstufen geregelt. In den Kreisen der Postbeamten hatte man die Hoffnung gehegt, daß damit der Gebrauch, Ämter „probeweise“ oder „kommissarisch“ zu verleihen, endlich wegfallen würde. Zu dieser Hoffnung war man um so mehr berechtigt, als die Verwaltung der indirekten Steuern mit gutem Beispiel vorangegangen war. Steuerbeamte, die bereits etatsmäßig angestellt sind, werden nämlich nach dem Erlaß des Herrn Finanzministers vom 19. April 1893, Nr. III 3071 nicht mehr auf Probe, sondern vorbehaltlos unter Ausfertigung der Bestallung befördert. In diesem Erlaß heißt es u. a.: „Der Umstand, daß nach Wegfall der probeweisen Beförderung die Zurückführung eines in eine höhere Klasse beförderten Beamten in eine Stelle der frühern Klasse nur noch mit seiner Zustimmung erfolgen kann, macht es erforderlich, daß bei Prüfung der Befähigung der einzelnen Beamten für höhere Stellen fortan mit noch größerer Sorgfalt vorgegangen werde als bisher.“ Mit dem Inhalt dieses Erlasses können wir uns nur einverstanden erklären. Überdies sind Fälle, daß Postbeamte in ihren höhern Stellungen nicht bestätigt worden wären, äußerst selten vorgekommen, und sie werden auch beim Wegfall der Probedienstzeit nicht vorkommen, wenn bei der Wahl der Beamten für die höhern Dienststellen stets mit Vorsicht verfahren wird. Es wird dann nicht mehr vorkommen können, was jetzt mancher ältere Postdirektor zu seinem Verdruß erfahren muß, daß ein junger „probeweise“ angestellter Postinspektor, der noch vor einem Monat Postkassirer unter einem Postdirektor war, den Auftrag erhält, das Amt eines ältern Postdirektors zu revidiren und sich darüber gutachtlich zu äußern, ob diesem ältern Postdirektor das Amt endgiltig übertragen werden könne. Also weg mit „probeweise“ und „kommissarisch“!

Die Sedanfeier in Straßburg. Ich bin noch jung und etwas heißblütig. Daher wollte ich meinen Ärger erst etwas verrauchen lassen. Auch wollte ich keinen Mißton in die allgemeine Begeisterung tragen, die die Feier des Sedantages „von Tilsit bis zu den Vogesen,“ wie eine Zeitung sagte, hervorgerufen hatte. Wirklich, bis zu den Vogesen? Das ist es eben. Wer am 1. und 2. September in Straßburg, der einzigen unter dem deutschen Kaiser als solchen stehenden Großstadt, der Residenz seines Statthalters für die Reichslande, zu feiern gedachte der durfte nach Kehl ins Badische hinüberwandern und dort seinen nationalen

Gefühlen Ausdruck geben in deutschem Sang und deutschem Trunk in fröhlicher Gemeinschaft, der durfte jenseits des Rheins in das Hoch auf Kaiser und Reich einstimmen. Wenn er nämlich nicht Mitglied des Straßburger Kriegervereins, ein von diesem geladner Ehrengast, ein aktiver Offizier oder eine zu den aktiven Offizieren gehörige Dame war. Diese hatten ihre Feier. Was sich sonst an Altdeutschen oder an deutschgesinnten Elsässern in Straßburg aufhielt, und das ist doch mit der Zeit glücklicherweise eine recht beträchtliche Anzahl geworden, das durfte zusehen, wie es sein Teilchen Erinnerung an diese großen Tage für sich erwischte. Woher kommt das? Wie ist das möglich in dieser wiedergewonnenen „wunderschönen“ Stadt? Weil die Sedanfeier hier verboten ist? Nicht möglich! Ich kann es nicht glauben! Und doch höre ich so. Nach fünfundzwanzig Jahren die öffentliche Sedanfeier in Straßburg verboten! Keine Flaggen in den Straßen, außer an den Wirtschaften, die den ganzen Sommer über wegen der Ausstellung geflaggt hatten. Und fast schien es, als hätten einige Wirte trotz der Sonntagsruhe am 1. September an ihren Fahnen allerhand Schäden und Flecken entdeckt und sie daher zur Ausbesserung entfernt. Außer diesen Wirtschaften, den Festungswerken und den Regierungsgebäuden — nicht einmal auf der Kaiser-Wilhelms-Universität! Doch halt; an einem bescheidnen Häuschen am Staden, da winkte es in freundlichem, reichsländischem Weiß-rot aus grünen Laubgewinden hervor, es war ein wahrhaft beruhigender Anblick, dieses festlich und sichtlich mit Liebe geschmückte Haus der Herrn „Lafarge und Sohn“ am Staden. Aber sonst? Es hätte ebenso gut Aschermittwoch sein können, wie Silbern-Sedantag.

Es geschehen in Straßburg seltsame Dinge, wohl geeignet, Unwillen zu erregen; nicht unter den französirenden und dennoch in Deutschland ihr Brot verdienenden und essenden Elsässern, sondern unter den eingewanderten Deutschen, die dort ebenso gern und heimisch leben wollen wie drüben überm alten Rhein. Man gehe nur einmal durch die Straßen und beachte die französischen Ladenschilder. Ich möchte wissen, wie lange in Toul oder Epinal, die etwa gleich weit von der Grenze entfernt sind wie Straßburg, wenn diese Städte 1871 von Deutschland an Frankreich gekommen wären, deutsche Ladenschilder geduldet worden wären. Dann die Ausstellung — notabene von Elsaß-Lothringen, Baden und Pfalz: da müssen ganz sonderbare Dinge vorgekommen sein; berufnere Federn mögen sie beleuchten. Umsonst sieht man aber jedenfalls in den herrlichen Anlagen des Parks nicht soviel Französischredende, und was für Französisch! redende Elsässer. Ist doch einer der ersten Herren des Ausschusses ein so gut gesinnter Mann, daß er seiner Tochter verbietet, mit deutschen Offizieren Schlittschuh zu laufen. Und nun die Sedan-Nichtfeier. So manche Übelstände, die der Wiederverbreitung des deutschen Bewußtseins entgegenstehen, sind zum großen Teil die Folge solcher Maßnahmen, wie dieses Verbot. Zweimal im Jahre begeht die Universität amtlich eine nationale Feier: am Gründungstage der Anstalt, am 1. Mai, wie an Kaisersgeburtstag oder am 18. Januar. Der Geburtstag des Kaisers wird auch im Theater und von den bürgerlichen Kollegien aus unumgänglich schuldiger Ehrfurcht gefeiert. Das Volk aber, der Bürger, hat dazu keinen oder doch nur höchst beschränkten Zutritt. Ebenso bei dieser Sedanfeier. Nach fünfundzwanzig Jahren! Ist man wirklich nach dieser Zeit noch nicht soweit gediehen, daß man es wagen darf, eine öffentliche Feier im deutschen Sinne zu veranstalten, wie sie im ganzen übrigen Reiche begangen worden ist, auch wenn es sich um die Erinnerung an einen Sieg über Frankreich handelt? Fürchtet man wirklich, die „Spitzen“ möchten in einem leeren Festsaal erscheinen, wo doch gern jedermann eingelassen werden würde, in der Stadt, die den Mann, der das

erste Hoch auf den neuen deutschen Kaiser ausgebracht hat, den Großherzog von Baden, immer und immer wieder mit herzlichen Huldigungen begrüßt? Mache man doch nur den Versuch. Ein-, zwei-, dreimal vielleicht werden die Alten ihre chers fils von dem Besuche der Feier abhalten, dann aber werden sie sagen: In Gottes Namen, geh, wenn dirs Plâsir macht! Und der Junge wird gehen, wird mitsingen, mitfesten, und wird mit einstimmen in das Hoch auf das deutsche Vaterland und seine engere Heimat! Worauf und wie lange will man denn eigentlich noch warten, bis man die Elsässer als vollberechtigt — denn besonders gefährlich sind sie doch wohl kaum? — anerkennt. Auf die Stärkung des deutschen Geistes? Bei einem Volke, das so urgermanisch fühlt, daß es einer seiner Hauptschmerzen ist, daß es nur einen Statthalter, aber keinen eignen Fürsten hat? Man richtet von oben sein ganzes Augenmerk und allen guten Willen darauf, dieses Land mit dem alten Reiche zu verschmelzen, man setzt — die schneidigsten Unteroffiziere als Beamte hierher (nur weil man nicht ahnt, wie viel böses Blut das macht); man schont die Elsässer in jeder Beziehung, um sie nicht zu verletzen. Aber indem man sie es immer und immer wieder fühlen läßt, daß sie etwas andres seien als andre Deutsche, schlägt man sich selbst ins Gesicht. Das Abschließungsverfahren war ein paar Jahre lang am Platze. Jetzt nicht mehr; sonst gewöhnen sich am Ende die alten Alemannen und Franken auf dem linken Rheinufer daran, daß sie etwas besondres seien, und es wird von Jahr zu Jahr schwerer werden, sie der deutschen Gemeinsamkeit zu erhalten und mit ihr zu verknüpfen. Man zieht einen Partikularismus groß, der noch einmal bittere Früchte tragen kann, das wird jeder zugestehen, der das Leben und die Stimmung im Elsaß, besonders in Straßburg, längere Zeit verfolgt hat.

Möge man in Zukunft anders, vorsichtiger verfahren. Die Elsässer sind Deutsche, und Deutsche sollen sie bleiben. Deshalb sollen sie aber auch Sedan mitfeiern dürfen, wenn sie wollen; vor allem aber sollen es in Zukunft feiern dürfen in voller Gemeinschaft die im Reichslande lebenden Deutschen, wes Standes sie auch seien, damit sie nicht aus ihrer Verbannung hinüberschielen müssen nach dem Lichtermeer, das auf den Bergen und in den Städten Altdeutschlands jährlich an einen der größten Gedenktage im Leben unsers Volkes erinnert.

Ein Straßburger Student

Litteratur

Zur Geld- und Währungsfrage. Aus den uns in den letzten Monaten zugegangnen Schriften über diese Frage wollen wir für heute noch vier hervorheben, die nicht Pamphlete, sondern gediegne Arbeiten sind. Der Geheime Regierungsrat und Professor Wilhelm Launhardt hat eine Reihe von Aufsätzen, die er zuerst im Hannoverschen Kurier veröffentlicht hatte, unter dem Titel: Mark, Rubel und Rupie, Erläuterungen zur Währungsfrage (Berlin, Wilhelm Ernst und Sohn, 1894) herausgegeben; mit gründlicher Sachkenntnis, in gemeinverständlicher Sprache und fesselnder Darstellung führt er alle Behauptungen und Argumente der Bimetallisten ad absurdum. „Unglückselige Goldwährung! ruft er auf Seite 54, was ist aus Dentschland während ihres Bestehens in zwanzig

Jahren geworden! Die Gewerbethätigkeit hat auf allen Gebieten einen geradezu staunenswerten Aufschwung genommen, sowohl was die Menge, als was die Beschaffenheit der erzeugten Güter betrifft; in vielen Zweigen hat der deutsche Gewerbefleiß auf dem Weltmarkte die erste Stelle errungen; die Ertragsfähigkeit des Bodens ist durch Meliorationen, durch Tiefkultur und durch Einführung landwirtschaftlicher Maschinen gesteigert, Aufforstungen sind in ausgedehntem Maße vorgenommen. Durch die mit einem Kostenaufwande von fünf Milliarden Mark auf das doppelte gebrachte Ausbreitung des Eisenbahnnetzes, durch den Ausbau der Landstraßen, durch die Vervollkommnung der Binnenschiffahrtseinrichtungen und der Seeschiffahrtsanlagen hat der Verkehr in den letzten zwanzig Jahren in einem früher in dem gleichen Zeitraum niemals auch nur annähernd vorgekommnen Maße zugenommen. Der Welthandel Deutschlands ist in seinem Jahresbetrage um mehr als eine Milliarde gewachsen und wird unter allen Ländern der Welt nur von Großbritannien übertroffen. [Dann folgt eine Schilderung der Pracht der deutschen Städte.] Die Reiselust der Deutschen ist von Jahr zu Jahr im Wachsen begriffen, die zahlreichen und noch fortwährend sich mehrenden Bäder und Sommerfrischen werden immer stärker besucht, festliche Versammlungen und Veranstaltungen mehren sich stets.“ Nun, wir kennen auch die Kehrseite dieses glänzenden Bildes, wissen aber auch, daß es keinen thörichtern Gedanken giebt, als der Not, soweit solche wirklich vorhanden ist, durch eine Geldverschlechterung und durch Erschütterung unsers musterhaft geordneten Münzwesens abhelfen zu wollen. — Dr. Otto Heyn, Hamburgischer Amtsrichter a. D., untersucht in seiner Schrift: Die Erfolglosigkeit einer Hebung des Silberpreises (Berlin, Puttkammer und Mühlbrecht, 1895), wie die Hebung des Silberpreises, wenn sie mit Hilfe des Bimetallismus oder auf andre Weise gelänge, auf unsre Ein- und Ausfuhr wirken würde, wobei die den Wechselkurs bestimmenden Einflüsse sehr ausführlich erörtert werden. Das Hauptergebnis findet sich am kürzesten in folgenden Sätzen der Inhaltsangabe ausgesprochen: „Zu Gunsten unsrer Getreideproduzenten kann infolge der [von einer Erhöhung des Silberpreises zu erwartenden] Steigerung der Wechselkurse Indiens und Rußlands ein geringer Rückgang des indischen und des russischen Getreideexports stattfinden. Der daraus entstehende Ausfall würde jedoch seitens (!) Argentiniens und der Getreide produzirenden Goldwährungsländer (der Vereinigten Staaten, Rumäniens u. s. w.) vollständig gedeckt werden. Demnach würde die Lage unsrer Getreideproduzenten überhaupt nicht verbessert werden. Zu Gunsten unsrer Exporteure würde zwar der Import eines Teils der Silberländer und Länder mit unterwertiger Valuta zunehmen, nämlich derjenigen, deren Zahlungsbilanz infolge der Veränderungen des internationalen Silberverkehrs verbessert wird. Die Zunahme des Imports dieser Länder aus Deutschland würde jedoch auch im günstigsten Falle nicht mehr als 40 bis 62 Millionen Mark pro (!) Jahr betragen.“ Leider ist Heyns Buch sehr schwer verdauliche Kost, denn der Gründlichkeit der Untersuchung entspricht die Schwerfälligkeit und Breitspurigkeit der Sprache. Die meisten Sätze sehen so aus: „Ob die festgestellte Veränderung der Chancen der anderweitigen Verwertung und der Chancen der anderweitgen Beschaffung der Wechsel der Silberländer und der indifferenten Länder auf dem Wege des Silberexports wirklich zu einer Erhöhung des Kurses dieser Wechsel führt, hängt hiernach davon ab, ob diese Veränderung, die ja immerhin, wenigstens zum Teil, bis zu 10 bis 20 Prozent beträgt, bedeutend genug ist, um die angegebnen Bedingungen zu erfüllen.“ Da versteht es sich denn auch von selbst, daß Saldi niemals entstehen, sondern immer zur Entstehung gelangen, in einer einzigen Anmerkung, Seite 174 bis 175, dreimal. — Die Schrift von Philipp Kalkmann über

Englands Übergang zur Goldwährung (Straßburg, Karl Trübner, 1895) ist deswegen interessant, weil sie überzeugend klar macht, daß die gesetzliche Einführung der Goldwährung 1816 weder ein Willkürakt der Regierung noch das Werk einer Partei gewesen ist, sondern die notwendige Wirkung des Umstandes, daß die Goldwährung thatsächlich bereits vorhanden, Gold das allein geltende Währungsmetall war. Wie das im Laufe des achtzehnten Jahrhunderts so gekommen ist, wird ausführlich gezeigt; eine Haupturſache des Goldzuflusses war, daß der Marktpreis des Silbers längere Zeit über dem Münzwert stand. Alle Anstrengungen der Regierung, unter diesen Verhältnissen das Silber im Lande festzuhalten, waren vergebens; in diesem Falle war Silber das bessere, zu niedrig bewertete Metall, Gold das schlechtere, zu hoch bewertete, und das schlechtere Geld trieb, wie immer und überall, das bessere aus dem Lande. — Die Geschichte der Preisrevolution des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts von Dr. Georg Wiebe (Leipzig, Duncker und Humblot, 1895) legt zunächst die Schwierigkeiten der Preisvergleichung verschiedner Zeiten und die richtige Methode solcher Untersuchungen dar und kommt dann auf Grund eines reichen statistischen Materials zu dem Ergebnis, daß allerdings die Vermehrung der Edelmetalle die Haupturſache der Preisrevolution gewesen sei, daß aber eine Menge andre Ursachen mitgewirkt hätten. Diese Ursachen werden ausführlich entwickelt. Selbstverständlich stiegen die Preise weder stetig, sondern unter vielen Schwankungen, noch auch parallel, sondern sehr ungleichmäßig, und mitunter bewegten sich die Preise mancher Waren und Leistungen entgegengesetzt. Wie sich das bei starker Volkszunahme und fortschreitender Technik von selbst versteht, hatten auch damals die Preise der Grundstücke und der landwirtschaftlichen Erzeugnisse die Tendenz, zu steigen (der noch nicht, wie bei uns seit zwanzig Jahren, ein großartig entwickelter Getreidehandel entgegenwirkte), die Arbeitslöhne und die Preise der Gewerbeerzeugnisse, namentlich der Leinwand, die Tendenz, zu fallen. Auch in den verschiednen Ländern und Gegenden war die Preisbewegung verschieden. Das durch die starken Änderungen der Preise verursachte Unbehagen machte sich allgemein in den lebhaftesten Klagen und Anklagen Luft. Jeder Stand beschuldigte jeden. Nicht allein wurden die Kaufleute Straßenräuber gescholten, des Wuchers, „Fürkaufs“ und der Ringbildung beschuldigt, sondern den Handwerkern wurde ganz dasselbe, namentlich die Ringbildung vorgeworfen, den Lohnarbeitern aber, deren Lage sich am meisten verschlechterte, nahm man es gewaltig übel, wenn sie sich durch Koalitionen zu verbessern versuchten. Es war eben die Zeit, wo die Mächte, deren Herrschaft heute so tiefgehende Bewegungen hervorruft: Weltverkehr und mobiles Kapital, das erstemal zur Erscheinung kamen; war doch die Eröffnung neuer Handelswege und der Verfall der alten eine der ersten und stärksten Ursachen der großen wirtschaftlichen Revolution, von der die Preisrevolution nur einen Teil ausmachte.

Führer für Pilzfreunde. Die am häufigsten vorkommenden eßbaren, verdächtigen und giftigen Pilze. Von Edmund Michael. Mit 5 Tafeln, enthaltend 47 nach der Natur gemalte und photomechanisch für Dreifarbenbuchdruck reproduzirte Pilzgruppen. Zwickau, Förster und Borries, 1895

Alle Jahre gehen zur Pilzzeit, d. h. in den Monaten Juli bis Oktober, Mitteilungen von Pilzvergiftungen durch die Zeitungen, woran die Herren Redakteure wohlgemeinte Warnungen vor allem, was Pilz heißt, zu knüpfen pflegen. Das ist eigentlich recht bedauerlich. Der Pilz ist ein schmackhaftes und wertvolles Volksnahrungsmittel, es ist schade, wenn er, statt dem Arbeiter zum billigen Nahrungsmittel zu dienen, in den Wäldern verfault. Es giebt lange nicht soviel Giftpilze,

als man glaubt, und bei einiger Aufmerksamkeit ist es nicht schwer, die giftigen von den guten zu unterscheiden. Statt vor den Pilzen im allgemeinen zu warnen, sollte man davor warnen, alte, im Zerfall befindliche Pilze zu essen, denn bei diesen bilden sich durch den Verwesungsprozeß bisweilen Gifte. Alle allgemeinen Merkzeichen, die man giebt, um an ihnen die Schädlichkeit oder Unschädlichkeit eines Pilzes zu erkennen, sind wertlos; weder die Gestalt noch der Saft des Pilzes, weder der silberne Löffel, der, in die kochenden Pilze getaucht, braun werden soll, wenn giftige darunter sind, noch die Zwiebel giebt irgend ein sicheres Merkzeichen. Man muß, wie es auch bei andern Giftpflanzen nötig ist, die Arten kennen. Hierzu ist die persönliche Unterweisung das beste, und wo diese nicht zu haben ist, bedarf es der Abbildung. Aber wo giebt es brauchbare, d. h. solche, die billig sind, also in die Hände des Volkes oder der Volksschule kommen können und zugleich ein wirklich treues Bild des Pilzes geben! Es giebt teure Werke mit vortrefflichen Buntdrucken und billige Tafeln mit Abbildungen, die unzureichend sind, weil sie das Pilzbild zu schematisch wiedergeben. Der Verfasser des hier angegebnen Pilzbuches führt sein Werk mit folgenden Worten ein: „Wenn ich es unternehme, trotz der vielen vorhandnen Werke über Pilze mit einem neuen Pilzwerke vor das Publikum zu treten, so wage ich es besonders deshalb, weil es infolge der hohen Entwicklung der graphischen Reproduktionstechnik möglich war, so getreue und naturwahre Abbildungen herzustellen, wie solche kein andres so billiges Pilzwerk darbietet. Ein einziger nur oberflächlicher Vergleich mit den in Deutschland bisher erschienenen Pilzabbildungen wird dies außer Zweifel stellen.“ Wir geben dem Verfasser vollständig Recht. Es ist erstaunlich, welche feingetönten Farbenreihen mit drei Platten hergestellt werden können. Wir begrüßen in dem Dreifarbendruck einen Fortschritt der Reproduktionstechnik, die zu großen Hoffnungen für die Zukunft berechtigt. Während sonst ein Dutzend von Farbenplatten nötig war, um einen guten Buntdruck herzustellen, sind hier nur drei Platten, eine rote, eine gelbe, eine blaue, verwendet; während sonst der Lithograph in langwieriger Arbeit die einzelnen Farben auf die Druckplatten verteilen mußte, besorgt das Geschäft hier der photographische Apparat, der ganz selbstthätig die Farbenmischungen in ihre Grundwerte zerlegt und auf die drei Platten verteilt.

Den fünf Tafeln ist eine kleine Schrift beigegeben, die alles Wissenswerte über die Pilze klar und verständlich mitteilt. Wir wünschen dem Buche und seinen Tafeln weite Verbreitung und aufmerksames Studium.

Zur Beachtung

Mit dem nächsten Hefte beginnt diese Zeitschrift das 4. Vierteljahr ihres 54. Jahrganges. Sie ist durch alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes zu beziehen. Preis für das Vierteljahr 9 Mark. Wir bitten, die Bestellung schleunig zu erneuern.

Leipzig, im September 1895

Die Verlagshandlung

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Die Grenzboten

CORNELL UNIVERSITY
JUL 25 1895
LIBRARY

Zeitschrift
für
Politik, Litteratur und Kunst

54. Jahrgang

Nr. 27

Ausgegeben am 4. Juli 1895

Inhalt:

	Seite
Ein schweizerisches Strafgesetzbuch	1
Zur Kenntnis der englischen Weltpolitik. 6. England in Südafrika	7
Das Kapital von Karl Marx	21
Friedrich Hebbel und Otto Ludwig. Von Adolf Bartels. 1	32
Der erste Beste. Erzählung von Otto Verbeck. 12. 13	44
Maßgebliches und Unmaßgebliches: Nützliche Feindschaften — Die Eröffnung des Nordostseekanals	50
Litteratur	55

Fr. Wilh. Grunow
Leipzig

Alle für die Grenzboten bestimmten Aufsätze und Zuschriften wolle man an den Verleger persönlich richten (J. Grunow, Firma: Fr. Wilh. Grunow, Königsstraße 20).

Die Manuskripte werden deutlich und sauber und nur auf die eine Seite des Papiers geschrieben mit breitem Rande erbeten.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig

Geschichtsphilosophische Gedanken

Ein Leitfaden durch die Widersprüche des Lebens

von

Carl Jentsch

Preis in Leinwand gebunden 4 Mark 50 Pfennig
in Halbfranzband 6 Mark

Weder Kommunismus noch Kapitalismus

Ein Vorschlag zur Lösung der europäischen Frage

von

Carl Jentsch

In Leinwand gebunden 4 Mark 50 Pfg.

Neue Ziele, neue Weg

von

Carl Jentsch

Preis broschirt 1 Mark

Betrachtungen eines Laien

über unsre Strafrechtspflege

von

Carl Jentsch

Preis broschirt 1 Mark

Die Not des vierten Standes

Von

einem Arzte

Preis broſchirt 2 Mark

Was iſt Geld?

Ein Beitrag zur Löſung der ſozialen Fragen

von

Richard Goldſchmidt

Landgerichtsrat

Preis broſchirt 1 Mark 50 Pfg.

Deutſche Bürgerkunde

Kleines Handbuch des politiſch Wiſſenswerten für jedermann

von

Georg Hoffmann und **Ernſt Groth**

Preis gebunden 2 Mark

Allerhand Sprachdummheiten

Kleine deutſche Grammatik des Zweifelhaften, des Falſchen und des Häßlichen

Ein Hilfsbuch für alle, die ſich öffentlich der deutſchen Sprache bedienen

von

Dr. Guſtav Wuſtmann

Stadtbibliothekar und Direktor des Ratsarchivs in Leipzig

Preis gebunden 2 Mark

Verlag von **Hermann Beyer & Söhne** in **Langensalza**

Die häusliche Erziehung

Von

Eduard Ackermann

Direktor der Karolinenschule und des Lehrerinnenseminars zu Eisenach

Zweite Auflage

I. Zweck der Erziehung. — II. Schranken der Erziehung. — III. Erziehungsfaktoren. — IV. Die intellektuelle Bildung. — V. Die sittliche Bildung. — VI. Die religiöse Bildung. — VII. Der Umgang. — VIII. Spiel und Arbeit. — IX. Vergnügungen der Jugend. — X. Affekte und Leidenschaften. — XI. Fehler der Jugend. — XII. Die Strafe. — XIII. Knaben und Mädchen. — XIV. Haus und Schule. — Schluß

218 Seiten. Preis 2 Mk. 25 Pf., eleg. geb. 3 Mk. 25 Pf.

Die häusliche Erziehung unserer Jugend ist nicht nur ein hochwichtiges, sondern zugleich ein hochverantwortliches Werk. Und darum darf ein guter Führer, der sich vor allem an die Elternhäuser wendet, eine ganz besonders beifällige Aufnahme beanspruchen. Als ein solcher stellt sich das vorliegende, ganz vortreffliche Buch von Ackermann dar, der als pädagogischer Schriftsteller bereits einen guten Ruf besitzt, und der auch durch dies empfehlenswerte kleine Werk von der häuslichen Erziehung bewiesen hat, dass er den Wert derselben in vollstem Masse zu würdigen weiss. Alle Eltern werden das Buch mit wirklichem Segen gebrauchen können. Es sei daher auf das wärmste hiermit empfohlen. (Deutsche Volkszeitung 1893, No. 6288.)

Zu beziehen durch jede Buchhandlung

J. A. Krass,

Hôtel- und Weingutsbesitzer

in Rüdesheim a/Rh.

empfiehlt seine aus eignen Weinbergen gezogenen Weine; prämiirt Wien und Philadelphia.

Besucher von Rüdesheim sind zur Besichtigung der Kellereien höflichst eingeladen.

Soeben erschienen:

Als der Großvater die Großmutter nahm

Ein Liederbuch für altmodische Leute

Herausgegeben von

G. Wustmann

Dritte vermehrte Auflage

Preis in Damast gebunden 7 Mk., in Leder oder Atlas gebunden 12 Mk.

Leipzig **Fr. Wilh. Grunow**

Otto Ludwigs gesammelte Schriften

in sechs Bänden

herausgegeben von

Professor Dr. **Adolf Stern** und Professor Dr. **Erich Schmidt**

Band I: Eine von Prof. Adolf Stern geschriebene Biographie, die Gedichte, Zwischen Himmel und Erde. Band II: Die Heiterethei und ihr Widerspiel nebst drei bisher ungedruckten Novellen. Band III und IV: Die vollendeten Dramen und die Dramenfragmente. Band V und VI: Die Studien mit Einschluß der Shakespeare-Studien.

Preis brosch. 28 M., in 6 Leinenbänden 34 M., in 6 Halbfranzbänden 42 M.

Die Bände können auch einzeln bezogen werden

Zwischen Himmel und Erde; Gedichte. Ein Band broschirt 3 M., in Leinwand geb. 4 M.
Heiterethei und Novellen. Ein Band broschirt 5 M., in Leinwand geb. 6 M.
Dramen. Ein Band broschirt 6 M., in Leinwand geb. 7 M.
Dramenfragmente. Ein Band broschirt 3 M., in Leinwand geb. 4 M.
Studien. Zwei Bände broschirt 8 M., in Leinwand geb. 10 M.
Biographie Otto Ludwigs von Adolf Stern. Broschirt 3 M., in Leinwand geb. 4 M.

Leipzig Fr. Wilh. Grunow

Preis der Grenzboten: vierteljährlich 9 Mark.

Die Grenzboten

Zeitschrift
für
Politik, Litteratur und Kunst

54. Jahrgang

Nr. 28

Ausgegeben am 11. Juli 1895

JUL 25 1895

Inhalt:

	Seite
Der achte deutsche Handwerkertag. Von L. O. Brandt	57
Der deutsche Student am Ende des neunzehnten Jahrhunderts	64
Der ewige Jude und der Teufel in der jüngsten deutschen Poesie	73
Die kunsthistorische Gesellschaft für photographische Publikationen. Von Rudolf Kautzsch	84
Der erste Beste. Erzählung von Otto Verbeck. 14	88
Maßgebliches und Unmaßgebliches: Agrarische Erfolge — Rußland in Ostasien	99
Litteratur	102

Hierzu eine Beilage der Weingroßhandlung Richard Kox in Duisburg.

Fr. Wilh. Grunow
Leipzig

Alle für die Grenzboten bestimmten Aufsätze und Zuschriften wolle man an den Verleger persönlich richten (J. Grunow, Firma: Fr. Wilh. Grunow, Königsstraße 20).

Die Manuskripte werden deutlich und sauber und nur auf die eine Seite des Papiers geschrieben mit breitem Rande erbeten.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig

Bilder aus dem Westen

von

E. Below

Preis broschirt 3 Mark

Bilder aus dem Universitätsleben

von

einem Grenzboten

Preis broschirt 2 Mark, gebunden 3 Mark

Zierliche Ausstattung

Skizzen aus unserm heutigen Volksleben

gezeichnet von

Fritz Anders

Preis gebunden 3 Mark 60 Pfennig

Aus dänischer Zeit

Bilder und Skizzen

von

Charlotte Niese

Gesamtausgabe

In Leinwand gebunden 5 Mark 50 Pfennige

Zweite Reihe einzeln, gebunden 3 Mark

Ferienkurse in Jena

Es wird beabsichtigt, im August die folgenden Kurse abzuhalten:

A) Naturwissenschaften.

(Die Kurse A und B beginnen Montag, den 5. August, und enden am 17. August 1895.) Die naturwissenschaftlichen Kurse sind für akademisch gebildete Lehrer und für Lehrer an Seminaren (nicht für Volksschullehrer) bemessen. Auch ist Ausländern die Teilnahme an den naturwissenschaftlichen Kursen gestattet.

1. Grundbegriffe der Naturlehre vom heutigen Standpunkte aus (Raum, Zeit, Masse, Kraft, Energie, Entropie u. s. w.): Prof. Dr. Auerbach.
2. Über Bau und Leben der Pflanzen unter Vorführung von pflanzenphysiologischen Experimenten, die für den Schulunterricht wichtig sind: Prof. Dr. Detmer.
3. Anleitung zu botanisch-mikroskopischen Arbeiten und pflanzenphysiologischen Experimenten: Prof. Dr. Detmer.
4. Anleitung zu physikalischen Experimenten: Prof. Dr. Schaeffer.
5. Moderne physikalische Demonstrationen: Prof. Dr. Auerbach.
6. Zeit- und Ortsbestimmung mit praktischen Übungen auf der Sternwarte: Dr. Knopf.
7. Demonstration elektrischer und magnetischer Messungen: Dr. Straubel.
8. Anleitung zu anatomischen Arbeiten mit besonderer Berücksichtigung der Wirbeltiere: Dr. Drüner.
9. Anleitung zu Untersuchungen mit Spektral- und Polarisationsapparaten: Dr. Gänge.
10. Übungen im Glasblasen: Glasbläser Haak.

B) Hygiene, Psychologie, Pädagogik.

(Diese Kurse sind für In- und Ausländer bestimmt.)

1. Schulhygiene: Hofrat Prof. Dr. Gärtner.
2. Physiologische Psychologie: Prof. Dr. Ziehen.
3. Pädagogik: Grundzüge der Lehre vom erziehenden Unterricht nach ihren ethischen und psychologischen Voraussetzungen: Prof. Dr. Rein.

C) Sprachkurse, Litteratur, Geschichte.

1. Elementarkursus in der deutschen Sprache für Ausländer: Rektor Scholz. (Vom 5.—25. Aug.)
2. Sprach- und Litteraturkursus für Fortgeschrittenere: Dr. Rausch. (Vom 5.—25. Aug.)
3. Staatengeschichte im 18. und 19. Jahrhundert: Prof. Dr. Brückner.

An den Vorlesungen in Gruppe A und B Nr. 1 können nur Herren teilnehmen. Dagegen ist die Beteiligung von Damen an den Kursen B 2 und 3 und C 1—3 willkommen. Anmeldungen nehmen entgegen und nähere Auskunft erteilen Prof. Detmer und Prof. Rein.

Grösstes und ältestes **Conserven**-Versand-Geschäft

von

Gegründet 1870 **Gustav Markendorf, Leipzig** *Gegründet 1870*

versende direkt an **Private** nach allen Gegenden:

In- und ausländische Conserven

aller Art, sowie viele

Specialitäten für Tafel und feine Küche,

als auch

diätetische Nahrungsmittel für Reconvalescenten

in anerkannt **nur besten Qualitäten**

Ausführliche Preisliste gratis und franko!

Briefe und Telegramme: **Gustav Markendorf, Leipzig**

Alle Sendungen werden promptest effektuirt und zwar in Höhe von **20 Mark** an innerhalb Deutschlands emballage- und portofrei

J. A. Krass,

Hôtel- und Weingutsbesitzer

in Rüdesheim a/Rh.

empfiehlt seine aus eignen Weinbergen gezogenen Weine; prämiirt **Wien** und **Philadelphia.**

Besucher von Rüdesheim sind zur Besichtigung der Kellereien höflichst eingeladen.

Graf Bismarck und seine Leute

während des Krieges mit Frankreich 1870/71

Von

Moritz Busch

7. Auflage. Volksausgabe. 1 Band gr. 8°.

Broschirt 6 Mark

in elegantem Halbfranzband 8 Mark 50 Pfennige

Leipzig Fr. Wilh. Grunow

Feldpostbriefe

eines vermißten ehemaligen Afraners

aus dem Kriege 1870

Herausgegeben von seinem Bruder

Lic. theol. G. Türk

Professor an der Fürsten- und Landesschule St. Afra in Meißen

Preis broschirt 1 Mark 50 Pfennige

Leipzig Fr. Wilh. Grunow

Das Deutschtum in Elsaß-Lothringen

1870—1895

Rückblicke und Betrachtungen

von

einem Deutschnationalen

Preis broschirt 3 Mark 50 Pfennige

Leipzig Fr. Wilh. Grunow

Die Christliche Welt

Evangelisch-lutherisches Gemeindeblatt

für Gebildete aller Stände

Neunter Jahrgang — Postzeitungsnummer 1442

Vierteljährlich 2 Mark

Nr. 27: Agrapha, d. i. außerevangelische Worte Jesu: 3 — Der Pessimismus im Alten Testament: 1 — Die Bremer Festvorstellungen der geistlichen Oper „Christus" von Anton Rubinstein — Zum Prozeß Meillage — Verschiedenes: Der Prolog des Johannesevangeliums in den Hochalpen; Ueber den Einfluß des juristischen Elements; Wie gewinnt die evangelische Kirche ihre verlornen Glieder wieder?; Michael Baumgarten; Der Sozialismus der Gegenwart; Prediger Hülle; Die Badische Landeszeitung — Zur Beachtung

Nr. 28: Agrapha, d. i. außerevangelische Worte Jesu: 4 — Der Pessimismus im Alten Testament: 2 — Neues vom schlesischen Konsistorium — Eine Aufgabe der Diakonie — Die Schulverfassungsfrage — Verschiedenes: Kirchenpolitische Briefe; Ein Beitrag zur vergleichenden Religionswissenschaft — Quittung

Chronik der Christlichen Welt

Fünfter Jahrgang — Postzeitungsnummer 1450

Vierteljährlich 1 Mark

Nr. 27: Uebersicht über die wichtigsten Ereignisse auf dem Gebiete der deutschen evangelischen Landeskirchen vom 1. April bis 30 Juni 1895. Erste Hälfte — Deutsche Evangelische Landeskirchen: Eine Erklärung in der Ev. Kztg; Ueber die Göttinger Fakultät; Agende und Apostolikum; Eine der wichtigsten Fragen für die evangelische Kirche; Aus Sachsen-Meiningen — Soziales. Heidenmission; Zum Evangelisch-sozialen Kongreß; Die zweite Spezialkonferenz des Evangelisch-sozialen Kongresses; Die Konsistorialverfügung; Christentum und Hinduismus — Personalien

Nr. 28: Uebersicht über die wichtigsten Ereignisse auf dem Gebiete der deutschen evangelischen Landeskirchen vom 1. April bis 30. Juni 1895. Zweite Hälfte — Deutsche Evangelische Landeskirchen: Die Deutsche Luther-Stiftung; Wissenschaftlicher Predigerverein für Elsaß-Lothringen; Zu dem Agendenerlaß des schlesischen Konsistoriums — Römische Kirche: Zur Konversion des Prinzen von Schönburg — Soziales. Innere Mission: Preßstimmen zum Evangelisch-sozialen Kongreß; Freiherr von Stumm; Innere Mission in Sachsen — Verschiedenes — Personalien

Preis der Grenzboten: vierteljährlich 9 Mark.

Die Grenzboten

CORNELL UNIV
AUG 1 1
LIBRA

Zeitschrift
für
Politik, Litteratur und Kunst

54. Jahrgang

Nr. 29

Ausgegeben am 18. Juli 1895

Inhalt:

	Seite
Offizier-, Beamten- und Konsumvereine	105
Eiserne Brücken	110
Das Kapital von Karl Marx. (Schluß)	126
Der erste Beste. Erzählung von Otto Verbeck. 15. 16.	136
Maßgebliches und Unmaßgebliches: Klassen und Parteien in England — Symbiose und Parasitismus	144
Litteratur	149

Fr. Vilh. Grunow
Leipzig

Alle für die Grenzboten bestimmten Aufsätze und Zuschriften wolle man an den Verleger persönlich richten (J. Grunow, Firma: Fr. Wilh. Grunow, Königsstraße 20).

Die Manuskripte werden deutlich und sauber und nur auf die eine Seite des Papiers geschrieben mit breitem Rande erbeten.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig

Die Not des vierten Standes

Von

einem Arzte

Preis broschirt 2 Mark

Was ist Geld?

Ein Beitrag zur Lösung der sozialen Fragen

von

Richard Goldschmidt

Landgerichtsrat

Preis broschirt 1 Mark 50 Pfg.

Drei Monate Fabrikarbeiter und Handwerksbursche

Eine praktische Studie

von

Paul Göhre

Preis broschirt 2 Mark

Schutz für unsre Seeleute!

Ein Aufruf an deutsche Menschenfreunde

von

Georg Wislicenus

Preis: broschirt 1 Mark

Otto Ludwigs
gesammelte Schriften

in sechs Bänden

herausgegeben von

Professor Dr. **Adolf Stern** und Professor Dr. **Erich Schmidt**

Band I: Eine von Prof. Adolf Stern geschriebene Biographie, die Gedichte, Zwischen Himmel und Erde. Band II: Die Heiterethei und ihr Widerspiel nebst drei bisher ungedruckten Novellen. Band III und IV: Die vollendeten Dramen und die Dramenfragmente. Band V und VI: Die Studien mit Einschluß der Shakespeare-Studien.

Preis brosch. 28 M., in 6 Leinenbänden 34 M., in 6 Halbfranzbänden 42 M.

Die Bände können auch einzeln bezogen werden

Zwischen Himmel und Erde; Gedichte. Ein Band broschirt 3 M., in Leinwand geb. 4 M.
Heiterethei und Novellen. Ein Band broschirt 5 M., in Leinwand geb. 6 M.
Dramen. Ein Band broschirt 6 M., in Leinwand geb. 7 M.
Dramenfragmente. Ein Band broschirt 3 M., in Leinwand geb. 4 M.
Studien. Zwei Bände broschirt 8 M., in Leinwand geb. 10 M.
Biographie Otto Ludwigs von Adolf Stern. Broschirt 3 M., in Leinwand geb. 4 M.

Leipzig — Fr. Wilh. Grunow

Briefe

von

Annette von Droste-Hülshoff und Levin Schücking

Herausgegeben von

Theo Schücking

Preis broschirt 4 Mark

Leipzig — Fr. Wilh. Grunow

Leopold von Rankes

Leben und Werke

von

Eugen Guglia

Preis broschirt 4 Mark 50 Pfennig

Leipzig — Fr. Wilh. Grunow

Deutsche Bürgerkunde

Kleines Handbuch des politisch Wissenswerten für jedermann

von

Georg Hoffmann und **Ernst Groth**

Preis gebunden 2 Mark

Leipzig — Fr. Wilh. Grunow

Allerhand Sprachdummheiten

Kleine deutsche Grammatik des Zweifelhaften, des Falschen und des Häßlichen

Ein Hilfsbuch für alle, die sich öffentlich der deutschen Sprache bedienen

von

Dr. Gustav Wustmann

Stadtbibliothekar und Direktor des Ratsarchivs in Leipzig

Preis gebunden 2 Mark

Leipzig — Fr. Wilh. Grunow

Deutscher Geschichtskalender für 1894

Sachlich geordnete Zusammenstellung der politisch wichtigsten Vorgänge im In- und Ausland

von

Dr. Karl Wippermann

2 Teile. Preis gebunden 12 Mark

1885. 2 Teile gebunden 11 Mark 50 Pfennige
1886—93. Je 2 Teile, gebunden 12 Mark

Jeder Teil ist einzeln käuflich

Der erste Teil vom Jahrgange 1895 erscheint Ende Oktober

Leipzig — Fr. Wilh. Grunow

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig

Lehrbuch der Geburtshilfe

zur

wissenschaftlichen und praktischen Ausbildung für Ärzte und Studirende

von

F. Ahlfeld

Preis broschirt 12 Mk., in Leinwand geb. 13.25 Mk., in Halbfranz geb. 14.50 Mk.

J. A. Krass,

Hôtel- und Weingutsbesitzer

in Rüdesheim a/Rh.

empfiehlt seine aus eigenen Weinbergen gezogenen Weine; prämiirt **Wien** und **Philadelphia.**

Besucher von Rüdesheim sind zur Besichtigung der Kellereien höflichst eingeladen.

Die Grenzboten

CORNELL UNIVERS
AUG 7 189
LIBRARY

Zeitschrift
für
Politik, Litteratur und Kunst

54. Jahrgang

Nr. 30

Ausgegeben am 25. Juli 1895

Inhalt:

	Seite
Der Gouverneurwechsel in der Kapkolonie . .	153
Allgemeine zweijährige Dienstzeit	162
Friedrich Hebbel und Otto Ludwig. Von Adolf Bartels. 2	172
Die Genossenschaft Pan und die allermodernste Kunst. Von Konrad Lange	179
Der erste Beste. Erzählung von Otto Verbeck. 17	188
Maßgebliches und Unmaßgebliches: Die Zentralgenossenschaftskasse — Das frühere Kurhessen	195
Litteratur	200

Fr. Wilh. Grunow
Leipzig

Alle für die Grenzboten bestimmten Aufsätze und Zuschriften wolle man an den Verleger persönlich richten (J. Grunow, Firma: Fr. Wilh. Grunow, Königsstraße 20).

Die Manuskripte werden deutlich und sauber und nur auf die eine Seite des Papiers geschrieben mit breitem Rande erbeten.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig

Geschichtsphilosophische Gedanken

Ein Leitfaden durch die Widersprüche des Lebens

von

Carl Jentsch

Preis in Leinwand gebunden 4 Mark 50 Pfennig
in Halbfranzband 6 Mark

Weder Kommunismus noch Kapitalismus

Ein Vorschlag zur Lösung der europäischen Frage

von

Carl Jentsch

In Leinwand gebunden 4 Mark 50 Pfg.

Betrachtungen eines Laien

über unsre Strafrechtspflege

von

Carl Jentsch

Preis broschirt 1 Mark

Neue Ziele, neue Wege

von

Carl Jentsch

Preis broschirt 1 Mark

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig

Das Deutschtum in Elsaß-Lothringen

1870—1895

Rückblicke und Betrachtungen

von

einem Deutschnationalen

Preis broschirt 3 Mark 50 Pfennige

Graf Bismarck und seine Leute

während des Krieges mit Frankreich

Nach Tagebuchblättern

von

Moritz Busch

Siebente vermehrte und verbesserte Auflage

Erste Volksausgabe

Preis broschirt 6 Mark, in Halbfranzband 8 Mark 50 Pfg.

Fünfzig Jahre aus meinem Leben

Von

Richard Freiherrn von Strombeck

Generalmajor z. D.

Preis broschirt 1 Mark 60 Pf.

Erinnerungen aus meiner Dienstzeit

Von

Richard Berendt

Generalmajor z. D.

Preis broschirt 1 Mark 60 Pfg.

Grösstes und ältestes Conserven-Versand-Geschäft!

Gustav Markendorf, Leipzig

versendet **an Private** nach allen Gegenden: **In- und ausländische Conserven**
sowie alle Specialitäten für Tafel und feine Küche in den bekannten nur besten Qualitäten zu billigsten Preisen und zwar:
Für den Frühstücks- und Mittagstisch. — Für den Theetisch. — Für Bowlen. — Für Jagd und Manöver. — Für Reise- und Landaufenthalt.

Preiscourant gratis und franco!

Zu Festgeschenken

empfehle die so sehr beliebten, höchst eleg. ausgestatteten **„Frühstückskörbchen“.** Dieselben haben sich schon längst allgemeine Beliebtheit bei einem grossen Publikum erworben und eignen sich, wie selten etwas, als praktisches und gern gesehenes **Gelegenheits-Geschenk!**

Die Zusammenstellung des Inhalts geschieht unter Zugrundelegung meines Preiscourantes, nach den speciellen Wünschen meiner geehrten Auftraggeber, oder auch bei Angabe des Preises nach mir gütigst zu überlassender Wahl.

Preise für einfache und feinste Arrangements: von 6—30 M und darüber.
Sorgfältigste Verpackung garantirt. **Briefe und Telegramme:**

Gustav Markendorf, Leipzig.

Geschäftsprinzip der Firma **Gustav Markendorf: „Streng reellste Bedienung bei soliden Preisen.“**

J. A. Krass,

Hôtel- und Weingutsbesitzer
in Rüdesheim a/Rh.

empfiehlt seine aus eigenen Weinbergen gezogenen Weine; prämiirt **Wien** und **Philadelphia.**

Besucher von Rüdesheim sind zur Besichtigung der Kellereien höflichst eingeladen.

Atlantis

und das Volk der Atlanten

Ein Beitrag zur 400jährigen Festfeier der Entdeckung Amerikas

von

A. F. R. Knötel

Preis 4,50 Mark

Leipzig — Fr. Wilh. Grunow

Homeros

der Blinde von Chios und seine Werke

von

A. F. R. Knötel

Preis broschirt 4 Mark 50 Pfennige

Leipzig — Fr. Wilh. Grunow

Bilder aus dem Westen

von

E. Below

Preis broschirt 3 Mark

Leipzig — Fr. Wilh. Grunow

Die Christliche Welt

Evangelisch-lutherisches Gemeindeblatt
für Gebildete aller Stände

Neunter Jahrgang — Postzeitungsnummer 1442

Vierteljährlich 2 Mark

Nr. 30: Beschränktheit — Fechners philosophische Unsterblichkeitslehre. Erste Hälfte — Moderne und gläubige Predigten — Der Gesetzentwurf über die Verpflegungsstationen — Sozialwissenschaftliche Studien auf deutschen Universitäten — Die Treppe der Luisetta — Verschiedenes: Religion innerhalb der Grenzen der Humanität; Vom alten neuen Glauben; Die Evangelienkritik; Der moderne Pessimismus und seine Bekämpfung durch das geistliche Amt; Eine kurze Bemerkung

Chronik der Christlichen Welt

Fünfter Jahrgang — Postzeitungsnummer 1450

Vierteljährlich 1 Mark

Nr. 29: Deutsche Evangelische Landeskirchen: Staat und Kirche; Gesamtsynode für den Konsistorialbezirk Kassel; Ein kaum glaublicher Vorgang — Römische Kirche: Graf Paul von Hoensbroech — Soziales: Preßstimmen zum Evangelisch-sozialen Kongreß; Die Organe des Evangelisch-sozialen Kongresses — Heidenmission: Christentum und Hinduismus Verschiedenes — Personalien

Nr. 30: Deutsche Evangelische Landeskirchen: Die Meißner Konferenz; Allgemeine Pastoraltonferenz in Straßburg; Aus Schleswig-Holstein: Zum kirchlichen Frieden; Auf die Angriffe des Professors von Nathusius — Evangelische im Auslande: Aus Frankreich; Ueber den Protestantismus in Frankreich; Zur päpstlichen Encyklika an das englische Volk; Theologische Ferienkurse in Amerika — Römische Kirche: Zur Konversion des Prinzen von Schönburg — Verschiedenes — Personalien

Preis der Grenzboten: vierteljährlich 9 Mark.

Die Grenzboten

AUG 16 1895 LIBRARY

Zeitschrift
für
Politik, Litteratur und Kunst

54. Jahrgang

Nr. 31

Ausgegeben am 1. August 1895

Inhalt:

	Seite
Im Gedenkjahr	201
Allgemeine zweijährige Dienstzeit (Schluß)	207
Neue Novellen	216
Die Genossenschaft Pan und die allermodernste Kunst. Von Konrad Lange (Schluß)	221
Am heiligen Damm	230
Der erste Beste. Erzählung von Otto Verbeck. 18	237
Maßgebliches und Unmaßgebliches: Ein Brief Gustav Freytags aus der Kriegszeit — Deutsche Schriften über Ostasien	241
Litteratur	248

Fr. Wilh. Grunow
Leipzig

Alle für die Grenzboten bestimmten Aufsätze und Zuschriften wolle man an den Verleger persönlich richten (J. Grunow, Firma: Fr. Wilh. Grunow, Königsstraße 20).

Die Manuskripte werden deutlich und sauber und nur auf die eine Seite des Papiers geschrieben mit breitem Rande erbeten.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig

Aus dänischer Zeit

Bilder und Skizzen

von

Charlotte Niese

Gesamtausgabe

In Leinwand gebunden 5 Mark 50 Pfennige

Zweite Reihe einzeln, gebunden 3 Mark

Skizzen aus unserm heutigen Volksleben

gezeichnet von

Fritz Anders

Preis gebunden 3 Mark 60 Pfennig

Bilder aus dem Universitätsleben

von

einem Grenzboten

Preis broschirt 2 Mark, gebunden 3 Mark

Zierliche Ausstattung

Aus unsern vier Wänden

von

Rudolf Reichenau

Zweite Auflage der Gesamtausgabe

Zierliche Ausgabe. 44 Bogen

Preis broschirt 4 Mk. 50 Pfg., in Leinwand gebunden 5 Mark 50 Pfg.,

in Atlas gebunden 11 Mark

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig

Deutsche Bürgerkunde

Kleines Handbuch des politisch Wissenswerten für jedermann

von

Georg Hoffmann und **Ernst Groth**

Preis gebunden 2 Mark

Allerhand Sprachdummheiten

Kleine deutsche Grammatik des Zweifelhaften, des Falschen und des Häßlichen

Ein Hilfsbuch für alle, die sich öffentlich der deutschen Sprache bedienen

von

Dr. Gustav Wustmann

Stadtbibliothekar und Direktor des Ratsarchivs in Leipzig

Preis gebunden 2 Mark

Die Not des vierten Standes

Von

einem Arzte

Preis broschirt 2 Mark

Schlaraffia politica

Geschichte der Dichtungen vom besten Staate

Preis broschirt 2 Mark, gebunden 3 Mark

Verlag von **Hermann Beyer & Söhne** in **Langensalza**

Das Seelenleben der Tiere

Von **O. Flügel**

Einleitung — Die Sinne — Das Gemeingefühl — Assoziation und Reproduktion — Gemüt und Verstand — Instinkt — Darwinismus — Teleologie — Beseelung. 2. Aufl

140 Seiten. Preis 2 M. 25 Pf.

Die Schrift sei allen Lehrern, nicht nur denjenigen, die Naturwissenschaft treiben, warm empfohlen, denn sie orientirt uns auf einem interessanten Gebiete der Psychologie. (Preuss. Schulzeitung 1886, Nr. 43)

Über die Persönliche Unsterblichkeit

Vortrag, gehalten im Zweigverein für wissenschaftliche Pädagogik in Halle a. S.

Von **O. Flügel**

Zweite Auflage. 16 Seiten Preis 25 Pf.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung

J. A. Krass,

Hôtel- und Weingutsbesitzer

in Rüdesheim a/Rh.

empfiehlt seine aus eignen Weinbergen gezogenen Weine; prämiirt **Wien** und **Philadelphia.**

Besucher von Rüdesheim sind zur Besichtigung der Kellereien höflichst eingeladen.

Die Flüchtlinge

Eine Geschichte von der Landstraße

von

Wilh. Speck

Broschirt 2 Mark

Leipzig Fr. Wilh. Grunow

Lorbeer

Erzählung

von

August Niemann

Preis broschirt 2 Mark

Leipzig Fr. Wilh. Grunow

Erinnerungen

aus den Knaben- und Jünglingsjahren eines alten Thüringers

Preis broschirt 1 Mark 20 Pfennige

Leipzig Fr. Wilh. Grunow

Die Christliche Welt

Evangelisch-lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Neunter Jahrgang — Postzeitungsnummer 1442

Vierteljährlich 2 Mark

Nr. 30: Beschränktheit — Fechners philosophische Unsterblichkeitslehre. Erste Hälfte — Moderne und gläubige Predigten — Der Gesetzentwurf über die Verpflegungsstationen — Sozialwissenschaftliche Studien auf deutschen Universitäten — Die Treppe der Lucretia — Verschiedenes: Religion innerhalb der Grenzen der Humanität; Vom alten neuen Glauben; Die Evangelienkritik; Der moderne Pessimismus und seine Bekämpfung durch das geistliche Amt; Eine kurze Bemerkung

Nr. 31: Agrapha, d. i. außerevangelische Worte Jesu: 5 — Fechners philosophische Unsterblichkeitslehre. Zweite Hälfte — Ein Bundesgenosse eigner Art — Zum Streit zwischen D. von Bodelschwingh und Dr. Scholz — Raeburns Tochter (We two) — Verschiedenes: Werden und Wachsen; Die patriotischen Erinnerungen

Chronik der Christlichen Welt

Fünfter Jahrgang — Postzeitungsnummer 1450

Vierteljährlich 1 Mark

Nr. 31: Deutsche Evangelische Landeskirchen: Die Einführung der neuen preußischen Agende; Zur geistlichen Schulaufsicht; Aus der württembergischen Abgeordnetenkammer; Aus Baden; Die Stellung des Pommerschen Pfarrervereins zum Falle Kock — Evangelische im Auslande: Aus der evangelischen Landeskirche Siebenbürgens; Die 55. Synode der schweizerischen Freikirche; Die Frage der Trennung von Kirche und Staat in der französischen Schweiz; Jesus Christus und die Pfarrer der französischen Schweiz; Die französisch-protestantische Tageszeitung Le signal; Der Streit um den Lehrstuhl der Dogmatik in Montauban — Römische Kirche: Preßstimmen zur Konversion des Prinzen Friedrich von Schönburg — Verschiedenes: Französ. Diaspora in Deutschland; Versammlungen und Kongresse

Preis der Grenzboten: vierteljährlich 9 Mark.

Die Grenzboten

Zeitschrift
für
Politik, Litteratur und Kunst

54. Jahrgang

Nr. 32

Ausgegeben am 8. August 1895

CORNELL UNIVERSITY
AUG 22 1895
LIBRARY.

Inhalt: Seite

Beitrag eines deutschen Kolonisten zur Lösung der sozialen Frage 249
Unser Irrenwesen. 2. Die Irrenpflege . . . 255
Konrad Fiedler. Ein Lebensbild von Hans Marbach 268
Alte Leute. Von Wilhelm Berger 278
Der erste Beste. Erzählung von Otto Verbeck (Schluß). 19 285
Maßgebliches und Unmaßgebliches: E. T. A. Hoffmann als Musiker 290
Litteratur 292

Hierzu eine Beilage der Weingroßhandlung von Richard Kox in Duisburg

Fr. Wilh. Grunow
Leipzig

Alle für die Grenzboten bestimmten Aufsätze und Zuschriften wolle man an den Verleger persönlich richten (F. Grunow, Firma: Fr. Wilh. Grunow, Königsstraße 20).

Die Manuskripte werden deutlich und sauber und nur auf die eine Seite des Papiers geschrieben mit breitem Rande erbeten.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig

Das Deutschtum in Elsaß-Lothringen

1870—1895

Rückblicke und Betrachtungen

von

einem Deutschnationalen

Preis broschirt 3 Mark 50 Pfennige

Bilder aus dem Westen

von

E. Below

Preis broschirt 3 Mark

Otto Ludwigs gesammelte Schriften

in sechs Bänden

herausgegeben von

Professor Dr. **Adolf Stern** und Professor Dr. **Erich Schmidt**

Band I: Eine von Prof. Adolf Stern geschriebene Biographie, die Gedichte, Zwischen Himmel und Erde. Band II: Die Heiterethei und ihr Widerspiel nebst drei bisher ungedruckten Novellen. Band III und IV: Die vollendeten Dramen und die Dramenfragmente. Band V und VI: Die Studien mit Einschluß der Shakespeare-Studien.

Preis brosch. 28 M., in 6 Leinenbänden 34 M., in 6 Halbfranzbänden 42 M.

Die Bände können auch einzeln bezogen werden

Zwischen Himmel und Erde; Gedichte. Ein Band broschirt 3 M., in Leinwand geb. 4 M.
Heiterethei und Novellen. Ein Band broschirt 5 M., in Leinwand geb. 6 M.
Dramen. Ein Band broschirt 6 M., in Leinwand geb. 7 M.
Dramenfragmente. Ein Band broschirt 3 M., in Leinwand geb. 4 M.
Studien. Zwei Bände broschirt 8 M., in Leinwand geb. 10 M.
Biographie Otto Ludwigs von Adolf Stern. Broschirt 3 M., in Leinwand geb. 4 M.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig

Graf Bismarck und seine Leute

während des Krieges mit Frankreich

Nach Tagebuchblättern

von

Moritz Busch

Siebente vermehrte und verbesserte Auflage

Erste Volksausgabe

Preis broschirt 6 Mark, in Halbfranzband 8 Mark 50 Pfg.

Fünfzig Jahre aus meinem Leben

Von

Richard Freiherrn von Strombeck

Generalmajor z. D.

Preis broschirt 1 Mark 60 Pf.

Erinnerungen aus meiner Dienstzeit

Von

Richard Berendt

Generalmajor z. D.

Preis broschirt 1 Mark 60 Pfg.

Feldpostbriefe

eines vermißten ehemaligen Afraners

aus dem Kriege 1870

Herausgegeben von seinem Bruder

Lic. theol. G. Türk

Professor an der Fürsten- und Landesschule St. Afra in Meißen

Preis broschirt 1 Mark 50 Pfennige

Grösstes und ältestes **Conserven-Versand-Geschäft**

Gegründet 1870 von *Gegründet 1870*

Gustav Markendorf, Leipzig

versende direkt an **Private** nach allen Gegenden:

In- und ausländische Conserven

aller Art, sowie viele

Specialitäten für Tafel und feine Küche,

als auch

diätetische Nahrungsmittel für Reconvalescenten

in anerkannt **nur besten Qualitäten**

— Ausführliche Preisliste gratis und franko! —

Briefe und Telegramme: **Gustav Markendorf, Leipzig**

Alle Sendungen werden promptest effektuirt und zwar in Höhe von **20 Mark** an innerhalb Deutschlands emballage- und portofrei

---

J. A. Krass,

Hôtel- und Weingutsbesitzer

in Rüdesheim a/Rh.

empfiehlt seine aus eignen Weinbergen gezogenen **Weine; prämiirt Wien und Philadelphia.**

Besucher von Rüdesheim sind zur Besichtigung der Kellereien höflichst eingeladen.

Soeben erschienen:

Als der Großvater die Großmutter nahm

Ein Liederbuch für altmodische Leute

Herausgegeben von

G. Wustmann

Dritte vermehrte Auflage

Preis in Damast gebunden 7 Mk., in Leder oder Atlas gebunden 12 Mk.

Leipzig **Fr. Wilh. Grunow**

Briefe

von

Annette von Droste-Hülshoff

und Levin Schücking

Herausgegeben von

Theo Schücking

Preis broschirt 4 Mark

Leipzig **Fr. Wilh. Grunow**

Leopold von Rankes

Leben und Werke

von

Eugen Guglia

Preis broschirt 4 Mark 50 Pfennig

Leipzig **Fr. Wilh. Grunow**

Die Christliche Welt

Evangelisch-lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Neunter Jahrgang — Postzeitungsnummer 1442

Vierteljährlich 2 Mark

Nr. 31: Agrapha, d. i. außerevangelische Worte Jesu: 5 — Fechners philosophische Unsterblichkeitslehre. Zweite Hälfte — Ein Bundesgenosse eigner Art — Zum Streit zwischen D. von Bodelschwingh und Dr. Scholz — Raeburns Tochter (We two) — Verschiedenes: Werden und Wachsen; Die patriotischen Erinnerungen

Nr. 32: Das Zusammenarbeiten von Geistlichem und Gemeinde. Betrachtungen zum ersten Thessalonicherbriefe 1 — Die russische Kirche und ihre Sektirer: 1 — Der Monismus als Band zwischen Religion und Wissenschaft. Glaubensbekenntnis eines Naturforschers, vorgetragen von Ernst Häckel — Das Leben Jesu in der Schule — Malombra Roman von Fogazzaro — Verschiedenes: Der alte und der neue Glaube; Die evangelische Gemeinde A. K. Böcklabruck von der Reformationszeit bis auf die Gegenwart; Bibelkenntnis

---

Chronik der Christlichen Welt

Fünfter Jahrgang — Postzeitungsnummer 1450

Vierteljährlich 1 Mark

Nr. 32: Deutsche Evangelische Landeskirchen: Der „Luckenwalder Massenaustritt"; Theologischer Ferienkursus in Bonn — Evangelische im Auslande: Aus der Nordostschweiz; Union zwischen Rom und der anglikanischen Kirche; Aus Ungarn — Gustav-Adolf-Verein. Diaspora: Die Hauptversammlung des Gustav-Adolf-Vereins; Mitgliederverluste des Gustav-Adolf-Vereins; Pfalz; Oesterreich; Die „evangelische Missionskirche" in Belgien — Verschiedenes: Die griechische Bevölkerung Smyrnas; Max Müller und das Religionsparlament in Chicago

---

Preis der Grenzboten: vierteljährlich 9 Mark

Die Grenzboten

CORNELL UNIVERSITY
AUG 29 1895
LIBRARY.

Zeitschrift
für
Politik, Litteratur und Kunst

54. Jahrgang

Nr. 33

Ausgegeben am 15. August 1895

Inhalt: Seite

Der Zug nach dem Osten 297
Die Ehre und der Zweikampf 304
Konrad Fiedler. Ein Lebensbild von Hans Marbach (Schluß) 318
Das Männle 326
Maßgebliches und Unmaßgebliches: Gastfreundlicher Willkomm — Das sozialdemokratische Agrarprogramm — Zur Kolonialpolitik — Strafkolonien oder Gefängnisse? — Bädernachrichten 336

Fr. Wilh. Grunow
Leipzig

Alle für die Grenzboten bestimmten Aufsätze und Zuschriften wolle man an den Verleger persönlich richten (J. Grunow, Firma: Fr. Wilh. Grunow, Königsstraße 20).
Die Manuskripte werden deutlich und sauber und nur auf die eine Seite des Papiers geschrieben mit breitem Rande erbeten.

Evangelisch-soziale Zeitfragen

Herausgegeben mit Unterstützung des Evangelisch-sozialen Kongresses
von Professor D. Otto Baumgarten in Kiel

Erschienen ist:

Erste Reihe

Heft 1. **Drews**, Mehr Herz fürs Volk
„ 2. **Evert**, Unsre gewerbliche Jugend und unsre Pflichten gegen sie
„ 3. **Baumgarten**, Der Seelsorger unsrer Tage
„ 4. **Tolk**, Christentum und Arbeiterbewegung. Ein Zwiegespräch
„ 5. **Stöcker**, Sozialdemokratie und Sozialmonarchie
„ 6. **von Soden**, Reformation und soziale Frage
„ 7. **v. d. Goltz**, Die Aufgaben der Kirche gegenüber dem Arbeiterstande in Stadt und Land
„ 8/9. **Oldenberg**, Die Ziele der deutschen Sozialdemokratie
„ 10. **Huistorp**, Die soziale Not der ländlichen Arbeiter und ihre Abhilfe

Zweite Reihe

Heft 1. **Rade**, Unsre Landgemeinde und das Landgemeindeideal
„ 2. **Mayer**, Die ländlichen Genossenschaften als Mittel zur Organisation des Bauernstandes
„ 3. **Kamp**, Erwerb und Wirtschaftsführung im Arbeiterhaushalt
„ 4/5. **Hirsch-Möller**, Gewerbegerichte und Einigungsämter in Deutschland und England
„ 6. **Arndt**, Die Religion der Sozialdemokratie
„ 7. **Weiß**, Frauenberuf. Ein Beitrag zur Frauenfrage
„ 8. **Traub**, Kürzere Arbeitszeit. Mit besondrer Berücksichtigung des Programms der evangelischen Arbeitervereine
„ 9. **Faißt**, Versicherung gegen unverschuldete Arbeitslosigkeit. Zur Orientirung und Besprechung, speziell für evangelische Arbeitervereine

Preis des Heftes 50 Pfennige

Leipzig **Fr. Wilh. Grunow**

Graf Bismarck und seine Leute

während des Krieges mit Frankreich 1870/71

Von

Moritz Busch

7. Auflage. Volksausgabe. 1 Band gr. 8°.

Broschirt 6 Mark

in elegantem Halbfranzband 8 Mark 50 Pfennige

Aus unsern vier Wänden

Von

Rudolf Reichenau

Zweite Auflage der Gesamtausgabe

Zierliche Ausgabe. 44 Bogen

Preis broschirt 4 Mk. 50 Pfg., in Leinwand gebunden 5 Mk. 50 Pfg., in Atlas gebunden 11 Mk.

Erfahrungen eines Hadschi

Reiseskizzen aus Syrien und Palästina

Von

E. Budde

Preis broschirt M. 3.—, in Leinwand gebunden M. 4.50, in Halbfranz gebunden M. 5.50

Aus der Chronik derer von Riffelshausen

Erzählung von Margarethe von Bülow

Preis broschirt M. 5.—, in Leinwand gebunden M. 6.25, in Halbfranzband M. 7.50

Eine deutsche Stadt vor 60 Jahren

Kulturgeschichtliche Skizze

von

Dr. Otto Bähr

Zweite neubearbeitete Auflage. Klein-Oktav

Preis M. 3.—, in Leinwand M. 4.50, in Halbfranz M. 5.50

Mit der Diogeneslaterne

Satirische Streifzüge von Albert Gehrke

Preis M. 2.—

Otto Ludwigs gesammelte Schriften

in sechs Bänden,

besorgt von den Professoren

Adolf Stern und Erich Schmidt

Preis brosch. M. 28.—, in 6 Leinenbänden M. 34.— in 6 Halbfranzbänden M. 42.—

Als der Großvater die Großmutter nahm

Ein Liederbuch für altmodische Leute

Herausgegeben von

G. Wustmann

Dritte vermehrte Auflage

Preis in Damast gebunden Mk. 7.—, in Atlas oder Kalbleder Mk. 12

Alumneumserinnerungen

von

einem alten Kreuzschüler (Gustav Wustmann)

Ein Band klein 8°. Preis M. 1.50, in elegantem Halbfranz gebunden M. 3.—

Jonas Briccius

Erzählung von Margerethe von Bülow

Broschirt M. 4.—, in Leinwand M. 5.25, in Halbfranz gebunden M. 6.50

Walpurgisnacht

Ein Lustspiel von F. Siegfried

Preis Mk. 3.—

Attarachus und Valeria

Eine lyrische Erzählung aus der Studienmappe eines Bonner Studenten

Von

Beatus Rhenanus

Preis broschirt M. 2.50, eleg. gebunden mit Goldschnitt M. 4.—

J. A. Krass,

Hôtel- und Weingutsbesitzer

in **Rüdesheim** a/Rh.

empfiehlt seine aus eignen Weinbergen gezogenen Weine; prämiirt **Wien u. Philadelphia.**

Besucher von Rüdesheim sind zur Besichtigung der Kellereien höflichst eingeladen.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig

Weder Kommunismus noch Kapitalismus

Ein Beitrag zur Lösung der europäischen Frage

von

Carl Jentsch

Preis in Leinwand gebunden 4 Mark 50 Pfg.

Neue Ziele, neue Wege

von

Carl Jentsch

Preis broschirt 1 Mark

Die Not des vierten Standes

von einem Arzte

Preis broschirt 2 Mark

Geschichtsphilosophische Gedanken

Ein Leitfaden durch die Widersprüche des Lebens

Von

Carl Jentsch

Preis in Leinwand gebunden 4 Mark 50 Pfg.

Betrachtungen eines Laien

über unsre Strafrechtspflege

von

Carl Jentsch

Preis broschirt 1 Mark

Was ist Geld?

Ein Beitrag zur Lösung der sozialen Fragen

von

Richard Goldschmidt

Landgerichtsrat

Preis broschirt 1 Mark 50 Pfg.

Die Christliche Welt

Evangelisch-lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Neunter Jahrgang — Postzeitungsnummer 1442

Vierteljährlich 2 Mark

Nr. 33: Wahre und falsche Prediger. Betrachtungen zum ersten Thessalonicherbrief 2 — Balfour über das gute Recht der christlichen Weltanschauung und den modernen Naturalismus: 1 bis 4 — Die russische Kirche und ihre Sektirer: 2 — Zum Streit über die theologischen Fakultäten — Pfarrer und Lehrer — Die Perlenschnur — Bücher und Schriften: Theologisches Jahrbuch; Choralbuch; Das Vaterunser; Ein Zeugnis für die Wahrheit des evangelischen Glaubens; Zum Kampf gegen den Mißbrauch des Alkohols; Neue Volksschriften des Vereins für Reformationsgeschichte: In stillen Stunden; Wessen Tochter?

Chronik der Christlichen Welt

Fünfter Jahrgang — Postzeitungsnummer 1450

Vierteljährlich 1 Mark

Nr. 33: Deutsche Evangelische Landeskirchen: Die rheinisch-westfälischen Bekenntnisfreunde; Staat und Kirche: Aus Schleswig-Holstein; Aus der sächsischen Landeskirche — Soziales. Heidenmission: Ein wesentlich andres Urteil über Furrers Vortrag — Verschiedenes: Vermischte Nachrichten

---

Preis der Grenzboten: vierteljährlich 9 Mark.

Die Grenzboten

SEP 5 1895
LIBRARY

Zeitschrift
für
Politik, Litteratur und Kunst

54. Jahrgang

Nr. 34

Ausgegeben am 22. August 1895

Inhalt: Seite

Englische Ausfälle gegen den deutschen Kriegsschiffbau. Von Georg Wislicenus 345
Anselm von Feuerbach als politischer Schriftsteller. Von J. Gensel 355
Friedrich Hebbel und Otto Ludwig. Von Adolf Bartels 3 370
Die Zunge. Eine Hundstagsbetrachtung . . . 384
Maßgebliches und Unmaßgebliches: Ein Schritt vorwärts — Studirte Bediente 388
Litteratur 391

Fr. Wilh. Grunow
Leipzig

Alle für die Grenzboten bestimmten Aufsätze und Zuschriften wolle man an den Verleger persönlich richten (J. Grunow, Firma: Fr. Wilh. Grunow, Königsstraße 20).

Die Manuskripte werden deutlich und sauber und nur auf die eine Seite des Papiers geschrieben mit breitem Rande erbeten.

Hefte zur Christlichen Welt

Es sind bisher erschienen:

1. **Der rechte evangelische Glaube.** Von D. Rade, Pfarrer zu Frankfurt a. M. Preis 40 Pf.
2. **Zur Würdigung des Apostolikums.** Von D. F. Kattenbusch, Professor der Theologie in Gießen. Preis 40 Pf.
3. **Antwort auf die Streitschrift D. Cremers: „Zum Kampf um das Apostolikum."** Von D. Adolf Harnack, Professor der Theologie in Berlin. Preis 40 Pf.
4. **Worum handelt es sich in dem Streit um das Apostolikum?** Mit besonderer Rücksicht auf D. Cremers Streitschrift beantwortet von D. W. Herrmann, Professor der Theologie in Marburg. Preis 40 Pf.
5. **Die Norm des echten Christentums.** Von D. Hans Hinrich Wendt, Professor der Theologie in Heidelberg. Preis 50 Pf.
6. **Die Verpflichtung auf das Bekenntnis in der evangelischen Kirche.** Von D. Julius Kaftan, Professor der Theologie in Berlin. Preis 40 Pf.
7. **Das Alte Testament und die evangelische Gemeine.** Von D. Hermann Schultz, Professor der Theologie in Göttingen. Preis 40 Pf.
8. **Wie dünket Euch um Christus? Wes Sohn ist er?** Von L. Clasen, Pfarrer in Eichenbarleben bei Magdeburg. Preis 40 Pf.
9. **Christentum und Staat.** Von Gustav Habermann, Pfarrer in Zwinge (Harz). Preis 60 Pf.
10. **Der zweite Artikel im Lutherischen kleinen Katechismus.** Fragen und Vorschläge von D. W. Bornemann, Professor in Magdeburg. Preis 40 Pf.
11. **Der Glaube an Jesus Christus und die geschichtliche Erforschung seines Lebens.** Von D. Max Reischle, Professor der Theologie in Gießen. Preis 40 Pf.
12. **Wider den Reichsboten.** In Sachen des Evangeliums und der Freiheit. Von Gustav Habermann, Pfarrer in Zwinge (Harz). Preis 50 Pf.
13. **Das Apostolikum als Tauf- und Konfirmationsbekenntnis.** Von D. Karl Köhler, Oberkonsistorialrat in Darmstadt. Preis 40 Pf.
14. **Welchen Segen bringt die Beschäftigung mit der modernen Theologie unserm praktischen Berufsleben?** Von Lic. S. Eck, Pfarrer in Rumpenheim a. M. Preis 40 Pf.
15. **Die Ergebnisse der neuern alttestamentlichen Forschungen und ihre Bedeutung für die Kirche.** Von Friedrich Doerne, Pfarrer in Schönbach, O.-L. Preis 40 Pf.

16./17. **Kirche Christi und Landeskirche.** Zwei Vorträge, gehalten auf der Evangelischen Konferenz in Schlesien von Karl Müller, Professor der Theologie in Breslau, und Erich Foerster, Pastor in Hirschberg. Preis 60 Pf.

18. **Vom alten neuen Glauben.** Erlebnisse und Bekenntnisse eines Laien. Preis 50 Pf.
19. **Zur Verständigung über den Glaubensbegriff.** Von L. Clasen, Pfarrer in Eichenbarleben bei Magdeburg. Preis 40 Pf.
20. **Bedingungen des christlichen Glaubens in der Gegenwart.** Von Gaston Frommel, Professor der systematischen Theologie in Genf. Preis 40 Pf.

Leipzig **Fr. Wilh. Grunow**

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig

Das Deutschtum in Elsaß-Lothringen

1870—1895

Rückblicke und Betrachtungen

von

einem Deutschnationalen

Preis broschirt 3 Mark 50 Pfennige

Graf Bismarck und seine Leute

während des Krieges mit Frankreich

Nach Tagebuchblättern

von

Moritz Busch

Siebente vermehrte und verbesserte Auflage

Erste Volksausgabe

Preis broschirt 6 Mark, in Halbfranzband 8 Mark 50 Pfg.

Fünfzig Jahre aus meinem Leben

Von

Richard Freiherrn von Strombeck

Generalmajor z. D.

Preis broschirt 1 Mark 60 Pf.

Erinnerungen aus meiner Dienstzeit

Von

Richard Berendt

Generalmajor z. D.

Preis broschirt 1 Mark 60 Pfg.

Grösstes und ältestes Conserven-Versand-Geschäft!

Gustav Markendorf, Leipzig

versendet **an Private** nach allen Gegenden: **In- und ausländische Conserven**
sowie alle Specialitäten für Tafel und feine Küche in den bekannten nur besten Qualitäten zu billigsten Preisen und zwar
Für den Frühstücks- und Mittagstisch. — Für den Theetisch. — Für Bowlen. — Für Jagd und Manöver. — Für Reise- und Landaufenthalt.

Preiscourant gratis und franco!

Zu Festgeschenken

empfehle die so sehr beliebten, höchst eleg. ausgestatteten **„Frühstückskörbchen“.** Dieselben haben sich schon längst allgemeine Beliebtheit bei einem grossen Publikum erworben und eignen sich, wie selten etwas, als praktisches und gern gesehenes Gelegenheits-Geschenk!

Die Zusammenstellung des Inhalts geschieht unter Zugrundelegung meines Preiscourantes, nach den speciellen Wünschen meiner geehrten Auftraggeber, oder auch bei Angabe des Preises nach mir gütigst zu überlassender Wahl.

Preise für einfache und feinste Arrangements: von 6—30 M und darüber.
Sorgfältigste Verpackung garantirt. **Briefe und Telegramme:**

Gustav Markendorf, Leipzig.

Geschäftsprinzip der Firma Gustav Markendorf: **„Streng reellste Bedienung bei soliden Preisen.“**

J. A. Krass,

Hôtel- und Weingutsbesitzer

in **Rüdesheim a/Rh.**

empfiehlt seine aus eignen Weinbergen gezogenen Weine; prämiirt **Wien** und **Philadelphia.**

Besucher von Rüdesheim sind zur Besichtigung der Kellereien höflichst eingeladen.

Erinnerungen

aus den Knaben- und Jünglingsjahren

eines alten Thüringers

Preis broschirt 1 Mark 20 Pfennige

Leipzig **Fr. Wilh. Grunow**

Skizzen aus unserm heutigen Volksleben

gezeichnet

von

Fritz Anders

Preis gebunden 3 Mark 60 Pfennige

Leipzig **Fr. Wilh. Grunow**

Bilder aus dem Westen

von

E. Below

Preis broschirt 3 Mark

Leipzig **Fr. Wilh. Grunow**

Die Christliche Welt

Evangelisch-lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Neunter Jahrgang — Postzeitungsnummer 1442

Vierteljährlich 2 Mark

Nr. 34: Liebe und Liebenswürdigkeit — Die russische Kirche und ihre Sektirer: 3. Schluß — Balfour über das gute Recht der christlichen Weltanschauung und den modernen Naturalismus: 5 bis 7 — Furrers Vortrag auf dem Evangelisch-sozialen Kongreß — Biblische und kirchliche Ueberlieferung — Jerusalem. Von Loti — Verschiedenes: Der deutsche Student am Ende des neunzehnten Jahrhunderts; Der Kaufmannsstand und die soziale Frage; Sozial oder Sozialistisch; Die Schlacht von Sedan — Zur Sache des Pastors Müller in Rostock

---

Chronik der Christlichen Welt

Fünfter Jahrgang — Postzeitungsnummer 1450

Vierteljährlich 1 Mark

Nr. 34: Deutsche Evangelische Landeskirchen: Staat und Kirche — Gustav-Adolf-Verein: Die 51. Provinzialversammlung des Rheinischen Hauptvereins; Der Hauptverein Lübeck; Hohenzollern; Ostpreußen; Galizien; Böhmen und Mähren; Agram; Der Fonds der Pensionsanstalt der evangelischen Kirche A. und H. B. Oesterreichs; Württembergisches Waldenserjubiläum — Evangelische im Auslande: Die Prohibition in Amerika — Verschiedenes: Kongresse und Versammlungen; Vermischte Nachrichten

---

Preis der Grenzboten: vierteljährlich 9 Mark

Die Grenzboten

SEP 12 1895
LIBRARY.

Zeitschrift
für
Politik, Litteratur und Kunst

54. Jahrgang

Nr. 35

Ausgegeben am 29. August 1895

Inhalt:

	Seite
Ist die jetzige preußische Regierung national?	393
Brasilien. Von L. O. Brandt	401
Das medizinische Studium. Von Ernst Gystrow	413
Wandlungen des Ich im Zeitenstrome. 8. Das Jahr 1870	419
Die große Berliner Kunstausstellung. Von Adolf Rosenberg	428
Maßgebliches und Unmaßgebliches: Meineidsprozesse	437

Fr. Wilh. Grunow
Leipzig

Alle für die Grenzboten bestimmten Aufsätze und Zuschriften wolle man an den Verleger persönlich richten (J. Grunow, Firma: Fr. Wilh. Grunow, Königsstraße 20).

Die Manuskripte werden deutlich und sauber und nur auf die eine Seite des Papiers geschrieben mit breitem Rande erbeten.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig

Homeros

der Blinde von Chios und seine Werke

von

A. F. R. Knötel

Erster Teil

Preis broschirt 4 Mark 50 Pfennig

Atlantis

und das Volk der Atlanten

Ein Beitrag zur 400jährigen Festfeier der Entdeckung Amerikas

von

A. F. R. Knötel

Preis 4,50 Mark

Briefe

von

Annette von Droste-Hülshoff und Levin Schücking

Herausgegeben von

Theo Schücking

Preis broschirt 4 Mark

Leopold von Rankes

Leben und Werke

von

Eugen Guglia

Preis broschirt 4 Mark 50 Pfennig

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig

Aus däniſcher Zeit

Bilder und Skizzen

von

Charlotte Nieſe

Geſamtausgabe

In Leinwand gebunden 5 Mark 50 Pfennige

Zweite Reihe einzeln, gebunden 3 Mark

Die Flüchtlinge

Eine Geſchichte von der Landſtraße

von

Wilh. Speck

Preis broſchirt 2 Mark

Lorbeer

Erzählung

von

Auguſt Niemann

Preis broſchirt 2 Mark

Erinnerungen

aus den Knaben- und Jünglingsjahren eines alten Thüringers

Preis broſchirt 1 Mark 20 Pfennige

Die deutsche Rechtspartei

wird ihren **dritten Kongreß** am **11. September d. J.** und zwar — wie die beiden vorigen — in **Frankfurt a. M.** in den Sälen der **Allemannia**, Schillerplatz, abhalten.

Wir richten unsre Einladung auch diesmal an alle, die es mit uns an der Zeit halten, daß dem Rechte wieder Ansehen und Geltung verschafft werde, um uns vor den Gefahren partikularistischer Reaktion eben so sehr wie der Zentralisation und des Cäsarismus zu bewahren und die Grundlage für eine friedliche Gestaltung der europäischen Verhältnisse wieder zu gewinnen.

Die Vorbesprechungen beginnen am 10. September Abends, die Verhandlungen am 11. September, Vormittags 9 Uhr. Gegenstand derselben soll die Frage der **Revision der deutschen Verfassung** sein.

Das Referat hat übernommen Freiherr H. von Hodenberg-Wiedenhausen, das Korreferat Kabinetsrat a. D. Schimmelpfeng. Abends 8 Uhr wird Herr Rechtsanwalt Martin in öffentlicher Versammlung einen **Vortrag über die Politik des Umsturzes** halten.

Näheres wird noch in der „Deutschen Rechtspartei“ und in der „Deutschen Volkszeitung“ zur Mitteilung gelangen.

Zeitige Anmeldung erbitten wir an die Adresse des Freiherrn H. von Hodenberg-Wiedenhausen bei Hudemühlen (Hannover).

Auskunft über Wohnung u. s. w. erteilt auf Wunsch als Vorstand des Lokalkomites Herr Fritz Passavant, Frankfurt a. M., Niddastraße 30.

Das Komitee der deutschen Rechtspartei
Graf von der Decken

J. A. Krass,

Hôtel- und Weingutsbesitzer

in Rüdesheim a/Rh.

empfiehlt seine aus eignen Weinbergen gezogenen Weine; prämiirt **Wien** und **Philadelphia.**

Besucher von Rüdesheim sind zur Besichtigung der Kellereien höflichst eingeladen.

Als der Großvater die Großmutter nahm

Ein Liederbuch für altmodische Leute

Herausgegeben von

G. Wustmann

Dritte vermehrte Auflage

Preis in Damast gebunden 7 Mk., in Leder oder Atlas gebunden 12 Mk.

Leipzig — Fr. Wilh. Grunow

Skizzen aus unserm heutigen Volksleben

gezeichnet

von

Fritz Anders

Preis gebunden 3 Mark 60 Pfennige

Leipzig — Fr. Wilh. Grunow

Bilder aus dem Universitätsleben

von einem Grenzboten

Broschiert 2 Mark, gebunden 3 Mark

Leipzig — Fr. Wilh. Grunow

Die Christliche Welt

Evangelisch-lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Neunter Jahrgang — Postzeitungsnummer 1442

Vierteljährlich 2 Mark

Nr. 35: Zur Sedanfeier — Balfour über das gute Recht der christlichen Weltanschauung und den modernen Naturalismus: 8 bis 10. Schluß — Ueber die biblischen Wunder — Geistliche Gedanken eines Nationalökonomen — Furrers Vortrag auf dem Evangelisch-sozialen Kongreß: 2 — Unser Heiland die Geißel schwingend — Die blonde Kathrein. Ein Märchenspiel in drei Teilen von Richard Voß — Verschiedenes: Das Apostolikum; Akten zu meiner Amtseinsetzung; Nach vierzig Jahren; Der Einfluß des Christentums auf die Sklaverei im griechisch-römischen Altertum; Zum achtundzwanzigsten Kongreß für Innere Mission; Alkohol und Co. — Die Redaktion an die Herren Mitarbeiter

Chronik der Christlichen Welt

Fünfter Jahrgang — Postzeitungsnummer 1450

Vierteljährlich 1 Mark

Nr. 35: Deutsche Evangelische Landeskirchen: Staat und Kirche; Der Bonner Ferienkursus — Römische Kirche: Zum Jubiläum des Unfehlbarkeitsdogmas; Ein wichtiges Reichsgerichtserkenntnis; Ueber die Einführung eines neuen katholischen Volksgesangbuches in Baden — Verschiedenes: Ueber die Begründung eines Rektorenseminars in Göttingen; Die Pastoralkonferenz der Provinz Sachsen; Die Prohibition in Amerika (Schluß) — Personalien

Die Grenzboten

CORNELL UNIVERSITY
SEP 20 1895
LIBRARY

Zeitschrift
für
Politik, Litteratur und Kunst

54. Jahrgang

Nr. 36

Ausgegeben am 5. September 1895

Inhalt:

	Seite
Die Sozialdemokratie und die englischen Parlamentswahlen. Von R. Martin	441
Kirche und Schule. Von Bruno Haje	450
Wandlungen des Ich im Zeitenstrome. 8. Das Jahr 1870 (Fortsetzung)	463
Wie man sich verspricht	473
Maßgebliches und Unmaßgebliches: Die Zeichen des cubanischen Aufstandes — Cohn & Rosenberg — Zur Strafrechtspflege — Das Berliner Lutherdenkmal	479
Litteratur	486

Fr. Wilh. Grunow
Leipzig

Alle für die Grenzboten bestimmten Aufsätze und Zuschriften wolle man an den Verleger persönlich richten (J. Grunow, Firma: Fr. Wilh. Grunow, Königsstraße 20).

Die Manuskripte werden deutlich und sauber und nur auf die eine Seite des Papiers geschrieben mit breitem Rande erbeten.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig

Bilder aus dem Westen

von

E. Below

Preis broschirt 3 Mark

Fünfzig Jahre aus meinem Leben

Von

Richard Freiherrn von Strombeck

Generalmajor z. D.

Preis broschirt 1 Mark 60 Pf.

Erinnerungen aus meiner Dienstzeit

Von

Richard Berendt

Generalmajor z. D.

Preis broschirt 1 Mark 60 Pfg.

Erinnerungen

aus den Knaben- und Jünglingsjahren eines alten Thüringers

Preis broschirt 1 Mark 20 Pfennige

Otto Ludwigs gesammelte Schriften

in sechs Bänden

herausgegeben von

Professor Dr. **Adolf Stern** und Professor Dr. **Erich Schmidt**

Band I: Eine von Prof. Adolf Stern geschriebene Biographie, die Gedichte, Zwischen Himmel und Erde. Band II: Die Heiterethei und ihr Widerspiel nebst drei bisher ungedruckten Novellen. Band III und IV: Die vollendeten Dramen und die Dramenfragmente. Band V und VI: Die Studien mit Einschluß der Shakespeare-Studien.

Preis brosch. 28 M., in 6 Leinenbänden 34 M., in 6 Halbfranzbänden 42 M.

Die Bände können auch einzeln bezogen werden

Zwischen Himmel und Erde; Gedichte. Ein Band broschirt 3 M., in Leinwand geb. 4 M.
Heiterethei und Novellen. Ein Band broschirt 5 M., in Leinwand geb. 6 M.
Dramen. Ein Band broschirt 6 M., in Leinwand geb. 7 M.
Dramenfragmente. Ein Band broschirt 3 M., in Leinwand geb. 4 M.
Studien. Zwei Bände broschirt 8 M., in Leinwand geb. 10 M.
Biographie Otto Ludwigs von Adolf Stern. Broschirt 3 M., in Leinwand geb. 4 M.

Leipzig Fr. Wilh. Grunow

Briefe

von

Annette von Droste-Hülshoff und Levin Schücking

Herausgegeben von

Theo Schücking

Preis broschirt 4 Mark

Leipzig Fr. Wilh. Grunow

Grösstes und ältestes **Conserven**-Versand-Geschäft

von

Gegründet 1870 **Gustav Markendorf, Leipzig** *Gegründet 1870*

versende direkt an **Private** nach allen Gegenden:

In- und ausländische Conserven

aller Art, sowie viele

Specialitäten für Tafel und feine Küche,

als auch

diätetische Nahrungsmittel für Reconvalescenten

in anerkannt **nur besten Qualitäten**

Ausführliche Preisliste gratis und franko!

Briefe und Telegramme: **Gustav Markendorf, Leipzig**

Alle Sendungen werden promptest effektuirt und zwar in Höhe von **20 Mark** an innerhalb Deutschlands emballage- und portofrei

---

J. A. Krass,

Hôtel- und Weingutsbesitzer

in Rüdesheim a/Rh.

empfiehlt seine aus eignen Weinbergen gezogenen Weine; prämiirt Wien und Philadelphia.

Besucher von Rüdesheim sind zur Besichtigung der Kellereien höflichst eingeladen.

Als der Großvater die Großmutter nahm

Ein Liederbuch für altmodische Leute

Herausgegeben von

G. Wustmann

Dritte vermehrte Auflage

Preis in Damast gebunden 7 Mk., in Leder oder Atlas gebunden 12 Mk.

Leipzig Fr. Wilh. Grunow

Kleine Frauen

Von

Luisa M. Alcott

Deutsch von Pauline Schanz

Zweite revidirte Auflage.

36 Bogen. — Gebunden M. 6.—

Leipzig Fr. Wilh. Grunow

Graf Bismarck und seine Leute

während des Krieges mit Frankreich 1870/71

Von

Moritz Busch

7. Auflage. Volksausgabe. 1 Band gr. 8°.

Broschirt 6 Mark

in elegantem Halbfranzband 8 Mark 50 Pfennige

Leipzig Fr. Wilh. Grunow

Die Christliche Welt

Evangelisch-lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Neunter Jahrgang — Postzeitungsnummer 1442

Vierteljährlich 2 Mark

Nr. 36: Die Wirksamkeit des Wortes. Betrachtungen zum ersten Thessalonicherbriefe 3 — Gen Hannover — Hannover — Am Ufer des Sarno. Ein Bild aus der Diaspora Italiens: 1 — Die päpstliche Unfehlbarkeit im Lichte der Geschichte. Erste Hälfte — Verschiedenes: Die Bedeutung der deutschen Reformation für die Gesundheit unsers Volkslebens; Von der Hochkirche ins Kloster; Das neue Dogma; Helft den Witwen und Waisen; Der Evangelische Frauenverein in Meran — Quittung

---

Chronik der Christlichen Welt

Fünfter Jahrgang — Postzeitungsnummer 1450

Vierteljährlich 1 Mark

Nr. 35: Deutsche Evangelische Landeskirchen: Staat und Kirche; Der Bonner Ferienkursus — Römische Kirche: Zum Jubiläum des Unfehlbarkeitsdogmas; Ein wichtiges Reichsgerichtserkenntnis; Ueber die Einführung eines neuen katholischen Volksgesangbuches in Baden — Verschiedenes: Ueber die Begründung eines Rektorenseminars in Göttingen; Die Pastoralkonferenz der Provinz Sachsen; Die Prohibition in Amerika (Schluß) — Personalien

Nr. 36: Deutsche Evangelische Landeskirchen: Zur kirchlichen Lage in Württemberg; Noch eine Stimme zum Evangelisch-sozialen Kongreß — Römische Kirche: Die 42. Generalversammlung der Katholiken Deutschlands in München — Verschiedenes: Einladung zur achten Generalversammlung des Evangelischen Bundes — Personalien

---

Preis der Grenzboten: vierteljährlich 9 Mark

Die Grenzboten

Zeitschrift
für
Politik, Litteratur und Kunst

54. Jahrgang

Nr. 37

Ausgegeben am 12. September 1895

SEP 26 1895

Inhalt: Seite

Zur Kenntnis der englischen Weltpolitik. 7. Englands Stellung in Indien 489
Zwei Vorrechte der Besitzenden im Rechtsverkehr. Von Eugen Josef 505
Wandlungen des Ich im Zeitenstrome. 8. Das Jahr 1870 (Schluß) 511
Friedrich Hebbel und Otto Ludwig. Von Adolf Bartels. 4 522
Maßgebliches und Unmaßgebliches: Bebels und Liebknechts Dummheit — Wen trifft die Schuld? — Russische Arbeiter — Solon 528
Litteratur 535

Fr. Wilh. Grunow
Leipzig

Alle für die Grenzboten bestimmten Aufsätze und Zuschriften wolle man an den Verleger persönlich richten (J. Grunow, Firma: Fr. Wilh. Grunow, Königsstraße 20).

Die Manuskripte werden deutlich und sauber und nur auf die eine Seite des Papiers geschrieben mit breitem Rande erbeten.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig

Skizzen aus unserm heutigen Volksleben

gezeichnet von

Fritz Anders

Preis gebunden 3 Mark 60 Pfennig

Aus dänischer Zeit

Bilder und Skizzen

von

Charlotte Niese

Gesamtausgabe

In Leinwand gebunden 5 Mark 50 Pfennige

Zweite Reihe einzeln, gebunden 3 Mark

Die Flüchtlinge

Eine Geschichte von der Landstraße

von

Wilh. Speck

Preis broschirt 2 Mark

Lorbeer

Erzählung

von

August Niemann

Preis broschirt 2 Mark

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig

Deutsche Bürgerkunde

Kleines Handbuch des politisch Wissenswerten für jedermann

von

Georg Hoffmann und **Ernst Groth**

Preis gebunden 2 Mark

Allerhand Sprachdummheiten

Kleine deutsche Grammatik des Zweifelhaften, des Falschen und des Häßlichen

Ein Hilfsbuch für alle, die sich öffentlich der deutschen Sprache bedienen

von

Dr. Gustav Wustmann

Stadtbibliothekar und Direktor des Ratsarchivs in Leipzig

Preis gebunden 2 Mark

Das Deutschtum in Elsaß-Lothringen

1870—1895

Rückblicke und Betrachtungen

von

einem Deutschnationalen

Preis broschirt 3 Mark 50 Pfennige

Die Not des vierten Standes

Von

einem Arzte

Preis broschirt 2 Mark

J. A. Krass,

Hôtel- und Weingutsbesitzer

in **Rüdesheim a/Rh.**

empfiehlt seine aus eignen Weinbergen gezogenen Weine; prämiirt **Wien** und **Philadelphia.**

Besucher von Rüdesheim sind zur Besichtigung der Kellereien höflichst eingeladen.

Leopold von Rankes

Leben und Werke

von

Eugen Guglia

Preis broschirt 4 Mark 50 Pfennig

Leipzig **Fr. Wilh. Grunow**

Geschichtsphilosophische Gedanken

Ein Leitfaden durch die Widersprüche des Lebens

Von

Carl Jentsch

Preis in Leinwand gebunden 4 Mark 50 Pfg.

Leipzig **Fr. Wilh. Grunow**

Weder Kommunismus noch Kapitalismus

Ein Beitrag zur Lösung der europäischen Frage

von

Carl Jentsch

Preis in Leinwand gebunden 4 Mark 50 Pfg.

Leipzig **Fr. Wilh. Grunow**

Betrachtungen eines Laien

über unsre Strafrechtspflege

von

Carl Jentsch

Preis broschirt 1 Mark

Leipzig **Fr. Wilh. Grunow**

Neue Ziele, neue Wege

von

Carl Jentsch

Preis broschirt 1 Mark

Leipzig **Fr. Wilh. Grunow**

Die Christliche Welt

Evangelisch-lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Neunter Jahrgang — Postzeitungsnummer 1442

Vierteljährlich 2 Mark

Nr. 37: Aeußerer und innerer Friede. Aus einer Predigt Luthers — Ueber die Wirkung des Alkohols in den Gebieten der evangelischen Heidenmission — Von der evangelischen Kirche in der Provinz und Stadt Posen: 1 — Am Ufer des Sarno: 2 — Schlußbemerkungen zu Balfours „Grundlagen des Glaubens" — Neuere Werke Tolstois: 1. Wie ist mein Leben? — Bücher und Schriften: Festschrift für den 28. Kongreß; Die Verhandlungen des Evangelisch-sozialen Kongresses; Die Schulbibelfrage; Der freiwillige Dienst in der Wirtschaftlichen Frauenhochschule — Verschiedenes: Nationalökonomische und sozialpolitische Ferienkurse; Zur Ehre des evangelischen Pfarrhauses; Das Duell des Konsistorialrats Scheuner; Christliche Hospize; Wenn ich dich liebe, was geht es dich an? — Quittung

---

Chronik der Christlichen Welt

Fünfter Jahrgang — Postzeitungsnummer 1450

Vierteljährlich 1 Mark

Nr. 36: Deutsche Evangelische Landeskirchen: Zur kirchlichen Lage in Württemberg; Noch eine Stimme zum Evangelisch-sozialen Kongreß — Römische Kirche: Die 42. Generalversammlung der Katholiken Deutschlands in München — Verschiedenes: Einladung zur achten Generalversammlung des Evangelischen Bundes — Personalien

Nr. 37: Deutsche Evangelische Landeskirchen: Die Meiningische Landessynode; Meiningen — Evangelische im Auslande: Aus Ungarn — Verschiedenes: Ein fremdes Urteil über den Katholikentag in München; Ueber einen Bismarckfonds des Evangelischen Bundes; Sonntagsruhe in Italien; Missionswirksamkeit und der Wandel christlicher Europäer — Bibelstunden — Verzeichnis der Vorlesungen an den evangelisch-theologischen Fakultäten im Wintersemester 1895/96 — — Personalien

---

Preis der Grenzboten: vierteljährlich 9 Mark

Die Grenzboten

Zeitschrift
für
Politik, Litteratur und Kunst

54. Jahrgang

Nr. 38

Ausgegeben am 19. September 1895

OCT 3 1895
LIBRARY

Inhalt:

	Seite
Zum 20. September	537
Die Sozialreform und die Gemeinden	540
Politische Anmerkungen zur italienischen Litteraturgeschichte	546
Nicolaus Becker und sein Rheinlied. Von W. Ungewitter	558
Im Zwischendeck	572
Maßgebliches und Unmaßgebliches: Ein neues Programm	582

Fr. Wilh. Grunow
Leipzig

Alle für die Grenzboten bestimmten Aufsätze und Zuschriften wolle man an den Verleger persönlich richten (J. Grunow, Firma: Fr. Wilh. Grunow, Königsstraße 20).

Die Manuskripte werden deutlich und sauber und nur auf die eine Seite des Papiers geschrieben mit breitem Rande erbeten.

Hefte zur Christlichen Welt

Es sind bisher erschienen:

1. **Der rechte evangelische Glaube.** Von D. Rade, Pfarrer zu Frankfurt a. M. Preis 40 Pf.
2. **Zur Würdigung des Apostolikums.** Von D. F. Kattenbusch, Professor der Theologie in Gießen. Preis 40 Pf.
3. **Antwort auf die Streitschrift D. Cremers: „Zum Kampf um das Apostolikum."** Von D. Adolf Harnack, Professor der Theologie in Berlin. Preis 40 Pf.
4. **Worum handelt es sich in dem Streit um das Apostolikum?** Mit besonderer Rücksicht auf D. Cremers Streitschrift beantwortet von D. W. Herrmann, Professor der Theologie in Marburg. Preis 40 Pf.
5. **Die Norm des echten Christentums.** Von D. Hans Hinrich Wendt, Professor der Theologie in Heidelberg. Preis 50 Pf.
6. **Die Verpflichtung auf das Bekenntnis in der evangelischen Kirche.** Von D. Julius Kaftan, Professor der Theologie in Berlin. Preis 40 Pf.
7. **Das Alte Testament und die evangelische Gemeine.** Von D. Hermann Schultz, Professor der Theologie in Göttingen. Preis 40 Pf.
8. **Wie dünket Euch um Christus? Wes Sohn ist er?** Von L. Clasen, Pfarrer in Eichenbarleben bei Magdeburg. Preis 40 Pf.
9. **Christentum und Staat.** Von Gustav Habermann, Pfarrer in Zwinge (Harz). Preis 60 Pf.
10. **Der zweite Artikel im Lutherischen kleinen Katechismus.** Fragen und Vorschläge von D. W. Bornemann, Professor in Magdeburg. Preis 40 Pf.
11. **Der Glaube an Jesus Christus und die geschichtliche Erforschung seines Lebens.** Von D. Max Reischle, Professor der Theologie in Gießen. Preis 40 Pf.
12. **Wider den Reichsboten.** In Sachen des Evangeliums und der Freiheit. Von Gustav Habermann, Pfarrer in Zwinge (Harz). Preis 50 Pf.
13. **Das Apostolikum als Tauf- und Konfirmationsbekenntnis.** Von D. Karl Köhler, Oberkonsistorialrat in Darmstadt. Preis 40 Pf.
14. **Welchen Segen bringt die Beschäftigung mit der modernen Theologie unserm praktischen Berufsleben?** Von Lic. S. Eck, Pfarrer in Rumpenheim a. M. Preis 40 Pf.
15. **Die Ergebnisse der neuern alttestamentlichen Forschungen und ihre Bedeutung für die Kirche.** Von Friedrich Doerne, Pfarrer in Schönbach, O.-L. Preis 40 Pf.

16./17. **Kirche Christi und Landeskirche.** Zwei Vorträge, gehalten auf der Evangelischen Konferenz in Schlesien von Karl Müller, Professor der Theologie in Breslau, und Erich Foerster, Pastor in Hirschberg. Preis 60 Pf.

18. **Vom alten neuen Glauben.** Erlebnisse und Bekenntnisse eines Laien. Preis 50 Pf.
19. **Zur Verständigung über den Glaubensbegriff.** Von L. Clasen, Pfarrer in Eichenbarleben bei Magdeburg. Preis 40 Pf.
20. **Bedingungen des christlichen Glaubens in der Gegenwart.** Von Gaston Frommel, Professor der systematischen Theologie in Genf. Preis 40 Pf.

Leipzig

Fr. Wilh. Grunow

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig

Graf Bismarck und seine Leute

während des Krieges mit Frankreich

Nach Tagebuchblättern

von

Moritz Busch

Siebente vermehrte und verbesserte Auflage

Erste Volksausgabe

Preis broschirt 6 Mark, in Halbfranzband 8 Mark 50 Pfg.

Fünfzig Jahre aus meinem Leben

Von

Richard Freiherrn von Strombeck

Generalmajor z. D.

Preis broschirt 1 Mark 60 Pf.

Erinnerungen aus meiner Dienstzeit

Von

Richard Berendt

Generalmajor z. D.

Preis broschirt 1 Mark 60 Pfg.

Feldpostbriefe

eines vermißten ehemaligen Afraners

aus dem Kriege 1870

Herausgegeben von seinem Bruder

Lic. theol. G. Türk

Professor an der Fürsten- und Landesschule St. Afra in Meißen

Preis broschirt 1 Mark 50 Pfennige

Neuigkeit von: RUDOLF BAUMBACH

Soeben erschien:

Aus der Jugendzeit

von

Rudolf Baumbach

28 Bogen 8°. Preis broschirt M. 5.—

Die zahlreichen Verehrer Baumbachs dürften dieser ersten Gabe des Autors auf novellistischem Gebiete besonderes Interesse entgegenbringen.

In den grösseren Buchhandlungen vorrätig, wo einmal nicht der Fall, erfolgt gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom Verleger

A. G. Liebeskind, Leipzig, Poststrasse 9/11.

Grösstes und ältestes Conserven-Versand-Geschäft!

Gustav Markendorf, Leipzig

versendet an Private nach allen Gegenden: In- und ausländische Conserven

sowie alle Specialitäten für Tafel und feine Küche in den bekannten nur besten Qualitäten zu billigsten Preisen und zwar:

Für den Frühstücks- und Mittagstisch. — Für den Theetisch. — Für Bowlen. — Für Jagd und Manöver. — Für Reise- und Landaufenthalt.

Preiscourant gratis und franco!

Zu Festgeschenken

empfehle die so sehr beliebten, höchst eleg. ausgestatteten **„Frühstückskörbchen“.** Dieselben haben sich schon längst allgemeine Beliebtheit bei einem grossen Publikum erworben und eignen sich, wie selten etwas, als praktisches und gern gesehenes **Gelegenheits-Geschenk!**

Die Zusammenstellung des Inhalts geschieht unter Zugrundelegung meines Preiscourantes, nach den speciellen Wünschen meiner geehrten Auftraggeber, oder auch bei Angabe des Preises nach mir gütigst zu überlassender Wahl.

Preise für einfache und feinste Arrangements: von 6—30 M und darüber.

Sorgfältigste Verpackung garantirt. Briefe und Telegramme

Gustav Markendorf, Leipzig.

Geschäftsprinzip der Firma Gustav Markendorf: „Streng reellste Bedienung bei soliden Preisen.“

J. A. Krass,

Hôtel- und Weingutsbesitzer

in Rüdesheim a/Rh.

empfiehlt seine aus eigenen Weinbergen gezogenen Weine; prämiirt **Wien** und **Philadelphia.**

Besucher von Rüdesheim sind zur Besichtigung der Kellereien höflichst eingeladen.

Bilder aus dem Westen

von

E. Below

Preis broschirt 3 Mark

Leipzig — Fr. Wilh. Grunow

Die Christliche Welt

Evangelisch-lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Neunter Jahrgang — Postzeitungsnummer 1442

Vierteljährlich 2 Mark

Nr. 38: Gruß aus dem Westen — Die Unvernunft des Unglaubens — Pestalozzi, ein Vorbote der Innern Mission — Pfarrer von Bodelschwingh und die Innere Mission — Schloß Werdorf — Das neue amerikanische Gegenstück der Jünglingsvereine in seinem Wert und Unwert für deutsche Verhältnisse — Ein Lehrbuch der Innern Mission — Von der evangelischen Kirche in der Provinz und Stadt Posen: Zweite Hälfte — Verschiedenes: Eine vortreffliche Uebersicht: Die älteste deutsche Monatsschrift für Innere Mission; Leitfaden der Innern Mission; Werkstätten evangelischer Liebesthätigkeit; Im Dienste der Liebe; Einen fröhlichen Geber hat Gott lieb; Gesellenheime in Berlin; Ueber das christliche Gemeinschaftswesen; Von Robertsons sozialpolitischen Reden — Quittung — Tageszeitung betreffend — Zur Beachtung

Chronik der Christlichen Welt

Fünfter Jahrgang — Postzeitungsnummer 1450

Vierteljährlich 1 Mark

Nr. 37: Deutsche Evangelische Landeskirchen: Die Meiningische Landessynode; Meiningen — Evangelische im Auslande: Aus Ungarn — Verschiedenes: Ein fremdes Urteil über den Katholikentag in München; Ueber einen Bismarckfonds des Evangelischen Bundes; Sonntagsruhe in Italien; Missionswirksamkeit und der Wandel christlicher Europäer — Bibelstunden — Verzeichnis der Vorlesungen an den evangelisch-theologischen Fakultäten im Wintersemester 1895/96 — Personalien

Nr. 38: Deutsche Evangelische Landeskirchen: Ueber die sechste Hauptversammlung des Reformirten Bundes für Deutschland; Die Klonerlausnitzer Pastoralkonferenz — Ueber einen merkwürdigen Mißbrauch der Ordination; Eine Probe kirchlichen Optimismus; Einen Brief Stöckers; Aus einer rheinischen Synodalpredigt dieses Jahres; D. theol. Adolf Zahn — Heidenmission: Christentum und Hinduismus; Missionswirksamkeit und der Wandel christlicher Europäer — Verschiedenes: Der neue altkatholische Weihbischof Dr. Th. Weber; Vermischte Nachrichten — Verzeichnis der Vorlesungen an den außerdeutschen evangelisch-theologischen Fakultäten im Wintersemester 1895/96 — Personalien — Zur Beachtung

Preis der Grenzboten: vierteljährlich 9 Mark

Die Grenzboten

Zeitschrift
für
Politik, Litteratur und Kunst

54. Jahrgang

Nr. 39

Ausgegeben am 26. September 1895

Inhalt:

	Seite
Zum Währungskampfe	585
Pädagogische Universitätsseminare	569
Politische Anmerkungen zur italienischen Litteraturgeschichte (Schluß)	605
Entrückt in die Zukunft	615
Maßgebliches und Unmaßgebliches: Parteipolitik und unabhängige Kritik — Kriegserinnerungen — Probeweise und kommissarisch — Die Sedanfeier in Straßburg	622
Litteratur	629

Fr. Wilh. Grunow
Leipzig

Alle für die Grenzboten bestimmten Aufsätze und Zuschriften wolle man an den Verleger persönlich richten (J. Grunow, Firma: Fr. Wilh. Grunow, Königsstraße 20).
Die Manuskripte werden deutlich und sauber und nur auf die eine Seite des Papiers geschrieben mit breitem Rande erbeten.

In kurzem erscheint in meinem Verlage:

Zur Geschichte und Kritik der modernen deutschen Kunst

Gesammelte Aufsätze

von

Julius Meyer

weiland Direktor der Kgl. Gemäldegallerie in Berlin, Verfasser der Geschichte der modernen französischen Malerei u. s. w.

herausgegeben von

Dr. Conrad Fiedler

Preis broschirt 5 Mk., in Halbfranzband 7,50 Mk.

In dieser Sammlung werden die seiner Zeit in den Grenzboten veröffentlichten Aufsätze Meyers, die damals ungewöhnliches Aufsehen erregten und den litterarischen Ruf des Verfassers begründeten, zusammengefaßt.

Leipzig Fr. Wilh. Grunow

In kurzem erscheint in meinem Verlage:

Homeros

der Blinde von Chios und seine Werke

2. Band

von

August Knötel

Preis broschirt 4 Mark 50 Pfennig

Preis des 1894 erschienenen 1. Bandes, broschirt 4 Mk. 50 Pfg.

Von demselben Verfasser ist bei mir erschienen:

Atlantis

und das Volk der Atlanten

Ein Beitrag

zur 400jährigen Festfeier der Entdeckung Amerikas

Preis broschirt 4 Mark 50 Pfennige

Leipzig Fr. Wilh. Grunow

In kurzem gelangt zur Ausgabe eine

neue Auflage

von

Als der Großvater die Großmutter nahm

Ein Liederbuch für altmodische Leute

herausgegeben von

Gustav Wustmann

Dritte, vermehrte und verbesserte Auflage

Elegant gebunden 7 Mark

Leipzig — Fr. Wilh. Grunow

J. A. Krass,

Hôtel- und Weingutsbesitzer

in **Rüdesheim** a/Rh.

empfiehlt seine aus eignen Weinbergen gezogenen Weine; prämiirt **Wien** u. **Philadelphia.**

Besucher von Rüdesheim sind zur Besichtigung der Kellereien höflichst eingeladen.

Die Christliche Welt

Evangelisch-lutherisches Gemeindeblatt
für Gebildete aller Stände

Neunter Jahrgang — Postzeitungsnummer 1442

Vierteljährlich 2 Mark

Nr. 39: Zur Begrüßung der Zwickauer Bundesversammlung — Zwickau im Zeitalter der Reformation — Vom kirchlichen Leben der Zwickauer Gegend — Die päpstliche Unfehlbarkeit im Lichte der Geschichte: 3 und 4 — Die religiösen Lebenskräfte des modernen Katholizismus — Aus Italien: 1. Congresso mariano; 2. Die klerikale Presse und der 20. September — Eine Friedensstimme aus der Zeit des konfessionellen Haders — Verschiedenes: Zum Besuch der Zwickauer Ratsschulbibliothek; Freundschaftliche Streitschriften; Quellen zur Geschichte des Papsttums; Muldenstein — Zur Beachtung — Quittung.

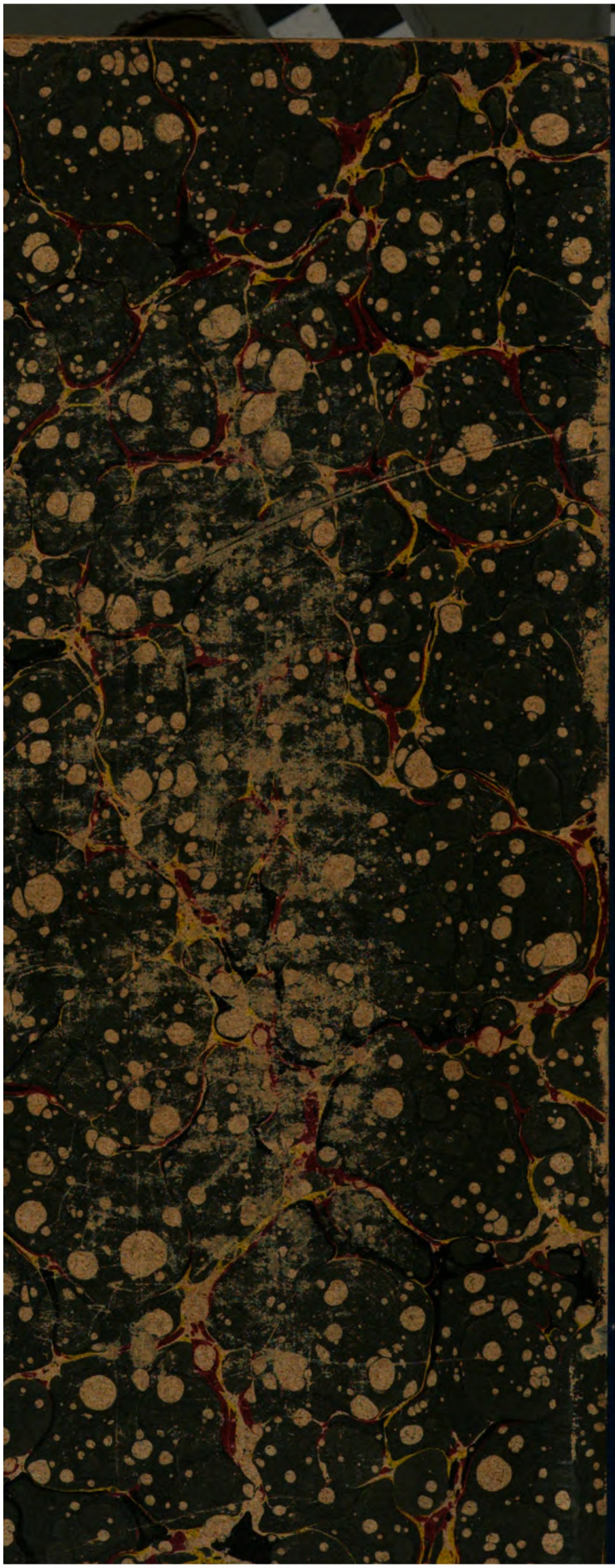
Chronik der Christlichen Welt

Fünfter Jahrgang — Postzeitungsnummer 1450

Vierteljährlich 1 Mark

Nr. 39: Die 48. Hauptversammlung des evangelischen Vereins der Gustav-Adolf-Stiftung in Hannover — Deutsche Evangelische Landeskirchen: Ueber die Folgen der landeskirchlichen Versammlung; Zu der Ernennung des Konsistorialrats D. Goebel zum Professor der Theologie in Bonn — Verschiedenes: Vermischte Nachrichten — Personalien

---

Preis der Grenzboten: vierteljährlich 9 Mark

PL00
9/82